Völkerkunde

Oscar Peschel

VÖLKERKUNDE

VON

OSCAR PESCHEL.

SECHSTE AUFLAGE

BEARBEITET

VON

ALFRED KIRCHHOFF.

MIT EINEM NAMEN- UND SACHVERZEICHNIS.

LEIPZIG,
VERLAG VON DUNCKER & HUMBLOT.
1885.

VORWORT ZUR ERSTEN AUFLAGE.

Andere Antriebe als der innere Drang müssen wirksam sein, wenn sich ein Schriftsteller entschliesst, etwas zu veröffentlichen, was auch nur annähernd einem Handbuche gleicht, denn an eine solche wenig erquickende Arbeit wird immer die Forderung der Vollständigkeit gestellt werden müssen. Handelt es sich dabei um eine Völkerkunde, so sieht sich der Verfasser gezwungen, auch solche Gebiete zu betreten, deren Anbau nur dem strengen Fachmann gestattet ist. Er hat dann nicht mehr eigene Gedanken vorzutragen, sondern nur die Erkenntnisse maassgebender Gelehrten zu wiederholen, und es verlässt ihn dabei nie das drückende Gefühl, als pflücke er Rosen in fremden Gärten. Nie wäre es dem Unterzeichneten in den Sinn gekommen, ein Lehrgebäude der Völkerkunde neu aufzurichten, wenn er nicht am Beginn des Jahres 1869 von dem damaligen Kriegsminister General A. v. Roon aufgefordert worden wäre, dessen „Völkerkunde als Propädeutik der politischen Geographie" in vierter Auflage verjüngt herauszugeben. Der Wunsch eines Mannes, dessen Name eng an die Schöpfung unseres Heerwesens geknüpft ist, wurde zur Pflicht für einen Deutschen, dem die errungene Stärke seines Volkes Dankespflichten für ihre grossen Urheber auferlegte. Nach rasch erfolgter brieflicher Verständigung sollte auf dem Titel das neue Werk als ein gemeinsames des Herrn v. Roon und des Verfassers bezeichnet, dem ersteren aber die Arbeit zur Billigung vorgelegt werden.

Als aber nach beinahe fünf Jahren ein Theil des fertigen Druckes im letzten Herbste abgehen konnte, ergab sich, dass Se. Excellenz der Herr Feldmarschall Graf Roon, wegen seiner erschütterten Gesundheit sich vorläufig nicht über den Inhalt der „Völkerkunde" zu unterrichten vermochte, dass er zwar nach Eintritt der Genesung es zu thun gedächte, dass er indessen, wenn ein derartiger Aufschub Nachtheile für den Verfasser und Verleger befürchten liesse, eine

alsbaldige Veröffentlichung ihrem Ermessen anheim stellte, dann aber eine Erwähnung seines Namens auf dem Titel ausgeschlossen bleiben müsste. Ein längerer Aufschub war in der That nicht rathsam, denn wie rasch bei der heutigen wissenschaftlichen Thätigkeit, namentlich auf dem Gebiete der Völkerkunde, die Arbeiten altern, wurde dem Verfasser während des Druckes empfindlich nahe gerückt durch das Erscheinen mancher neuen Untersuchung, die sich nicht mehr benutzen liess.

Der ursprüngliche Zweck des Unternehmens, nämlich A. v. Roons „Völkerkunde als Propädeutik der politischen Geographie" für die heutigen wissenschaftlichen Ansprüche neu zu erwecken, ist demnach zur Bekümmerniss des Verfassers verfehlt worden.

Leipzig, 10. Januar 1874.

Oscar Peschel.

VORWORT ZUR SECHSTEN AUFLAGE.

Die wohlwollende Aufnahme, welche des Unterzeichneten Bearbeitung von Peschels Völkerkunde in der fünften Auflage erfahren hat, bürgt dafür, dass seine Bearbeitungsweise sich in erfreulichem Einklang befindet mit den Wünschen der deutschen Leser.

So ist denn auch diesmal dem Grundsatze getreu verfahren worden, den Geist dieses Werkes, welches sich längst die Zuneigung der Gebildeten unserer Nation gewonnen hat, völlig unversehrt zu bewahren und nur da Veränderungen im einzelnen einzufügen, wo der Fortschritt der Wissenschaft dies verlangte. Wenn nunmehr trotz dieser Zurückhaltung, zu der sich der Bearbeiter pietätvoll verpflichtet erachtete, kaum noch eine Seite des Buches den ursprünglichen Text ungeändert darbietet, manche sogar wohl kaum noch ein Wort des Verfassers birgt, so hofft der Bearbeiter dennoch, dass man auch in der vorliegenden neuen Gestalt nur die Verjüngung eines nach wie vor echt Peschelschen Werkes anerkennen wird.

Halle, im Februar 1885.

Alfred Kirchhoff.

INHALT.

Die Menschenrassen.

EINLEITUNG.

I.

Die Stellung des Menschen in der Schöpfung.

Schon bei dem ersten Versuche die belebte Schöpfung zu klassifiziren vereinigte Linné, ohne einen Anstoss zu erregen, innerhalb der Säugetierklasse die Menschen und die Affen zu einer Ordnung, welche er als die Primaten bezeichnete. In unseren Tagen hat sich jedoch ein wissenschaftlicher Streit entsponnen, ob das Menschengeschlecht von den Affen durch den Rang einer Ordnung oder nur durch den einer Unterordnung getrennt werden solle. Da es sich hier darum handelt, welchen Wert man den Begriffen Ordnung oder Unterordnung innerhalb eines systematischen Baues beizulegen gesonnen ist, so hat die Völkerkunde keinen Beruf sich in diese Verhandlungen zu mischen. Richard Owen glaubte sich überzeugt zu haben, dass bei dem Menschen allein das kleine Gehirn vollständig vom grossen überragt werde und uns dadurch ein entschieden höherer Rang selbst über den am günstigsten gebauten Affenarten gesichert sei. Dass aber diese Behauptung nur auf irrigen Beobachtungen beruhte, ist allgemein anerkannt worden, selbst von solchen Naturforschern, die wie Gratiolet gegen die Lehre der historisch erfolgenden Artenumwandlungen sich erklärt haben.

Auch die Unterscheidung des Menschen und der Affen als Zweihänder und als Vierhänder ist durch neuere Untersuchungen beseitigt worden. Die Fusswurzelknochen des Gorilla gleichen in allen wichtigen Beziehungen der Zahl, Anordnung und Form denen des Menschen. Nur sind bei diesem Tiere die Mittelfussknochen und Finger verhältnismässig länger und schlanker, während die grosse Zehe nicht blos vergleichsweise kürzer und schwächer, sondern durch ein beweglicheres Gelenk mit ihren Metatarsalknochen an die Fusswurzel gelenkt ist[1]).

[1]) Huxley, Stellung des Menschen in der Natur. Braunschweig 1863. S. 105.

Ferner besitzt der Greiffuss der Affen die drei Muskeln (M. peronaeus longus, flexor brevis, extensor brevis), welche der Hand fehlen[1]), wenn auch die Befestigung der Zehenbeuger beim Menschenfuss etwas verschieden sein mag. Wenn aber auch die hinteren Gliedmaassen des Gorilla als echte Füsse anerkannt werden müssen, so sind doch ihre Verrichtungen andere als die unseres Fusses und durch sie allein erhöht sich schon der morphologische Rang des Menschen weit über die am höchsten gestellten Affen. Als höher gilt uns nämlich derjenige Körperbau, der besondere Verrichtungen auf besondere Werkzeuge beschränkt. Niedriger stehen uns dagegen solche Geschöpfe, die mit denselben Gliedmaassen eine Mehrzahl von Tätigkeiten vollziehen müssen, wie etwa Vögel ihre Kiefern, die uns nur zur Zermalmung der Nahrung dienen, zum Ergreifen, bisweilen selbst zum Klettern, also zur Ortsbewegung benützen müssen. Die vorderen und die hinteren Gliedmaassen der Affen verrichten die nämlichen Dienste, nämlich sie greifen und sie klettern, wobei noch zu erwägen ist, dass gerade im Klettern die wichtigste Ortsbewegung jener Geschöpfe besteht. Wohl versuchen auch die menschenähnlichen Affen sich zum aufrechten Gange zu erheben, doch legen sie nur kurze Strecken und diese nicht ohne Anstrengung zurück. Im malayischen Indien gehen die Hylobatesarten, die sonst dem Menschen viel ferner stehen als die drei anderen höchsten Affen, wiewohl mit gebogenen Knieen stets aufrecht, dabei berühren sie jedoch mit ihren langen bis auf die Erde herabreichenden Fingerspitzen, um sich im Gleichgewicht zu erhalten, bald rechts bald links den Boden[2]). Andererseits muss zugegeben werden, dass bei manchen Menschenstämmen der Fuss zum Ergreifen benutzt wird, namentlich sind es Nubier, die sich mit der grossen Zehe im Schiffstauwerk festhalten[3]), oder Eingeborene der Philippinen, die mit ihren Zehen kleine Geldstücke vom Boden aufheben, ja selbst im Schoosse europäischer Gesittung ist es vorgekommen, dass wegen Körpermängel Schönschreiber und geschätzte Maler Feder und Pinsel mit ihren Zehen geführt haben[4]), noch jüngst liess sich ein armloser Violinvirtuose in verschiedenen grösseren Städten Europas sehen und hören. Doch verengern solche kleine Annäherungen nur wenig die breite Kluft zwischen uns und den Affen, die sich zunächst auf die Arbeitsteilung zwischen den vorderen und hinteren Gliedmaassen gründet. Sobald das Kind aufhört die Hände zur Ortsbewegung zu benützen,

[1]) Claus, Grundzüge der Zoologie. Marburg 1873. S. 1125.
[2]) Mohnike, Die Affen der indischen Welt. Ausland 1872. S. 714.
[3]) Pouchet, Plurality of the Human Race. London 1864. S. 39.
[4]) Mohnike a. a. O. S. 847. Waitz, Anthropologie. Bd. 1. S. 117.

hat es sich schon einen hohen Rang in der Schöpfung erworben. Wenn auch am Fusse des Gorilla nur der Unterschied haftet, dass die grosse Zehe den anderen Zehen entgegengestellt werden kann, so wird er doch eben dadurch zu einem Greiforgan und zum Gehen minder geeignet; er bleibt zwar durchaus ein Fuss nach seinen anatomischen Merkmalen, aber er ist ein Greiffuss[1]). Die Affen treten überhaupt entweder mit den äusseren Rändern ihrer Sohlen oder wie Orang-Utan und Tschimpanse mit dem Rücken ihrer gebogenen Fingerglieder auf[2]). Der Mensch im Gegensatz zum Affen steht, geht, läuft, springt, tanzt, klettert, schwimmt, reitet, sitzt und kann lange in der Rückenlage verweilen. Der aufrechte Gang hat die Verkürzung der vorderen Gliedmaassen zur Folge gehabt und, wie Carl Vogt bemerkt, auch die Schüsselform des Beckens zum Tragen der Eingeweide[3]). Unser verhältnismässig so geräumiger Schädel schwebt im Gleichgewicht auf den Stützpunkten, die ihm die Wirbelsäule gewährt, und treten wie beim Neger die Kiefern stark nach vorn, so verlängert sich zur Beseitigung der Störung zugleich das Hinterhaupt. Die vorderen Gliedmaassen, erlöst von den Verrichtungen der Ortsbewegung, dienen nur noch zum Ergreifen, und sie sind bisher noch immer geschickt gefunden worden um alles auszuführen, was der menschliche Verstand ersinnen mochte[4]).

Naturforscher, wie Pruner Bey, haben die Behauptung in Umlauf gesetzt, dass der Bau der Stimmwerkzeuge bei den Affen ungeeignet sei zum Hervorrufen gegliederter Laute, allein dieser Satz ist von Darwin widerlegt worden, der als Beispiel anführt, dass ein Affe in Paraguay[5]) bei innerer Aufregung sechs verschiedene Töne ausstösst, welche bei seinen Genossen ähnliche Stimmungen veranlassen. Wenn auch das Gebiss des Menschen und der Affen in der alten Welt übereinstimmt, so entwickelt sich doch bei uns der dauernde Spitzzahn vor den letzten Backzähnen und unter diesen die vorderen vor den hinteren, beim Affen dagegen bildet die Entwicklung der dauernden Spitzzähne den Schluss der Zahnbildung, auch

[1]) Hartmann, Die menschenähnlichen Affen. Leipzig 1883. S. 138.

[2]) Darwin, Abstammung des Menschen. Stuttgart 1871. Bd. 1. S. 120.

[3]) Vorlesungen über den Menschen. Bd. 1. S. 172.

[4]) Steinthal (Psychologie und Sprachwissenschaft. Berlin 1871. Bd. 1. S. 342) will behaupten, dass unser Auge durch die Arme bei Erkenntnis der Raumverhältnisse unterstützt werde und dass deshalb die räumlichen Anschauungen des Menschen entwickelter seien als die des Tieres. Allein den Affen leisten ihre Arme die nämlichen Dienste, dem Elefanten sein Rüssel, den Insekten ihre Fühlhörner vielleicht noch bessere.

[5]) Cebus Azarae. Darwin, Abstammung des Menschen. Bd. 1. S. 45.

tritt der zweite hintere Backzahn früher hervor als die zwei vorderen Backzähne. Endlich ist noch das frühere Verschwinden des Zwischenkieferknochens bei der menschlichen Leibesfrucht als Unterscheidung vom Affen anzuführen.

Durch die letzten Tatsachen werden wir noch gemahnt einen Blick auf die Entwicklungsgeschichte des Menschen zu werfen, die so wichtig geworden ist, seit 1812 Johann Friedrich Meckel in Halle es aussprach, dass jedes Tier im unreifen Zustande, und dieser dauert von der Befruchtung des Eies bis zu den ersten Geschlechtstätigkeiten, alle Formen durchläuft, welche den tief und tiefer unter ihm stehenden Tieren während des ganzen Lebens zukommen. Zur Zeit der Geburt ist die Kluft zwischen dem Kinde und dem Affenjungen noch immer sehr schmal. Neulinge könnten in Verlegenheit geraten, wenn sie Schädel von Kindern oder jungen Tschimpansen unterscheiden sollten. An Grösse kommen sich die Hirne der Kinder und der Affenjungen sehr nahe, von allen Teilen des Kopfes aber wächst das Gehirn des Affen am wenigsten. Wenn daher auch das Gehirn des menschenähnlichen Affen alle Hauptteile des menschlichen Gehirns enthält, so verfolgt doch seine Entwicklung eine ganz andere Richtung. Das Junge des Orang-Utan oder Tschimpanse, unseren Kindern im Betragen so ähnlich, verliert im Laufe des Wachstums mehr und mehr die Anklänge an die menschliche Bildung. Ehe noch der Zahnwechsel sich einstellt, hat das Gehirn des Affen in der Regel seine Vollendung erreicht, während beim Kinde die eigentliche Ausbildung dann erst recht beginnt. Umgekehrt wächst beim Affen der Gesichtsschädel in tierischer Richtung, so dass schliesslich der grösste Affe ein Kindergehirn mit dem Gebiss eines Ochsen vereinigt. Daraus ergiebt sich, dass durch fortschreitende Entwicklung der Affen nie ein Mensch entstehen kann, denn ihre Ausbildung ist nach anderen Zielen gerichtet, und je länger sie sich nach diesen bewegen, desto mehr erweitern sich zwischen ihnen die Abstände. Gerade bei den niedrigsten, in ihrer Entwicklung gleichsam verzögerten Affenarten, so beim Uistiti des östlichen Brasilien, behält das Knochengerüst des Kopfes eine höhere Menschenähnlichkeit als bei den menschenähnlichen Arten[1]). Es ist nur ein volkstümliches Missverständnis gewesen, dass der Mensch nach dem Dogma der Artenwandlung von einem der vier höchsten Affen abstammen solle. Weder Darwin noch irgend einer seiner Anhänger haben jemals so etwas behauptet, sondern vielmehr, dass die Vorfahren der Menschen sich abzweigten von längst ausgestorbenen Arten der Katarhinen-

[1]) Virchow, Menschen- und Affenschädel. Berlin 1870. S. 25 f.

gruppe im ersten oder frühesten Abschnitt der Tertiärzeit[1]). Sollte diese Vermutung jemals von der Wissenschaft anerkannt werden, so müssten Zwischenformen und Uebergänge von jenen Affen der eocänen Zeit zu den heutigen Menschen irgendwo entdeckt werden. An dem Tage, wo dies geschähe, wo die einzelnen Glieder in der Kette des Gestaltenwechsels sichtbar vor uns lägen, bliebe keinem denkenden Menschen ein Zweifel über den Vorgang übrig.

Wir können diese Betrachtungen nicht schliessen, ohne einen Vorwurf zurückzuweisen, der im stillen sich vielleicht regen möchte, als ob wir nämlich die Verstandestätigkeiten des Menschen unbeachtet lassen wollten. So mag denn sogleich wiederholt werden, was bereits Darwin ausgesprochen hat, dass Gewissensregungen verknüpft mit der Empfindung der Reue, dass Pflichtgefühle als die bedeutungsvollsten Unterschiede uns vom Tiere trennen, dass bei diesem letzteren keine Möglichkeit vorhanden ist zur Lösung einer mathematischen Aufgabe, noch bei ihm die Rede sein kann von Bewunderung eines Naturgemäldes oder einer Kraftäusserung, dass auch kein Nachdenken statthaben kann über eine Verkettung der Erscheinungen und noch weniger die Annahme eines Urhebers oder eines göttlichen Willens[2]). Die höchsten Unterschiede zwischen Menschen und Tieren werden erst bei der Untersuchung über die Entwicklungsgeschichte unserer Sprache von selbst hervortreten, und ebenso enthält die Sittengeschichte der Völker stillschweigend die beste Begründung einer höheren Würde der Menschheit. Doch zählen alle diese Tatsachen nicht mit, wenn es sich darum handelt, dem Menschen innerhalb des Tierreiches seine Stelle anzuweisen, gerade so wenig wie die Klugheit des Elefanten nicht seinen Platz in einem zoologischen Lehrgebäude zu verrücken vermag. Dem Menschen gebührt nur derjenige Rang in einem morphologischen Systeme, den ihm in künftigen Erdaltern ein denkendes Geschöpf innerhalb einer wissenschaftlichen Ordnung des Tierreiches anweisen würde, wenn nichts mehr von unserm Geschlechte vorhanden sein sollte, als eine ausreichende Anzahl versteinerter Knochenreste. Nach den Grundsätzen der vergleichenden Anatomie und nach dem systematischen Bedürfnis allein würde er dann höchstens als Unterordnung von den übrigen Zweihändern der geologischen Gegenwart getrennt werden.

[1]) **Darwin**, Abstammung des Menschen. Bd. 1. S. 171. **Haeckel**, Natürliche Schöpfungsgeschichte. 7. Aufl. Berlin 1879. S. 599.

[2]) **Darwin**, Abstammung des Menschen. Bd. 1. S. 28, 59, 76, 90.

II.

Die Arteneinheit oder Artenmehrheit des Menschengeschlechts.

Der Versuch, alle sich am besten gleichenden Geschöpfe unter einen Namen zu vereinigen, ist genau so alt wie die Stufe der Sprachentwicklung, auf welcher diese Vereinigung durch ein Wort vollzogen wurde. Bei niedrig gebliebenen Völkern finden wir Ausdrücke für verschiedene Arten der Eiche, aber keinen für die Eichengattung, ja nicht einmal einen für Baum. Die unterscheidenden Merkmale wurden daher früher erfasst als die übereinstimmenden Eigenschaften. Aus einem Bedürfnis der Verständigung über die Aussenwelt sind Namen für Hund, Wolf und Fuchs entstanden, und damit war bereits eine Klassifikation vollzogen. Wissenschaftlich gerechtfertigt wurden solche Sprachbildungen aber erst von Linné. Der Artbegriff ist also vor noch nicht anderthalb Jahrhunderten aufgestellt worden, und zwar dachte Linné sich die Arten keineswegs schon als von Anfang her starr begrenzt, sondern er glaubte, dass neue Species aus den Blendlingen ungleicher Vertreter der Gattungen hervorgehen könnten. Goethe wiederum durfte noch immer behaupten, dass die Natur nur Einzelgeschöpfe kenne, die Arten daher nur in den Lehrbüchern vorhanden seien.

Als man für die typischen Verschiedenheiten des Menschengeschlechts ebenfalls Schlagwörter ersinnen wollte, erhob sich sogleich der Streit, ob die Völker der Erde in verschiedene Arten oder nur in verschiedene Spielarten zerfallen. So sind es oft die höchsten und dunkelsten Aufgaben, die Unvorbereitete am stärksten anziehen und dann zu verfrühten, also gänzlich wertlosen Entscheidungen fortreissen. Nicht einmal mit Unbefangenheit traten die älteren Anthropologen an die Lösung des schwierigen Rätsels, denn die einen bemühten sich das Schlussergebnis in Uebereinstimmung zu setzen mit der hebräischen Sage von der Schöpfung eines ersten

Menschenpaares, die anderen suchten die Vielheit der Arten zu begründen, um dem Neger das Mitgefühl milder Gemüter zu entziehen und die Stimme des Gewissens über die Entwürdigung des Menschen zum Lasttier in der tropischen Landwirtschaft zu besänftigen. Seltsam! dass man sich über Einheit oder Vielheit erhitzen konnte, ehe eine einzige Begriffsbestimmung der Art allseitige oder nur vielseitige Anerkennung gefunden hatte! „Diejenigen belebten Wesen", sagte Blumenbach, „zählen wir zu einer und derselben Art, die in Gestalt und Tracht mit einander so genau übereinstimmen, dass ihre Unterscheidungsmerkmale nur aus der Abartung entsprungen sein können. Als getrennte Arten aber betrachten wir solche, deren Verschiedenheiten so wesentlich sind, dass sie aus den bekannten Einflüssen der Abartung, wenn man dieses Wort entschuldigen will, sich nicht erklären lassen[1])." Wie mag es dem sonst scharfsinnigen Blumenbach entgangen sein, dass bei diesem Spiel mit Worten alles wieder im ungewissen bleibt, indem er den Begriff der Abartung als bekannt voraussetzt und daher völlig unbegrenzt lässt? Denken wir uns übrigens, dass durch ein Wunder vom Planeten Mars ein Geschöpf zu uns herabgelangte, welches im Körperbau wie in seinen geistigen Verrichtungen uns völlig gleich wäre, so würde es Blumenbach als Artgenossen uns beigezählt haben müssen. Dies hätte auch nach der Ansicht Cuviers geschehen sollen, denn „die Art", sagt er, „ist die Vereinigung aller belebten Wesen, die von einander oder von gemeinsamen Voreltern abstammen, mit denjenigen, die ihnen durch Aehnlichkeit ebenso nahe stehen als sie unter einander sich gleichen[2])". Cuvier und Blumenbach verlangten also noch nicht, dass alle Artgenossen gemeinsame Vorfahren besitzen sollten.

Eine gemeinsame Abstammung forderte jedoch schon der ältere Decandolle. „Die Art", so lautet seine Begriffsbestimmung, „ist die Vereinigung aller Einzelwesen, die sich gegenseitig besser gleichen als anderen und aus deren Begattung fruchtbare Nachkommen hervorgehen, die sich ebenfalls wieder durch Geschlechtsfolge erneuern, so dass auf ihre ehemalige Abstammung von einem einzigen Wesen geschlossen werden darf[3])."

Hier schien endlich die Art scharf und glücklich begrenzt zu sein. So oft zwischen belebten Wesen, mochte ihre Tracht und Gestalt noch so auffällige Unterschiede wahrnehmen lassen, Nachkommen erzeugt wurden, die und deren Nachkommen wiederum

[1]) De generis humani varietate nativa. ed. 3. Göttingen 1795. S. 66.

[2]) Quatrefages, Rapport sur les progrès de l'Anthropologie. Paris 1867. S. 56.

[3]) a. a. O. S. 104.

fruchtbare Begattungen vollzogen, wurden sie zu einer Art vereinigt. Unfruchtbarkeit, wenn sie bei Nachkommen oder auch bei Enkeln sich einstellte, entschied das Gegenteil. An diesem Erkennungszeichen hielt auch Flourens fest. „Die Fruchtbarkeit", sagte er, „begründet die Beharrlichkeit der Artenmerkmale. Die verschiedenen Arten erzeugen Mischlinge von nur beschränkter Fruchtbarkeit[1])." Noch enger zieht Quatrefages den Begriff in den Worten: „Die Art vereinigt alle mehr oder weniger sich gleichenden Einzelwesen, die von einem einzigen Urelternpaare durch eine ununterbrochene Familienfolge abstammen oder als abstammend gedacht werden können[2])."

Ehe wir uns über den Wert dieser Artenbestimmung entscheiden, wollen wir zuvor untersuchen, ob das Merkmal der Fruchtbarkeit den Bastarden verschiedener Menschenrassen zukommt. Dass arische Hindus mit Dravidas, Chinesen mit Europäerinnen, Araber mit Negerfrauen Mischlinge, und diese Mischlinge wiederum Nachkommen erzeugen, ist wohl nie bestritten worden, sehr oft wird dagegen behauptet, dass die Mulatten in den späteren Geschlechtsfolgen aussterben, auch gelten die Frauen gemischten Blutes in Mittelamerika gewöhnlich als unfruchtbar. Die Ursache dieser allerdings häufigen Erscheinung ist hier jedoch keine physiologische, sondern ein unsittlicher Lebenswandel[3]). Die Tatsache, dass auf der Insel Cuba und auf Haiti halbblütige Bevölkerungen bis zu Hunderttausenden angewachsen sind, bestätigt wenigstens, dass die Abkömmlinge von südeuropäischen Kreolen und Negern fruchtbar sind. Völlige Unfruchtbarkeit angelsächsischer Mulatten auf Jamaica ist nur von einem einzigen Beobachter behauptet worden und nicht ohne Widerspruch geblieben[4]). In Amerika sind ferner als Mischrasse die Sambos, Abkömmlinge von Negern und Frauen der sogenannten roten Urbewohner entsprungen[5]). Unter den Creek-Indianern

[1]) Flourens, Examen du livre de Mr. Darwin sur l'origine des espèces. Paris 1864. S. 21.

[2]) Unité de l'espèce humaine. Paris 1861. S. 54.

[3]) Der Verfasser hat über diese durch strenge Beobachtungen nicht zu schlichtende Streitfrage deutsche Kaufleute, die lange Zeit auf Cuba gelebt hatten, befragt und stets die Antwort erhalten, dass Mulattinnen von jeder denkbaren Fruchtbarkeit nicht ungewöhnlich seien, und dass sie den häufigen Mangel an Kindersegen bei solchen Frauen nur frühzeitigen Ausschweifungen zuschreiben müssten.

[4]) Broca, Hybridity in the Genus Homo. London 1864. S. 36.

[5]) Fälle, dass Negerinnen mit eingeborenen Männern Amerikas Verbindungen eingehen, sind aus einer bekannten prosaischen Ursache sehr selten.

der Union werden sie häufig getroffen [1]), ebenso in Mittelamerika, und schon jetzt trägt die Bevölkerung an den Küsten des Ystmo und Colombias deutlich die Wahrzeichen halbafrikanischen Blutes. Nach Millionen zählen in den ehemaligen spanischen Töchterstaaten die Mischlinge von Europäern und eingeborenen Amerikanerinnen, Ladinos in Mexiko, Cholos in Ecuador, Peru und Chile, sonst gemeinsam Mestizen geheissen. Wenn in Australien die Mischlinge zu den Seltenheiten gehören, so rührt dies nur daher, dass, wie durch gerichtliche Untersuchungen es sich bestätigt hat, die Eingeborenen selbst Rassenblendlinge zu töten pflegen [2]). Auch tasmanische Frauen haben zahlreiche Mischlinge geboren, und James Bonwick [3]) kannte und nennt uns eine Mutter von dreizehn halbblütigen Kindern. Paul Broca war aber falsch unterrichtet, als er das Dasein von Halbaustraliern und Halbtasmaniern leugnete [4]), und damit sinken zugleich die gewagten Schlüsse, die er mit ungerechtfertigter Sicherheit ausgesprochen hatte. Noch wichtiger aber ist es, dass aus den Vereinigungen zwischen Europäern und Hottentotten Halbblütige entspringen, denn wenn irgend ein Menschenschlag Anspruch hätte, als gesonderte Art aufgefasst zu werden, so sind es gewiss jene Urbewohner der Kaplande [5]). Endlich haben auf abgelegenen Inseln, wie Tristan d'Acunha, mehrfache Kreuzungen von Briten, Holländern, Mulatten und Negerinnen stattgefunden [6]). Nach den Erfahrungen aus dem Pflanzenreiche zu schliessen, bemerkt Darwin, würden dreifache Kreuzungen zwischen Negern, Indianern und Europäern, wie sie in Amerika vorkommen, die schärfste Probe für wechselseitige Fruchtbarkeit der elterlichen Formen darbieten [7]).

Selbst wenn nicht länger mehr gestritten würde, dass alle noch so verschiedenen Völkerstämme fruchtbare Mischlinge erzeugen könnten, so würden wir doch der Entscheidung über die Einheit oder Vielheit der Menschenarten nicht näher gerückt sein. Die neuere Wissenschaft erkennt nämlich an, dass Tiere, welche vormals

[1]) Nach dem Second annual report of the Board of Indian Commissioners (Washington 1871) in der Zeitschrift für Ethnologie. 1871. S. 412.

[2]) Darwin, Abstammung des Menschen. Bd. 1. S. 194. Ebenso Edward John Eyre, Central Australia. London 1845. Bd. 2. S. 324.

[3]) The last of the Tasmanians. London 1870. S. 316.

[4]) Broca a. a. O. S. 47.

[5]) Diese Mischlinge werden teils „Bastarde", teils Griquas in ihrer Heimat genannt, die letztere Bezeichnung ist jedoch so missbraucht worden, dass sie keinen strengeren anthropologischen Begriff mehr deckt. Fritsch, Die Eingeborenen Südafrikas. S. 376 f.

[6]) Quatrefages, Rapport. S. 477.

[7]) Darwin, Abstammung des Menschen. Bd. 1. S. 198.

in der Freiheit sich geschlechtlich gemieden haben, doch zur gänzlichen Mischung ihres Blutes und ihrer Artenmerkmale gebracht werden können. Wir denken dabei weniger an die gewöhnlich aufgezählten Bastarderzeugungen des Hundes mit dem Wolfe und dem Fuchse, der Ziege mit dem Schafe, des Kaninchens mit dem Hasen, denn teils gelang es nicht die Mischgestalten zu befestigen, teils überdauerte die Fruchtbarkeit der Blendlinge nicht mehrere Geschlechtsfolgen. Erinnern wollen wir wenigstens an die neue Erfahrung, welche wir Mr. Buxton, einem englischen Parlamentsmitgliede, verdanken, der in Südengland zwei Kakaduarten eingebürgert hat, welche in seinem Park alljährlich Junge ausbrüten, sich im freien auch gekreuzt und eine Bastardart erzeugt haben, die ungleich ihren beiden Eltern von einer purpurroten Haube geziert wird, so dass hier die Schöpfung um eine neue Species bereichert erscheint[1]). Jedenfalls sind unsere Hunderassen das Ergebnis einer Artenmischung gewesen. Die Eskimohunde nähern sich in Fell und Gestalt dem arktischen, die Indianerhunde dem Präriewolfe, der nubische Haushund und seine Mumien bezeugen deutlich ihre Abkunft vom Schakal[2]), auch trat der eigentümliche Geruch dieser letzteren Tiere bei Hunden ein, die von Geoffroy St. Hilaire längere Zeit mit rohem Fleisch gefüttert wurden. Ferner sind unsere heutigen Rinderschläge hervorgegangen aus zwei getrennten europäischen Arten (Bos primigenius, zu Cäsars Zeiten noch wild, und Bos longifrons oder brachyceros der schweizerischen Pfahlbauten)[3]). So lange sie in der Freiheit neben einander vorkamen, bewahrten sie ihre Artenmerkmale in aller Reinheit, während jetzt durch Querkreuzungen ihre Gestalt und Tracht völlig sich vermischt haben. Ja selbst mit dem Zebu (B. indicus) oder dem indischen Buckelochsen kann das europäische Rind fruchtbare Bastarde erzeugen. Ferner sind unsere Hausschweine Mischlinge aus dem Eber oder Sus scrofa und dem nicht mehr wild vorkommenden Sus indicus. Wir verdanken diesen Satz den Schädeluntersuchungen des Herrn v. Nathusius, der sonst unter die erklärten Gegner der Darwinschen Schule

[1]) Semper im Anthropol.-Korrespondenzblatt. 1871. S. 73.

[2]) Jeitteles, der sich geraume Zeit mit diesen Fragen beschäftigt und Tierschädel fleissig gesammelt hat, behauptet die völlige Uebereinstimmung zwischen dem sogenannten Torfhunde und dem algierischen Schakal (Canis Sacalius). Altertümer der Stadt Olmütz. Wien 1872. S. 79.

[3]) Rütimeyer gelangte zu dem Schlusse, dass die Rinder des Chillingham-Parkes Abkömmlinge des gezähmten Ur (B. primigenius) seien, sowie dass die Trochoceros- und Frontosus-Form ebenfalls vom Ur abstammen, dagegen B. brachyceros eine eigene sogenannte Species vertrete. Art und Rasse des europäischen Rindes, im Archiv für Anthropologie. Bd 1. 1866. S. 240—247.

gehört. Gilt das letztere bekanntlich auch von Agassiz, so legen wir doppeltes Gewicht darauf, dass auch er den Versuch, die fruchtbare Begattung zur Artenbegrenzung zu benutzen, für eine Irrlehre erklärt hat[1]). Ist dies der Fall, dann besteht kein Hindernis länger etliche Menschenrassen als verschiedene Menschenarten aufzufassen, wenn sich bei ihnen erfüllt, was Grisebach für die Begründung einer Art notwendig hält, nämlich der Mangel von Uebergängen[2]), die nicht auf Kreuzungen beruhen. Wirklich lassen sich bisweilen scharfe Grenzen ziehen, wie zwischen den Hottentotten und den Kafferstämmen, den Papuanen Neu-Guineas und den reinen Polynesiern. Solche Tatsachen haben die pluralistische Anthropologenschule zu der Behauptung einer Mehrheit der Menschenarten ermutigt. In den Vereinigten Staaten Nordamerikas, wo sie vormals ihre heissesten Vertreter fand, entstand die Lehre, dass die verschiedenen Bewohner der Erde in den Weltteilen geschaffen wurden, die sie jetzt bewohnen, auch dass sie nicht von einzelnen Elternpaaren abstammen, sondern durch einen Saatwurf des Schöpfers sogleich in Horden die Erde bevölkerten und bereits teilweise im Besitze ihrer heutigen Wortschätze sich befanden; denn in ihrem Eifer nahm jene Schule sogar eine Artenmehrheit innerhalb der sprachverbundenen arischen Völkerfamilie an. Diese wunderlichen Ansichten stützten sich zunächst auf die Behauptung, dass die Merkmale der Artenverschiedenheit sich unverändert in der historischen Zeit erhalten haben, namentlich bei Juden[3]) und brahmanischen Indiern. Beide Beispiele vermögen aber ernste Zweifler nicht zu bekehren, denn wir wissen von Juden und brahmanischen Hindus, dass sie seit Jahrtausenden streng unter sich geheiratet haben. Dass sich aber dann notwendig Rassenmerkmale befestigen müssen, lehren uns die Erfahrungen der Tierzüchter. Selbst in unseren heutigen Gesellschaften, wo durch Kastenvorschriften Heiraten in dem nämlichen Stande vorgeschrieben werden, tritt bisweilen kenntlich ein aristokratischer Typus hervor, und bei den Habsburgern wie bei den Bourbonen sind in vergleichsweise kurzer Zeit physio-

[1]) „A complete fallacy". Essay on Classification. London 1849. S. 250.

[2]) Die Vegetation der Erde. Leipzig 1872. Bd. 1. S. 8. „Darin besteht die Methode des Systematikers Varietäten und Arten zu unterscheiden, dass er bei jenen Zwischenformen nachweisen kann, bei diesen nicht."

[3]) Anfänger in der Völkerkunde möchten wir vor Missverständnissen bezüglich der „schwarzen Juden" in Cochin warnen, die früher als Beispiel missbraucht wurden, dass die indische Sonne die Hautfarbe zu ändern vermöge. Die schwarzen Juden sind indische Eingeborene, die von den rechten weissen Juden als Sklaven gekauft und dann nach Erfüllung der mosaischen Gebräuche in die Judengemeinde aufgenommen wurden.

gnomische Besonderheiten innerhalb zweier Familien erblich geworden.

Das hohe Alter und die Beharrlichkeit des Typischen in den verschiedenen Menschenarten sollen uns ferner die Rassenbilder der Denkmäler am Nil bezeugen. Allerdings herrscht Einstimmigkeit bei den Aegyptologen, dass man in den heutigen Fellachen des Nillandes noch scharf und deutlich das Volk der Pharaonen wieder erkenne, und wenn auch stark verzerrt, sind neben ihnen die Neger des Sudan in den Wandgemälden so deutlich wiedergegeben, dass jeder Verwechselung vorgebeugt ist. Bedenklich bleibt indessen, dass die altägyptischen Künstler ihre Menschen nach starren Vorbildern naturwidrig entstellen; die Gesichter nämlich zeichneten sie stets im Profil, das Auge stets en face, und die Hände immer als zwei rechte. Staunen muss man daher über die Kühnheit der Pluralisten, welche aus den Bildnissen der Könige und Königinnen sogar die Mischungen mit semitischem oder europäischem Blute bei den Pharaonen herauslesen wollten. Von der Gemahlin des Gründers der 17. Dynastie Amunophs I., der in das Jahr 1617 v. Chr. gesetzt wird, heisst es, sie trage am stärksten die Wahrzeichen hebräischen Blutes zu Schau, und es wird daraus sogleich der Beweis abgeleitet, „dass der chaldäische Typus schon vor der Ankunft Abrahams in Aegypten nachgewiesen worden sei [1])". Der Kopf des grossen Ramses wird als hocheuropäisch und napoleonsähnlich gepriesen [2]). Wirklich mahnt auch bei Rosellini das Ramsesbild lebhaft an den ersten Kaiser der Franzosen, allein diese Nachbildung war entweder nicht glücklich getroffen oder absichtlich mit bonapartischen Zügen ausgestattet worden, wie es sich aus einer genaueren, von Robert Hartmann veröffentlichten Zeichnung ergeben hat [3]). Darwin erzählt uns, dass bei einem Besuche des britischen Museums ihm und zwei Beamten jener Anstalt, die er als urteilsfähige Richter bezeichnet, die stark ausgesprochene Negerform der Statue Amunophs III. auffiel. Dennoch wird sie von Nott und Gliddon als „Bastard ohne Beimischung von Negerblut" beschrieben [4]). Robert Hartmann endlich konnte sich nicht überzeugen, dass der ägyptische Typus Aenderungen durch asiatische Mischungen erlitten habe, viel eher solche, die sich aus nubischen Eroberungszügen erklären lassen [5]). Beweisen

[1]) Morton, Types of Mankind. S. 163. Fig. 33.

[2]) a. a. O. S. 148.

[3]) Zeitschrift für Ethnologie. 1869. S. 153. Vergl. Ebers, Aegypten in Bild und Wort. Stuttgart und Leipzig 1879 und 1880. Bd. 1. S. 115 (auch Bd. 2. S. 57).

[4]) Darwin, Abstammung des Menschen. Bd. 1. S. 191.

[5]) Zeitschrift für Ethnologie. 1869. S. 147.

die Denkmäler Aegyptens einerseits, dass nach mehr als 4000 Jahren noch die Bewohner des Nillandes ihren Voreltern gleichen, so lehren sie andererseits, dass schon damals die sogenannten Typen durch Mischungen in einander flossen. Niemand fühlt dagegen besser die Schwäche der Ansicht von der Unveränderlichkeit der Rassenmerkmale als derjenige, welcher versucht hat, die Völker zu beschreiben, denn nicht ein einziges Kennzeichen ist strenges Alleingut irgend einer Menschenrasse, sondern alle verlieren sich durch unmerkliche Abstufungen. Wäre es leicht die Grenzen zwischen verschiedenen Rassen zu ziehen, so würden die Anthropologen in ihren Annahmen nicht in dem Maasse von einander sich entfernen, dass der eine die Menschheit in zwei, ein anderer sie in hundertundfünfzig Arten, Rassen oder Familien sondern zu müssen glaubte[1]). Das Verfahren bei solchen Trennungen läuft gewöhnlich auf eine Täuschung hinaus, denn nicht die Häufigkeit bestimmter Merkmale wird festgestellt, sondern als Vertreter eines Typus wird unter sehr vielen derjenige herausgesucht, welcher am schärfsten sich von den Gliedern anderer Menschenstämme absondert. So trägt der deutsche Reisende, ehe er die Alpen überschreitet, eine bestimmte Vorstellung vom italienischen Gesichtsschnitt und Körperwuchs in sich. Er erwartet überall in Neapel Männern zu begegnen, denen er nur eine phrygische Mütze aufzusetzen braucht, um in ihnen bekannte Operngestalten wieder zu erkennen, oder er denkt, einem jedem Mädchen dürfe man nur einen silbernen Teller mit dem abgeschlagenen Männerhaupt in den Arm geben, um sie in eine Judith zu verwandeln. Die Enttäuschung lässt nicht warten und zuletzt gesteht sich der Hintergangene, dass das, was er als italienischen Typus sich vorgebildet hatte, nur an der spanischen Treppe in Rom herumlagert, wo die unter Tausenden herausgemusterten Modelle sich dem Künstler feilbieten. In der Heimat geht es nicht besser. Sehen wir ein Kind mit zarter Haut und Rosenschimmer, hellblonden Flechten und blauen verschämten Augen, so freuen wir uns über eine solche echte deutsche Jungfrau, ohne zu bedenken, dass wir neben ihr tausend andere damit für unecht, das heisst für rasselos erklären.

In unsern Tagen ist die bisher giltige Vorstellung von der Beharrlichkeit der Artenmerkmale tief erschüttert worden durch Charles

[1]) Quatrefages, Unité. S. 366. Nach Darwin (Abst. d. Menschen. Bd. 1. S. 199) nahm Virey 2, Jacquinot 3, Kant 4, Blumenbach 5, Buffon 6, Hunter 7, Agassiz 8, Pickering 11, Bory St. Vincent 15, Desmoulins 16, Morton 22, Crawfurd 60 und Burke 63 Arten oder Rassen an. Haeckel (Natürliche Schöpfungsgeschichte. 7. Aufl. S. 647) und Friedr. Müller (Anthropol. T. 3, der Novara-Reise 1. Karte) begnügen sich mit zwölf Arten, und wir selbst sind zu sieben Abteilungen geführt worden.

Darwin. Widerlegt waren schon vor ihm die Träumereien der älteren Geologen, dass die Altersabschnitte der Erdrinde, welche die Lehrbücher der Verständigung wegen aufzustellen genötigt sind, mit einer gänzlichen Vernichtung der belebten Schöpfung geendigt hätten und dann durch einen Werderuf an ihre Stelle eine neue Schöpfung getreten sei. Lautlos haben sich, so lange unser Planet organisches Leben beherbergt, einzelne neue Trachten der belebten Wesen unter die alten gemischt, lautlos sind andere verschwunden, bis nach Ablauf gewisser Zeiträume andere, von den älteren abweichende Arten sich zusammenfanden. Die Zeitfolge, in welcher sich die verschiedenen Trachten und Gestalten ablösten, war keine willkürliche, sondern sie stellt eine morphologische Kette dar; ein Ring hält hier den andern, jede Neuerung knüpft gehorsam dem Gesetze alles Werdens an das früher Bestehende an.

Es giebt vielleicht unter den Sachkundigen Europas nicht einen einzigen, der nicht anerkennen würde, dass die jetzige Schöpfung mit strenger Notwendigkeit voraussetze, dass ihr eine tertiäre vorausgegangen sei, denn auf das engste schliesst sich die Tierwelt Australiens und Südamerikas sowie anderer gegen Artenaustausch gut gesicherter Erdräume an die örtlich ausgestorbene Fauna an. Bestände das Dogma Darwins daher nur in dem Satze, dass die Reihenfolge der Arten mit der Vergangenheit durch irgend eine Ursache verknüpft sei, so würden alle Geologen, Botaniker und Zoologen zur Schule des grossen Briten gehören. Er begnügt sich aber nicht mit diesem Ausspruch, sondern er glaubt den Vorgang selbst und seine Notwendigkeit uns enthüllen zu können. Nach seiner Lehre werden Eltern oder geschlechtliche Doppelwesen alle ihre Merkmale bis auf kleine Verschiedenheiten vererben, so dass die Nachkommen ihren Erzeugern zwar gleichen, aber auch um einen verschwindend kleinen Betrag in einer nützlichen, gleichgiltigen oder schädlichen Richtung sich von ihnen entfernen. Die schädlichen Abirrungen würden zum frühen Untergange ihres Trägers führen, die gleichgiltigen hätten wiederum keine Aussicht auf dauernde Erhaltung, die nützlichen allein sollen die Umgestaltung der Geschöpfe bewirken. Durch eine fortgesetzte Anhäufung kann aber das verschwindend Kleine in achtunggebietenden Zeiträumen allmählich bis zum Artenunterschiede heranwachsen. Bei dieser Ausbildung neuer Formen übt die Schöpfung zugleich eine Art Kritik unbewusst gegen sich aus, denn da jedes Einzelwesen oder jedes Elternpaar weit mehr Nachkommen zu erzeugen pflegt, als auf Erden gedeihen können[1]),

[1]) So bemerkte Dr. Borggreve, Professor an der Forstakademie zu Münden, dass eine Birke von etwa 0,3 Meter Stammesdurchmesser in einem Jahre über

so entspinnt sich zwischen den Nachkommen einer Art, wie zwischen allen Vertretern der verschiedenen Arten ein Kampf um das Dasein, in welchem die lebensfähigeren Streiter die minder günstig ausgestatteten unterdrücken. Durch fortgesetztes Ausscheiden der lebensschwachen Artgenossen und durch beständiges Vererben der neu erworbenen günstigen Abänderungen tritt unbemerkt ein Wechsel der Gestalten ein. Der Kern und die Neuheit des Darwinschen Dogmas besteht nur in der eben geschilderten Zuchtwahl, welche in der Natur ausgeübt werden soll. Mit Recht ist daher dieser Vorgang der Artenumwandlung von Nägeli als ein Nützlichkeitsverfahren bezeichnet worden. Das letztere bewährt sich vielleicht beim Menschengeschlecht sogar in einem Falle, der das Gegenteil zu beweisen scheint. Nach der Darwinschen Lehre haben wir uns nämlich doch die Vorfahren des modernen Menschen als dicht behaarte Geschöpfe zu denken, und man sollte meinen, der Verlust dieses gegen Kälte schützenden Haarkleides wäre für unser Geschlecht, als es in immer kühlere Breiten vordrang, nur schädlich gewesen. Aber höchst wahrscheinlich erfolgte die fortschreitende Verdünnung des Pelzes bereits während des ausschliesslichen Lebens unserer Vorfahren in heissfeuchtem Waldland, und hier verriet sich der stärker behaarte Körper in Folge der ihm eigenen stärkeren Ausdünstung dem witternden Raubtier viel leichter als der kahlere[1]). In den späteren Zeiten, wo mancher Stamm in Erdstrichen mit Winterfrost zu leben hatte, gewährte das Fell des erlegten Tieres den nötigen Ersatz. Sollte also, wie man vermutet hat, der Uebergang von der Frucht- zur Fleischkost die Enthaarung eingeleitet haben[2]), so könnte man demnach in der Fortsetzung dieses Vorgangs eher einen Nutzen als einen Schaden erblicken.

Als die Begeisterung für den neuen kühnen Gedanken Darwins einer kühleren Ueberlegung gewichen war, ergab sich mehr und mehr, dass die Annahme einer Zuchtwahl nach den Nützlichkeitsgrundsätzen freilich nicht immer genüge, um die stattgehabten Veränderungen zu erklären. Die Ausbildung neuer oder die Umbildung älterer Organe hätte sicherlich lange Zeiträume erfordert, während deren die unfertige Neuerung wenn nicht geradezu schädlich wirken, doch jedenfalls gleichgiltig im Kampfe um das Dasein bleiben musste.

30 Millionen Samenkörner ausstreut, die bei trockenen Herbststürmen bis auf jede in Deutschland vertretene Entfernung verweht werden könnten. Abhandlungen des naturwissenschaftlichen Vereines zu Bremen. Bd. 3. Bremen 1872. S. 223.

[1]) Seligmann im Geographischen Jahrbuch. Bd. 5. Gotha 1878. S. 388.
[2]) Seligmann a. a. O. Bd. 4. S. 288.

Es ergab sich weiter, dass Organe früher vorhanden sein können, ehe aus ihnen Nutzen gezogen wird. Unter den Angehörigen der verschiedensten Menschenstämme besitzt eine Mehrzahl Stimmwerkzeuge, die sich zum Gesange trefflich eignen, ohne dass sie musikalisch gebraucht würden[1]). Die natürliche Zuchtwahl erklärt uns auch nicht, dass die Formen und Trachten der belebten Schöpfung den empfindenden Menschen in künstlerische Stimmungen versetzen. Nicht blos das Schöne, Zierliche oder Anmutige, sondern auch das Widerliche, Unheimliche, Lächerliche und Dämonische gewahren wir durch Tiere oder Pflanzen vertreten. Darwin hat diese Schwierigkeit in dem Buch über die Abstammung des Menschen durch einen neuen Glaubenssatz, nämlich durch die geschlechtliche Auswahl zu überwinden gesucht, indem die Weibchen der Tiere dasjenige Männchen bevorzugen sollen, welches ihre Sinne am lebhaftesten reizt. Dem ist aber Wallace entgegengetreten, namentlich in Hinsicht auf die vermeintliche Zaubermacht des Farbenreizes männlicher Schmetterlinge und Vögel, den er nur als eine Nebenwirkung erhöhter Kraft und Lebenstätigkeit anerkennen will, wodurch viel sicherer als durch die schöne Farbe die Zuneigung des Weibchens erworben wird[2]). Gewiss mit Recht sagt Wallace: „Hühner, Truthennen und Pfauhennen suchen ruhig ihr Futter, wenn der Hahn seinen Schmuck zeigt, und es ist anzunehmen, dass seine Beharrlichkeit und Energie beim Werben viel wesentlicher ist als seine Schönheit." Manche schöngestalteten Menschen in Amerika und Afrika pflegen sich durch Scheiben und Pflöcke in Lippen und Wangen zu entstellen und scheinen uns dadurch zu beweisen, dass ihr Geschmack noch unausgebildet geblieben ist, so dass man ihre sonstigen Körperreize kaum einer glücklichen Wahl beimessen möchte. Freilich beweisen wir Zivilisirten selbst, wie oft richtige Würdigung wahrer Körperschönheit Hand in Hand geht mit dem Wohlgefallen an den tollsten Moden! Endlich aber finden wir Schönheiten auch bei Tieren, die sich selbst befruchten, und sogar im stillen Reiche der Gewächse. Der Anblick einer Eiche im Sturm, der elegische Ausdruck im Bau einer Deodara-Zeder, die Farbenmuster mancher Blumenkronen, die anmutigen Linien kletternder Reben, der Bau eines Rosenkelches vermögen uns künstlerische Befriedigungen zu gewähren, und dennoch ist jeder Gedanke an eine geschlechtliche Auswahl bei diesen Gegenständen streng ausgeschlossen.

Noch weniger lässt sich mit einer zweckmässigen Zuchtwahl

[1]) Es wird dies von **Darwin** selbst zugestanden (Abstamm. des Menschen. Bd. 2. S. 293).

[2]) **Wallace**, Tropenwelt. Braunschweig 1879. S. 206—210.

die Vererbung schädlicher Merkmale vereinigen. Zwar beruft sich Darwin auf die Wechselbeziehungen aller Bestandteile eines tierischen Leibes, infolge deren Aenderungen an der einen Stelle von Aenderungen in abgelegenen Körperräumen begleitet werden, aber die Notwendigkeit dieses Zusammentreffens vermögen wir doch nicht nachzuweisen. Indessen fällt es nicht immer leicht zu beurteilen, ob den Geschöpfen gewisse Merkmale wirklich zum Schaden gereichen. Darwin, der nie etwas verschweigt, was ihn beunruhigt, erklärte z. B. die lebhafte Streifung des Zebra weder auf geschlechtliche Zuchtwahl zurückführen zu können, weil jene beiden Geschlechtern gleichartig zukomme, noch auf Nützlichkeitsauslese, weil die Streifen das Tier weithin erkennbar machen, ihm also auf den offenen Grasfluren Südafrikas nur schaden könnten [1]). Dagegen bemerkte jedoch Wallace [2]), dass letzteres bei so flinken und herdenweise lebenden Tieren viel weniger in Betracht komme, die Sichtbarkeit in weite Ferne aber versprengten Tieren das Auffinden der Herde erleichtere, die Fellstreifung vermutlich auch dem Zebra beim Ruhen im Gesträuch gerade als Schutzfärbung diene. Jedenfalls steht die Zuchtwahl, eben der neue Kern der Darwinschen Lehre, in ihrer Gemeingiltigkeit noch unbeglaubigt uns gegenüber, ja der Meister selbst hat, wahrheitsliebend, wie er sich stets zeigt, in Bezug auf die Einwürfe Nägelis und Brocas offen gestanden, dass er in den früheren Ausgaben seiner Entstehung der Arten wahrscheinlich der Wirkung der natürlichen Zuchtwahl oder dem Ueberleben der Passendsten zu viel zugeschrieben habe [3]). Verstattet sei es uns noch hinzuzufügen, dass die ältere Geschichte der belebten Schöpfung Fälle kennt, wo das Aussterben von Tierfamilien durch eine tiefgreifende Aenderung ihres Baues eingeleitet wird, die, so weit überhaupt bei fossilen Erscheinungen solche Schlüsse berechtigt sind, ihnen schädlich gewesen sein muss. Die Ammoniten, die in der Kreidezeit aussterben sollen, beginnen vorher in sogenannte Krüppelformen überzugehen. Ihre ursprünglich zur Spirale in einer Ebene eingewickelten Gehäuse winden sich später spiralig im Raume, strecken sich gradlinig, krümmen sich bogen-, haken- oder krummstabähnlich oder ziehen sich wenigstens so aus einander, dass ihre einzelnen Umgänge sich nicht mehr berühren [4]). Auf dieses Verlassen des alten Typus erfolgte aber das gänzliche Aussterben dieser Familie.

[1]) Darwin, Abstammung des Menschen. Bd. 2. S. 265.
[2]) Tropenwelt. S. 205.
[3]) Abstammung des Menschen. Bd. 1. S. 132.
[4]) Herm. Credner, Elemente der Geologie. 4. Aufl. Leipzig 1878. S. 589.

Das Darwinsche Dogma gilt uns gleichwohl zwar nicht als ein voll gelungener, immerhin aber als der beste Versuch, den Zusammenhang der älteren mit der neueren Schöpfung zu erklären, und es wird sich nur durch eine befriedigendere Lösung wieder verdrängen lassen. Es ist nicht recht verständlich, wie fromme Gemüter durch diese Lehre beunruhigt werden konnten, denn die Schöpfung gewinnt an Würde und Bedeutung, wenn sie die Kraft der Erneuerung und der Entwicklung des Vollkommeneren in sich selbst trägt. Als Kopernikus mit seiner noch schwach begründeten Lehre von der Planeteneigenschaft der Erde auftrat, ja selbst später, als das Fernrohr in der Sichelgestalt der Venus sowie in der Jupiterwelt die sinnliche Ueberzeugung, und Kepler durch seine Gesetze die strengen Beweise von der Wahrheit der kopernikanischen Anschauung gewährt hatten, wurde dennoch nicht blos von der römischen Kurie, sondern auch von protestantischen Eiferern die neue Offenbarung verdammt. Der wahre Schöpfer wurde, weil er bei seinen Werken nicht ptolemäisch, sondern kopernikanisch verfahren war, in der Person derer, die seinen Weltenbau verkündigten, auf den Index gesetzt, und als Ketzer diejenigen verfolgt, auf die Gott, wie Kepler von sich selbst schreibt, sechstausend Jahre gewartet hatte, damit sie seine Werke erkennen sollten[1]). Auch jetzt stehen wieder zwei Schöpfer vor uns, der Schöpfer, wie ihn Cuvier sich dachte, der seine Werke vernichtet, weil er bessere ersonnen hat, und der Schöpfer, wie ihn Darwin sich denkt, der das Belebte veränderlich geschaffen, die Richtung dieses Gestaltenwechsels aber vorausgesehen hat und nun die Uhr ablaufen lässt ohne ihren Gang zu stören. Ein einziger fossiler Fund, den wir übrigens weder herbeisehnen noch voraus ankündigen wollen, könnte morgen schon bekräftigen, dass der wahre Schöpfer der Darwinschen Vorstellung näher stehe als der von Cuvier, und die unbesonnenen Eiferer würden dann wie die Verfolger Galileis sich anzuklagen haben, dass sie den wahren Gott zu Gunsten eines wissenschaftlichen Phantoms verfolgt hätten. Kennt doch gerade die Geschichte der Umwandlungslehre bereits den Fall einer glänzenden Widerlegung. Cuvier brachte den Vorgänger Darwins, Lamarck, damit zum Schweigen, dass er ihm auferlegte, eine Mittelform zwischen dem Paläotherium und dem jetzigen Pferd aufzufinden, wenn eine Artenumwandelung aus jenem älteren in das neuere Geschöpf stattgefunden haben solle. Cuvier, wenn er noch lebte, müsste beschämt bekennen, sobald er in irgend einem unserer Museen das zierliche Hipparion der Vorwelt mit den zwei

[1]) Reuschle, Kepler und die Astronomie. Frankf. 1870. S. 127.

Afterhufen erblickte, dass seine Forderung streng erfüllt worden sei[1]).

Obgleich Darwin seine Lehre von der Artenwandelung nicht streng begründen konnte, hat er doch die Glaubwürdigkeit des gegenteiligen Dogmas von der Unveränderlichkeit der Artenmerkmale tief geschwächt und dadurch im Gebiete der Völkerkunde die Vermutung bekräftigt, dass alle Rassen einer Urform entsprungen sind und durch die Anhäufung kleiner in ungestörter Vererbung befestigter Unterschiede sich zu Spielarten ausgebildet haben. Sehr günstig ist dieser Ansicht eine Reihe von Thatsachen, die auf ein sehr hohes Alter unseres Geschlechtes schliessen lassen, sowie die Fähigkeit des Menschen sich den grössten Witterungsgegensätzen auf unserer Erdoberfläche anzupassen.

So weit als bisher auf den Festlanden die Menschen polwärts vorgedrungen sind, hat man Spuren von Bewohnern entdeckt, denn kurz bevor der Matrose Morton und der Eskimo Hans am 24. Juni 1854 Kap Constitution an der Westküste Grönlands unter 81° 22′ n. B. erreichten, hatten sie die Trümmer eines Schlittens bemerkt[2]). Es bezeugte die frühere Anwesenheit von Eskimos, die wir, homerisch gesprochen, als die *äussersten Menschen* (*ἔσχατοι ἀνδρῶν*) zu preisen haben. Auch entdecken wir neben dem Menschen die Fährte wenigstens eines Haustieres: der Hund ist stets sein Begleiter gewesen. Noch soll der Erdraum gefunden werden, der nicht von irgend welchem Volke bewohnt oder wenigstens besucht werden könnte. Die Uebergänge aus verschiedenen Klimaten dürfen allerdings nicht plötzlich erfolgen. Selbst Isländer, die nach Kopenhagen übersiedeln, erliegen dort der Schwindsucht[3]), obgleich sie doch mit den Dänen eine gemeinsame Abkunft besitzen und einst eine gemeinsame Sprache redeten. Während die Spanier sich in der Neuen Welt wie auf den Philippinen dem tropischen Lebensraum angepasst haben[4]), auch die Holländer auf den Sundainseln Generationen hindurch sich gesund erhalten[5]), ist es den Briten nicht gelungen

[1]) Owen, Anatomy of Vertebrates. London 1868. Bd. 3. S. 791.

[2]) Kane, Arctic Explorations. Philadelphia 1856. Bd. 1. S. 297. Spuren von Bewohnern, Walrossrippen als Schlittenkufen, ein altes Messerheft und Steinkreise zur Befestigung von Zelten sind von den Entdeckern auf der *Polaris* am äussersten Ende von Westgrönland unter 82° 20′ n. Br. angetroffen worden. Proceedings of the R. Geogr. Soc. Bd. 18. London 1874. S. 14.

[3]) Waitz, Anthropologie. Bd. 1. S. 145.

[4]) Jagor, Reisen in den Philippinen. Berlin 1873. S. 29.

[5]) Veth im Vorwort S. V f. zu v. Rosenberg, Der Malayische Archipel. Leipzig 1878.

Vorderindien mit Abkömmlingen von Europäern zu bevölkern. Die meisten Kinder englischer Eltern, die in Indien geboren werden, kränkeln und sterben, wenn sie ein Alter von etwa 10 Jahren überschreiten. Daher senden die Briten ihre Kinder beim Herannahen des gefährlichen Zeitpunktes nach Europa[1]). Wie der englische Missionar Rowley berichtet, überstehen sogar portugiesische Frauen im südafrikanischen Tete am Zambesi nicht leicht das erste Kindbett. Erfolgen aber die Uebergänge zu anderen Klimaten stufenweise und in grossen Zwischenräumen, so herrscht allerdings kein Zweifel, dass derselbe Menschenschlag jede Zone der Erde bevölkern kann, denn niemand bestreitet, dass der Hindu hoher Kaste, sei es in Bengalen, sei es in Madras oder im Sind, oder an irgend einer heissen Stelle seiner Heimat, arischer Abkunft sei, so gut wie die altnordischen Bewohner Islands. Auch wird niemand Lust haben zu behaupten, dass die gotischen Eroberer jenseit der Pyrenäen nicht lange Zeit die Reinheit ihres „blauen Blutes“ bewahrt, also Kinder ihres Stammes, Spanier in Spanien erzeugt haben. Aus der spanischen Halbinsel stammten wiederum die Ansiedler auf Madeira und den Kanarien, die von dort nach Ausbruch der Traubenkrankheit scharenweise vor einigen Jahrzehnten nach Trinidad und dem britischen Guyana ausgewandert sind. Alle Völkerkundigen sind einig darüber, dass die Eingeborenen Amerikas höchstens mit Ausnahme der Eskimos eine einzige Rasse bilden, und dieser einzigen Rasse gelang es sich auf beiden Halbkugeln vom nördlichen Polarkreis bis zum Aequator und wiederum bis über den 50. Breitengrad allen Witterungsverhältnissen anzupassen. Die Chinesen treffen wir in Maimatschin (Kiachta) an der sibirischen Grenze, wo die Mitteltemperatur noch unter dem Gefrierpunkt liegt und das Thermometer bis auf — 50° C. im Winter sinkt, und zugleich auf der Insel Singapore, die fast vom Aequator berührt wird[2]). Türkische Völker, wie die Jakuten, sitzen an der Lena, wo sie Kennan bei — 40° C. nur mit einem Hemd und Pelz bekleidet im Freien plaudernd antraf[3]), weiden ihre Herden wie die Kirgisen auf einer der höchsten Steppen der Erde, auf dem Pamir-Plateau, und wohnen als

[1]) Aloys Sprenger bemerkte zu dieser Stelle brieflich an den Verfasser: Englische Soldatenkinder bleiben oft in Indien, gedeihen und gründen später Familien, ja in den vierziger Jahren starb zu Tschinsura ein Holländer 90 Jahre alt und hinterliess über 60 Kinder, Enkel und Urenkel, alle in Indien geboren und erzogen.

[2]) Pumpelly, Across America and Asia. London 1870. S. 256.

[3]) Tent-Life in Siberia. S. 218.

Herrscher im heissen Südägypten[1]) sowie in dem durch seine Gluthitze verrufenen Massaua am Roten Meere.

Bei der Musterung der Rassenmerkmale wird es sich am besten zeigen, wie wenig ihre grossen Schwankungen feste Grenzen zu ziehen erlauben, vorläufig aber sei es uns verstattet an einer Reihe von Thatsachen zu zeigen, dass die abgelegensten Völker und die äusserlich am wenigsten sich nahestehenden Menschenrassen in ihren geistigen Regungen sich auf eine so überraschende Weise begegnen, dass wenigstens in Bezug auf das Denkvermögen die Einheit und Gleichheit der Menschenart nicht bezweifelt werden kann. So werden wir später noch davon zu reden haben, dass die Zeichen- und Gebärdensprache europäischer Taubstummer bisweilen zusammentrifft mit den gleichen Verständigungsmitteln der nordamerikanischen Rothäute. Alle Völker mit wenigen Ausnahmen sind zum einfachen oder doppelten Dezimalsystem gelangt, weil sie die Finger beim Zählen zu Hilfe genommen haben. Hautmalerei und Tätowirungen kehren in allen Weltteilen wieder. Das Ausschlagen der Vorderzähne ist nicht blos ein häufiger Negergebrauch, sondern kommt auch in Australien vor[2]). Spitz gefeilt wiederum werden sie sowohl in Brasilien[3]) als im malayischen Archipel[4]), ferner im tropischen Afrika bei den Njamnjam[5]), den Fan[6]), den Watuta am Südende des Tanganika, sowie westlich von diesem längsten aller Süsswasserseen bei den Bewohnern von Uhjeja[7]), am Kongo[8]) und im Südwesten bei den Herero und den ihnen verwandten Stämmen[9]). Erwähnt schon Hippokrates[10]) oder wer sonst der Verfasser des Buches über Luft, Wasser und Ortsbeschaffenheit sein mag, dass unter der Steppenbevölkerung Südrusslands die Schädel der freigeborenen

[1]) Latham, Varieties of Man. S. 77.

[2]) Native Tribes of South Australia. Adelaide 1879. S. 266 f.

[3]) v. Martius, Zur Ethnographie Amerikas. Leipzig 1867. Bd. 1. S. 536.

[4]) A. B. Meyer im Ausland. 1883. S. 401—405.

[5]) Schweinfurth, Im Herzen von Afrika. Leipzig 1874. Bd. 2. S. 6. Marno, Reise in der egyptischen Aequatorial-Provinz. Wien 1878. S. 124.

[6]) Lenz, Skizzen aus Westafrika. Berlin 1878. S. 80.

[7]) Cameron, Quer durch Afrika. Leipzig 1877. Bd. 1. S. 245, 295. Stanley, Durch den dunkeln Weltteil. Leipzig 1878. Bd. 2. S. 78.

[8]) Stanley a. a. O. S. 191.

[9]) Zeitschrift für Erdkunde. Berlin 1869. S. 230. Weitere Beispiele über Verstümmelung der Vorderzähne stellte Francis Birgham zusammen im Globus. Bd. 42. S. 251 ff., 264 f. Am ausführlichsten behandelte die künstliche Verunstaltung der Zähne überhaupt Jhering in der Zeitschrift für Ethnologie. 1882. S. 213—262.

[10]) Kap. 80.

Kinder zwischen Bretter geschnürt werden, um ihnen eine steilere Gestalt zu geben, so begegnen wir der nämlichen Mode bei den Conivos am Ucayali in Südamerika[1]), bemerkt wurde sie von Ch. Bell und Berthold Seemann in Mosquitia bei den Smu[2]), eigen ist sie auf dem nördlichen Festlande namentlich den Tschinuk Britisch-Kolumbiens, überhaupt allen sogenannten Flachköpfen, die wiederum das Pressen des Schädels nur bei Kindern von Freigeborenen verstatten[3]); das Runddrücken des Kopfes Neugeborener wird selbst in Europa noch geübt, so in einigen Gegenden von Russisch-Polen und Russisch-Lappland[4]). Gesundheitsrücksichten haben viele Völker bewogen die Beschneidung einzuführen. Herodot[5]) sagt, die Aegypter und Aethiopen hätten dieselbe von jeher geübt und ihnen erst hätten dieses Vorbeugungsmittel Phönizier und palästinensische Syrier abgelernt[6]). Bei der Eroberung fanden die Spanier beschnittene Völker in Mittelamerika[7]) und in Mexiko[8]), am Amazonenstrom aber huldigen die Tecuna- und Manaoshorden noch jetzt diesem Gebrauche[9]), für den es auch an Spuren unter den nordamerikanischen Indianern nicht fehlt[10]). An den Gestaden der Südsee ist er bei drei verschiedenen Rassen angetroffen worden. Auf dem australischen Festlande nämlich beschneiden sich fast alle Eingeborenen mit Ausnahme des Südwestens. Von papuanischen Völkern halten an dieser Sitte die Neu-Kaledonier und die Bewohner der Neuen Hebriden fest[11]). Cook fand sie auf seiner dritten Reise bei den polynesischen Bewohnern auf Tongatabu[12]), und der jüngere Pritchard bezeugt ihre Ausübung auf der Samoa- und Fidschigruppe[13]). Fügen wir hinzu, dass die Beschnei-

[1]) Grandidier, Pérou et Bolivie. S. 129.

[2]) Journal R. Geogr. Soc. Bd. 32. S. 256 und Seemann, Nicaragua, Panama and Mosquitia. London 1869. S. 308.

[3]) Kane, Indians of North America. S. 181.

[4]) R. Andree im Globus. Bd. 42. S. 250 f.

[5]) lib. II, c. 104.

[6]) Welcker (Archiv für Anthropologie. 10. Bd. 1878. S. 123 ff.) hat bewiesen, dass die Aegypter mindestens schon um 1600 v. Chr. die Beschneidung übten, die oben erwähnte Mitteilung Herodots also durchaus nicht unwahrscheinlich ist. Trotzdem können wir in der Beschneidung der Juden auch einen von Aegypten unabhängigen uralt semitischen (namentlich auch arabischen) Brauch erkennen, denn bereits Ismael wurde beschnitten (1. Mose, 17, 25).

[7]) Herrera, Historia general. dec. IV, lib. 9, cap. 7.

[8]) Acosta, Hist. nat. y mor. de las Indias. lib. 5, cap. 26.

[9]) v. Martius, Ethnographie. Bd. 1. S. 582.

[10]) Petitot, Dictionnaire de la langue Dénè-Dindjié. Paris 1876. S. XXXVI.

[11]) Cook, Voyage dans l'Hémisphère austral. Bd. 3. S. 137.

[12]) Cook and King. Bd. 1. S. 384.

[13]) Polynesian Reminiscences. S. 393.

dung fast durch ganz Afrika[1]) bis nach Madagaskar[2]) zu verfolgen ist und mit dem Islam (obschon nicht als Koran-Satzung) sich weit über Südwestasien, über Nordafrika, bis nach Europa verbreitet hat, so dürfen wir wohl mit dem neuesten Bearbeiter der Frage[3]) annehmen, dass beinahe der siebente Teil der Menschheit noch heute dieser Sitte ergeben ist. Eine andere mosaische Satzung verlangte, dass der Jude der Witwe seines Bruders Nachkommenschaft zu erwecken suche[4]). Diese Auffassung von Geschwisterpflicht traf Plan Carpin, der Botschafter Ludwigs des Heiligen, bei den Mongolen[5]), Martius[6]) bei den brasilianischen Tupinambastämmen, und ebenso herrscht sie bei den Eskimos[7]), bei den Koluschen im Nordwesten Amerikas[8]), bei den Ostjaken im nordwestlichen Sibirien[9]), bei den Negern der Goldküste[10]), den Kuri-Insulanern des Tsadsees[11]), den Barea[12]), den Zulus[13]), auch bei den Papuanen Neu-Kaledoniens[14]), denen, obgleich sie, wie eben erwähnt, auch beschneiden, ganz sicherlich niemand Beziehungen zum Judentum zutrauen wird. Bei den Wolofen Nieder-Senegambiens steht dem Schwager einer Witwe vor allen anderen das Recht zu dieselbe zur Frau zu nehmen, ohne dass er dazu verpflichtet ist[15]), und bei den Wapokomo am Tanafluss geht die Witwe samt ihren Kindern einfach in den Besitz des Schwagers über[16]). Die seltsame Gewohnheit sich durch Reiben der Nasen zu begrüssen, ist nicht blos sämtlichen Eskimos bis nach

[1]) Für heidnische Negerstämme Senegambiens hat Bérenger-Féraud (Les peuplades de la Sénégambie. Paris 1879. S. 298, 306, 340) Beweise für die Circumcision der Knaben und die auch mit dem Namen der Beschneidung bezeichnete Operation bei Mädchen beigebracht.

[2]) Hildebrandt in der Zeitschrift für Erdkunde. Bd. 15. Berlin 1880. S. 115.

[3]) R. Andree im Archiv für Anthropologie. Bd. 13. 1880. S. 53—78.

[4]) 5. Mose 25, 5—10.

[5]) Recueil de Voyages. Bd. 4. S. 613.

[6]) Ethnographie. Bd. 1. S. 153.

[7]) Klutschak, Als Eskimo unter den Eskimos. Wien, Pest, Leipzig 1881. S. 234.

[8]) Waitz, Anthropologie. Bd. 3. S. 328.

[9]) Castrén, Ethnolog. Vorlesungen. S. 119.

[10]) Bosman, Guinese Goud-, Tand- en Slavekust. Utrecht 1704. Bd. 1. S. 201.

[11]) Nachtigal, Sahara und Sudan. Bd. 2. Berlin 1881. S. 375.

[12]) Reinisch, Die Barea-Sprache. Wien 1874. S. 10.

[13]) Kranz, Natur- und Kulturleben der Zulus. Wiesbaden 1880. S. 105.

[14]) Rochas, Nouv. Calédonie. S. 232.

[15]) Bérenger-Féraud a. a. O. S. 43.

[16]) Mitteil. der Geogr. Ges. in Hamburg 1878—79. Hamburg 1879. S. 28.

Grönland eigen [1]), sondern wird auch den Australiern zugeschrieben [2]). Darwin beobachtete sie bei den Maoris Neu-Seelands [3]), Lamont gedenkt ihrer bei den Polynesiern der Penrhyn- und Marquesas-Inseln [4]), Wallace, dem sie unter seiner Schiffsmannschaft beim Abschied von Mangkassar auffiel, nennt sie den Malayenkuss [5]), wie sie denn auch bei den Hovas auf Madagaskar noch vor kurzem die alleinige Kussweise bildete [6]), und Linné begegnete ihr wieder in Lappland [7]). Durch Hawkesworth und der beiden Forster Beschreibungen von Cooks erster und zweiter Fahrt kennen wir die polynesische Sitte einen Freundschaftsbund durch Namensaustausch zu besiegeln. Der gleiche Brauch herrschte bei den Mohawk in Nordamerika [8]), und in Südafrika wurde in Gegenwart Livingstones [9]) auf diese Art Brüderschaft zwischen einem Makololo und einem Zulukaffer geschlossen. Jede Möglichkeit einer gegenseitigen Entlehnung fällt hinweg, wenn ferner bei den Feuerländern in Südamerika und bei den Bewohnern der Andamaninseln im bengalischen Golfe die Witwen den Schädel ihres verstorbenen Gatten an einer Schnur um den Hals tragen müssen [10]).

Auf den Hochebenen von Peru und Bolivien gewahrt man auf den Bergspitzen sogenannte Apachetas oder Steinhaufen, an denen kein Maultiertreiber vorüberzieht, ohne ein neues Stück zu dem Denkmal hinzuzufügen [11]). Dieser Gebrauch geht durch die ganze Welt. Kapitän Speke beobachtete ihn in der Landschaft Usui südlich von Karagwe und südwestlich vom Viktoria-See [12]). Der ungenannte Verfasser eines wegen seiner ethnographischen Schilderungen geschätzten Romans [13]) beschreibt die nämliche Sitte im Mahrattengebiete Indiens, Adolf Bastian sah solche Steinpyramiden auf Passhöhen in Birma und bei den Kajan in Borneo [14]), die Brüder Schlag-

1) Barrow, Arctic Voyages. S. 30.
2) Waitz (Gerland), Anthropologie. Bd. 6. S. 749.
3) Naturw. Reisen. Braunschweig 1844. Bd. 2. S. 198.
4) Wild Life among the Pacific-Islanders. S. 18. S. 269.
5) Malay Archipelago. Bd. 2. S. 165.
6) Sibree, Madagaskar. Leipzig 1881. S. 233.
7) Tylor, Urgeschichte der Menschheit. S. 66.
8) a. a. O. S. 161.
9) Zambesi. S. 149.
10) Mouat, Andaman Islanders. S. 327.
11) Grandidier, Pérou et Bolivie. S. 235. Genaueres bei J. J. v. Tschudi, Reisen durch Südamerika. Leipzig 1869. Bd. 5. S. 52.
12) Source of the Nile. S. 193.
13) Tara, a Mahratta tale. Bd. 1. S. 144.
14) Völker des östlichen Asiens. Bd. 2. S. 483. Bd. 5. S. 47.

intweit in Tibet[1]), Michie auf seiner Reise von Peking durch die mongolischen Steppen[2]), Ebers auf der Sinai-Halbinsel[3]). In der Schweiz werden Steine über den Gräbern Verunglückter aufgetürmt[4]), und genau die nämliche Bedeutung und Entstehung haben diese Male im heutigen Venezuela[5]). Hildebrandt errichtete an der Stätte der Ermordung Rutenbergs im nordwestlichen Madagaskar einen hohen Steinhaufen und bemerkt dabei[6]), dass nach Sitte des Landes jeder Vorüberziehende einen weiteren Stein zu den schon vorhandenen hinzufügen werde. Spenser St. John erzählt dagegen, dass solche Steinhaufen von den Dajaken Borneos zur ewigen Schmach eines Mannes errichtet würden, der sich einer schamlosen Lüge oder eines Wortbruches schuldig gemacht habe[7]).

Ein scheinbar ganz sinnloser Brauch ist es endlich, dass der Mann, wenn ihm ein Kind geboren wird, sich auf das Lager streckt und wie eine Wöchnerin gebärdet. Diodor kennt eine solche Sitte in Korsika, Strabo gedenkt ihrer unter den spanischen Iberern[8]), und bei ihren Nachkommen, den Basken, hat sie sich unter der Bezeichnung *couvade* noch bis auf die Gegenwart erhalten[9]). Marco Polo schreibt diese Gewohnheit der Bevölkerung von Zardandam oder den „Leuten mit den goldenen Zähnen“ zu, die wir nach Pauthiers Erläuterungen westlich vom chinesischen Jünnan am obern Mekong suchen müssen[10]), und nicht allzuweit entfernt davon, nämlich auf Borneo, darf noch jetzt bei den Dajaken der Vater des Neugeborenen acht Tage lang nur Reis essen, muss sich hüten in die Sonne zu gehen und vier Tage lang auf jedes Bad verzichten[11]), ja bei einem Stamm im Südosten der Insel muss er die ersten drei Tage nach der Geburt seines Sohnes sich sogar des Wassertrinkens enthalten und darf fünf Monate lang weder seine Speisen salzen noch rauchen oder Betel kauen[12]). In Südamerika, östlich von den Kordilleren, ist die Sitte des väterlichen Wochenbettes von Martius bei den Mundrucus und Manaos am Amazonenstrom beobachtet

1) H. v. Schlagintweit, Indien und Hochasien. Bd. 2. S. 330.
2) Siberian Overland-Route. S. 136.
3) Ebers, Durch Gosen zum Sinai. S. 188.
4) Vogt, Vorlesungen über den Menschen. Bd. 2. S. 119.
5) Ernst im Globus. 1872. Bd. 21. S. 124.
6) Zeitschrift für Erdkunde. Berlin 1880. Bd. 15. S. 130 (vgl. auch S. 93).
7) Life in the Far East. London 1862. Bd. 1. S. 76.
8) Geographica ed. Kramer. lib. 3, cap. 4, § 17.
9) Lubbock, Prehistoric Times. S. 580.
10) Marco Polo. lib. 2, cap. 41 (oder cap. 119).
11) Spenser St. John a. a. O. Bd. 1. S. 160.
12) Bock, Unter den Kannibalen auf Borneo. Jena 1882. S. 255.

worden, sie erstreckt sich auf die Kariben[1]) und auf die Macuschi Guyanas, bei denen sie der jüngere Schomburgk vorfand[2]), sowie auf die Jivaro am Napó nach James Orton[3]), auf die Indianer des südwestlichen Colombia nach Bastian[4]). Damit ist übrigens noch nicht die Aufzählung aller Völker erschöpft, die sich dieser Sitte anbequemen[5]), doch wollen wir nur hinzufügen, dass sie am Beginn des vorigen Jahrhunderts von dem Missionar Zucchelli auch bei Negern in Kassange angetroffen wurde[6]). Flüchtige Reisende haben nicht versäumt diesen Gebrauch als eine Albernheit zu schmähen oder zu verspotten, gründliche Kenner dagegen haben uns belehrt, dass nur ein ängstlicher Wahn dieser Sitte zu Grunde liegt. Dobrizhoffer, der sie bei den Abiponen beschreibt, belehrt uns, dass die Väter nur deswegen den Luftzug vermeiden und streng fasten, weil sie voraussetzen, es bestehe noch ein leibliches Band mit dem Neugeborenen, so dass ihre Unmässigkeit oder Erkältungen auf das Kind sich übertragen möchten. Stirbt der Sprössling in den ersten Tagen, so verfehlen die Frauen niemals dem Erzeuger lieblosen Leichtsinn vorzuwerfen[7]). Sieht ein Malaye der Insel Nias (vor Sumatras Südwestküste) Vaterfreuden entgegen, so hütet er in Besorgnis um sein noch ungeborenes Kind sich auf das gewissenhafteste durch irgend etwas die unsichtbaren Geister zu beleidigen, sei es durch Töten einer Schlange oder durch Spalten eines Baumes, ja er spricht in dieser Zeit nicht einmal einen Fremdling an, um seines Kindes Sprache nicht zu verwirren[8]). Auf den Antillen durfte der Vater, der Nachkommen zu erwarten hatte, kein Schildkröten- und kein Manatifleisch essen, denn im ersten Falle war Taubheit und Gehirnmangel, im andern eine Entstellung durch kleine runde Augen für das Kind zu befürchten[9]). Ganz ähnlich legen sich bei den Indianern des britischen Guyana nach einem Schlangenbiss die Eltern und

[1]) Spix und Martius, Reise in Brasilien. Bd. 3. S. 1339 und Martius, Ethnographie. Bd. 1. S. 392, 588.

[2]) Schomburgk, Reisen in Britisch Guyana. Leipzig 1847. Bd. 2. S. 314.

[3]) The Andes and the Amazon. London 1870. S. 172.

[4]) Bastian, Die Kulturländer des alten Amerika. Berlin 1878. Bd. 1. S. 255.

[5]) Seitdem das Obige gedruckt wurde (Ausland. 1867. S. 1108), hat Dr. Ploss eine Abhandlung „Ueber das Männerkindbett“ im 10. Jahresbericht des Leipziger Vereins für Erdkunde (Leipzig 1871. S. 33—48) mit einem noch grösseren Reichtum an Belegstücken drucken lassen. Sie findet sich erweitert wiedergegeben in Ploss, Das Kind in Brauch und Sitte der Völker. 2. Auflage. Berlin 1882. Bd. 1. S. 143—160.

[6]) Zucchelli, Missione di Congo. Venedig 1712. S. 118.

[7]) Geschichte der Abiponer. Bd. 2. S. 273.

[8]) Schreiber in Petermanns Mitteilungen. 1878. S. 50.

[9]) Tylor, Urgeschichte der Menschheit. S. 372.

Geschwister des Verwundeten etliche Tage Fasten und Entbehrungen auf[1]). Auf dieselben Gedanken oder auf dieselben Wahnbilder sind also die Bewohner von vier Weltteilen geraten, und wir können dieses Zusammentreffen nur auf eine doppelte Weise erklären: entweder entstanden jene Verirrungen schon, als die sämtlichen Spielarten unseres Geschlechtes noch eine enge Heimat bewohnten, oder sie haben sich selbständig erst entwickelt nach der Zerstreuung über den ganzen Erdenkreis. Ist das letztere wahrscheinlich[2]), dann gleicht sich das Denkvermögen aller Menschenstämme bis auf seine seltsamsten Sprünge und Verirrungen.

[1]) Appun im Ausland. 1872. S. 440.

[2]) Vgl. darüber die lehrreichen Zusammenstellungen bei Richard Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche. Stuttgart 1878.

III.

Der Schöpfungsherd des Menschengeschlechtes.

Alle ozeanischen Inseln, d. h. solche, die in beträchtlichem Abstand vom nächsten Festland liegen, sind, mit wenigen Ausnahmen, von europäischen Seefahrern unbewohnt gefunden worden. Dass Barent 1596 auf der Bäreninsel und Spitzbergen keine Bewohner entdeckte, wird uns wegen ihrer unwirtlichen Lage nicht befremden, wohl aber, dass dies ehemals der Fall war mit Island, da doch das gegenüberliegende Ostgrönland von Eskimos bis zum 75.° n. B. bewohnt wird. Die frühesten Ansiedler Islands scheinen keltische Christen um das Jahr 795 gewesen zu sein, denn als Normannen zuerst das *Eisland* betraten, fanden sie auf einem Inselchen der Südküste, noch jetzt die *Pfaffeninsel* geheissen, Krummstäbe, Glocken und irische Bücher, wie es in den Sagas heisst. Unbewohnt waren im atlantischen Meer die von Korallen erbaute Bermudagruppe, die vulkanische Madeiragruppe, die vulkanischen Inseln des grünen Vorgebirges, die vulkanischen Inseln im Meerbusen von Guinea[1]), die einsamen Inselvulkane Fernando Noronha, Trinidad mit den Martin-Vaz-Klippen, St. Helena, Ascension, Tristan d'Acunha, ja selbst der geräumige Falklandsarchipel, zu schweigen von allem, was in das antarktische Polarmeer fällt. Auch die Vulkaninseln der Marion-, Crozet- und Kerguelengruppe oder was südlicher liegt, und die beiden Inselvulkane St. Paul und Amsterdam, ja selbst die Maskarenen, nämlich die beiden vulkanischen Zuckerinseln Mauritius und Bourbon und die ihnen beigezählte Granitinsel Rodriguez waren menschenleere Stätten. Sogar das stattliche Neu-Seeland ist erst in neuerer Zeit bevölkert worden, denn nach den Angaben der Maoris landeten ihre Vorväter etwa um 1400 nach Chr. auf der Nordinsel, während die östlich liegende vulkanische Chathamgruppe wiederum von Neu-

[1]) Sie wurden von den Portugiesen in der Zeit von 1470 bis 1486 entdeckt (Ghillany, Martin Behaim. S. 86) und waren unbewohnt.

seeländern erst seit dem vorigen Jahrhundert besiedelt worden ist, und die südlich liegenden vulkanischen Aucklandinseln, berühmt durch einige moderne Robinsonaden, noch jetzt auf den ersten Besitzergreifer harren.

Auf den bisher durchmusterten Meeresräumen waren nur die kanarischen Inseln bewohnt, nämlich von den ausgestorbenen Guantschen, die zur Zeit ihrer Entdeckung nichts mehr davon wussten, dass in der Nähe ein Festland lag, denn auf das Befragen der spanischen Missionare, wie sie nach ihrem Archipel gekommen seien, gaben sie die naive Antwort: „Gott hat uns auf diese Inseln gesetzt, dann verlassen und vergessen." Reste ihrer Sprache haben indessen erlaubt, sie als versprengte Bruchstücke der Berberfamilie zu erkennen. Auch wissen wir, dass sie ihre Toten in Mumien zu verwandeln pflegten, sowie dass sie bei ihrer ersten Besiedelung Ziegen mit nach den Inseln brachten.

Ebenso sind die Eilande im Stillen Meere westlich von Südamerika unbewohnt gefunden worden. Wir nennen hier: Juan Fernandez, den Schauplatz von Selkirks Abenteuern, mit Masafuera, S. Feliz und Ambrosio, nicht minder Sala y Gomez, ferner die vulkanischen Galápagos, welche die Buccanier zu ihren Schlupfwinkeln wählten, die Kokosinsel und die Revillagigedo-Gruppe. Ja selbst solche Inseln sind unbewohnt geblieben, welche geräumig und dem Festlande nahe lagen, wie die Berings-Insel, traurig berühmt durch den Schiffbruch des Entdeckers, dessen Namen sie trägt.

Von diesen geschichtlichen Erfahrungen ermutigt, dürfen wir wohl aussprechen, dass die ersten Menschen Bewohner eines Festlandes gewesen sein müssen. Als eine einzige, aber nur scheinbare Ausnahme könnte die Verbreitung der malayischen Völker gelten, zu denen ausser den eigentlichen Malayen Malakas und der Sunda-Inseln auch die braunen Stämme mit schlichtem Haar gehören, die unter dem Namen Polynesier über fast alle tropischen Inseln der Südsee sich zerstreut haben. Seit Wilhelm von Humboldts Forschungen über die Kawi-Sprache wissen wir, was vorher noch bestritten wurde, dass auch die herrschende Rasse auf Madagaskar zur malayischen Familie gehöre. Es hat sich dieser Menschenschlag ausgebreitet von den Komoren, denn auch auf ihnen ist die Sprache malayisch, bis zur Osterinsel, vom 43. bis zum 251. Meridian, über mehr als die Hälfte eines grössten Erdkreises. Trotzdem ist es von vornherein nicht sehr glaubhaft, dass der Mutterstamm der malayischen Völkerfamilie zuerst auf Inseln aufgetreten sei. Die Uebereinstimmung ihrer Sprachen beweist uns, dass die weit entfernten Glieder dieser Familie vor ihrer Ausstreuung eine gemein-

same Heimat bewohnt haben müssen. Diese darf aber nur dort gesucht werden, wo die malayischen Völker jetzt noch am dichtesten auftreten. Der Ausstrahlungspunkt jener Horden lag daher irgendwo zwischen Sumatra, Java und der Halbinsel Malaka. Wir dürfen sogar noch etwas weiter gehen und ihn auf dem südasiatischen Festlande suchen, denn nach ihren körperlichen Merkmalen gewürdigt zählen die Malayen zur grossen mongolischen Rasse im erweiterten Sinne dieses Begriffs.

Die Ausbreitung des malayischen Menschenstammes über mehr als die halbe Länge eines Erdumfanges genügt uns als Beispiel, wie weit die Wanderungsbegierde einen Menschenstamm aus einander treiben kann, sobald er sich einmal Verkehrswerkzeuge zur Bewegung auf dem Meere geschaffen hat. Allein auch auf den Festlanden erstreckten sich die Wanderungen der frühesten Menschenstämme in die grössten Fernen. Auf Australien herrschen im Wortschatz zwar stark von einander abweichende Sprachen, die dennoch in ihrem Bau so innig zusammenhängen, dass man eine einheitliche Abstammung derselben unbedenklich annehmen kann [1]). Ganz Südafrika bis an und über den Aequator, soweit es von Bantu-Negern bewohnt wird, erfüllt nur eine grosse mundartlich schattirte Sprache, so dass der Suaheli der Ostküste immer noch den Afrikanern im äquatorialen Westafrika am Gabun nicht ganz unverständlich bleibt. Wir selbst gehören unserer Sprache nach dem grossen arischen Völkerkreise an, zu dem die Kelten Galliens und Britanniens, alle Germanen, die Italiener, die Griechen und Albanesen, sämtliche Slaven, die Armenier, die Osseten des Kaukasus, die Kurden, die Völker Altpersiens und die brahmanischen Hindus zählen. Nicht das gleiche, aber ein ähnliches Schauspiel gewährt uns Amerika. Wenn wir absehen von den Eskimos und etlichen Stämmen des weiland russischen Amerikas, so gehören nach dem übereinstimmenden Zeugnis aller Anthropologen die sämtlichen Bewohner der neuen Welt einem Menschenstamm an, so dass uns nichts hindern würde sie von einem Elternpaar entsprungen zu denken. Ihre Sprachen freilich zeigen im Wortschatze ein kaukasisches Gewirr, dagegen ist der Satzbau oder vielmehr die Wortbildung so eigentümlich und gleichartig, dass spanische Missionare in Südamerika vorgezogen haben das Evangelium teils in der peruanischen Kitschuasprache, teils in der brasilianischen Tupisprache oder dem Guarani zu verkündigen, weil die dortigen Indianer mit Leichtigkeit in den Geist dieser Sprachen eindringen, während das Spanische oder Portugiesische ihrem Verständnis widerstrebt.

[1]) Fr. Müller, Grundriss der Sprachwissenschaft. Wien 1879. Bd. 2. S. 90.

Freilich ist eine Familienähnlichkeit, ja selbst eine nähere Uebereinstimmung in der Sprache kein untrüglicher Beweis eines gemeinsamen leiblichen Stammbaumes, denn sonst müssten die vormals slavisch, jetzt deutsch redenden Völkerschaften östlich der Elbe von jeher Germanen, es müssten die englisch sprechenden Neger der Vereinigten Staaten Angelsachsen, die spanisch redenden Indianer Mittel- und Südamerikas Blutsverwandte Calderons sein. Die Einheit oder Familienähnlichkeit der Sprache beweist aber streng, dass alle Völkerschaften, die sie umfasst, längere Zeit ein gesellschaftliches Band vereinigt haben muss. Wir dürfen also wohl schliessen, dass die sämtlichen Australier, dass die südafrikanischen Neger, dass die arischen Völker, dass die Amerikaner vor der Trennung ihrer Sprachen einen gemeinsamen Ursitz inne hatten, von dem aus sie durch Wanderung sich verbreiteten. Konnte aber die neue Welt von irgend einem Ausgangspunkt nach und nach bevölkert werden, so ist es nur eine Frage der Zeit, dass alle Festlande ebenfalls von einem Punkte aus bevölkert wurden.

Wir haben aber bisher nur gezeigt, dass unser Geschlecht von einem irdischen Revier ausgehend allmählich alle Festlande durchwandert und bevölkert haben kann. Das Mögliche ist noch nicht das Wahrscheinliche, geschweige etwas Notwendiges. Glücklicherweise bietet uns die Geologie und die Tiergeographie die Mittel den Raum enger einzuschränken, wo allein der Ursitz des Menschengeschlechts gesucht werden darf. Die Geologie lehrt uns, dass die Stockwerke der Erdrinde in chronologischer Reihenfolge geschichtet liegen, und zwar da, wo nicht absonderliche Störungen eintraten, das jüngste zu oberst, das älteste zu unterst. Wenn wir nun vom obersten Stockwerk abwärts steigen, ändern sich die Trachten der Schöpfung, sie werden in unmerklichen Uebergängen den jetzigen fremder und fremder. Das Moderne finden wir oben, das Altertümliche unten, denn die Geschichte der Schöpfungen gleicht der Geschichte der Moden. Zugleich bemerken wir, dass nicht immer, aber im grossen Durchschnitte, die höher gegliederten Geschöpfe die neueren, die unvollkommener gegliederten die älteren sind. Aber die zoologischen Moden haben sich nicht überall mit gleicher Geschwindigkeit geändert. Sie haben sich am hastigsten in der alten Welt umgestaltet, minder rasch in Nordamerika, sie sind ziemlich weit zurück in Südamerika, am altertümlichsten aber in Australien geblieben. Je kleiner und je abgesonderter ein Erdraum lag, desto langsamer legte er seine Trachten ab oder behielt sie wohl gänzlich bei.

Australiens Tierwelt bewahrt die Trachten jener Zeit, da noch die Kängurus Mode waren, denn bei uns finden wir Beuteltiere

nur noch als Versteinerungen der sekundären oder tertiären Zeit, auch in der neuen Welt sind sie bis auf wenige kleinere überlebende Arten völlig verschwunden. Australien fehlen alle Affen, alle Raubtiere, alle Huftiere, alle Zahnlücker. Von seinen 132 Säugetierarten sind 102 Beuteltiere, und der Rest besteht aus Nagern, Fledermäusen und seltsamen Monotrematen oder Kloakentieren. Allerdings ist in diese Schöpfung auch der Mensch hineingeraten und in seiner Begleitung — denn gleich und gleich gesellt sich gern — ein reissendes Tier, der Dingo oder australische Hund. Allein, dass sie als Fremdlinge die zoologische Provinz betraten [1]), fühlt ein jeder, der den Thatsachen der Tiergeographie ihre geschichtlichen Lehren abgewonnen hat.

Das Gleiche gilt von Südamerika, welches ein eigenes streng gesondertes Säugetierreich beherbergt, als dessen Charaktergestalten die Zahnlücker gelten. Alle seine Arten, die Mehrzahl der Gattungen, ja selbst der Familien sind verschieden von denen der alten Welt. Wichtig für unsere Beweisführung ist noch die Bemerkung Andreas Wagners, dass die heutigen Säugetiere Australiens und Südamerikas viel näher den fossilen Trachten der tertiären Zeit stehen als die unsrigen [2]), dass also auf beiden Gebieten die Moden viel langsamer gewechselt haben. War doch Südamerika eine Insel noch in einer kurzen geologischen Vergangenheit, bevor die Landenge von Panama die beiden Festlande zusammenschloss. Südamerika also, das altertümlich gebliebene, ist nicht die schickliche Säugetier-Provinz, wo das modernste aller Geschöpfe ursprünglich aufgetreten sein sollte.

Eher liesse sich vermuten, dass in Nordamerika die Wiege der Menschheit gestanden haben könnte. Nordamerika hat in seiner Tier- und Pflanzenwelt manches Uebereinstimmende und viel Aehnliches mit Asien und Europa. Die Physiognomie seiner Schöpfung ändert sich erst in Mittelamerika völlig, etwa, wenn auch nicht ganz genau, an der Aequatorialgrenze der Kiefernarten, die bekanntlich Südamerika fehlen.

Dennoch ist Amerika altertümlicher geblieben gerade in der höchsten Ordnung der Säugetiere. Die Affen Amerikas sind so verschieden von denen der Ostfeste, dass sie eine Familie für sich bilden, die im System „Affen der neuen Welt“, also geographisch benannt werden konnte. Die amerikanische Familie unterscheidet sich durch den Zahnbau, durch seitliche Stellung der Nasenlöcher,

[1]) Dies gesteht selbst Agassiz im Essay on classification. S. 60.

[2]) Abhandlungen der mathem.-physik. Klasse der k. bayr. Akademie der Wissenschaften. München 1846. Bd. 4. 1. Abt. S. 18.

durch Mangel von Gesässschwielen und Backentaschen, auch findet sich in ganz Amerika kein ungeschwänzter Affe. Da aber, wo die menschenähnlichsten Tiere, wo der Tschimpanse, Gorilla und Orang-Utan auftreten, werden wir auch die frühesten Menschen suchen müssen.

Alle diese Schlüsse sind unabhängig von dem Schicksal des Darwinschen Dogmas, sie stehen oder fallen dagegen mit der Lehre von der Einheit des Schöpfungsherdes für die Arten des Tier- und Pflanzenreiches. Auch diese Lehre stösst noch vereinzelt auf hartnäckigen Widerspruch, weil sie noch nicht alle Thatsachen zu erklären vermag. Die grösste Schwierigkeit jedoch, nämlich das Vorkommen von fünfzig nordischen Gewächsarten im Feuerlande, ist durch den Scharfsinn und die Gelehrsamkeit eines deutschen Botanikers besiegt worden[1]). Die Abstammung der Urbewohner Amerikas aus Nordasien wird der Abschnitt zu beweisen suchen, der ihnen gewidmet ist. Im voraus wollen wir nur bemerken, dass je roher, also auch je genügsamer und abgehärteter ein Volk ist, desto leichter es seine Wohnsitze ändert, so dass alle Völkerstämme auf ihren niedrigsten Entwicklungsstufen völlig befähigt waren, die Wanderungen auszuführen, die wir ihnen zugemutet haben. Die Schwierigkeiten sind überhaupt nur in der Einbildungskraft des verwöhnten Kulturmenschen vorhanden. Im Innern Australiens, wo europäische Entdecker vor Hunger ermatteten, ziehen Horden sorgenfreier Schwarzer umher, und wenn uns bei dem Gedanken schaudert, dass vor Jahrtausenden schon asiatische Stämme zur Bevölkerung Amerikas über das Beringsmeer gezogen sein sollen, so vergessen wir vollständig, dass auch heutigen Tags im Feuerland, wo doch die Gletscher bis zum und bis ins Meer herabreichen, ein nacktes Fischervolk haust.

Wir zeigten also, dass das erste Auftreten des Menschen ein kontinentales gewesen sein müsse, wir bewiesen aus wirklich stattgefundenen Wanderungen, dass die Ausbreitung unseres Geschlechtes von einem Ausgangspunkt über die ganze Erde nur eine Frage der Zeit sein könne, wir haben nach den Lehren der Tiergeographie uns überzeugt, dass weder Australien noch Südamerika, ja selbst Nordamerika nicht ein schicklicher Platz für die Wiege der Menschheit gewesen sei, folglich müssen wir sie in der alten Welt suchen. Dort wiederum dürfen wir das sibirische Tiefland getrost beseitigen, weil es noch in einer geologisch ziemlich nahen Vergangenheit vom Meer bedeckt gewesen ist. Dieses Hindernis wäre für Europa nicht vorhanden, allein wenn Europa der Ausgangspunkt gewesen sein sollte,

[1]) Grisebach, Vegetation der Erde. Bd. 2. S. 496.

so hätten wir sicher schon den sogenannten fossilen Menschen bei uns gefunden, so gut wie man zwei tertiäre, sehr hoch organisirte (anthropoide) Affen, einen in Griechenland, einen in der Schweiz, entdeckt hat.

Lassen wir auch Europa fallen, so bleibt uns nur Südasien oder das tropische Afrika übrig, wo wir die ältesten Spuren unseres Geschlechtes noch mit Aussicht auf Erfolg zu finden hoffen dürfen. Das britische Indien ist von diesen Räumen geologisch noch am besten durchforscht, und da man dort schon viele vorausgehende Typen der heutigen Säugetiere angetroffen hat, noch nicht aber den tertiären Menschen, so sind die Aussichten für die dortige Ortsbefestigung unserer Ureltern immerhin schon geschmälert. Möglich wäre es endlich auch, dass die Urheimat des Menschengeschlechts in einem jener Randstücke der östlichen Erdfeste gelegen habe, welche seit dem Tertiäralter unter den Meeresspiegel einsanken, z. B. im Bereich der gegenwärtigen hinterindischen Flachsee[1]).

So bleibt es noch der Phantasie eines jeden unbenommen das Paradies dorthin zu verlegen, wo die Lotosblumen blühen, oder nach den mit Papyrusstauden umsäumten Ufern der Nilseen, oder auch es noch näher dem biblischen Morgenlande zu rücken. Unerlässlich bleibt nur die Behauptung eines einzigen Ausgangsortes sämtlicher Menschenrassen, im Gegensatz zur Anthropologenschule unter den Amerikanern, die neuerdings über hundert Menschenarten, nicht Menschenrassen, überhaupt so viele geschaffen hat, als Völkertypen sich aufstellen lassen, und die sie durch einen grossen Saatwurf des Schöpfers sogleich in Mehrzahl wie Bienenschwärme dort ausgestreut sich denkt, wo sie noch jetzt sitzen. Eine solche Hypothese beantwortet uns nicht, warum die Inseln bei jenem Saatwurf leer ausgingen, warum die einzelnen Weltteile durch ihre Tier- und Pflanzenwelten als Provinzen sich charakterisiren lassen. Sie verzichtet überhaupt auf jede Erklärung der Gegenwart aus der Vergangenheit, während es doch tief begründet liegt in der menschlichen Natur, nicht eher sich mit den beobachteten Thatsachen auszusöhnen, als bis wir sie irgend einer Notwendigkeit untergeordnet haben.

[1]) Peschel, Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde. 3. Aufl. Leipzig 1878. S. 115—121. — Die Hypothese eines im indischen Weltmeer bis auf Inselreste, wie Madagaskar und Ceylon, untergesunkenen Erdteils, den man sich neuerer Zeit gern als die Heimstätte der Menschheit dachte und den man wegen der vermeintlich nur auf seinen heutigen Inselresten vorkommenden Halbaffen der Lemuren-Gruppe Lemuria getauft hatte, ist durch den Nachweis von Lemuren im tropischen Teil des afrikanischen Festlandes hinfällig geworden. Eine früh eocäne Lemurenform (Lemuravus) wurde sogar in den Koryphodon-Schichten des Utah-Territoriums der Vereinsstaaten entdeckt.

IV.

Ueber das Alter des Menschengeschlechtes.

Wer sich für die Entwicklung der verschiedenen Rassen aus einer einzigen Menschenart erklärt, die zuerst innerhalb eines beschränkten Gebietes aufgetreten, allmählich sich über die ganze Erde verbreitet habe, der muss sich eingestehen, dass solche Vorgänge ungemein lange Zeiträume erfordern, und es fällt ihm die Last des Beweises zu, dass auch wirklich bis in grosse vorhistorische Fernen sich die Spuren unseres Geschlechtes verfolgen lassen. Diese Bedenken würde die Entdeckung des Abbé Bourgeois erledigen, der in der Nähe von Tenay (Loir et Cher) aus Schichten von unzweifelhaftem miocänen Alter Messer und Aexte aus Stein sammelte, welche uns bezeugen würden, dass Frankreich bereits in der Mitte der Tertiärzeit bewohnt gewesen wäre. Allein auf dem Brüsseler Kongress der Altertumsforscher im Jahre 1872 entschieden sich die besten Kenner solcher Fundstücke gegen den künstlichen Ursprung der vorgelegten angeblich menschlichen Hinterlassenschaften aus miocäner Zeit. Die höchste Wahrscheinlichkeit menschlichen Ursprungs muss dagegen den Kieselgeräten beigemessen werden, die zuerst von Boucher de Perthes 1847 im Thale der Somme zwischen Abbeville und Amiens, namentlich bei Menchecourt in kalkhaltigem Lehm untermischt mit Resten des Mammut, des wollhaarigen Nashorn, einer ausgestorbenen Art des Pferdes, des europäischen Hippopotamus und anderer Geschöpfe der Diluvialzeit entdeckt wurden und deren Fundstätten von den besten Geologen der Gegenwart besucht worden sind. Menschliche Ueberreste selbst sind bis jetzt vergeblich gesucht worden, denn der Fund eines Unterkiefers unweit Moulin-Quignon hat den Verdacht einer trügerischen Einschaltung auf sich gezogen. Die Abwesenheit von Knochenresten des Menschen darf unseren Argwohn jedoch nicht allzusehr erregen, denn auch nach Austrocknung des Harlemer Meeres wurden nur spärliche

Schiffstrümmer, aber keine menschlichen Gebeine gefunden, obgleich doch auf diesem ehemaligen Golfe Fahrzeuge verunglückten und Seeschlachten geschlagen wurden. Nach der scharfsinnigen Vermutung von Prestwich können wir uns vorstellen, dass in der Gletscherzeit am Schluss des Tertiäralters die Bewohner der Picardie wie die heutigen Eskimos das Eis der Somme aufgehauen und an den freigehaltenen Oeffnungen Fische mit ihren Geschossen harpunirt haben. Die Steinklingen, die bei einem missglückten Wurfe auf das Bett des Flusses fielen, wurden dann von Diluvialschutt eingehüllt, und sie sind es, die jetzt die Museen schmücken und das Herz der Altertumskenner erfreuen. Wirklich giebt es unter diesen Kostbarkeiten einige von so regelmässigen Umrissen und solcher genauer Zuschärfung, dass an ihrem künstlichen Ursprung nicht gezweifelt werden darf. Wichtig wäre es nur zu erfahren, ob sie aus Hunderten oder Tausenden ähnlicher, aber roher Geschiebe in ihrer Nachbarschaft herausgesucht worden wären. In Ländern, wo Feuersteinknollen an der Oberfläche gefunden werden und wo sie unter starker Besonnung leicht bersten, zerspringen sie gern zu Spänen und Klingen, aus denen sich um die Mühe des Aufhebens eine artige Sammlung von Steingeräten zusammenstellen liesse. Unter den Steinwerkzeugen, die Boucher de Perthes dem Museum von St. Germain einverleibt hatte, bemerkte Virchow sehr viele Dinge, die ihm aus seiner pommerschen Heimat als Naturspiele ganz geläufig waren [1]).

Glücklicherweise giebt es eine Fülle unverdächtiger Zeugnisse, die genau das nämliche bestätigen, wie jene Kieselgeräte des Sommethales. Schon in den Jahren 1833—40 wurden von Dr. Schmerling Funde menschlicher Ueberreste vereinigt mit den Knochen diluvialer Säugetiere in belgischen Höhlen entdeckt, blieben aber lange Zeit missachtet aus Scheu vor dem Ansehen Cuviers, der den Menschen nicht vor den Tieren der heutigen Schöpfung hatte auftreten lassen. Jene Funde wurden gewaltsam missdeutet, indem man annahm, die menschlichen Gebeine seien von Raubtieren verschleppt oder von Bächen in die Höhlen hinabgeführt und unter die Diluvialreste gespült worden. Seitdem aber die Altertumsforscher die neuen Wahrheiten willig anerkannt hatten, folgten sich ausserhalb Belgiens rasch die Entdeckungen solcher Knochenhöhlen. Bisweilen wurden die Ueberreste der diluvialen Erdbewohner erst unter einem Estrich von

[1]) Vgl. Virchow in der Zeitschr. f. Ethnologie. 1871. S. 51 in Bezug auf Pommern, dessen Angaben Wetzstein für das südliche Syrien ergänzen konnte, wo auf der drei Tagereisen langen Strecke 'Ardh e'-Samân der Boden mit Feuersteinsplittern bedeckt ist.

Kalksinter und unzweifelhafte Kunstgeräte aus Feuerstein unter der Schicht mit Knochen vorweltlicher Tiere hervorgezogen. Die Untersuchung einer solchen Höhle bei Brixham durch einen so vertrauenswürdigen Geologen wie Dr. Falconer erweckte schon 1858 in Grossbritannien bei allen Sachverständigen die Ueberzeugung, dass der Mensch ein Zeitgenosse des Mammut, des wollhaarigen Nashorn, des Höhlenbären, der Höhlenhyäne, des Höhlenlöwen, also von Säugetieren der nächsten geologischen Vorzeit gewesen sei.

Zu diesen ebengenannten Geschöpfen gesellte sich auch das Rentier, welches, wie ja bekannt, nicht zu den ausgestorbenen, sondern nur zu den verdrängten Arten gehört. Es streifte vormals im westlichen Frankreich, wo seine Spuren im Thale der Vezère bedeutsam geworden sind. Dort nämlich, wo die Eisenbahn zwischen Orléans und Agen die Landschaft Périgord im Departement Dordogne durchzieht, sind nach und nach sechs Höhlen aufgefunden worden. Sie enthalten in ihrem Schutt Reste künstlich gearbeiteter Rengeweihe, aber auch Steingeräte. In einem dieser ehemaligen Schlupfwinkel bei Cro-Magnon wurden auch die Schädel und Skelette von zwei Männern und zwei Frauen neben Resten des Höhlentigers (Felis spelaea), eines riesenhaften Bären, des Auerochsen, dann hochnordischer Tiere wie des Ziesels (Spermophilus erythrogenus) und des Steinbocks gefunden. Diese Höhlenfranzosen ernährten sich vom Jagdbetriebe, und vorzüglich wurde dem Rosse als Wildpret nachgestellt. Da die Knochen der Tiere keine Brandspuren zeigen, so wurde das Fleisch entweder roh genossen, oder vielleicht in wasserdicht geflochtenen Körben gesotten, wie es noch jetzt von Stämmen in Nordamerika geschieht, welche keine irdenen Geschirre kennen und in hölzernen Gefässen das Wasser durch Einschütten glühender Steine erhitzen. In der That nämlich findet man bei den Aschenresten der Cro-Magnon-Höhle Geschiebe, die einen derartigen Gebrauch erraten lassen.

Die alten Bewohner der Dordogne versuchten bereits durch Schnitzereien in Horn und auf dem Elfenbein von Mammutzähnen Gegenstände der Aussenwelt, Fische, Rene, Menschen, abzubilden mit einer Deutlichkeit und Lebensbewegung, die uns Anerkennung abnötigt[1]). Unter den Geräten aus Horn, meist Ahlen und Pfeil-

[1]) **Lubbock** hat in seinen Prehistoric Times (2. Aufl. London 1869) das Bild eines Mammut auf Knochen geritzt aus der Höhle la Madeleine im Périgord veröffentlicht. Kritische Beobachter haben aber wahrnehmen wollen, dass archäologische Phantasie zu der Ausführung der Umrisse jenes Tiergemäldes das Beste beigetragen habe. Wir folgen im Texte selbst dem Werke von Eduard **Lartet** und Henry **Christy**, Reliquiae Aquitanicae. London 1865—69. Einen

spitzen mit oder ohne Widerhaken, erregt unsere Aufmerksamkeit auch das Vorkommen von Nadeln, mit denen jene Höhlenbewohner ohne Zweifel Tierfelle zusammennähten. Ein weicher roter Ocker, der sich unter den Resten befand, lässt uns schliessen, dass sie ihre Haut bemalten. Ihre Putzsucht verrät uns ferner der Fund von Halsbändern aus durchbohrten Tierzähnen und Muscheln. Letztere stammen obendrein von dem weit entfernten atlantischen Strande, können also nur durch Tausch in ihren Besitz gelangt sein, ebenso wie vorgefundene Bergkrystalle, die in grossem Umkreise um die Fundstätten nicht vorkommen. Selbst Hörner der Saigaantilope, deren nächstes Verbreitungsgebiet jetzt wenigstens erst im südöstlichsten Polen erreicht wird, gehörten zu der Habe jener alten Jäger und dienen als Urkunde, dass durch den Handel schon damals geschätzte Waaren in grosse Fernen verbreitet wurden. Nach den Knochenresten zu schliessen, waren die Jäger der Dordogne nicht wie die belgischen Höhlenbewohner ein kleiner Menschenschlag, sondern von stattlicher Grösse und gewaltigem Körperbau. Die Schädel gehörten der längeren (dolichocephalen) Form an, und ihr knöchernes Antlitz, abgesehen von einer mässigen Neigung zum Prognathismus, überrascht durch die Schönheit seiner elliptischen Umrisse. Auch würde die Geräumigkeit einer männlichen (1590 Kubikzentimeter) und einer weiblichen Gehirnkapsel (1450 Kubikzentimeter)[1]) auf hohe geistige Begabung hindeuten, wenn überhaupt ein solcher Schluss zuverlässig wäre. Hier, als an einem schicklichen Ort, wollen wir sogleich des Schädelbruchstückes gedenken, welches in einer Höhle des Neanderthales im August 1856 unweit Düsseldorf gefunden und anfangs wegen seiner gewaltigen Augenbrauenbogen und flachen Schädeldecke als eine Urkunde zur Beglaubigung für das Aufsteigen unseres Geschlechtes aus dem Tierreich gepriesen wurde. Bald ergab sich jedoch, dass seine Maassverhältnisse den heutigen Mitteln der Europäer ziemlich nahe stehen. Im gegenwärtigen Zustande umfasst nämlich jene Hirnschale einen Raum von 63 Kubikzollen, der nach einer Schätzung Schaaffhausens auf 75 Kubikzolle steigen würde, wenn sie uns unversehrt erhalten geblieben wäre[2]). Europäische Schädel schwanken aber zwischen 45 und 114 Kubikzollen. Deswegen durfte auch Charles Darwin den Neander-

Auszug aus diesem Werk mit einem Teil der Originalholzschnitte hat Alex. Ecker im Archiv für Anthropologie. Bd. 4. S. 109 f., veröffentlicht.

[1]) Ecker im Archiv für Anthropologie, Bd. 4. S. 116. Der männliche Schädel liess sich wirklich messen, die Geräumigkeit des weiblichen dagegen wegen Beschädigungen nur abschätzen.

[2]) Fuhlrott, Der fossile Mensch aus dem Neanderthale. Duisburg 1865. S. 69.

thalkopf „sehr gut entwickelt und geräumig“ nennen[1]). Endlich hat Virchow vor der Berliner anthropologischen Gesellschaft geäussert, dass jener Schädel von einem alten, mit Rhachitis behafteten Manne herrühre, als Rassenschädel zu verwerfen sei, auch seiner Grösse nach „innerhalb ganz erträglicher Grenzen sich bewege“ und in Bezug auf die Kaumuskeln nicht die Zeichen von tierischer Roheit, wie bei Eskimos und Australiern, zur Schau trage[2]). Damit ist der Wert dieses Fundstückes auf ein sehr alltägliches Maass herabgesetzt worden.

Auch in unserm Vaterlande fehlt es nicht an Resten von Höhlenbewohnern, wie die seit 1871 untersuchten im Hohlefels bei Schelklingen unweit Blaubeuren. Zu der Tierwelt im damaligen Thale der Blau gehörten nicht blos Mammute und Elefanten, sondern ein stattlicher Löwe (Felis spelaea), drei ausgestorbene Bärenarten (Ursus spelaeus, U. priscus und U. tarandi Fraas) und das Rentier, dessen Geweihe zu Geräten verarbeitet wurden. Unter die dortigen Kulturreste mischen sich auch Scherben von Thongeschirren, die ihrer flachen Form wegen zum Rösten und Braten gedient haben müssen[3]).

Alle bisherigen Funde verstatten uns nur das Alter unseres Geschlechtes in die Zeit der ausgestorbenen Höhlenfauna hinaufzurücken. Dagegen berechtigt uns nicht die Verbreitung des Ren über das mittlere Frankreich ansehnliche Veränderungen des Klimas vorauszusetzen, denn selbst wer sich sträuben wollte in Cäsars Beschreibung des Rheno[4]) den Cervus tarandus wieder zu erkennen[5]), der wird doch eingestehen müssen, dass das Ren nicht streng unter die Polartiere gehöre, da das Karibu, sein Vertreter in Amerika, ja wohl nur eine Varietät seiner Art, zur Zeit der ersten Besiedelung an den Ostküsten der Vereinigten Staaten noch unter dem 43. Breitengrade, also etwa in der Breitenlage von Korsika angetroffen, bei dem Begegnen mit den Europäern zwar rasch nach dem hohen Norden verscheucht wurde, indessen noch heute im Staate Maine gesehen wird[6]), also mindestens unter schweizerischer Breite. Obendrein

[1]) Abstammung des Menschen. Bd. 1. S. 126.

[2]) Verhandlungen der Gesellschaft für Anthropologie. 1872. S. 157—161.

[3]) Oskar Fraas, Ueber die Ausgrabungen im Hohlefels, in den Würtemberg. naturw. Jahresheften. 1872. 1. Heft. S. 25.

[4]) De bello gall. VI, 21 und 26.

[5]) Charles Grad spricht in seinen „Skizzen aus dem Elsass“ (Ausland. 1872. S. 1216) sehr zuversichtlich aus, dass das Ren auf den Inseln im Rhein noch bis zur Regierung des Augustus sein Dasein gefristet habe.

[6]) Ratzel, Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. München 1878. Bd. 1. S. 421. Vgl. auch Hahn, Bemerkungen über tiergeographische Karten, in den Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig. 1879. S. 18 f.

sind in einer belgischen Höhle (Frontal) neben dem Ren auch Knochen des Schafes und der Ziege gefunden worden, so dass die dortigen Höhlenmenschen friedliche Hirten gewesen sein müssen[1]). Das Verschwinden der Höhlenfauna in Europa, die teils aus schädlichen Raubtieren, teils aus grossen Dickhäutern bestand, welche letzteren örtlich immer nur durch eine spärliche Zahl von Einzelwesen vertreten sind, könnte sich in vergleichsweise rascher Zeit vollzogen haben, sobald nur unser Weltteil dichter besiedelt wurde und die Bewohner wirksamere Waffen mit grösserem Jagdgeschick vereinigten. Das jähe Verschwinden vieler Tierarten innerhalb der letzten Jahrhunderte, wie des flügellosen Alk aus Nordeuropa, der Stellerschen Seekuh im Beringsmeer, der Dronte auf Mauritius, der Moaarten auf Neu-Seeland entmutigt uns für das Verschwinden der Diluvialarten hohe Zeiträume zu begehren.

Glücklicherweise besitzen wir aber Wahrzeichen, dass das schwäbische Land bereits bewohnt wurde zur Zeit, wo mächtige Gletscher das Rheinthal und den Bodensee ausfüllten. Unweit der alten Abtei Schussenried wurde im Sommer 1866 bei Erdarbeiten an der Quelle der Schussen, eines bescheidenen Gewässers, das unweit Langenargen in den Bodensee fällt, eine ungestörte Bodenschicht aufgedeckt, in welcher sich bearbeitete Rengeweihe, Pfriemen mit ausgeschlitztem Oehr, eine hölzerne glattgeschabte Nadel, Haken zum Angeln, lanzett- und sägeblattförmige Feuersteine, rote Farbenknollen zur Hautmalerei, Asche und Kohlenreste vereinigt fanden[2]). Wollte man auch weniger Gewicht darauf legen, dass die Kulturreste zwischen Schichten von Gletscherlehm eingeschlossen sind, so genügt es doch für die Altersbestimmung, dass sich den menschlichen Geräten auch die Knochen des Eisfuchses und zwar im Bau übereinstimmend mit einer Art, die jetzt bei Nain in Labrador haust, sowie des Fjällfrasses (Gulo borealis), endlich die Reste zweier Moose beigesellen, wovon das eine (Hypnum sarmentosum) sonst nur in Lappland, in Norwegen an der Grenze des ausdauernden Schnees, sowie auf den höchsten Bergen der Sudeten und Tirols, das andere (Hypnum fluitans var. tenuissima) gegenwärtig auf sumpfigen Wiesen der Alpen und im arktischen Amerika vorkommt[3]). Hier liegen also Thatsachen vor uns, die jeden geologisch Gebildeten fest davon überzeugen, dass

[1]) Fraas im Archiv für Anthropologie. Bd. 5. 1872. S. 480.

[2]) Fraas im Archiv für Anthropologie. Bd. 2. 1867. S. 38, 39, 42, 44.

[3]) Fraas, Die neuesten Erfunde an der Schussenquelle. Würtemb. naturwissenschaftliche Jahreshefte. 1867. Heft 1. S. 7—24. Im Archiv für Anthropologie Bd. 2, S. 33 führt Fraas unter den Funden noch ein drittes jetzt boreales Moos Hypnum aduncum var. groenlandica Hedw. auf.

der Mensch bereits zur Eiszeit, d. h. in der ungezählte Jahrtausende hinter der Gegenwart zurückliegenden sogenannten Diluvialzeit unseres quartären Erdalters Schwaben bewohnt habe. Auf ein nicht minder hohes Alter des Menschen im norddeutschen Rheingebiet möchten Schaaffhausens Funde hinweisen, nach denen im Moselthale bei Koblenz der Diluvialmensch noch den Moschusochsen, ein jetzt nur noch im hohen Norden des insularen Amerika fortlebendes Polartier, erlegte, ja daselbst wie auf dem rechten Rheinufer bei Neuwied Kohlenreste und Steingerät unter Bimssteinlager verraten, dass der Mensch noch Zeuge der Ausbrüche Eifler Vulkane gewesen ist[1]).

Viel jünger sind die Urkunden, welche vormalige baltische Küstenbevölkerungen aus den Schalen essbarer Muscheln am Strande Jütlands und der dänischen Inseln wallartig angehäuft und die von den Altertumskundigen die angemessene Bezeichnung von Küchenabfällen (Kjökkenmöddinger) erhalten haben. Unter diesen Nahrungsresten wurden Steingeräte mit rohen Bruchflächen, seltener geschliffene, dann Scherben von irdenem Geschirr, die Reste des Hundes als Haustier, endlich sogar ein Spinnwirtel, dagegen keine Spuren von ausgestorbenen Tieren des Diluvium gefunden. Zur Zeit ihrer Anhäufungen übten daher jene Muschelesser noch nicht die Kunst oder fingen erst an den Feuerstein zu glätten. Einen besseren Begriff von dem Altertum jener Muschelbänke erweckt der Umstand, dass damals Jütland und die dänischen Inseln mit Fichtenwäldern bedeckt waren. Zur Zeit als die Einwohner Bronzegeräte sich verschafft hatten, verschwanden die Nadelhölzer, und Eichen herrschten an ihrer Stelle. Seit der Bronzezeit aber sind auch die Eichenwälder nach und nach durch die Buche verdrängt worden, deren Waldbestände jetzt fast ausschliesslich jenes Gebiet bedecken. Die Küchenreste enthalten aber Knochen des Auerhahnes, der sich von Fichtensprossen nährt und die Gegenwart von Nadelhölzern voraussetzt. Es hat also jener Erdraum seit der Zeit der muschelessenden Strandbewohner zweimal seine Pflanzentracht verändert, wozu gewiss jedesmal Jahrtausende gehörten[2]). Dies bestätigt auch das Vorkommen von Austerschalen in den dänischen Küchenabfällen, denn die Auster gedeiht jetzt in der Ostsee nicht mehr, wegen des geringen Salzgehaltes dieses Golfes. Folglich mussten damals Strömungen der nördlichen Ozeane durch viel grössere Pforten als die gegenwärtigen Sunde bis zu den dänischen Inseln gelangt sein.

[1]) Anthrop. Korrespondenzblatt. 1879. S. 124—126. Verhandlungen der XI. Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie zu Berlin. 1880. S. 133.

[2]) Lyell, Antiquity of Man. London 1863. S. 9—17.

Zu den jüngsten Resten des vorgeschichtlichen Altertums gehören die Ortschaften an Alpenseen, die wie dermaleinst Venedig, wie noch jetzt die Wohnungen der Eingeborenen am Maracaibosee, wie die Stadt Bruni auf Borneo, wie die Hütten der Malayen an den Küsten und Flüssen auf Borneo überhaupt, der Papuanen an der Nordküste von Neu-Guinea, ebenso die einiger Negerdörfer im Mohrya-See des inneren Südafrika auf einem Rost von Pfählen im Wasser errichtet wurden[1]). Die Gewohnheit auf solchen im Wasser errichteten Bühnen Hütten zu bauen, muss sich durch lange Zeiten erhalten haben, denn in den älteren Pfahlbauten finden sich wohl geschliffene, aber nicht durchbohrte, das heisst zur Aufnahme eines Stieles vorbereitete Steinklingen, an jüngeren Fundstätten dagegen sind die geschärften Steine durchbohrt und in den neuesten mischen sich unter sie bereits Geräte aus Bronze. Wenn eine Mehrzahl von Pfahlbauten durch Feuersbrünste zerstört wurde, so braucht man nicht immer an feindliche Ueberfälle zu denken, denn wir werden später Menschenstämme kennen lernen, die aus einem schamanistischen Aberglauben ihre eigenen Behausungen anzünden, wenn sie zur Wanderung sich anschicken. Nichts hindert uns bis jetzt die schweizerischen Pfahlbauern für einen arischen Volksstamm zu halten. So gehört der Schädel, welcher bei Meilen gefunden wurde, einem etwa 13jährigen Kinde und wie der Schädel bei Auvernier aus der Bronzezeit dem sogenannten Siontypus an, welcher die keltischen Helvetier vertreten soll[2]). Die schweizerischen Seebewohner trieben Ackerbau und assen Brod, pflanzten Obstbäume und dörrten Aepfel. Rinder, Schafe und Ziegen bewohnten gemeinschaftlich mit ihnen die Pfahlbauten, für ihre Fütterung zur Winterzeit musste also gesorgt werden, ja auch Katzen und Hunde waren bereits zu Gesellschaftern herangezogen worden. Nur das Schwein befand sich wenigstens zur Zeit der ältesten Ansiedelungen noch im wilden Zustande, und der Ur, der Bison und das Elentier gehörten noch immer, wenn auch selten, zur Jagdbeute. Abgesehen von diesen

[1]) Der See von Maracaibo wurde von den ersten Entdeckern Golf von Venedig genannt, weil ein indianisches Pfahldorf am Eingange zuvor den Namen Venezuela empfangen hatte (Peschel, Zeitalter der Entdeckungen. S. 313). Noch bis auf den heutigen Tag werden Wohnungen auf Pfählen mitten im Maracaibosee errichtet (Paez, Wild Scenes in South America. S. 392). Ueber die papuanischen Pfahldörfer vgl. Wallace, Der malayische Archipel. Braunschweig 1869. Bd. 2. S. 282, über Bruni s. Spenser St. John, Life in the Far East. Bd. 1. S. 89, über anderweite Pfahlbausiedelungen in Borneo Bock, Unter den Kannibalen auf Borneo. S. 35 und über die im Mohrya-See Cameron, Quer durch Afrika. Bd. 2. S. 55 ff.

[2]) His und Rütimeyer, Crania helvetica. Basel 1864. S. 36 f.

in den historischen Zeiten vertilgten Geschöpfen erlitt die Tierwelt keine Verluste und innerhalb des Pflanzenreiches beschränkt sich alles auf das Verschwinden einer Nadelholzart und zweier Wasserpflanzen, die sich aus den Ebenen hinweggezogen haben [1]). Solche Pfahlbauten sind teils unter Torfschichten begraben, teils durch Verschüttungen der Seen vom Ufer landeinwärts gerückt worden oder es lagen die Steingeräte unter den Schuttkegeln von Wildwassern, wie im Delta der Tinière bei Villeneuve am Genfer See. Aus der Mächtigkeit oder der Ausdehnung solcher Neubildungen wurde versucht das Alter der Hinterlassenschaften um 5—7000 Jahre zurückzuverlegen. Aller Scharfsinn der Untersucher scheiterte aber an dem Uebelstande, dass weder das Wachstum des Torfes, noch die Absätze von Gebirgsschutt so stetig fortschreiten wie das Abrinnen des Sandes in einem Stundenglase, sondern dass bei solchen Bildungen Zeiträume der Ruhe mit Zeiträumen einer hastigen Thätigkeit wechseln. Gegenwärtig fehlt es also an jeder zwingenden Thatsache, um irgend einen Rest der Pfahlbauerzeit für älter zu halten als die Pyramiden am Nil, ja nicht einmal derjenige könnte streng widerlegt werden, der die Hinterlassenschaft der schweizerischen Steinzeit in das zweite Jahrtausend v. Chr. versetzen wollte. Bewohnten doch die Italiker ihre Hunderte von Pfahldörfern an den Sumpfufern der oberitalienischen Flüsse im damals fast noch ungelichteten Wäldergrün während ihrer Bronzeperiode sogar bis an die Schwelle geschichtlicher Zeiten, nämlich bis zum Einbruch der Etrusker in die Poebene [2]).

Selbst in Aegypten ist es nicht völlig geglückt einen verlässigen Zeitausdruck für sehr alte Zeugnisse von der Gegenwart des Menschen zu finden. Unter der Leitung eines äusserst vorsichtigen Geologen, Leonhard Horner, wurden von einem trefflichen Ingenieur, Hekekyan Bey, einem armenischen Katholiken, in den Jahren 1851—1854 nicht weniger als 96 Bohrlöcher in vier Reihen vom Nil senkrecht bis zu Abständen von acht engl. Meilen abgeteuft. Die meisten dieser Ausgrabungen lieferten auf verschiedenen Tiefen Reste von Haustieren, Trümmer von Backsteinen und von Geschirren. Nicht immer verstatten solche Reliquien eine befriedigende Zeitbestimmung, weil die durchstochenen Schichten oft von Sandlagern durchsetzt wurden, die dem Wüstenwinde ihre Entstehung verdankten. In unmittelbarer Nähe des Steinbildes von Ramses II.

[1]) **Rütimeyer**, Die Fauna der Pfahlbauten in der Schweiz. Basel 1861. S. 8, 228 f.

[2]) **Helbig**, Die Italiker in der Poebene. Leipzig 1879. S. 27, 41, 99.

bei Memphis wurde jedoch unter Schichten reinen Nilschlammes, die nicht vom Wüstensande überweht worden waren, aus 39′ (feet) oder 11,89 Meter Tiefe ein rot gebrannter Thonscherben hervorgezogen. Seit das Ramsesbild errichtet wurde, nämlich seit 1361 v. Chr. etwa, hatte sich um dieses eine Nilschlammschicht von 9 Fuss 4 Zoll, ungerechnet eine Sandschicht von 8 Zoll Mächtigkeit, angehäuft und der Maassstab der Alluvialbildung an jener Stelle hat seit 1361 v. Chr. demnach 3½ Zoll im Jahrhundert betragen. Wäre also in gleicher Geschwindigkeit jener Töpferscherben vom Nilschlamm eingehüllt worden, dann müssten schon 11646 Jahre vor unserer Zeitrechnung Gefässe aus Thon am Nil gebrannt worden sein[1]). Gegen diese Berechnung sind viele unbegründete Einwände erhoben worden. Die einen vermuteten, dass der Nil in Vorzeiten unter der Ramsesstatue geflossen, andere, dass jener Scherben aus einem ehemaligen Brunnen oder einem ehemaligen Teiche hervorgezogen worden sei, als ob es sich um ein vereinzeltes Fundstück, nicht blos um das am tiefsten gelegene unter unzähligen anderen handele. Oder man sagt, dass durch Wasserbauten an einem beliebigen Punkte in kurzer Zeit sich Sedimente von grosser Mächtigkeit anhäufen lassen[2]), übersieht aber dabei gänzlich, dass dieses Verfahren dann auf dem Gebiete aller vier Reihen von Bohrlöchern stattgefunden haben müsse, sowie dass die Sohle der Ramsesstatue nur 78′ 3″ über dem Meeresspiegel liegt[3]), der Scherben also nur auf 39′ 3″ absoluter Höhe gefunden wurde. Selbst das Bedenken Sir Charles Lyells, dass die alten Aegypter nach Herodot ihre Tempel und Denkmäler mit einem Walle gegen den Andrang der Nilfluten zu schützen pflegten[4]), erscheint nicht stichhaltig, denn wurden diese Schutzwehren einmal durchbrochen, dann wuchsen die Niederschläge in der Bodensenkung um so rascher und der Strom konnte in wenig Jahren einholen, woran er im letzten Jahrtausend verhindert worden war. Wohl aber ist gegen die obige Berechnung einzuwenden, dass uns die Mächtigkeit des Nilschlammes seit 1361 v. Chr. deswegen nicht als zuverlässiger Maassstab dienen kann, weil die Stromgefilde keineswegs in einer glatten Ebene liegen.

[1]) Horner in Philosophical Transactions. London 1859. Bd. 148. S. 74 f.

[2]) So erwähnt Kjerulf (Einige Chronometer der Geologie. Berlin 1880. S. 41) den gewiss berechtigten Ausspruch des sachkundigen Ingenieurs Max Eyth: „Ein Fellah, welcher das untere Ende seines Wiesenstückes mit einem Damm umgiebt, kann in einem einzigen Jahre ein paar Jahrtausende mehr in die scharfsinnige Berechnung des europäischen Gelehrten hineinbringen."

[3]) Horner a. a. O. S. 56.

[4]) Lyell, Antiquity. S. 38.

Horner selbst bemerkt, dass wenn der Nil das 24. Ellenzeichen am Pegel auf der Insel Roda erreicht, er bald Tiefen von 20′, bald nur von weniger als einem Zoll bilde, so gross seien die Unebenheiten des Bodens[1]). Daraus folgt, dass die Schlammschichten in den Vertiefungen viel rascher wachsen müssen als an den erhöhten Stellen, und dass, wenn die Aegypter ihren steinernen Ramses, wie fast vermutet werden darf, auf einer Anschwellung errichteten, die sich rasch neben einer Vertiefung abgesetzt hatte, der spätere Zuwachs an Nilschlamm nur langsam den Boden erhöhte. Wer hätte aber trotzdem den Mut noch zu bestreiten, dass jener Scherben aus 39′ Tiefe mindestens um 4000 Jahre älter sein müsse als das Denkmal des grossen Ramses?

[1]) Horner a. a. O. S. 56.

DIE KÖRPERMERKMALE DER MENSCHENRASSEN.

I.

Die Grössenverhältnisse des Gehirnschädels.

Niemand leugnet, dass Haustiere bei strenger Zuchtwahl auf ihre Nachkommen alle elterlichen Besonderheiten vererben. Ebenso war eine wenig zahlreiche Menschenhorde, die sich in der Vorzeit durch Wanderung von der übrigen Menschheit absonderte und in einem abgelegenen Erdraume Jahrtausende verharrte, durch die Umstände gleichsam zur Reinzucht gezwungen und musste die Familienzüge der ersten Auswanderer zu Rassenmerkmalen befestigen. Die Reinheit des erworbenen Typus erhielt sich aber nur so lange, als die Absonderung dauerte, denn da die Unfruchtbarkeit der menschlichen Spielarten unter einander nicht bewiesen werden kann, die einzelnen Horden und Stämme vor und selbst nach dem Uebergang zum Ackerbau beständig auf Wanderungen begriffen waren, und eine Spielart unter die andere wieder hineindrang, so musste auch durch Kreuzung ein Teil der Sondermerkmale immer wieder verwischt werden. So dürfen wir denn höchstens nur dort, wo eine Abtrennung von anderen Spielarten entweder durch Abgelegenheit der Wohnorte oder durch Kastenvorschriften während langer Zeiträume aufrecht erhalten wurde, einigermaassen gut begrenzte Rassen anzutreffen hoffen, überall anderwärts werden sie in einander überfliessen. Vielleicht wird sich ergeben, dass auch nicht ein einziges Körpermerkmal einer Rasse ausschliesslich angehöre, sondern in Uebergängen auch bei anderen angetroffen werde. Daher kann sich die Völkerbeschreibung nur auf eine Mehrzahl von Erkennungszeichen stützen und sie darf kein einziges verschmähen, so sehr es auch in seinem Betrage schwanken mag.

Merkmale am menschlichen Körper, die zur Unterscheidung der Rassen dienen könnten, wird ein jeder unwillkürlich zuerst in den Formen des Hauptes suchen, dem Sitze unserer höchsten Thätigkeiten. Fleiss und Scharfsinn der neueren Anatomen haben daher einen jungen Wissenszweig gepflegt, der sich mit dem knöchernen Schädel beschäftigt. Was die Volkssprache einen Totenkopf nennt, ist ein kunstvoll geordnetes Gehäuse, enger und kleiner am Kinderkopfe, geräumiger beim Erwachsenen. Es ist also bis zu einem gewissen Alter in der Ausdehnung begriffen und gelangt erst in reifen Jahren zum Stillstand. Meistens bleiben die einzelnen Knochen der Gehirnschale, wo sie an ihren Grenzen zusammenstossen, durch Nähte mit eingreifenden Zacken nur zusammengefügt, so dass dem fortgesetzten Wachstum kein unbesiegliches Hindernis entgegentritt. Ein verfrühtes Verschmelzen der Schädelplatten muss dagegen die völlige Ausbildung des Gehirnes verhindern, und wird daher eine Verwischung der Nähte bei jugendlichen Schädeln bemerkt, so gehören solche Köpfe gleichsam zu den missratenen Bildungen. Da nun die Wissenschaft nur die gesunden Erscheinungen vergleichen darf, so folgt daraus, dass von den Messungen alle Schädel auszuschliessen sind, deren Nähte frühzeitig verschwinden oder, was dasselbe bedeutet, verwachsen (Obliteration, Synostose). Eine der Deckplatten des Gehirnschädels, nämlich das Stirnbein, besteht anfänglich aus zwei Hälften, einer rechten und einer linken, die bei dem Affenjungen nach der Geburt, bei Kindern im 2. Jahre völlig verwachsen. Bei einer Anzahl von Menschen dagegen schliessen sie sich nie, und da die Stirnnaht dann als eine Verlängerung der Pfeilnaht rechtwinkelig die Kronennaht durchsetzt, so bildet der Verlauf der Nähte ein Kreuz, weshalb Schädel mit offener Stirnnaht Kreuzköpfe genannt werden. Auch sie müssen bei den Schädelmessungen völlig ausgeschieden werden, als die Vertreter einer eigenen nur unter sich, nicht mit anderen vergleichbaren Menschenart. Das Offenbleiben der Stirnnaht hindert nichts an den gesunden Verrichtungen des Gehirns, ja da es dessen Wachstum nach vorn noch bis in ein späteres Alter verstattet, vereinigen die Kreuzköpfe grössere Stirnbreite mit grösserer Geräumigkeit, so dass sogar vermutet worden ist, die mittleren Leistungen des menschlichen Denkvermögens müssten merklich gesteigert werden, wenn das Offenbleiben jener Naht ein statistisches Uebergewicht erreiche oder sogar zum herrschenden Merkmale des gesunden Schädels werde. Ueber die Häufigkeit der Kreuzköpfe hat uns Hermann Welcker nachfolgendes Zifferngemälde geliefert:

von Völkerschaften	Schädel mit offene	Schädel ohne Stirnnaht	Verhältnis der Kreuzköpfe zu gewöhnlichen Schädeln
Deutsche aus Halle	70	497	1 : 7,1
Petersburger	70	1023	1 : 14,6
Andere Mittelländer	14	129	1 : 9,2
Mongolen	7	96	1 : 13,7[1]
Malayen	5	87	1 : 17,4
Neger	1	52	1 : 52
Amerikaner	1	53	1 : 53

Andere Beobachter wollen sich überzeugt haben, dass Schädel, welche der Zeit des Diluviums angehören, seltener dieses günstige Merkmal an sich tragen[2]). Bleibt die Stirn offen, so schliesst sich auch die Pfeilnaht gewöhnlich später, und nicht ganz ohne Grund dürfen wir das Raumsuchen des Gehirns als Ursache dieser Erscheinung uns denken[3]), nur sollten wir nicht vergessen, dass die Kreuzköpfe bisweilen auch bei Blödsinnigen vorkommen[4]). Umgekehrt kann aber auch durch ein vorzeitiges Verwachsen der Knochen, wenn es mit Ueberwältigung des Gegendruckes vorwärts schreitet, die volle Entwickelung des Gehirns gehemmt werden[5]), und es ist gewiss sehr wichtig, in welcher Reihenfolge die einzelnen Knochen des menschlichen Schädels sich schliessen und das Wachstum der inneren Teile beendigen. Bei den minder begabten Menschenstämmen sollen die vorderen, bei höher begabten die hinteren Nähte früher verwischt werden[6]). Bei Negerschädeln wollte Pruner Bey einen frühzeitigen Zusammenschluss der Stirnnaht wahrgenommen haben, gefolgt von einem Verwachsen der Kronennaht am mittleren Teil und der Pfeilnaht, während die Lambdanaht um den Gipfel sich am längsten offen erhielt. Bisweilen verschmelze nicht einmal gänzlich die Basilosphenoidal-Naht, und selbst bei Erwachsenen sei noch die Incisivnaht zu unterscheiden[7]). Der Wert solcher Wahrnehmungen lässt sich aber nur durch die statistischen Mittel aus

[1]) Bei Japanern indessen würde sich dieses Verhältnis nach Erwin Baelz auf 1 : 6 stellen, denn es fanden sich unter 119 japanischen Schädeln 12 mit unverwischter Stirnnaht. Baelz, Die körperlichen Eigenschaften der Japaner. 1. Teil. Jokohama 1883. S. 26.

[2]) Canestrini bei Darwin, Abstammung des Menschen. Bd. 1. S. 107.

[3]) Welcker, Wachstum und Bau des menschlichen Schädels. Leipzig 1862. S. 97, 102.

[4]) Virchow, Entwickelung des Schädelgrundes. Berlin 1857. S. 87.

[5]) Virchow a. a. O. S. 113.

[6]) Gratiolet bei Quatrefages, Rapport. S. 302.

[7]) Pruner Bey, Mémoire sur les Nègres. 1861. S. 328 f.

einer grossen Zahl von Beobachtungen feststellen und grosse Zahlen werden erst durch fortgesetztes Sammeln erworben werden. Vorläufig ergiebt sich nur, dass Schädel mit vorzeitig oder nicht rechtzeitig verschmolzenen Nähten bei den Messungen ausgeschieden und nicht mit den übrigen verglichen werden sollten.

In grössere Verlegenheit versetzt uns die Geschlechtsbestimmung der Schädel. Welcker hatte sich überzeugt, dass bei den deutschen Schädeln, deren Geschlecht bekannt war, die weiblichen zwischen die kindlichen und männlichen in allen messbaren Verhältnissen sich einschalten lassen. Unsere Anatomen haben sich daher angestrengt, Wahrzeichen aufzufinden, nach welchen sich das Geschlecht des Schädels bestimmen lasse. Die kraniologische Statistik hat bis jetzt wenigstens so viel ermittelt, dass bei den hochgesitteten Völkerschaften alle Geschlechtsunterschiede zweiter Ordnung viel stärker entwickelt sind als bei den roh gebliebenen Menschenstämmen. Bei ersteren ist der männliche Hirnschädel merklich geräumiger als der weibliche. Ungewiss dagegen bleibt vorläufig, ob sich der letztere mehr als der männliche zur Schmalheit neige. Fand Welcker die Frauenschädel bei fast allen Rassen dolichocephaler als die männlichen, so hat Weisbach für österreichische Frauen einen mittleren Breitenindex von 82,5 erhalten und bei ihnen eher eine Hinneigung zu Brachycephalie wahrgenommen[1]). Die geringere Höhe des Schädels beim weiblichen Geschlecht ist andererseits von Alexander Ecker betont worden, der auch daran den Frauenschädel erkennen will, dass der flache Scheitel ziemlich plötzlich in die senkrechte Stirnlinie übergehe[2]). Grössere Zartheit der Knochenvorsprünge, verminderte Gesichtslänge bei grösseren Augenhöhlen, geringere Unterkieferbreite sollen ebenfalls den weiblichen Schädel auszeichnen. Doch sind wir noch weit entfernt, das Geschlecht eines unbekannten Schädels mit Sicherheit bestimmen zu können. Der britische Kraniolog Barnard Davis schrieb vor etlichen Jahren an Alexander Ecker, dass er einen Schädel aus Bengalen nach den angenommenen Geschlechtsmerkmalen für männlich hätte erklären müssen und doch wisse er genau, dass er von einer Frau abstamme[3]). Bei Schädeln aus alten Gräbern wird daher das Geschlecht aus dem Bau des Kopfes nicht sicher zu erraten sein. Daher sagte auch Virchow in seiner Arbeit über altnordische Schädel in Kopenhagen: „Ich fühle mich nicht im Stande überall mit Bestimmtheit die Grenzen

[1]) Archiv für Anthropologie. Bd. 3. 1868. S. 61.
[2]) Archiv für Anthropologie. Bd. 1. 1866. S. 85.
[3]) Archiv für Anthropologie. Bd. 2. 1867. S. 25.

zwischen männlichen und weiblichen Schädeln zu ziehen, und ich habe daher lieber auf eine solche Unterscheidung verzichtet, um nicht willkürliche und zweifelhafte Trennungen vorzunehmen[1]).“ In gleichem Sinne bemerken His und Rütimeyer: „Eine Scheidung der Schädel nach dem Geschlecht haben wir nicht durchgeführt. Die Geschlechtsbestimmung nach dem blossen Aussehen führt allzuleicht zu Willkürlichkeiten, als dass man sich auf sie verlassen könnte[2]).“ Der eben erwähnte Barnard Davis endlich äussert in Bezug auf das Verzeichnis seiner Schädelsammlung: „Das Geschlecht wurde nur durch den Eindruck auf den Beschauer bestimmt, welcher keinen untrüglichen Gesetzen gehorcht; daher auch leicht Fehler vorgekommen sein mögen[3]).“ Die strenge Wissenschaft wird indes die Forderung nicht fallen lassen, dass die Schädel dem Geschlecht nach völlig getrennt und die getrennten so wenig unter einander verglichen werden sollen, als gehörten sie zwei völlig verschiedenen Arten an. Künftige Sammler sollten daher alles aufbieten, das Geschlecht des Schädels am Fundort zu ermitteln. Werden alte Schädel, bei denen die Geschlechter ungeschieden bleiben, zusammengeworfen, dann kann es geschehen, dass zwei Typen oder Mittelformen aus den Messungen hervorgehen, die nicht zwei Völkerschaften, sondern nur die Geschlechter einer einzigen Völkerschaft vertreten. Ferner besteht die Gefahr, dass wenn wir für Rassenschädel das Mittel aus der Summe beider Geschlechter erhalten, die mittleren Unterschiede einen viel geringeren Betrag zeigen werden, als wenn nur Männer mit Männern verglichen würden.

Die Grössenverhältnisse des menschlichen Schädels sind in neuerer Zeit bis in die feinsten Einzelheiten bestimmt worden, so dass die Zahl der gemessenen Werte an einem einzigen Schädel bis auf 139 gestiegen ist[4]). Bei diesem Fleiss und Eifer darf man noch die Hoffnung nähren, dass es dem Scharfblick eines Beobachters früher oder später gelingen möge, in scheinbar gleichgiltigen Grössenverhältnissen den Schlüssel zum Verständnisse der übrigen zu entdecken. Vielleicht wird noch genau festgestellt, durch welches Wachstum der einzelnen Knochen die Form des Kopfes bedingt werde[5]), und deshalb muss vorzüglich die Länge der einzelnen Nähte zum Erwerb eines statistischen Schatzes festgestellt werden. Mit

[1]) Archiv für Anthropologie. Bd. 4. 1869. S. 61.

[2]) Crania helvetica. S. 8.

[3]) Thesaurus craniorum. London 1867. S. XV.

[4]) Man s. die drei Tabellen für 20 Schädel von Zigeunern, die Isidor Kopernicki dem Archiv für Anthropologie Bd. 5. 1870. S. 320 geliefert hat.

[5]) Virchow, Die Entwicklung des Schädelgrundes. S. 81.

diesen Vorarbeiten zu künftigen Erkenntnissen kann sich aber die heutige Völkerkunde nicht beschäftigen, sondern muss sich mit den bereits festgestellten Unterschieden begnügen.

Leider giebt es kein übereinstimmendes Messverfahren. In England geht man anders zu Werke als in Frankreich, und in Deutschland sucht man eben jetzt erst hierin zu einer wünschenswerten Uebereinstimmung zu gelangen. Retzius war der erste, der uns aus dem Vergleiche des Längen- und Breitendurchmessers Lang- und Breitschädel (Dolichocephalen und Brachycephalen) unterscheiden lehrte, wenn er auch noch keine scharfen Grenzen zwischen diesen Formen zog. Schon beim Aufsuchen der Schädeldurchmesser werden aber verschiedene Wege eingeschlagen. Die Dicke der Hirnschädelknochen ist nämlich eine sehr schwankende. Wenn wir einen Maassstab an die Wände eines senkrechten Schädelquerschnittes anlegen, so finden wir meistens zwei bis fünf Millimeter für die Mächtigkeit der Knochenplatten. Diese Schwankungen würden bei den Messungen keine Störung hervorrufen, da sie gleichmässig die Längs- wie die Querdurchmesser steigern oder herabsetzen können. An anderen Stellen aber und gerade da, wo wir die grösste Achse des Schädels zu suchen haben, klafft das Stirnbein häufig in eine doppelte, eine äussere und innere Knochentafel aus einander, um bisweilen beträchtliche Hohlräume einzuschliessen. Am Hinterhaupt wiederum wird die innere und äussere Knochenschicht in der Mitte durch schwammartige Blasenräume auseinander getrieben, und der Schädel erreicht dann in dem einen und andern Falle Mächtigkeiten von 15, ja 29 Millimetern oder darüber. Da nun diese inneren Aufblähungen der Knochen sicherlich in keiner Beziehung zu den Verrichtungen des Gehirns stehen (dessen Grösse wir doch gern mittels der Schädelmaasse erraten möchten) und bei den Angehörigen desselben Stammes sehr schwanken, auch mit dem Lebensalter sich steigern, so schien es unangemessen, bei Bestimmung des Längsdurchmessers die Zirkelspitzen gerade über diesen Knochenanschwellungen anzusetzen. Auf der Versammlung zu Frankfurt a. M. 1882 einigten sich die deutschen Anthropologen dahin, als grösste Länge oder als Längendurchmesser des Schädels diejenige Linie anzuerkennen, welche die Mitte zwischen den beiden Stirnbeinhöckern (oberhalb der Nasenwurzel) mit dem am weitesten hervorragenden Punkt des Hinterhauptes verbindet, als Breitendurchmesser des Schädels aber einfach die breiteste Querlinie desselben zu nehmen, die senkrecht auf der Sagittalebene steht.

Man pflegt den Längendurchmesser 100 gleichzusetzen und den Querdurchmesser in Prozenten jener Einheit auszudrücken. Der

Prozentsatz selbst wird der Breitenindex genannt. Völlig runde Schädel, also solche, bei denen der Breitenindex 100 und sogar über 100 beträgt, kommen teils bei nordamerikanischen Indianern, teils bei Peruanern und den Chibchas in Colombia vor, verdanken jedoch ihre Gestalt einer künstlichen Zusammenpressung des Schädels und müssen daher von allen Vergleichen ausgeschlossen bleiben. Sonst nähert sich einer völligen Rundung am meisten der Schädel eines Bewohners der „Tatarei" mit 97,7 als Breitenindex, dem Huxley einen Kopf aus Neu-Seeland mit 62,9 als den schmalsten aller bekannten Schädel

Extreme Schädelformen nach Huxley. Norma verticalis.



Fig. 1. Schädel eines Bewohners der „Tatarei".

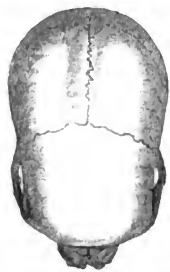


Fig. 2. Schädel eines Neuseeländers [1]).

gegenüberstellt [2]). Doch besitzt Barnard Davis einen angeblichen Keltenschädel, der bei einer Längenachse von 8,2 Zoll und einer Breite von nur 4,9 Zoll bis zu einem Index von 58 sich erniedrigt [3]). Zwischen 58 und 98 bewegen sich also die Breitenindices, wenn wir die äussersten Fälle berücksichtigen. Die mittleren Zahlen schwanken aber um vieles weniger, denn sie gehen nur von 71 bis etwa 87. In diese Klaviatur mit 17 Tasten lassen sich alle mittleren Breitenproportionen der menschlichen Schädel einschalten.

Wie Welcker sich überzeugt hat [4]), schwankt der Breitenindex bei den Völkern, welche der Zahl nach die Hälfte der Menschheit

[1]) Der fragliche Kopf stammt aus Neu-Seeland, Huxley glaubt Grund zu haben ihn für einen australischen (?) zu halten.

[2]) Huxley über zwei extreme Formen des menschlichen Schädels. Archiv für Anthropologie. Bd. 1. 1866. S. 346.

[3]) Thesaurus craniorum. S. 63.

[4]) Nämlich in seinen Kraniologischen Mitteilungen im Archiv für Anthropologie. Bd. 1. 1866. S. 136. Die vom Verf. an dieser Stelle etwas niedriger angegebenen Grenzwerte der Mesocephalie beziehen sich auf dessen frühere Bemessung der Schädelbreite vom Schläfenbein der einen nach dem der anderen

umfassen, von 77 bis 82, und diese nennen wir Mittelschädel (Mesocephalen). Sinkt der Index unter 76,6, so sprechen wir von Schmal- oder Langschädeln (Dolichocephalen), und erreicht er 82,6 oder mehr, von Breit- oder Kurzschädeln. Statistisch hat sich nun ergeben, dass die Mehrzahl der Bewohner eines bestimmten Gebietes sich um eine mittlere Schädelform schare, sowie dass, je weiter die Abirrungsstufen sich von der mittleren Form entfernen, sie durch eine sich rasch vermindernde Schädelzahl vertreten werden. Das ist nun genau dasjenige, was jeder erwarten wird, der Arten- und Rassenmerkmale als etwas Flüssiges betrachtet, der in der belebten Schöpfung nur Einzelwesen erkennt, und der mit Goethe annimmt, dass die Arten nur im Lehrbuche der Systematiker existiren. Selbst die Mittel der Schädelproportionen schwanken innerhalb der einzelnen Rassen. Ueberraschend sind namentlich die Ziffern, welche Welcker für den Stamm der malayischen Völker gefunden hat. Beachten wir dabei zunächst nur den Breitenindex und beseitigen wir die stark dolichocephalen Schädel (71) der Karolinenbewohner, weil sie als Mikronesier von dem Verdacht einer Blutmischung nicht frei sind und nach einer neueren Untersuchung in der That von Insel zu Insel ausserordentlich verschiedenartige Kopfbreite zeigen[1]), so erhalten wir, noch an der Grenze der Dolichocephalie, mit einem Breitenindex von 76 die Maoris Neu-Seelands. Es folgen dann in der Indexskala aufwärts steigend als Mesocephalen die Marquesasinsulaner, die Taïtier, die Chathaminsulaner, die Hawaiier auf dem Sandwicharchipel (diese bereits mit dem Index 80). Auf den grossen und kleinen Sunda-Inseln endlich steigt die Schädelbreite bis zu dem hochbrachycephalen Maass von 86.

Von den 17 Teilstrichen der Breitenverhältnisse nehmen in der That die Schädel der Malayenfamilie nicht weniger als elf ein, von 76 bis 86. Man kann hier nicht sagen, dass die malayischen Schädel etwa Mischformen darstellen, denn rings umgeben von Schmalschädeln konnten sie nie ihre hohe Brachycephalie der Kreuzung verdanken. Wären sie aber ursprünglich brachycephal gewesen,

Schädelseite (sogenannte „temporale Breite"); im Obigen haben wir diese Ziffern entsprechend der auch von Welcker jetzt angenommenen Messung nach „grösster Breite" (S. 51) erhöht. Vergl. übrigens im Anhang Tabelle II.

[1]) Schmeltz und Krause, Die ethnographisch-anthropologische Abteilung des Museum Godeffroy. Hamburg 1881. S. 558. Krause fand nur die Schädel von Ponapé dolichocephal (Index im Mittel 72,2); gen West werden nach ihm die Karolinen-Schädel breiter und auch fast stets höher, auf Yap finden sich schon hohe mesocephale Werte (Mittel: 78,5), und indem Krause die Palau-Insulaner (mit der Längenbreite von 83,8) einrechnet, bestimmt er auf Grund seiner eigenen Messungen den mittleren Karolinen-Schädel zu einer Breite von 75,3.

so müsste sich dies vorzugsweise bei den Dajaken Borneos zeigen, da wir sie als die reinsten Vertreter des alten Malayentypus betrachten dürfen, und gerade bei ihnen finden wir nur mässige Mesocephalie (Index 78). Die Messungsergebnisse nötigen uns vielmehr als Thatsache anzuerkennen, dass die Grössenverhältnisse der Schädel innerhalb der nämlichen Rasse beträchtlich schwanken. Als begründet gilt jetzt, dass sämtliche Polynesier über die Südsee nach drei Himmelsrichtungen von der Samoagruppe sich verbreitet haben. Diese Wanderungen begannen mindestens schon vor 3000 Jahren. Die Samoaner selbst sind frei geblieben von jeder fremden Mischung, und die Inseln, welche die Auswanderer aufsuchten, waren völlig unbewohnt. Hier liegen also Thatsachen vor, die als anthropologisches Experiment nicht günstiger hätten angeordnet werden können. Hier können wir durch Messungen streng ermitteln, welche Aenderungen in den Schädelproportionen im Laufe von 3000 Jahren durch Auswanderung und Isolirung vor sich gegangen sind. Die Samoaner stehen mit einem Längenbreitenindex von 77,5 den Dajaken fast gleich, aber etwas über den Maoris, die nahe benachbarten Tonganer übertreffen mit 83,5 sogar manche Volksstämme des Malayen-Archipels an Schädelbreite [1]). Barnard Davis, der über eine ansehnliche Zahl polynesischer Schädel verfügte, ist zu ähnlichen Ergebnissen, wenn auch minder grossen Schwankungen gelangt. Auch bei ihm neigen die Maoris am meisten zur Dolichocephalie, die Bewohner der Sunda-Inseln am meisten zur Brachycephalie.

Die Erfahrungen im eigenen Vaterland endlich sind höchst eigentümlicher Art gewesen, bestätigten aber, was wir über das Verhalten in der malayischen Menschenrasse soeben angeführt haben. Retzius zählte die Deutschen noch unter die Schmalschädel, wenn er auch später sich überzeugte, dass in Süddeutschland andere Grössenverhältnisse die Oberhand hätten. Er war zu seiner Anschauung gelangt, weil er hauptsächlich die nördlichen Vertreter des germanischen Stammes unter den Augen hatte, welche der Dolichocephalie meistens näher stehen als der Brachycephalie, wenigstens den Breitenindex 80 nicht zu überschreiten pflegen. Bei deutschen Schädeln finden wir dagegen Schädelbreiten hart an der Grenze der

[1]) Schmeltz und Krause a. a. O. S. 560 f. Dabei zeigen nach Krause die Tonganer-Schädel mit ihrer in der Südsee fast nirgends übertroffenen Breite einen sehr einheitlichen Typus, während die von Samoa neben mesocephalen Formen ebenso oft brachy- und dolichocephale aufwiesen. Die von Krause untersuchten drei Maori-Schädel hatten übrigens durchschnittlich eine Breite von 76,9 und erinnerten auch in ihrer sonstigen Gestaltung an samoanische (a. a. O. S. 562).

Brachycephalie, nämlich eine mittlere Breite von 81, bei Oberdeutschen sogar eine solche von 82[1]). Der nächste Gedanke, diese Unterschiede zu erklären, möchte vielleicht dahin führen, einer Mischung mit Kelten den wachsenden Breitenindex in Süddeutschland zuzuschreiben, allein die Kelten neigen eher zur Dolichocephalie, den Irländern z. B. schreibt man einen Breitenindex von 75 zu. Müssen wir die Kelten aufgeben, so denken wir zunächst an die Slaven. Bei ihnen finden wir sehr achtungswerte Indices, von 82 bis 84. Nun würde eine Mischung mit Slaven die Brachycephalie vielleicht z. B. in Thüringen erklären (obschon selbst hier eine solche Erklärung auf gerechte Bedenken stösst), nicht aber im südwestlichen Deutschland, und vor allem gar nicht bei den deutschen Schweizern, wo sich der Index bis zu brachycephalen Werten emporschwingt[2]). Ausserdem müssten die Deutschösterreicher, welche doch mitten unter Slaven sitzen, brachycephaler erscheinen als die Deutschen, während sie in ihrer Schädelbreite den Oberdeutschen im deutschen Reich völlig gleichstehen. Wir gelangen vielmehr zu dem Ergebnis, dass der Germanenschädel im Mittel sehr beträchtlich schwankt, und dass er in Deutschland von Nord nach Süd, und namentlich nach Südwest merklich nach Brachycephalie strebe.

Wollen wir weitere Fortschritte in der Kraniologie gewinnen, so müssen zunächst die Indices europäischer Bevölkerungen durch grosse Ziffern festgestellt werden. Eine solche Arbeit in Bezug auf Italien verdanken wir Luigi Calori in Bologna. Er bezeichnet Schädel mit Breitenindices von 74 bis 80 als Orthocephalen, wofür wir jedoch Mesocephalen sagen wollen, die mit höheren Ziffern als Breitschädel und diejenigen unter 74 als Schmalschädel. Mit Ausschluss der weiblichen Exemplare untersuchte er nicht weniger als 2442 italienische Schädel und fand darunter 1665 brachycephal, im Mittel mit einem Index von 84. Die anderen 777 dagegen gewährten im Mittel einen Index von 77. Wie in Deutschland mischen sich auch in Italien örtlich breite und lange Schädel durch einander. Von 100 bologneser Schädeln beiderlei Geschlechtes waren 79 Breit-, 16 Mittel- und nur 5 Schmalschädel. Von 852 Köpfen aus der Emilia gehörten 733 zu den Breit-, 110 zu den Mittel- und 9 zu den Schmalschädeln. Ebenso zeigten unter 254 Köpfen aus dem Venetianischen, der Lombardei und dem italienischen Tirol 230 die breite, 23 die mittlere, ein einziger die schmale Form. In den adriatischen Küstenstrichen südlich von Bologna fallen von 377

[1]) Vergl. Tabelle I des Anhangs.

[2]) His giebt sogar dem alamannischen Schweizerschädel (Disentistypus) einen Breitenindex von 86,5. His und Rütimeyer, Crania helvetica. S. 11.

Schädeln 265 unter die breiten, 105 auf die mittleren und 7 auf die schmalen. Begeben wir uns über den Apennin, so sind dagegen von 213 toskanischen Schädeln nur 134 brachy-, 59 dagegen meso- und 20 dolichocephal. In dem ehemaligen Kirchenstaat gehörten von 200 Schädeln nur 52 zu den Brachy-, dagegen 100 zu den Meso- und 48 zu den Dolichocephalen. Endlich zählten von 363 Neapolitanern 131 zu den Breit-, 169 zu den Mittel- und 63 zu den Schmalschädeln. Daraus ergiebt sich, dass die Norditaliener zu den stark brachycephalen Völkern gehören, dass aber mit dem Fortschreiten nach Süden auf der Halbinsel der Schädel sich etwas verlängert und die Mittelform schliesslich zur Herrschaft gelangt[1]). Auch hier offenbart sich also bei örtlichen Veränderungen ein Schwanken der Indices. Dürfen wir aber etwas anderes erwarten? Predigen uns nicht alle neueren Untersuchungen, dass die physischen Merkmale grossen Schwankungen ausgesetzt sind, dass überhaupt die belebten Geschöpfe nicht nach starren Urformen sich entwickeln, sondern beständige Umbildungen erleiden? Darf man überhaupt Beharrlichkeit des Typus innerhalb der Menschenart erwarten, da die meisten Rassen sich fruchtbar kreuzen können? Wenn dies aber der Fall ist, dann darf es weder beunruhigen, noch in Verwunderung setzen, dass es in Göttingen eine Sammlung deutscher, sogenannter anatomischer Schädel giebt, welche die Eigentümlichkeiten der verschiedenen Menschenrassen vertreten sollen.

Kaum bedarf es wohl noch der Warnung, dass niemals aus dem Breitenindex irgend eines unbekannten Schädels auf seine Rassenabkunft geschlossen werden könne. Der schmalste Slavenschädel (72,8) könnte noch für einen Negerschädel seinem Index nach gehalten werden — denn einzelne Negerschädel gehen noch bis 78 —, aber Negerschädel unter 72 können nicht mehr mit Slavenschädeln verwechselt werden. Die statistischen Mittel, wenn sie mit kritischer Vorsicht gebraucht werden, haben auch bisher immer noch bestätigt, was auf anderem Wege bekannt geworden war. Alle Aegyptologen sind einstimmig, dass sich der alte Menschentypus der Denkmäler in den Fellachen und Kopten erhalten habe, und annähernd stimmt auch deren Schädelbau zu dem der ägyptischen Mumien. Wenn man auch Fallmerayers extreme Ansichten nicht billigt, so wird man doch den Neugriechen immer als stark gemischt mit slavischem Blut betrachten, und der Index lehrt uns, dass die Neuhellenen, mit einer Schädelbreite von 80, gegen die Altgriechen, mit einer solchen von 77, beträchtlich brachycephaler geworden sind. Aehnliches war zu

[1]) Journal of the Anthropological Institute. London 1872. Bd. 1. S. 110 f.

erwarten in Italien, wo wir die Altrömer mit 76—77 angegeben finden, die heutigen Italiener mit 82.

Zur Warnung, dass man sich nicht auf Schädelmerkmale allein verlassen darf, wollen wir mitteilen, dass der hochverdiente Barnard Davis geglaubt hat, die Eskimos in drei Rassen sondern zu müssen, je nachdem bei ihnen die pyramidale Gestalt mehr oder weniger scharf ausgebildet war. Als die reinsten bezeichnet er die grönländischen, die Mitte halten die ostamerikanischen und völlig entfremdet der Musterform sind die westamerikanischen. „Dass die Eskimos des Polarkreises", fährt er fort, „ein und dasselbe Volk sein sollen, ist eine unzulässige Ansicht, mögen sie auch noch so oft von Reisenden verwechselt oder Beweise in ihrer Sprache gefunden worden sein. Ihre Körpereigentümlichkeiten sind zweifellos verschiedene [1])." Nun hat ein grosser Kenner nordischer Altertümer jüngst gezeigt, dass die Eskimos erst seit der Mitte des 14. Jahrhunderts sich über Grönland verbreitet haben [2]), noch heute hört man bei den Eskimos am grönländischen Ufer des Smith-Sunds genau dasselbe eintönige Lied, welches auch die Eskimos an der Berings-Strasse singen [3]), ohne dass beide in irgend welchen Verkehrsbeziehungen zu einander stehen, und ferner hätte der britische Kraniolog schon aus Kapitän Halls Beschreibungen sich unterrichten können, dass die Eskimomütter den Schädel der Neugeborenen seitlich pressen und ihm eine engschliessende Lederkappe überziehen, um die gewünschte pyramidale Gestalt künstlich zu erzeugen [4]).

Was den bisherigen Ergebnissen der Schädelmessungen noch mangelt, ist eine genügend grosse Zahl der Beobachtungen, die nur durch eine fortgesetzte Bereicherung unseres Schatzes an Rassenschädeln sich erlangen lässt. Die höchste Eile ist hier dringend zu empfehlen, da so viele farbige Menschenrassen unter unseren Augen zusammenschmelzen.

Von gleicher Wichtigkeit wie die Verhältnisse des Breitendurchmessers ist die Höhe der Schädel. Zu ihrer Bestimmung setzt man nach Welcker die eine Schenkelspitze des Tasterzirkels an den vorderen Rand der Hinterhauptöffnung, die andere aber gleichsam auf den Zenithpunkt des Hauptes, da wo sich die Ebenen kreuzen, welche den Schädel in eine rechte und linke, sowie in eine vordere

[1]) Thesaurus craniorum. S. 224.

[2]) Maurer in der Zweiten deutschen Nordpolarfahrt. Leipzig 1873. Bd. 1. S. 234.

[3]) Emil Bessels, Die amerikanische Nordpol-Expedition. Leipzig 1879. S. 372.

[4]) Life with the Esquimaux. London 1865. S. 520.

und hintere Hälfte scheiden. Auch hier wird das Messungsergebnis in Hundertteilen des Längendurchmessers ausgedrückt und der Höhenindex genannt. Durch eine lehrreiche Anordnung bei Welcker[1]) erkennen wir, dass im Durchschnitt die Höhe im umgekehrten Verhältnis zur Breite wächst, dass schmale Schädel im allgemeinen hoch, breite Schädel flach sind, so dass also eine geringere Ausdehnung in die Breite durch ein gesteigertes Höhenwachstum ausgeglichen wird. Doch ist dieses Verhalten weder ein strenges, noch ein ebenmässiges. Das Schwanken der Höhenindices ist viel geringer als das beim Breitenindex, es bewegt sich zwischen 70,2 und 82,7 — denn der Höhenindex von 86,8 bei Altperuanern ist nicht ohne Verdacht eines künstlichen Ursprunges. Wir kennen ausserdem Völkerschaften, die für ihren Breitenindex eine viel zu geringe Höhe besitzen, wie die Hottentotten, die als Schmalschädel (mit einem Breitenindex von 71) es doch nur zu einem Höhenindex von ebenfalls kaum 71 bringen. Umgekehrt vereinigen die Bewohner der Insel Madura die nahezu höchste Schädelbreite (86) mit dem beinahe grössten Höhenindex, nämlich 82. Solche Fälle gewähren nun gerade der Völkerkunde für die Beschreibung vortreffliche Schlagworte, so dass wir die Hottentotten als flache Schmalschädel (Platydolichocephalen), die malayischen Bewohner Maduras als hohe Breitschädel (Hypsibrachycephalen) bezeichnen können. Der Breitenindex giebt uns einen Ausdruck für die Gestalt des Schädels bei einer Betrachtung der Hirnschale von oben, wenn das Auge senkrecht den Mittelpunkt der Längenachse trifft (Norma verticalis). Der Höhenindex wiederum bietet einen Ausdruck für die Ansicht des Schädels von der Rückseite (Norma occipitalis). Damit er dies im vollen Maasse leiste, ist es ratsam, das Verhältnis der Höhe zur Breite des Schädels auch durch einfache Differenzziffern der betreffenden Durchmesser auszudrücken, für jede der drei nach der Breite bestimmten Hauptklassen von Schädeln aber die hohe, mittlere und geringe Schädelhöhe (Hypsi-, Ortho-, Platycephalie) in für sie eigens bemessene Differenzwerte zu verlegen. Der Hinduschädel z. B., der gerade so hoch wie breit ist, gehört, weil er in die Gruppe der Schmalschädel zählt, innerhalb derselben fast schon zu den Flachschädeln, während dasselbe Indifferenzverhältnis zwischen Höhe und Breite in der überhaupt niedriger geformten Gruppe der

[1]) Kraniologische Mitteilungen S. 154. Hiermit vergleiche man die gegenwärtig im Druck befindliche Abhandlung Welckers „Die Kapazität und die Hauptdurchmesser der Schädelkapsel bei den verschiedenen Menschenrassen“ im 16. Bd. des Archivs für Anthropologie, der wir auch die Tabellen unseres Anhangs entnehmen.

Mesocephalen zu den relativen Hochschädeln gestellt werden müsste und unter den noch viel niedrigeren Brachycephalen überhaupt nicht vorkommt. Wir setzen deshalb mit Welcker die mittlere Orthocephalie bei Dolichocephalen um + 1 an, bei Mesocephalen um — 2, bei Brachycephalen um — 5 [1]).

Freilich können bei gleichlautenden Indices die Umrisse bald eckig, bald abgerundet sein, die grössten Breiten bald in der Mitte, bald weiter nach rückwärts auftreten. Der Vergleich der gemessenen Ziffern unter einander ist indessen das einzige Verfahren, welches bisher der Wissenschaft zu Gebote stand, während die Auswahl von Typen nach dem Augenmaasse zu künstlerischer Willkür verleiten würde.

[1]) Diese Zahlen drücken also aus, dass der Höhendurchmesser den Breitendurchmesser um 1 Einheit übertrifft, beziehentlich um 2 oder 5 Einheiten hinter ihm zurücksteht. Vergl. Tabelle III des Anhangs.

II.

Das menschliche Gehirn.

Wenn wir einen durchschnittlichen Totenkopf auseinanderlegen, müssen wir uns gestehen, dass wir nichts weiter in der Hand halten, als gleichsam die Hülse einer abgeschossenen Patrone oder den Larvenmantel, dem das geflügelte Geschöpf entschlüpft ist. Daran knüpft sich die Erkenntnis, dass alle Schädelformen nur einen künstlerischen Wert besitzen und uns vorläufig keinen Aufschluss gewähren über etwaige Stufen des menschlichen Denkvermögens unter einem dolichocephalen oder einem brachycephalen Knochenhelm. Künstliche Verunstaltung des Schädeldaches durch Zusammenschnüren des Kinderkopfes, wie es bei Völkern des Altertums geschah, wie es noch jetzt vorkommt bei unzähligen Bewohnern Amerikas, wie es selbst in Nordfrankreich der Brauch unvorsichtiger Mütter ist[1]), mögen zwar nicht völlig unschädlich sein, haben aber doch die gesunden Verrichtungen der künstlich umgeformten Denkwerkzeuge nicht wahrnehmbar gehindert.

Was nun das edelste unserer Organe, nämlich das Gehirn und zwar sein Gewicht betrifft, so schwankt es von 2, 3 bis über 4 Pfund, während wir beim Elefanten 8—10, beim Walfisch 4—5, bei einem 18 Fuss langen Narwal noch 2 Pfund 30 Lot, bei einem 7 Fuss langen Delphin 2½ Pfund Gehirnmasse antreffen. „Wer aber möchte wagen“, bemerkt ein berühmter französischer Physiolog, „aus der Masse des Gehirns auf das Wesen und die Kraft eines menschlichen oder nur eines tierischen Geschöpfes zu schliessen?“ Wer wollte, könnten wir hinzusetzen, nach dem Gewichte entscheiden, ob eine Turmuhr oder ein Taschenchronometer schärfere Zeiteinteilungen gewähren? und doch sind beides nur Kunstwerke unserer Hände. Die Schwere des Gehirns in Bezug auf das Ge-

[1]) S. Ausland. 1866. S. 1095 die Abbildungen von künstlichen Schädelverdrückungen.

samtgewicht des Körpers nimmt ebenfalls bei dem Menschen nicht die höchste Stelle ein, denn wenn auch das Hirn des Wals nur einem 3300stel, das des Elefanten einem 500stel, das des Hundes einem 250stel, das des Menschen einem 45stel bis 46stel des Körpergewichtes entspricht, so werden wir doch übertroffen von den Singvögeln, bei denen das Gewicht des Gehirns 1/27, von der Blaumeise, bei der es 1/12, vom Sperling, bei dem es 1/27, und von amerikanischen Affen, bei denen es 1/28 bis 1/13 des Körpergewichts erreicht[1]).

Wenn daher dem hohen Range des Menschen in der Schöpfung auch ein hoher Rang seines Gehirns entsprechen soll, so müssen wir die Unterschiede des letzteren in anderen Beziehungen suchen als in dem Gewichte. Das menschliche Grosshirn, welches allein als Sitz und Werkzeug des Denkvermögens betrachtet werden darf, besteht aus einer inneren weissen, von zarten Fasern durchzogenen Masse, die als eine Leitungsvorrichtung und als Sammelplatz der Nerventhätigkeiten betrachtet wird, sowie aus einer äusseren grauen Rinde, die Körnchen, kugelförmige Gebilde und Bläschen erkennen lässt und, wenn nicht als Urheber, doch wenigstens als Sitz der psychischen Thätigkeiten gilt. Je reicher nun die Oberfläche gewunden, je tiefer gefurcht sie erscheint, desto mehr gewinnt die Rinde oder graue Substanz an Oberfläche. Wir wissen zugleich, dass eine mehr oder weniger ausgebreitete Erkrankung dieser Schicht die höheren Geistesthätigkeiten, zumal das geordnete Denken vernichten kann. Es lag daher sehr nahe, im Windungsreichtum eine Bürgschaft für den höheren Rang des Gehirns erkennen zu wollen, zumal das klügste aller Tiere, der Elefant, ein Gehirn von tiefgezogenen Furchen und vielgestalteten Windungen dem erfreuten Beschauer darbietet. Die früheste Anlage der Furchen, bemerkt Alex. Ecker, scheine im allgemeinen eine mehr symmetrische zu sein und die Asymmetrie nehme erst mit dem Auftreten der Nebenfurchen überhand, so dass grössere Symmetrie der Furchen und Windungen um so mehr für den Ausdruck einer Bildungshemmung betrachtet werden dürfe, als das Gehirn Blödsinniger dieses Merkmal zeige[2]). Andererseits hatte Rudolf Wagner daran erinnert, dass das Gehirn des Hundes im Vergleich zu dem verwickelten Windungssystem des geistesarmen Schafes eine ausserordentliche Armut verrate, und dass die Gehirne bei unseren grossen Mathematikern Gauss und Dirichlet zwar in Bezug auf Tiefe und Vielgestalt der Furchen,

[1]) Th. v. Bischoff in den Naturwissenschaftlichen Vorträgen Münchener Gelehrten. München 1858. S. 319. Th. v. Bischoff, Das Hirngewicht des Menschen. Bonn 1880. S. 143.

[2]) Arch. für Anthropologie. Bd. 3. 1868. S. 221.

vorzüglich in den Stirngegenden, zu den am höchsten ausgestatteten gehören, die er gesehen habe, eigentümliche Krümmungen aber auch ihnen fehlen[1]).

Wenn nun Huxley in den Gehirnschädel einer geistesgesunden Frau 55,3 Kubikzoll Wasser, in den geräumigsten Gorillaschädel aber 34,5 Kubikzoll Wasser einzugiessen vermochte[2]), so sollten wir schon im klaren sein, ob Menschen- und Affengehirn überhaupt so genau übereinstimmen, dass ihr Rauminhalt verglichen werden darf. Leider sind die Untersuchungen über das embryonale Affengehirn noch sehr spärliche[3]). Als seine Ueberzeugung hat jedoch Th. v. Bischoff ausgesprochen, dass zwar das menschliche Gehirn keine Hauptfurche und keine Hauptwindung besitze, die nicht beim Orang-Utan vertreten wäre, dennoch aber das menschliche Gehirn keineswegs blos einen Fortschritt, das Gehirn des Orang-Utan eine Verzögerung des Wachstums darstelle, beide vielmehr einen andern Entwicklungsgang einschlagen, nach anderen Richtungen sich entfalten und zu keiner Zeit mit einander übereinstimmen[4]). Vorläufig ist dies zwar nur die Ueberzeugung eines von seinen Fachgenossen hochgestellten Gelehrten, es entspricht aber zugleich unseren Erwartungen. Wiederholte Erfahrungen liegen vor, dass Krankheiten, die bei den Eltern zur Zeit der Erzeugung noch schlummerten und viel später erst hervorbrachen, dennoch auf ihre Kinder übertragen wurden, um auch bei ihnen erst im reifen Alter aufzutreten. Wenn also die Ursachen künftiger Störungen schon erblich sind, so muss dies noch um vieles mehr von den Arten-, Gattungs- und Ordnungsunterschieden gelten. Somit können wir uns der Vorstellung nicht entziehen, dass schon bei der ersten Lebensregung die morphologischen Ziele dem Keim des Menschen wie dem des Affen vorgezeichnet sind. Ihre Entwicklung lässt sich vergleichen mit zwei Schienenspuren, die vom Abgangsorte auf einem gemeinsamen Bahn-

[1]) Wagner, Windungen der Hemisphären. S. 6, 7, 24.

[2]) Er rechnet 252,5 Gran Hirn = 1 Kubikzoll Wasser. Stellung des Menschen in der Natur. S. 87. Genauer bestimmt Karl Vogt (Archiv für Anthropologie. Bd. 2. 1867. S. 186) die mittleren Werte des Schädelinnenraums bei den höheren Affen:

	Männchen	Weibchen	
beim Orang-Utan und Pongo .	448	378	Kubikzentimeter.
„ Tschimpanse und Tschego	417	370	„
„ Gorilla	500	423	„

[3]) Ad. Pansch konnte die Gehirne eines fötalen Cebus apella und zweier neugebornen Affen beschreiben. Vergl. seine Abhandlung „Ueber die typische Anordnung der Furchen und Windungen" im Archiv für Anthropologie. Bd. 3. 1868. S. 239.

[4]) Die Grosshirnwindungen des Menschen. München 1868. S. 96.

körper lange neben einander laufen, um sich schliesslich in gefälligen Krümmungen nach rechts und links zu verlieren. Bischoff gesteht übrigens zu, dass es der genauesten Untersuchungen bedürfe, um bei der grossen morphologischen Nähe noch Unterschiede zwischen den Gehirnen des Menschen, Orang-Utan, Tschimpanse und Gorilla zu erkennen[1]). Auf Rollestons Messungen gestützt findet Bischoff, dass die Halbkugeln des menschlichen Grosshirns von denen der Affen sich besonders durch ihre Höhe auszeichnen[2]). Wenn übrigens auf Unterschiede in der Quantität meist wenig Gewicht gelegt wird, so übersieht man, dass bei chemischen Mischungen von den Quantitäten auch die Qualitäten der Stoffverbindungen abhängen, dass durch Zutritt eines einzigen Atoms Sauerstoffes aus schwefeliger Säure Schwefelsäure entsteht, dass eine numerische Steigerung der Schwingungsfrequenz dunkle in leuchtende, das heisst die Sehnerven erregende Wärme verwandelt und dass selbst bei Zahlengrössen geringe Veränderungen in der Quantität zu innerlichen Unterschieden von höchster Wirksamkeit führen[3]). Bei dem Dunkel aber, welches über den Beziehungen der einzelnen Gehirnteile zu den Verrichtungen des Denkvermögens ruht, bleibt die Vermutung noch verstattet, dass die höheren geistigen Thätigkeiten vielleicht an einen äusserlich geringfügigen Zuwachs des Gehirns geknüpft sind.

Auch darf es als herrschende Ansicht bezeichnet werden, dass ein ungestörtes menschliches Denkvermögen nur dort vorhanden sei, wo das Hirngewicht eine untere Grenze überschreitet, die teils nach den Geschlechtern, teils nach den Menschenrassen Schwankungen erfährt. Nach Quatrefages kann das menschliche Gehirn bis auf 907 Gramm herabgehen, ohne dass die Geisteskräfte ganz darniederliegen. Bei dem Europäer erlangt das Gehirn zwischen dem 30. und 40. Lebensjahr das grösste Gewicht, im Mittel nämlich 1262 Gramm beim Weibe und 1410 Gramm beim Manne (also ein Verhältnis beider Geschlechter wie 100 : 111,7), während der mittlere Gewichtswert von Negerhirnen noch etwas hinter demjenigen weisser

[1]) a. a. O. S. 101.
[2]) a. a. O. S. 98 f.
[3]) Der Unterschied der Quantität zwischen den Grössen

0,99999999
1
1,00000001

ist ein relativ sehr schwacher, dennoch besitzt die erste Zahl die Eigenschaft, durch fortgesetzte Potenzirung sich bis ins unendliche verkleinern, die dritte auf dem gleichen Wege sich bis ins unendliche vergrössern zu lassen, während die mittlere bei jeder Potenzirung ihren Wert behält.

Frauen zurückzubleiben scheint. Unter das Gewicht der Hirne von Gorilla und Orang-Utan sinkt das Menschenhirn nur bei den sogenannten Mikrocephalen, bei einem weiblichen wog es einmal nur 283,75 Gramm[1]). Bei diesen unglücklichen Geschöpfen lässt sich ausser einer verlängerten Form der Gehirnschale und einem starken Vorspringen der Kiefern an dem Schädel nichts Tierisches wahrnehmen, denn Virchow hat entschieden der Behauptung Karl Vogts widersprochen, dass die Stellung der Hinterhauptsöffnung eine regelwidrige sei. Das Gleiche gelte von den Verhältnissen des Grundbeines, die natürlich bei erwachsenen Mikrocephalen und erwachsenen Affen, bei jungen Mikrocephalen und jungen Affen und zwar hohen Affen, nicht bei erwachsenen Mikrocephalen und jungen Affen verglichen werden müssen[2]). Karl Vogt hatte nun gewagt, die Schädel von solchen verkümmerten Menschen mit Affenschädeln zusammenzustellen. Nach seinen Befunden betrug die Geräumigkeit der Hirnschale bei einem Blödsinnigen 622, bei einem andern 460 Kubikzentimeter, während ein männlicher Gorilla 500 Kubikzentimeter erreichte[3]). Gestützt auf diese Untersuchungen wollte er in jenen menschlichen Missbildungen einen Rückschlag oder in der Sprache der Darwinschen Lehre einen Atavismus wahrnehmen, der durch Wiederkehr von Ahnenmerkmalen aus weit entlegener Vorzeit uns über die tierische Abkunft unserer Voreltern eine Beglaubigung gewähren sollte[4]). Allein auf der dritten Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft erhoben sich alle Fachkenner gegen diese Deutung der Thatsachen. Fast mit denselben Ausdrücken wurden die Mikrocephalen als menschliche Geschöpfe anerkannt, die durch krankhafte Hemmung sich nicht entwickeln konnten und durchaus nicht etwa als vermittelnde Glieder die Kluft füllen, welche den Menschen von den ihm ähnlichsten Geschöpfen der Tierwelt trennt. Schon dass den völlig Blödsinnigen die Geschlechtskraft fehlt, zeigt uns, dass die Vorfahren der Menschen nie auf einer Mikrocephalenstufe gestanden haben, dass nie irgend ein Erdraum in der Vorzeit ganz von Cretins bevölkert gewesen ist[5]).

So gelangen wir zu dem Satze, dass nur das menschliche Gehirn

[1]) Quatrefages, Das Menschengeschlecht. Leipzig 1878. Bd. 2. S. 137—140.

[2]) Menschen- und Affenschädel. S. 31.

[3]) Mémoire sur les Microcéphales, in Mem. de l'Institut national génevois. Bd. 9. Genève 1867. S. 54.

[4]) a. a. O. S. 197.

[5]) Vgl. die Reden von Luschkas, Virchows, Eckers, Schaaffhausens und Jägers in dem Bericht über die dritte Versamml. der d. anthrop. Gesellschaft, S. 16—25, ferner Schüle im Archiv für Anthropologie. Bd. 5. 1872. S. 444—446.

mit anderen menschlichen Gehirnen verglichen werden darf. Dies geschieht bei Rassenschädeln annähernd dadurch, dass die Geräumigkeit der Gehirnschale gemessen wird. Wasser pflegt man dabei nicht anzuwenden, weil die vielen Oeffnungen der Knochen verklebt werden müssten. Die Ausfüllung mit Leim oder Gips kann nur nach erfolgten Querschnitten, also bei zerstörten Schädeln stattfinden, gewährt auch keine streng vergleichbaren Ergebnisse, weil verschiedenen Sorten des Ausfüllungsstoffes auch verschiedenes spezifisches Gewicht zukommt, und ist selbst von denen aufgegeben worden, die sie ehemals empfahlen[1]). Am besten wird die Gehirnkapsel mit feinem Schrot oder mit gesiebten Erbsen angefüllt[2]) und der Inhalt hierauf in ein metrisch geaichtes Gefäss ausgeschüttet. Auf diese Art haben wir die Geräumigkeit der Gehirnkapsel bei verschiedenen Rassen kennen gelernt. Lucaes Messungen würden lehren, dass der weiteste Negerschädel noch nicht das Mittel bei Deutschen, der beste Australierschädel noch nicht das Mittel des Negers erreiche, sowie dass die individuellen Schwankungen mit den absoluten Ziffern immer grösser werden[3]). Fast wie eine Bestätigung klingen die Ergebnisse Brocas, der den mittleren Schädelinnenraum bei dem Australier 100 gleich setzte und bei dem Neger 111,6, bei den blonden europäischen Rassen 124,8 finden wollte[4]). Uebrigens scheinen die Australier doch nicht die unterste Stufe der menschlichen Schädelkapazität darzustellen, denn Flower wies an Schädeln der Andamanen-Insulaner die Durchschnittswerte von 1244 Kubikzentimeter für Männer, von nur 1128 für Frauen nach[5]), bei den Negritos der Philippinen (den Etas) fand Schadenberg dieselbe sogar im Mittel nur zu 1123 Kubikzentimeter[6]). Gestützt auf die reichste aller Sammlungen, gelangte

[1]) Lucae, Morphologie der Rassenschädel. Heft 2 (1864) S. 45.

[2]) Die Messungen mit Sand führen zu grosser Unsicherheit. Ein und derselbe Schädel achtmal mit Sand gefüllt zeigte eine Geräumigkeit von 1290 Kubikmillimetern im Minimum und 1350 im Maximum, während bei Anfüllungen mit Schrot die Ergebnisse nur zwischen 1200 und 1205 schwankten. Wyman, in Anthropological Review. Bd. 6. London 1868. S. 347.

[3]) Lucae, Morphologie der Rassenschädel. Heft 2 (1864) S. 45. Gemessen mit Hirse:

Zahl der Schädel	Minim.	Maxim.	Mittel	
13 Deutsche	1300	1725	1531,6	Kubikzentimeter
6 Chinesen	1400	1575	1482,5	"
5 Neger	1190	1505	1344	"
5 Australier	1115	1300	1186	"

[4]) Quatrefages, Menschengeschlecht. Bd. 2. S. 112.

[5]) Journal of the Anthropol. Institute. Bd. 9. London 1879. S. 108.

[6]) Zeitschrift für Ethnologie. 1880. S. 159.

Barnard Davis[1]) zu folgenden Mittelwerten für die Geräumigkeit des Hirnschädels:

bei	Europäern . .	1509,2	Kubikzentimeter
„	Amerikanern .	1458,4	„
„	Asiaten . . .	1453,5	„
„	Afrikanern . .	1412,6	„
„	Australiern . .	1338,8	„

Nach Broca[2]) stellt sich die Schädelkapazität:

			Männer	Weiber	
bei	heutigen Parisern	zu	1558	1337	Kubikzentimeter
„	Eskimos	„	1539	1428	„
„	Chinesen	„	1518	1383	„
(„	Chinesen[3])	„	1428	1290	„)
„	westafrikanischen Negern .	„	1430	1251	„
„	Australiern	„	1347	1181	„

Neben diesen Mitteln aus zahlreichen Einzelwerten ist es ratsam, auch auf die Schwankungen einen Blick zu werfen, wozu die von Morton[4]) mitgeteilte Tabelle verhilft, in welcher wir als geräumigsten einen deutschen Schädel (von 114 engl. Kubikzoll) und als engsten den eines Hottentotten (von nur 63 Kubikzoll) verzeichnet finden. Selbst innerhalb eines Volksstammes können die grössten Sprünge vorkommen, da toskanische Schädel noch tief an Rauminhalt hinter dem engsten Australierschädel zurückbleiben. Bei einem 23jährigen Florentiner Dienstmädchen traf Paolo Mantegazza nur 1046 Kubikzm., bei einem erwachsenen Florentiner 1727 Kubikzm. (fast genau wie bei Kant, dessen Schädel einen Innenraum von etwa 1730 Kubikzm. besass)[5]) und bei einem angeblich etruskischen Krieger sogar 1750 Kubikzm.[6]). Welcker[7]) hat zuerst darauf aufmerksam gemacht, dass bei solchen vergleichenden Untersuchungen von frischen und Totenköpfen ja nicht das Einschrumpfen des Schädels beim Trocknen übersehen werden darf, und Theodor v. Bischoff[8])

[1]) Thesaurus craniorum. S. 360.

[2]) Quatrefages a. a. O. S. 113.

[3]) Wir fügen diese anderen, von Crochley Clapham sehr zuverlässig erforschten Mittelwerte den Brocaschen ein (aus dem Journal of the Anthropol. Institute. Bd. 7. London 1877. S. 89), da sie zusammengehalten mit den von Broca und Lucae (vgl. vor. Seite Anm. 3), gefundenen erkennen lassen, wie weit wir noch entfernt sind von wirklichen Mittelwerten für diese Riesennation der mehr denn 400 Millionen. Die von Welcker aufs sorgfältigste (mittels Erbsen) vorgenommenen Kapazitätsmessungen, über welche man Tabelle I unseres Anhanges vergleiche, ergaben für 54 Chinesenschädel ein Mittel von 1444 Kubikzentimeter.

[4]) Quatrefages a. a. O. S. 114.

[5]) Archiv für Anthropologie. Bd. 13. S. 405.

[6]) Archivio per l'antropologia. Firenze 1871. Bd. 1. S. 53 f.

[7]) Wachstum und Bau des menschlichen Schädels. S. 28.

[8]) Das Hirngewicht des Menschen. S. 72.

zeigte, dass ein Schädel von 1410 Kubikzm. Innenraum durch blosses Eintrocknen einen Volumenverlust von 110 Kubikzm. erleiden kann.

Sollte die geringe mittlere Geräumigkeit des Schädels in einem ursächlichen Zusammenhang stehen mit einer verzögerten geistigen Entwickelung, so dürfen wir erwarten, dass auch die Schädel der Alteuropäer geringere Maasse als die ihrer Nachkommen aufweisen würden. An dazu ermutigenden Thatsachen ist kein Mangel. Broca will eine zunehmende Geräumigkeit der späteren Pariser Schädel gegen solche aus dem 12. Jahrhundert gefunden haben[1]). Schädel von Altgriechen, nämlich der einer wohlhabenden Dame Namens Glykera aus der makedonischen Zeit mit nur 1150 Kubikzm., sowie eines Mannes mit 1280 Kubikzm., die kürzlich in Athen ausgegraben wurden, begünstigen diese Ansicht[2]). Umgekehrt haben His und Rütimeyer für ihren Disentis- oder alemannischen Typus, dem drei Viertel der heutigen Schweizer angehören, im Mittel 1377 Kubikzm., für den Hohbergtypus, angeblich Altrömer, 1437 Kubikzm. und für den Sionkopf, der mit Pfahlbauschädeln übereinstimmt, 1558 Kubikzm. $\left(\frac{\text{Min. } 1450}{\text{Max. } 1800}\right)$ gefunden. Somit hätte die schweizerische Bevölkerung an Schädelgeräumigkeit beträchtlich verloren[3]).

Das Ergründen dieser Raumgrössen geschieht offenbar, um wenigstens annäherungsweise auf die Mächtigkeit des Gehirns schliessen zu können. Ueber das Gewicht dieses Organes besassen wir lange Zeit nur eine bahnbrechende Arbeit von Rudolf Wagner[4]). Leider stammte die Mehrzahl der 964 untersuchten Gehirne von Geisteskranken, die also von Vergleichen hätten ausgeschlossen bleiben sollen. Die Gewichtsbestimmungen rührten ausserdem von verschiedenen Anatomen her, die nicht ein gleiches Verfahren innegehalten zu haben scheinen. Auch war es zu beklagen, dass die Körpergrösse der untersuchten Leichen nur hin und wieder angegeben wurde. In dieser Beziehung sind wir durch das schon angeführte Werk des Münchener Anatomen Theodor v. Bischoff wesentlich gefördert worden. Durch die Untersuchung einer grossen

[1]) Vogt, Vorlesungen über den Menschen. Bd. 1. S. 105—108.

[2]) Siehe darüber Virchows Bericht in den Verhandl. der Berliner anthropol. Gesellschaft. 1871. S. 174 f.

[3]) Crania Helvetica. S. 44. — Stattgefundenen Missverständnissen entgegen zu treten, sei ausdrücklich ausgesprochen, dass, weil ein solcher Verlust wenig glaubhaft erscheint, jenes Beispiel dazu dienen soll, um vor den Ergebnissen von Messungen an Gräberschädeln zu warnen. Vgl. auch oben S. 38.

[4]) R. Wagner, Die Windungen der Hemisphären und das Hirngewicht. Göttingen 1860.

Zahl von Gehirnen nach ein und derselben Methode machte er seine Ergebnisse freier von den zufälligen Schwankungen und befestigte den wichtigen Satz, dass im allgemeinen das menschliche Gehirngewicht mit der Grösse und dem Gewicht des ganzen Körpers im gleichen Verhältnis steht. Dabei ist er geneigt anzunehmen, dass eben der mächtige Körperbau für seine Muskelverrichtungen schon grössere Anforderungen an die somatische Thätigkeit des Gehirns, darum auch an dessen Masse stelle, bei Menschen aber so wenig wie bei Hunden der Grad des geistigen Vermögens ohne weiteres beherrscht wird von der Massigkeit des Gehirns, wie ja in der That das wuchtigste aller bisher gewogenen Menschenhirne (von 2222 Gramm), einem durch nichts ausgezeichneten Mann angehörig, selbst das 1830 Gramm schwer befundene Gehirn des grossen Cuvier noch beträchtlich überragte[1]). Nach Welcker[2]) und Th. v. Bischoff[3]) folgen die Gehirngewichte einiger anderen hervorragenden Männer so auf einander:

Kant,	80	Jahre	alt,	1650	Gramm
Dirichlet,	54	„	„	1520	„
Gauss,	78	„	„	1492	„
Dante,	56	„	„	1420	„

Darin stimmen die beiden genannten Forscher überein, dass ein auffallend unter dem Mittelgewicht stehendes und windungsarmes Gehirn wohl niemals das Organ bedeutender geistiger Leistungen sein wird. Und wenn wir hier den grössten italienischen Dichter mit einem dem Gewicht nach anscheinend nur mittelmässigen Gehirn verzeichnet finden, so erinnert uns Welcker in einer neuen Arbeit[4]) daran, dass man bei solchen Vergleichen stets das Lebensalter in Betracht ziehen müsse; da nämlich das mittlere Hirngewicht des Mannes bei Europäern sich bis auf 1230 Gramm (im 80. Lebensjahr) vermindert, so übertraf dasjenige Dantes bei seinem Tod die durchschnittliche Schwere des Gehirns ihm gleichaltriger Männer immer noch um 58 Gramm. Durch eine von solchem Standpunkt aus durchgeführte Untersuchung gelangte Welcker zu dem Ergebnis, dass die Menge des Gehirns bei hoher Geistesbegabung sich fast immer und oftmals sehr erheblich grösser zeigt als das Mittelmaass der bezüglichen Altersstufe angiebt. Ausserdem dürfen wir nicht

[1]) **Th. v. Bischoff**, Das Hirngewicht des Menschen. S. 21, 137, 143 f. **Quatrefages**, Menschengeschlecht. Bd. 2. S. 140.

[2]) Jahrbuch der deutschen Dante-Gesellschaft. Bd. 1. Leipzig 1867. S. 50. **Welcker**, Schillers Schädel und Totenmaske. Braunschweig 1883. S. 135.

[3]) a. a. O. S. 136.

[4]) Schillers Schädel. S. 133 ff.

vergessen, wie neben der Gewichtsmenge auch der Ausgestaltung des menschlichen Gehirns eine offenbar grosse Bedeutung für dessen Denkfunktion beizumessen ist (war doch das wuchtige Gehirn des grossen Cuvier zugleich ausgezeichnet windungsreich[1]), und ferner geziemt es an Th. v. Bischoffs Urteil zu erinnern, dass selbst die grössten Heroen der Willens- oder der Verstandesstärke ihre geistigen Anlagen meist nur in bestimmter Richtung ausbilden, leicht daher auch im Gehirn nur gewisse Eigentümlichkeiten zu beträchtlicher Entwickelung gelangen, die Summe, namentlich die Gewichtssumme des Ganzen darum aber nicht immer weit über das Mittelmaass zu reichen braucht[2]). Zur Zeit ist freilich für uns die Lokalisirung der Seelenvermögen im Gehirn, dessen feinere Struktur und chemische Mischung im Verhältnis zur Seelenthätigkeit noch ein tiefes Geheimnis.

Wie schon oben für die Europäer erwähnt wurde, hat sich für alle Rassen ohne Ausnahme das Gesetz bestätigt, dass das mittlere Gehirngewicht der Männer ansehnlich grösser ist als das der Frauen, auch die niedrigsten Gewichte immer nur bei Frauen, die höchsten nur bei Männern vorkommen[3]). Die Geräumigkeit der Schädel ist in dem nämlichen Sinn bei den Geschlechtern verschieden nach folgender von Weisbach[4]) entworfenen Statistik:

Geräumigkeit des weiblichen Hirnschädels im Vergleich zum männlichen, wenn der letztere = 1000 gesetzt wird:

		Beobachter
bei Negern	984	B. Davis
„ Hindus	944	„
„ Negern	932	Tiedemann
„ Malayen	923	„
„ Holländern	919	„
„ Irländern	912	B. Davis
„ Andamanen	907	Flower
„ Kanaken	906	B. Davis
„ Slaven	903	Weisbach
„ Marquesas-Insulanern	902	B. Davis
„ Deutschen	897	Welcker
„ Holländern	883	B. Davis
„ Deutschen	878	Weisbach
„ Javanen	874	B. Davis
„ Chinesen	870	„

[1]) Quatrefages a. a. O. S. 142.

[2]) Th. v. Bischoff a. a. O. S. 164—171.

[3]) Th. v. Bischoff a. a. O. S. 153.

[4]) Der deutsche Weiberschädel, im Archiv für Anthropologie. Bd. 3. 1868. S. 63.

			Beobachter
bei	Deutschen	864	Tiedemann
„	Engländern . . . :	860	B. Davis
„	Deutschen	838	Huschke.

Lehrreich ist an diesen Werten vorzüglich, dass bei den hochgesitteten Völkern, wie sich dies auch bei anderen Körpermerkmalen wiederholt, die Geschlechtsverschiedenheiten stärker hervortreten.

Auch andere überraschende Aufschlüsse über die Gewichtsverhältnisse erhielten wir durch die Untersuchungen A. Weisbachs, die sich zwar nur über 429 Gehirne von Bewohnern Oesterreichs erstreckten, dagegen aber ausschliesslich geistesgesunde Personen betrafen[1]). Stets wurde zunächst das Gesamtgewicht, dann aber wiederum das Gewicht des grossen, sowie des kleinen Hirns und der Brücke besonders festgestellt. Belehrend war vor allem die Thatsache, dass das Gehirn zwischen dem 20. und 30. (nach Quatrefages[2]) zwischen dem 30. und 40.) Lebensjahre sein höchstes Gewicht erreicht und dann, worauf wir schon oben[3]) hindeuteten, bis zum 80. Jahre (hauptsächlich zwischen dem 60. und 70.) einen Verlust erleidet, der bis nahe an 13 Proz. anwächst. Dieser Verlust erstreckt sich gleichzeitig auf alle Abschnitte des Gehirns mit Ausnahme der Brücke, die noch bis in das 50. Lebensjahr zunimmt[4]). Ferner sind die Untersuchungen einer älteren Vermutung günstig gewesen, dass nämlich die spezifische Schwere der Gehirne verschieden sei, denn die geräumigeren Schädel der Deutschen zeigten ein geringeres Hirngewicht als andere engere Schädel, nämlich[5]):

	Geräumigkeit des männlichen Schädels Kubikzm.	Gewicht des Gehirns Gramm
Deutsche	1501,66	1314,5
Magyaren	1421,66	1322,8
Slaven	1484,55	1325,1
Franzosen[6]) . . .	1482,58	1380,9

[1]) Die Gewichtsverhältnisse der Gehirne österreichischer Völker, im Archiv für Anthropologie. Bd. 1. 1866. S. 190.

[2]) Vgl. oben S. 63. Für das deutsche Gehirn fand auch Th. v. Bischoff (a. a. O. Tabelle III des Anhangs) unter 545 untersuchten Männern und 341 Weibern das höchste Mittelgewicht zwischen dem 20. und 30. Lebensjahr.

[3]) S. 68.

[4]) Weisbach a. a. O. S. 299.

[5]) Weisbach a. a. O. S. 314.

[6]) Dieses Ergebnis der Untersuchung von 50 Franzosenköpfen (im Alter von 20—30 Jahren) wurde hinzugefügt nach Th. v. Bischoff a. a. O. S. 88 f. (hierbei für die Schädelkapazität die dort befindlichen Einzelangaben zu Grunde ge-

Beifügen wollen wir noch, dass bei den männlichen deutschen Gehirnen ein Minimum von 986,5 Gramm mit einem Alter von 65 Jahren, bei den weiblichen ein solches von 889,1 mit dem Alter von 83 Jahren verknüpft war.

Eine andere Aufklärung verdanken wir Calori in Bologna, der schon einmal durch seine zahlreichen Messungen der Wissenschaft dankenswerte Dienste geleistet hat. Er giebt uns das Hirngewicht von 421 Italienern beiderlei Geschlechtes, trennt aber die Fälle je nach der Form der Schädel:

Zahl der Fälle		Hirngewicht in Gramm: Gesamtgewicht	Grosshirn
		bei brachycephalen Schädeln	
201	Männer	1305	1145
72	Frauen	1150	1004
		bei Schädeln mit einem Breitenindex unter 80	
104	Männer	1282	1122
44	Frauen	1136	992

Hier wiederholt sich nicht blos die Erfahrung, dass das weibliche Gehirn das leichtere sei, sondern es scheint sich weiter zu ergeben, dass bei beiden Geschlechtern die Breitschädel ein höheres Hirngewicht besitzen, als die Schmalschädel. Das leichteste Gehirn bei einem Manne von 22 Jahren mit einem Breitschädel wog 1024 Gramm, bei einem 34jährigen Schmalschädel 1088 Gramm, während die geringsten Werte bei den breit- und schmalschädeligen Frauen 909 und 918 Gramm lauten[1]).

legt, mit denen die Ziehung des Mittels zu 1477 Kubikzm. daselbst nicht völlig übereinstimmt). Der Herr Verfasser ersucht uns nachträglich, an dieser Stelle auszusprechen, dass er unsere, thatsächlich übrigens unbedeutende, Rechnungsabweichung als berechtigt anerkenne.

[1]) Journal of the Anthropological Institute. Bd. 1. London 1872. S. 117.

III.

Der Gesichtsschädel.

An dem senkrecht durchschnittenen Schädel erkennt auch das ungeübte Auge sogleich den Bereich der Gehirnkapsel und des Gesichtsschädels. Dieser letztere beansprucht im Vergleich zu ersterer beim Menschen einen viel kleineren Raum, denn er ist nicht halb so lang, nicht halb so hoch und immer schmäler als der andere. Bei den Affen, selbst bei den höchsten, überwiegt dagegen das Wachstum des Gesichtsschädels, und hauptsächlich beruht auf dem Hervordrängen der Kiefern zur Schnauzenform der tierische Ausdruck des Kopfes. Anklänge an diese Gesichtsbildung bei Menschenstämmen nennen wir Prognathismus. Peter Camper war der erste, welcher es versuchte, durch den sogenannten Gesichtswinkel den Betrag jener Wachstumsverhältnisse zu ermitteln[1]). Er zog nämlich eine Linie vom äussern Gehörgang nach der Nasenscheidewand und liess sie durchschneiden durch eine Linie vom Schluss der Zähne nach dem am meisten hervortretenden Teil der Stirn. In der Grösse des Winkels fand er den Maassstab für den edleren Gesichtsausdruck. Virchow hat schon richtig eingewendet, dass jener Winkel bei alten Leuten sowohl durch die Entwickelung der Stirnhöhlen wie durch das Zurücktreten der Zahnfortsätze geringer werden müsse[2]). Noch viel misslicher aber war es, dass Camper die Nasenscheidewand und die Gehörgänge erwählte, um durch sie eine sogenannte Horizontalebene des Schädels zu legen. Nach einer solchen Ebene ist von Kraniologen so eifrig gesucht worden, wie von den Alchymisten nach den Grundbestandteilen des Goldes. Man dachte sich diese Ebene parallel zum Horizont durch den Kopf gelegt, sobald dieser auf seinem Schwerpunkt bei der geringsten Nachhilfe

[1]) Camper, Ueber den natürlichen Unterschied der Gesichtszüge. Berlin 1792. S. XV, 17, 21 f.

[2]) Schädelgrund. S. 119.

von Muskeln schwebe. Der Verlauf der Jochbogen schien in diese Ebene zu fallen und der Schädel wurde dem entsprechend aufgestellt. Es ergab sich aber bald, dass diese Ebene bei Rassenschädeln einen ganz verschiedenen Verlauf nahm, dass man nicht immer den Jochbogen folgen, sondern den Schädel bald vorn, bald hinten ein wenig heben müsse[1]). Bei einem solchen Verfahren verliess sich der Untersuchende auf sein künstlerisches Gefühl, das aber zeitweise wechseln kann. Es ist einem Anatomen begegnet, der sich auf diesen schlüpfrigen Pfad wagte, dass Messungen an denselben Schädeln, die er nach drei Jahren wiederholte, Unterschiede ergaben, die über 50 Prozent stiegen, wie H. v. Ihering nachgewiesen hat[2]). Solche Winkel lassen sich übrigens nur bestimmen auf gezeichneten Schädelumrissen. Infolge dessen ist die Wissenschaft wenigstens mit dem Verfahren der sogenannten geometrischen, vielleicht richtiger orthographischen Projektion des Schädels bereichert worden. Lucae, ihr Erfinder, giebt nämlich auf einer festen Unterlage dem Schädel die erforderliche Stellung. Parallel mit der Unterlage ruht über dem Schädel eine Glasplatte, auf welcher ein dioptrisches Instrument mit einem Fadenkreuz dermaassen fortbewegt wird, dass seine optische Achse stets die Umrisse des Schädels berührt. Dem Kreuzungspunkt der Fäden folgt dann auf der Glasplatte eine Feder, um den durchlaufenen Weg mit Tinte einzutragen[3]). Auf diese Weise erhalten wir ein Bild des Schädels, wie er von uns aus unendlicher Ferne gesehen werden würde, etwa wie dies annähernd bei unserem Monde von der Erde aus der Fall ist, und solche Gemälde sind nicht blos befreit von allen Mängeln des perspektivischen Sehens, sondern sie verstatten auch Maasse mit dem Zirkel zu nehmen.

Noch weniger Einklang als bei den Grössenbestimmungen der Gehirnkapsel herrscht bei den Winkelmessungen am Gesichtsschädel. Ein jeder Anatom betrat seinen eigenen neuen Weg ohne Rücksicht auf seine Vorgänger, ja gebrauchte sehr oft dieselben Benennungen für Winkel, die ein anderer früher an anderen Punkten gesucht hatte. Die Ergebnisse der verschiedenen Messungsarten lassen sich also nicht unter einander vergleichen und der folternde Anblick dieses lichtlosen Reiches von Widersprüchen hat der Kraniologie eine vielleicht nicht gänzlich unverdiente Missachtung zugezogen, denn oft genug war es weniger das Bestreben, der Völkerkunde

[1]) **Lucae**, Morphologie der Rassenschädel. Heft 1 (1861). S. 42. Heft 2 (1864). S. 31.

[2]) Archiv für Anthropologie. Bd. 5. 1872. S. 396.

[3]) Morphologie der Rassenschädel. Heft 1. S. 10 f.

brauchbare Zahlenausdrücke zu liefern, als vielmehr in den Rassenschädeln Bestätigungen für morphologische Theorien zu finden, welches zu immer künstlicheren Messungsversuchen angereizt hat.

Bei dieser Lage der Dinge kann die Anthropologie nur demjenigen Anatomen folgen, welcher die grösste Zahl der Schädel gemessen hat, nämlich Welcker, und glücklicher Weise ist gerade sein Verfahren, wenn auch, wie er das selbst sich eingestanden hat, nicht vollkommen und keiner Verbesserung mehr bedürftig, doch dasjenige, welches noch am meisten die Erwartungen befriedigt. Welcker sucht keine Horizontalebene, sondern bestimmt nur die Lage von Punkten am Gesichtsschädel und zwar ohne Rücksicht auf die Stirnknochen.

Der tierische Ausdruck des menschlichen Antlitzes wird durch das Vortreten der Kieferbeine bedingt, und der Betrag dieses Vortretens lässt sich am günstigsten durch Winkelmessungen bestimmen. Schon Virchow hatte vor Welcker den Gedanken ausgesprochen, dass der Prognathismus oder die Schnauzenform des Gesichtsschädels abhängig sei von der Gestalt des Schädelgrundes, wenn er sich auch diese Abhängigkeit anders dachte, als sie sich aus Welckers Messungen ergiebt. Dieser letztere überzeugte sich vielmehr, dass das Vorspringen der Kiefer mit der Grösse des Sattelwinkels wächst. Die Grösse des Winkels beim Türkensattel lässt sich durch ein Dreieck bestimmen, dessen eine Seite (Fig. 3: *ne*) der Entfernung von der Nasenwurzel bis zum Sattel, dessen zweite (*eb*) dem Abstand des Sattels vom vorderen Rande des Hinterhauptloches, dessen dritte (*bn*) der Linie vom letzteren zurück zur Nasenwurzel gleich ist. Dieser sogenannte Sattelwinkel übertrifft schon bei dem Menschen einen rechten, bei den Tieren aber erweitert er sich viel beträchtlicher. Beim Kinde und beim Affenjungen ist seine Grösse oder der Betrag der Einknickung des Schädelgrundes nur wenig verschieden, nämlich 141° im ersten und 155° im andern Falle, mit dem Alter aber verschärft sich beim erwachsenen Menschen diese Einknickung bis zu 134°, beim Affen dagegen flacht sie sich bis zu 174° ab, und Welcker erkennt in dieser veränderten Wachstumsrichtung einen tiefen Unterschied zwischen Mensch und Tier[1]). Jener Sattelwinkel ist jedoch an einem geschlossenen Schädel weder sichtbar noch messbar und besitzt daher für unsere Zwecke nur einen theoretischen Wert, insofern ein anderer Winkel des Gesichts zu ihm in Wechselabhängigkeit steht. Dieser Winkel liegt an der Nasenwurzel (*n*) und lässt sich an allen Schädeln messen mit Hilfe

[1]) Bau und Wachstum des Schädels. S. 80 f.

eines Dreiecks, dessen Seiten entsprechen den Abständen von der Nasenwurzel bis zum vorderen Rande der Hinterhauptsöffnung (*b*), von dieser bis zu dem Ansatz der Zahnfächer (*x*), und endlich von diesem zurück nach der Nasenwurzel. Offenbar ist es der Winkel an dem Beginn der Zahnfächer, welcher den Gesichtsausdruck beherrscht und mit dessen Grösse sich in unseren Augen das Antlitz veredelt. Weisbach fand ihn bei Amboinesen, Javanen, Banjaresen,

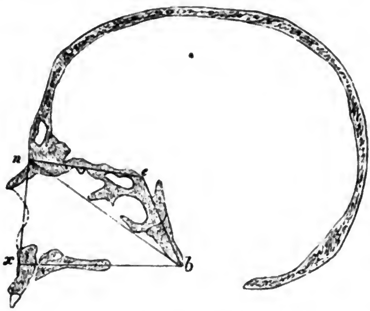


Fig. 3. Durchschnitt des menschlichen Schädels in der Richtung der Pfeilnaht. *n* Nasenwurzel, *e* Türkensattel, *b* vorderer Rand des Hinterhauptloches, *x* Stelle am Oberkiefer über den Zahnfächern.

Chinesen und Buginesen von 70 bis zu 72° im Mittel sich erheben, bei 50 deutschen Männern erreichte er 73°, bei Norditalienern 75°, bei deutschen Frauen 76°, bei 28 Tschechen 77°[1]). Welcker hat indessen vorgezogen, die Kieferstellung mittelbar durch den Winkel an der Nasenwurzel (*bnx*) zu bestimmen, weil dieser letztere einerseits mit dem Sattelwinkel zu wachsen pflegt, andererseits der Winkel an den Zahnfächern (*bxn*) sich umgekehrt verhält, nämlich abnimmt, wenn jene anderen wachsen. Der Winkel an der Nasenwurzel schwankt bei Rassenschädeln von 60° bis zu 72°. Als prognath bezeichnet Welcker einen Schädel, wenn jener Winkel 68° und mehr beträgt, als opisthognath, wenn er unter 65° bleibt, Schädel dagegen von 65° bis nicht ganz 68° nennt er orthognath, wofür wir aber mesognath sagen wollen. Eine Musterung der Schädelformen lässt uns wahrnehmen, dass im allgemeinen Prognathismus vorzugsweise bei Schmalschädeln auftritt, während die Mittel- und Breitschädel meist mesognath, bisweilen opisthognath sind.

[1]) Weisbach, Der deutsche Weiberschädel, im Archiv für Anthropologie. Bd. 3. 1868. S. 78. Sein Gesichtswinkel ist nahezu der Winkel *bxn* bei Welcker.

Doch ist auch dieses Zusammengehen kein strenges, denn Eskimos, Mexikaner, Hottentotten und Hochschotten gehören nach Welcker zu den mesognathen Dolichocephalen, wie umgekehrt die Sumatraner und Baschkiren einen mässig brachycephalen Breitenindex mit einem Prognathismus im Betrage von 69,5° und 67,6° vereinigen. Es könnte nun befremden, warum bei Bestimmung der Kieferrichtung die Zirkelspitze über den Zahnflächen und nicht sogleich an dem unteren Zahnflächenrande, oder wohl gar an den Schneidezähnen angesetzt wurde, da an diesen Punkten das Vorspringen des Gesichtsschädels am meisten sich steigert. Sehr viele Schädel sind aber gerade an jenen Stellen verletzt, sie müssten deshalb als unbrauchbar ausgeschieden werden. Aber wichtiger ist es noch, dass derjenige Prognathismus, der durch die schräge Stellung der Zahnfächer erzeugt wird, auf unwesentliche Wachstumsrichtungen sich begründet.

Der prognathe Gesichtstypus kann, wie Virchow auseinandergesetzt hat[1]), das Gehirn in seiner vollen Entwickelung hemmen. Es ist daher von tiefgehender Bedeutung, dass wir jene ungünstige Kieferstellung fast ausschliesslich bei solchen Völkern finden, deren Gesittung noch ziemlich unreif erscheint. Allein auch hier muss wieder erinnert werden, dass innerhalb der nämlichen Völker abweichende Gestaltungen neben einander vorkommen. Fälle von Prognathismus sind bei Engländern und Franzosen nicht unerhört, in Paris sollen sie ziemlich häufig auftreten[2]), ferner werden die Chinesen von manchen Kraniologen unter die prognathen Völker gerechnet, und in Welckers Statistik begegnen wir den Holländern sogar mit einem Winkel an der Nasenwurzel, der 67,8° lautet. Bei so grosser Veränderlichkeit belehren uns die Mittelzahlen nur über die Häufigkeit einer bestimmten Form des Gesichtsschädels, während die individuellen Schwankungen hinüberführen zu einem höheren oder zu einem niederen Typus.

Sehr stark wird der Ausdruck des menschlichen Antlitzes durch das Hervortreten der Jochbogen beherrscht. Beharrlich ist auch dieses Merkmal nicht, gleichwohl leistet es dort, wo es in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle auftritt, der Völkerbeschreibung nicht zu verschmähende Dienste. Bringt man einen Schädel in die Lage, dass der Blick des Beschauers von oben senkrecht die Mitte der grossen Achse trifft (Norma verticalis), so kann das Auge mit Sicherheit entscheiden, ob die Jochbogen wie zwei Henkel die Umrisse der Gehirnschale überragen (phanerozyge) oder ob sie hinter ihnen verdeckt bleiben (kryptozyge Schädel), und im ersteren Falle werden

[1]) Schädelgrund. S. 121.

[2]) **Quatrefages**, Rapport. S. 311.

wir sagen können, dass die Backenknochen stark hervorspringen. In neuester Zeit hat man auch der Gestalt der Augenhöhlen am knöchernen Gesicht Aufmerksamkeit geschenkt, doch haben die bisherigen Messungen Merkmale, welche für die Völkerkunde brauchbar wären, nicht erkennen lassen. Ganz unabhängig von den knöchernen Gebilden scheint die schiefe Stellung der Augenschlitze zu sein[1]), die als Kennzeichen aller mongolenähnlichen Völker zwar nicht ganz verlässig ist, doch aber bei der Beschreibung nicht völlig vergessen werden darf. Auch die Form der Nase war bei den älteren Völkerschilderungen nicht übergangen worden. Am jüdischen Typus seiner Nase ist der Papuane, an ihrer Plattdrückung sind die nordasiatischen Mongolen zu erkennen. Bei den Bewohnern Tibets soll der Nasensattel so flach sein, dass er in der Profilansicht nur wenig über die Wölbung des Auges hervortritt oder bei kräftigen Personen wohl völlig hinter ihr verschwindet[2]).

Das Unterkieferbein ist früher von den Schädelkennern vernachlässigt und erst in neuerer Zeit beobachtet worden. Je nachdem es sich zuspitzt oder abflacht, bekommt das Gesicht bald ovale, bald eckige, bald quadratische Umrisse. Wenn wir uns aber umschauen in unserer täglichen Umgebung, entdecken wir auch hier so viele Typen, so viele Uebergänge neben und durch einander, dass eine sehr stattliche Zahl von Messungen dazu gehören würde, um nur sagen zu können, welche unter den mancherlei Bildungen an Häufigkeit überwiege. Der Mund gehört ebenfalls zu den Gegenständen, bei welchen die Rassenbeschreibung gern verweilt. Es sind namentlich die wulstigen Lippen vieler Mittel- und Südafrikaner, welche gegen unsern Schönheitsbegriff verstossen. Die schmalen Lippen der Europäer und ihrer Abkömmlinge in Amerika sind indessen ein Merkmal, welches sie den Affen wieder nähert. Selbst unter Negern aber schwankt dieser Teil der Gesichtsbildung beträchtlich, und wenn ihnen im allgemeinen eine starke Lippenanschwellung zugeschrieben wird, so soll damit nichts weiter gesagt werden, als dass bei ihnen die Form des europäischen Mundes nicht häufiger vorkommt als bei uns die negerhafte. Bei den Juden, die doch strenge Inzucht seit Jahrtausenden gepflogen haben, finden wir beide Gegensätze, den fein geschnittenen Mund und die aufgequollenen Lippen, hart neben einander.

[1]) v. Schlagintweit, Indien und Hochasien. Bd. 2. S. 51.
[2]) a. a. O. S. 48.

IV.

Die Grössenverhältnisse des Beckens und der Gliedmaassen.

Werfen wir vom Kopf noch einen Blick abwärts, so leuchtet von selbst ein, dass zwischen dem Schädel und dem weiblichen Becken eine Uebereinstimmung der Maassverhältnisse bestehen sollte. War aber die Zahl der Rassenschädel noch zu klein, um uns in allen Fällen ein unerschütterliches Vertrauen in die gefundenen Mittelwerte der Messungen einzuflössen, so erreicht der Schatz an Rassenbecken kaum den hundertsten Teil der Schädel. Dennoch hatte es M. J. Weber schon gewagt, ein europäisches oder ovales, ein amerikanisches oder rundes, ein mongolisches oder viereckiges, ein afrikanisches oder keilförmiges Becken unterscheiden zu wollen. Joulin dagegen behauptete wieder eine völlige Uebereinstimmung des mongolischen, richtiger des javanischen oder papuanischen mit dem Negerbecken. Pruner Bey endlich wollte sich überzeugt haben, dass es keine Rasse gebe, deren Frauen nicht Kinder von einem europäischen oder irgend welchem Vater gebären können, dass überhaupt aus dem nämlichen Schooss Kinder von abweichender Schädelform austreten, wenn auch die Geburt nach Beobachtungen bei Javanerinnen und Nordamerikanerinnen leichter erfolgt, sobald das Kind der reinen Rasse angehört und nicht ein Mischling ist[1]). In neuester Zeit hat Gustav Fritsch eine vergleichsweise reiche Anzahl von Becken südafrikanischer Völker nach Europa gebracht, aber bei der geringen Beharrlichkeit der Merkmale es nicht gewagt, Typen aufzustellen. Er ist dabei auf einen Umstand gestossen, der wohl geeignet ist, uns zu ernstem Nachdenken anzuregen. Unter den europäischen Skeletten wird Weib und Mann an der (beim Weib beträchtlicheren) Geräumigkeit und an der Gestalt des Beckens

[1]) Pruner Bey, Études sur le bassin. Paris 1865. S. 13.

mit ziemlicher Sicherheit erkannt. Das Becken gehört unter die Geschlechtsmerkmale zweiter Ordnung. Bei Becken von Buschmännern dagegen könnte das weibliche mit einem männlichen verwechselt werden, und das gleiche gilt von den Hottentotten und Kaffern[1]). Auch die Becken von Malayen gleichen sich bei beiden Geschlechtern mitunter bis zur völligen Nichtunterscheidbarkeit[2]). Sollte diese Erscheinung sich weiterhin bestätigen, so würden wir zu dem Satze gelangen, dass die gänzliche Durchbildung der Geschlechtsunterschiede erst unter dem Schutze der höheren Gesittungen sich vollziehe. Indessen muss bemerkt werden, dass bei den eingeborenen Australiern männliche und weibliche Becken gut zu unterscheiden sind[3]).

Die zahlreichsten Messungen, freilich nur weiblicher Becken, verdanken wir Karl Martin, der längere Zeit in Brasilien als Arzt thätig war und dort Negerinnen sowie eingeborene Frauen und Mischlinge behandelte. Er hat die Maasse von 8 papuanischen, 2 uramerikanischen, 18 malayischen, 4 buschmännischen und 15 Negerfrauen mit den Mitteln aus den europäischen Befunden verglichen. So weit aus diesem Schatz von anatomischen Urkunden ein Ergebnis gezogen werden konnte, würden die Becken zerfallen in solche mit rundem Eingang bei Eingeborenen Amerikas, bei Malayen und Papuanen, und in solche mit querovalem Eingang bei afrikanischen und europäischen Frauen. Rund heisst der Eingang, wenn die Conjugata so gross oder fast so gross ist, wie die anderen Durchmesser, queroval dagegen, wenn sie um mehr als 10 Prozent von den queren und schrägen Durchmessern übertroffen wird. Genauer lässt sich noch sagen, dass das Becken der Europäerinnen die grösste Geräumigkeit und Breite mit wesentlich querovalem Eingange vereinige, das Becken der Negerin zwar am Eingang gleich gestaltet, sonst aber kleiner und schmaler sei. Entsprechend ihrer geringen Körpergrösse besitzen die Buschmannfrauen das kleinste Becken unter allen Rassen mit einem Eingang, der manchmal stehend oval wird; dabei sind die Seitenbeine im Verhältnis zur Länge der Darmbeine ziemlich lang und höher als bei den anderen Rassen. Die malayischen Becken sind schmal, sehr leicht[4]), der Eingang rund, nicht selten stehend oval. Die Becken der eingeborenen Amerikanerinnen kommen an Grösse den europäischen ziemlich nahe, unterscheiden

[1]) Gustav Fritsch, Eingeborene Südafrikas. S. 39, 299, 415.

[2]) Heinrich Fritsch, Das Rassenbecken und seine Messung, in den Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle, 1878. S. 18.

[3]) a. a. O. S. 20.

[4]) a. a. O. S. 18.

sich jedoch durch einen runden Eingang. Die papuanischen Becken endlich sind zwar noch ziemlich rund, stehen aber an der Grenze zur querovalen Form[1]).

Wenden wir uns nun zur Körpergrösse, so wird wohl von vornherein erwartet werden, dass sie kein sicheres Erkennungszeichen für die Menschenstämme zu gewähren vermöge. Die grösste Summe der hierher gehörigen Beobachtungen wurde bisher in den Vereinigten Staaten während des letzten Bürgerkrieges gewonnen. Es erstreckten sich dort die Messungen über 1 104 841 Männer. Erst aus diesen hohen Ziffern hat sich ergeben, dass das Wachstum bei allen denen, die zum Waffendienst in der nordamerikanischen Union herbeigezogen wurden, sich mit dem 20. Lebensjahre sichtlich verminderte, immerhin aber noch langsam bis zum 24. fortdauerte, ja für geborene Amerikaner erst mit dem 30. Jahre völlig stillstand[2]). Ueberraschend war dabei die Thatsache, dass die Bewohner der westlichen Unionsstaaten sowie Kentuckys und Tennessees an Körpergrösse die Eingeborenen im Osten, noch mehr aber die Kanadier, die Schotten, Iren, Engländer und Deutschen übertrafen[3]).

	Mittel der Körpergrösse
Kentucky und Tennessee	1766,2 Millim.
Ohio und Indiana	1751,9 „
Michigan, Illinois und Wisconsin . . .	1749,1 „
Neu-England	1735,3 „
New-York, Pennsylvanien, New-Jersey .	1730,0 „

Es bleibt dabei im dunkeln, ob die harte, den Körper besser entwickelnde Arbeit auf jungfräulichen Erdräumen die Ursache sei, oder ob nicht überhaupt Männer von hohem Wuchs und grösserer physischer Kraft zur Auswanderung sich häufiger entschliessen, schwächliche dagegen lieber in der Heimat zurückbleiben und diese Art der Ausmusterung in den Mitteln der grossen Ziffern sich abspiegele. Da aber die geborenen Amerikaner an Körpergrösse die zugewanderten Schotten, Iren, Engländer und Deutschen überragen, so kann kein Zweifel vorhanden sein, dass die Nachkommen der ausgewanderten Europäer innerhalb kurzer Zeit in den Vereinigten Staaten merklich an Leibeshöhe zugenommen haben. Dass dem Ortswechsel diese Wirkung zugemessen werden darf, wird uns dadurch glaubhafter, dass die Ureinwohner ebenfalls durch Körpergrösse sich auszeichnen und auch bei ihnen erst mit dem 30. Lebensjahre der

[1]) Monatsschrift für Geburtskunde. Bd. 28. 1866. Heft 1. S. 23—58.

[2]) Gould, Investigations in the military and anthropological statistics of American Soldiers. New-York. 1869. S. 108.

[3]) a. a. O. S. 125.

Stillstand des Wachstums eintritt; wenigstens waren die Irokesen, deren mehr als 500 gemessen wurden, im Mittel noch ein wenig grösser als die Unionsamerikaner in den gleichen Werbebezirken [1]). Dass bessere und reichliche Nahrung die Körpergrösse befördert, bezeugen uns die durchgehends stattlicheren Gestalten der polynesischen Häuptlinge auf den Südseeinseln [2]). In gleicher Weise zeigten sechs Männer einer Häuptlingsfamilie unter Kaffern ein Mittel von 1830 Mm., oder 110 Mm. mehr als sonst bei südafrikanischen Bantunegern angetroffen wurden [3]). Die auffallende Kleinheit der Buschmänner am Südrande der Kalahari kann ebenfalls der schlechten Ernährung beigemessen werden, weil Chapman im Norden bei grösserem Reichtum an Wild ihren Körperwuchs stattlicher fand, und die ihnen leiblich verschwisterten Koi-koin oder Hottentotten vielleicht nur weil sie Hirten und nicht Jäger sind wie die Buschleute, diese an Höhe des Wuchses übertreffen. Doch erklärt die Ernährung und die Beschaffenheit des Wohnortes durchaus nicht alle Unterschiede, sonst könnten nicht wiederum die Kaffern die Hottentotten überragen, während doch beide in denselben Erdräumen auf nahezu gleiche Art sich ernähren. Gustav Fritsch [4]) bestimmte nämlich folgende Mittel:

Männer		Körpergrösse
55	Bantuneger	1718 Millim.
10	Koi-koin	1604 „
6	Buschmänner	1444 „

Bis zu einem gewissen Betrage darf also die Verschiedenheit der Leibeshöhe der Abstammung zugeschrieben und in diesem Sinne kann die Körpergrösse als Merkmal bei der Völkerbeschreibung benutzt werden. Doch sind wir noch weit entfernt, Mittel aus zahlreichen Grössenbestimmungen zu besitzen, es weichen vielmehr bei dem nämlichen Volksstamm die Messungen stark von einander ab. Für die Maoris Neu-Seelands finden wir beispielsweise folgende Angaben [5]):

Körpergrösse	Beobachter
1695,4 Millim.	Thomson
1757,6 „	Scherzer und Schwarz
1813,0 „	Garnot und Lesson
1904,9 „	Wilkes

[1]) a. a. O. S. 151 f.
[2]) Darwin, Abstammung des Menschen. Bd. 1. S. 99.
[3]) Fritsch, Eingeborene Südafrikas. S. 17.
[4]) a. a. O. S. 17, 277, 397.
[5]) Bei Weisbach, Anthropol. Teil der Novara-Reise. 2. Abt. Wien 1867. S. 217.

Wahrscheinlich verdienen hier die Mittel von Thomson, die aus 147 Messungen gewonnen wurden, das meiste Vertrauen[1]). Innerhalb derselben Völkerfamilie können durch vieltausendjährige Trennung, Wanderung nach grossen Fernen und veränderte Lebensgewohnheiten auch die Mittelwerte der Körpergrösse steigen oder fallen, denn trotz aller Schwankungen der Ziffern ist doch nicht zu verkennen, dass die asiatischen Malayen unter die kleinen Völker gehören, die polynesischen Malayen durch ihre Körpergrösse hervorragen[2]).

Körpergrösse			Beobachter
		Asiatische Malayen:	
1549,4	Millim.	Javanen	Crawfurd
1562,0	"	Tagalen	Weisbach
1679,0	"	Javanen	Scherzer und Schwarz
1574,8	"	Dajaken	Keppel
1586,0	"	Timoresen	Müller
1625,0	"	Maduresen	Scherzer und Schwarz
1646,0	"	Sundanesen	"
1653,9	"	Buginesen	"
		Polynesische Malayen:	
1676,4	"	Hawaiier	Wilkes
1755,0	"	"	Gaimard
1689,0	"	Marquesas-Insulaner	Wilkes
1786,0	"	"	Marchand
1800,0	"	"	Batare
1786,0	"	Taïtier	Garnot und Lesson
1803,3	"	"	Wilkes
1895,0	"	Samoaner	La Pérouse
1930,4	"	"	Wilkes

Innerhalb jedes Menschenstammes wird der Volksmund Leute von ungewöhnlichem Wuchs als Riesen bezeichnen. Angaben über solche äusserste Fälle haben jedoch keinen Wert für die Völkerkunde[3]). Wichtiger war es, dass das alte, von Pigafetta, Magalhães' Begleiter verbreitete anthropologische Märchen von der übermenschlichen Grösse der Patagonier fast jedem neuen Erdumsegler einen Wider-

[1]) Gould, Investigations. S. 146.

[2]) Weisbach a. a. O. und Weisbach, Körpermessungen verschiedener Menschenrassen. Berlin 1878. S. 270.

[3]) Nach Gould, Investigations, S. 153, finden sich unter je einer Million der für den Kriegsdienst gemessenen Männer

je	47	über	2007	Mm.
"	24	"	2032	"
"	11	"	2057	"
"	7	"	2083	"
"	6	"	2108	"
"	2	"	2134	"

spruch entlockt hat. Wohl gehören die Patagonier-Stämme jedenfalls zu den Völkern von stattlichem Körperwuchs, denn sie erreichen sogar eine mittlere Körperhöhe von 1779 Mm. nach Musters oder von 1830 nach Fitzroy und Darwin (Cunningham mass einen Patagonier von 2079 Mm.)[1]), doch stehen ihnen die Polynesier an heldenhafter Gestalt durchaus nicht nach. Die hohen vulkanischen Südseeinseln und die beiden Festlande von Amerika sind vielmehr mit einander diejenigen Lebensräume, wo örtlich das Menschengeschlecht den höchsten Mittelwert des Körperwuchses erreicht hat[2]). Afrika ist dagegen der Erdteil der bedeutendsten Schwankungen in der Körpergrösse der Bewohner: dort erreichen die zwergigen Akka, Abongo und Watwa nicht viel über 1300, die Dinka-Neger voll 2000 Mm.[3]).

Das niedrigste Höhenmaass bei Männern kann in vereinzelten Fällen auf überraschende Werte herabsinken, denn Zwerge von 920, ja 750 Mm. werden uns noch als völlig wohlgebildet bezeichnet[4]). Aber auch hier ist der Völkerkunde nur mit den Mitteln aus grossen Zifferreihen zu dienen. Als die kleinsten unter den Menschen galten früher immer die Buschmänner Südafrikas, deren Grösse Barrow nur zu 1300 Mm. angab, während durch ihre Messungen Knox zu 1372 und der gewissenhafte Fritsch zu 1414 Mm. gelangten[5]). Die erst erwähnten Akka und Abongo sind demnach ohne Zweifel noch kleineren Wuchses. Nicht unbedeutsam ist es, dass sich an diese tropischen Menschenstämme die Polarvölker der alten und neuen Welt anschliessen. Zwar sind die Angaben von Pauw, nämlich 1380 Mm. als Mittelwert der Körpergrösse bei Eskimos, völlig unglaubwürdig, da ganz andere Messungen vorliegen, nämlich:

Körpergrösse der Eskimos	Ort der Beobachtung	Beobachter
1659 Millim.	Melville-Insel	Beechey
1689 „	Boothia-Sund	„
1676 „	Savage-Insel	Chappel
1714 „	Kotzebue-Sund	Beechey
1800 „	Smith-Sund	Bessels[6]),

[1]) Musters, Unter den Patagoniern. Jena 1873. S. 169, 342.

[2]) Unter den 500 Irokesen bei Gould, Investigations, S. 152, erreichten 159 Männer von 31 Jahren und darüber eine Höhe von 68,6 Zoll (= 1740 Mm.).

[3]) Marno, Reise in der ägyptischen Aequatorialprovinz. Wien 1878. Anhang S. 142 f. Schweinfurth, Im Herzen von Afrika. Bd. 2. S. 140, 142. Lenz, Skizzen aus Westafrika. Berlin 1878. S. 112 f. Stanley a. a. O. Bd. 2. S. 189.

[4]) Gould a. a. O. S. 153.

[5]) Weisbach, Anthropol. Teil der Novara-Reise. 2. Abt. S. 216. G. Fritsch, Eingeborene Südafrikas. S. 397.

[6]) Derselbe fügt jedoch seiner Angabe von „fast 6 Fuss" (feet) hinzu, dass

auch sind 1380 Mm. für die Lappländer als Mittelzahl[1]) sicherlich zu wenig (Barnard Davis fand für 18 lappische Männer 1541 Mm. als Mittelzahl), dennoch werden beide Bevölkerungen übereinstimmend von den Reisenden unter die kleinen Menschen gerechnet. Jedenfalls können wir den Satz vertreten, dass unter den verschiedensten Breitengraden sich Menschenstämme finden, die durch ihre Kleinheit auffallen.

Hatten wir bisher nur die Grösse der Männer in Betracht gezogen, so gilt es jetzt, die Thatsache auszusprechen, dass eine geringere Leibeshöhe zu den sekundären Merkmalen des weiblichen Geschlechtes gehört. Deshalb schwanken die Mittel der weiblichen Körpergrösse innerhalb engerer Grenzen, nämlich von 1360 bis 1662 Mm.[2]). Auch ergab sich aus den bisherigen Messungen, dass die Grössenunterschiede der Geschlechter bei kleinen Völkern fast verschwinden[3]). So erhielt Fritsch als Mittel von 5 Buschmannfrauen 1448 Mm. oder 4 Mm. mehr als er bei Männern gefunden hatte, und ein ähnliches Ergebnis gewinnen wir auch aus den Angaben Weisbachs. Demnach ist es vorwiegend das männliche Geschlecht, an welches gedacht wird, wenn wir von grossen oder kleinen Völkern reden[4]). Die mittlere Körpergrösse des männlichen Geschlechtes wollen wir aber auf 1600 bis 1700 Mm., die mittlere Grösse des weiblichen Geschlechtes auf 1525 bis 1575 bestimmen und danach kleine, mittlere und hochgewachsene Völkerstämme unterscheiden.

Dürfen wir wagen, über die Ursachen des Schwankens der Körpergrösse einige Vermutungen zu äussern, so hat sich aus den

sie sich auf mehrere Brüder bezieht, welche die Statur von ihrer Mutter geerbt hatten, die 5,6 Fuss mass, während der Vater unter Mittelgrösse war. Bessels, Amerikanische Nordpol-Expedition. S. 353.

[1]) Nach Tenon bei Gould, Investigations, S. 144 und Weisbach a. a. O. S. 216.

[2]) Weisbach a. a. O. und Marno, Reise in der ägyptischen Aequatorialprovinz. Anhang S. 142. Weisbach, Körpermessungen, S. 268) führt zwar eine Minimalhöhe von 1185 Mm. (für weibliche Akka) an, dieselbe konnte jedoch im obigen nicht berücksichtigt werden, weil sie sich nicht allein auf voll ausgewachsene Körper gründet, während das oben angegebene niedrigste Maass von einer Akka zwischen 20 und 25 Jahren genommen wurde und wahrscheinlich das Mittelmaass dieses Volkes ziemlich gut vergegenwärtigt.

[3]) Fritsch a. a. O. S. 398.

[4]) Beechey bei Weisbach a. a. O. giebt folgende Maasse für Eskimos:

	Männer	Frauen
Melville-Insel . . .	1659 Mm.	1536,6 Mm.
Savage-Insel . . .	1676 „	1549,8 „
Boothia-Sund . . .	1689 „	1571,3 „

grossen Ziffern der Rekruten-Messungen während des Unionskrieges offenbart, dass beträchtliche Körpergrösse verknüpft ist mit einer verlängerten Wachstumszeit. Diese letztere aber denken wir uns verkürzt bei den Frauen, weil ihre Geschlechtsreife früher eintritt als bei uns. Ebenso ist es wahrscheinlich, dass frühzeitige Ehen, die namentlich, wie sich noch zeigen soll, bei Polarvölkern und bei den Buschmännern vorkommen, die volle Ausbildung des Körperwuchses zu hemmen pflegen.

Nur zahlreiche Messungen vermögen uns über die örtlich herrschenden Grössenverhältnisse der einzelnen Abschnitte und Glieder des menschlichen Körpers Aufklärung zu gewähren. Quetelet wollte sich überzeugt haben, dass der menschliche Typus in Belgien übereinstimme mit den Werten, welche aus Messungen an Kunstwerken griechischer Bildhauer abgeleitet worden waren[1]). Indessen hat sich doch ergeben, dass die Künstler des Altertums nicht blind einer Richtschnur folgten, dass auch später grosse Meister, wie Leonardo da Vinci und Albrecht Dürer in ihren Forderungen des sogenannten Ebenmaasses nicht übereinstimmten. Ein Brüsseler Maler wird sich ferner stets an den grossen Vorbildern des Altertums im Zeichnen üben, bis zuletzt ihre Maassverhältnisse als die streng giltigen sich ihm fest einprägen. Er wird demnach ein weibliches Modell für Naturstudien entweder mieten oder verwerfen, je nachdem es sich dem gesuchten Ideale nähert oder sich von ihm allzuweit entfernt. Wenn daher die Mittel der Grössenverhältnisse einzelner Körperabschnitte bei zehn weiblichen Modellen Brüsseler Bildhauer oder Maler den gleichen Mitteln bei Statuen des Altertums recht nahe kamen, so hätte Quetelet nicht sowohl auf eine Uebereinstimmung der belgischen und altgriechischen Typen schliessen, sondern er hätte nur das Augenmaass Brüsseler Künstler bewundern dürfen, welche unter den Bewerberinnen in jenem Rollenfach diejenigen mit sicherem Blick ausgesondert hatten, welche von den anerkannten Idealen sich zu weit entfernten. Die Höhe des Kopfes, welche für viele Künstler die Maasseinheit bildet, schwankt, wie wir noch beisetzen wollen, mit der Körpergrösse. Letztere beträgt bei Neugeborenen das 5,6-, bei achtjährigen Knaben das 8,4-, bei kleinen Männern das 11,2-, bei mittelgrossen das 12,1-, bei grossen das 13,2-fache der senkrechten Höhe des Gehirnschädels nach Welckers[2]) Bestimmungen, so dass also grosse Leute verhältnismässig die kleinsten Köpfe haben.

Die Maassverhältnisse der menschlichen Glieder können nur

[1]) Anthropométrie. Brüssel 1870. S. 86.

[2]) Bau und Wachstum des Schädels. S. 31.

ausgedrückt werden, wenn die Körpergrösse als Einheit gesetzt wird. Auf der Reise der Fregatte Novara haben v. Scherzer und Schwarz ihre Messungen an den lebenden Menschen bis zu den grössten Einzelheiten ausgedehnt, und Weisbach hat diese Ausführlichkeit der Körpervermessung dann auf alle Hauptrassen und die verschiedenartigsten Völker angewendet. Als das Wichtigste muss immer die Länge der unteren wie der oberen Gliedmaassen erscheinen. Dieselbe zeigt sich bei den verschiedenen Völkern oft in gerade entgegengesetztem Sinne ungleich, die Deutschen z. B. zeichnen sich durch die Länge der Beine und die Kürze der Arme aus, die Australier durch die umgekehrten Extreme. Während bei den Deutschen die Beine durchaus länger sind als die Arme (die Fusshöhe dabei noch nicht einmal mitgerechnet), ist bei den Australiern, Polynesiern, den meisten Malayen und Negern, besonders aber bei den Ostasiaten und Patagoniern das Umgekehrte der Fall[1]).

Die absolut längsten Beine (von 883 Mm.) fand man bei den Patagoniern, demnächst aber bei den Deutschen (840 Mm.), die kürzesten dagegen bei Chinesen, Siamesen, Japanern (760 Mm.)[2]), und namentlich bei den Hottentotten, bei welchen die Beinlänge auf 625 Mm. herabsinkt. Noch auffallender stehen relativ zur Körperlänge die Deutschen hinsichtlich dieses Merkmals oben an, denn sie erfüllen die volle Hälfte der Körperlänge mit der Beinlänge, was sich selbst von den Patagoniern nicht sagen lässt, während die Chinesen um 5–6 Prozent mit der Beinlänge hinter ihrer halben Körperlänge zurückbleiben. Widersprechend den früheren Annahmen ist auch durchaus nicht immer der Unterschenkel die längere Beinhälfte, vielmehr ist bei Hottentotten, Kongonegern, Maoris, Ungarn und Deutschen gerade der Oberschenkel der grössere Teil, das Ueberwiegen des Unterschenkels findet indessen häufiger und in höheren Graden statt, zumal bei Südostasiaten und Australiern[3]).

Weit bedeutsamer aber sind die Grössenverhältnisse der oberen Gliedmaassen, da ihre Verkürzung ein Merkmal ist, welches den Menschen von den ihm zunächst stehenden Tieren scheidet. Karl Vogt hat dieses Verhältnis dadurch ausgedrückt, dass der Orang-Utan bei aufrechter Stellung mit den Fingerspitzen seine Knöchel, der Gorilla die Mitte seiner Unterschenkel, der Tschimpanse die Knie berühren, der Mensch nur über die Mitte der Oberschenkel

[1]) **Weisbach**, Körpermessungen. S. 323 f.
[2]) **Baelz**, Die körperlichen Eigenschaften der Japaner. 1. Teil. S. 19.
[3]) **Weisbach** a. a. O. S. 321 f.

reichen kann[1]). Bei den Rekruten im Unionskrieg wurde auf diesen Ausdruck der menschlichen Grössenverhältnisse besondere Rücksicht genommen und der Abstand des Mittelfingers vom oberen Rande der Kniescheibe bei soldatisch straffer Haltung gemessen. Bei weissen Amerikanern und Europäern betrug das Mittel 5"036[2]), bei Negern der Freistaaten etwas mehr (3"298) als bei Negern der Sklavenstaaten (2"832), ja bei diesen waren die Schwankungen so beträchtlich, dass in einzelnen Fällen die Fingerspitzen sogar den Rand der Kniescheibe überragten[3]).

Abstand der Fingerspitzen vom oberen Rand der Kniescheibe:

Zahl der Messungen	Mittel	Minimum	Maximum
2020 Vollneger	2"88	—0"5	7"6
863 Mischlinge	4"13	+0"2	7"2

Ueberrascht werden wir zugleich von der Thatsache, dass die Lebensgewohnheiten diese Schwankungen hervorrufen können, denn bei 1146 Matrosen war der Zwischenraum im Mittel etwas grösser als bei der Bevölkerung des flachen Landes[4]).

Abstand der Fingerspitzen vom oberen Rand der Kniescheibe:

	Neu-England	N.-York, N.-Jersey, Pennsylvanien	England	Irland
Soldaten	4"93	4"92	4"90	5"08
Matrosen	5"57	6"06	5"55	6"07
Unterschied	0"64	1"14	0"65	0"99

Es waren nämlich die Arme der Matrosen kürzer, ihre Beine aber länger als bei den Rekruten, die sich zum Felddienste stellten. Die Länge des Armes schwankte bei weissen Amerikanern und Europäern je nach den Mitteln der einzelnen Staaten von 0,429 der Körpergrösse (Michigan, Wisconsin, Illinois) bis zu 0,441 (Skandinavien)[5]). Vollneger der Sklavenstaaten (0,452) zeigten einen verhältnismässig längeren Arm als Neger der Freistaaten (0,447)[6]), ein Verhältnis, welches sich in gleicher Weise bei Mulatten (0,445 und 0,460) wiederholte. Der Wert von Mitteln aus grossen Zahlen wird uns abermals fühlbar; denn wir gewahren hier viel geringere Schwankungen, als andere Rassenmessungen sie erwarten liessen. Bei Weisbach[7]) finden wir den Arm der Patagonier als den allerlängsten zu 916, der Deutschen zu 789, der Hottentotten zu 659 Mm. angegeben, im Verhältnis zur Körperlänge den der Hottentotten (den absolut kürzesten) als relativ längsten zu 0,512, der Patagonier

[1]) Vorlesungen über den Menschen. Bd. 1. S. 193.
[2]) Gould, Investigations. S. 927.
[3]) a. a. O. S. 298 f.
[4]) a. a. O. S. 287.
[5]) a. a. O. S. 337—339.
[6]) a. a. O. S. 351.
[7]) Weisbach, Körpermessungen. S. 313.

zu 0,510, der Deutschen zu 0,469. Verschwiegen sei auch nicht, dass derselbe Forscher die Beinlänge der Australierinnen als die relativ geringste, nämlich nur zu 0,436 der ganzen Körperlänge bestimmte, dagegen Miklucho-Maclay die Photographie einer australischen Frau aus der Umgebung von Port Darwin einsandte, bei welcher die Beinlänge das oben genannte höchste Maass von 0,5 der Körperlänge ganz oder fast ganz ausfüllt, was ausserdem auch bei einem von ihm in Sydney gemessenen australischen Mädchen nahezu der Fall war, demnach gewiss nicht zu den ganz seltenen Ausnahmen gehört[1]). Solange wir also bei einem so hohen Betrage der Schwankungen nicht für die verschiedenen Menschenstämme Messungen besitzen, die den jetzigen Schatz um das hundertfache übertreffen, lassen sich aus den vorhandenen Angaben keine verlässigen Merkmale für die Völkerbeschreibung gewinnen.

Endlich ist auch noch das Längenverhältnis des Vorderarmes zum Oberarm bei den Körpermessungen statistisch ermittelt worden. Für den Orang-Utan ergab sich ein Verhältnis von 877 : 1000. Genau die nämlichen Werte wurden bei den Siamesen angetroffen, noch beträchtlichere Länge erreicht der Vorderarm bei asiatischen Malayen, Australiern und Negern (bei Kongonegern sogar die relative Länge von 936), geringer stellt sich diese Verhältniszahl bei den Deutschen (835), den polynesischen Malayen, Patagoniern und Japanern, am geringsten (797) bei den Hottentotten. Nicht völlig gleich der männlichen Skala dieses Verhältnisses wurde die weibliche ermittelt (wie übrigens auch bei den Vermessungen der unteren Gliedmaassen): über das Maass des Orang-Utan gehen hier nur die Negerinnen (insbesondere wieder die vom Kongo mit 969) hinaus, die Malayen nähern sich ihm nur, dann folgen abwärts europäische Frauen (deutsche mit 822), ostasiatische, polynesische und mit den relativ kürzesten Vorderarmen (781) endlich die Australierinnen[2]). Auch hier müssen wir freilich über die noch dürftige Zahl der Messungen klagen. Gewiss aber ergiebt sich aus den bisherigen Erfahrungen der Satz, dass auch die Grössenverhältnisse der menschlichen Gliedmaassen innerhalb der Völkerschaften höchst beträchtlich schwanken, dass selbst Lebensgewohnheiten Einfluss auf das Wachstum üben können und daher auch die Grössenunterschiede beim Gliederbau als flüssige erklärt werden müssen.

[1]) Zeitschrift für Ethnologie. 1881. Verhandl. S. 89 f.

[2]) Weisbach a. a. O. S. 306.

V.

Haut und Haar des Menschen.

Die Geographen des Altertums glaubten sich überzeugt zu haben, dass die Dunkelung der Haut mit der Annäherung an den Aequator zunehme und dass sogar aus der Farbe der Menschen auf die Polhöhe ihres Wohnortes geschlossen werden könne[1]). Innerhalb des damals bekannten Erdkreises widersprachen die Erfahrungen nicht dieser Lehrmeinung. Im Norden sassen blonde, in Südeuropa und Nordafrika leicht gebräunte Völker, am oberen Nil Neger und auch in Indien schwärzliche Menschen. Zu besseren Anschauungen gelangte man erst, als die Spanier in der neuen Welt unter allen Breitengraden auf Menschen mit brauner Färbung stiessen, bald heller bald dunkler, je nach der Oertlichkeit, aber ohne Beziehung auf die Polhöhe. Bei den Abiponen am Paraguay, namentlich den Frauen, war die Haut so licht, dass sie in europäischer Tracht mit Europäerinnen hätten verwechselt werden können, während die Puelchen und Aukas, deren Gebiete um zehn Breitengrade dem Aequator ferner lagen, viel dunkler gefärbt waren[2]). Dazu gesellte sich noch die Wahrnehmung, dass gerade im hohen Norden der alten Welt auf die blondhaarigen Völker wieder die meist braunhaarigen Lappen, die oft schwarzhaarigen Wogulen folgten.

Die mikroskopische Untersuchung lehrte bisher nur, dass die menschliche Haut aus zwei Schichten bestehe, wovon die äussere als Oberhaut (epidermis), die innere als Unter- oder Lederhaut (cutis) bezeichnet wird. Die Oberhaut wieder besteht aus zwei Abteilungen, nämlich der oberen durchsichtigen Hornschicht (stratum corneum) und der tiefer liegenden Schleimschicht (stratum mucosum) oder dem malpighischen Netz (rete Malpighi). Die Lederhaut (cutis) sowohl wie die äussere Lage der Oberhaut wurden bei allen Völker-

[1]) Plin. VI, 22.

[2]) Dobrizhoffer, Geschichte der Abiponer. Wien 1783. Bd. 2. S. 18.

stämmen als gleichartig erkannt und nur in der von ihnen eingeschlossenen Schleimschicht zeigten sich Zellen, erfüllt mit einem feinkörnigen Farbstoff. Je nachdem diese Farbzellen sich nur auf die Grundfläche der Schleimschicht beschränkten oder mehr und mehr anhäuften, in seltenen Fällen sogar bis in die Hornhaut aufwärts sich erstreckten, wuchs die Tiefe der Hautfarbe. Einzelne Körperstellen sind selbst bei allen Menschenrassen gefärbt, wie der Warzenhof, welcher obendrein während der Schwangerschaft noch dunkler wird[1]). Auch die Sommerflecken, die Muttermale und Bräunungen an anderen Körperstellen verhalten sich genau wie die Negerhaut[2]).

Bei der Geburt ist das Negerkind nicht schwarz, sondern dem europäischen an Farbe ähnlich. Pruner Bey beschreibt die Farbe als rötlich gemengt mit nussbraun, und fügt hinzu, dass im Sudan die volle Färbung schon mit dem ersten, in Unterägypten erst mit dem dritten Jahre sich einstelle[3]). Auch Camper sah ein Negerkind rötlich geboren werden, sich zuerst an den Rändern der Nägel, am dritten Tage an den Geschlechtsteilen, am fünften und sechsten allmählich am ganzen Körper färben[4]). Falkenstein beobachtete bei eben geborenen Negerkindern ein ins Bräunliche spielendes, dunkles Rot, welches der Farbe unserer Neugeborenen täuschend ähnlich sah, doch war der Rücken um einen Schein dunkler und hervorragende Teile (Ohrmuscheln, Brustwarzen, Nabel) zeigten völlig dunkles Pigment, während die Füsse, namentlich die Sohlen auffallend hell waren; nach sechs Wochen war der Säugling dann ein in der Hautfarbe vollendeter Neger[5]). Die später regelmässig dunkelbraunen Augen der Negerkinder sind anfangs auch wenigstens mitunter blau, das Haar kastanienbraun und nur an den Spitzen gekräuselt[6]). Die braunen Malayen scheinen gleichfalls hellhäutig zur Welt zu kommen und erst allmählich, zuletzt auf der Stirn, zu dunkeln, denn auf der Nordhalbinsel von Celebes sagt man „seine Stirn ist noch weiss“ in demselben Sinn wie wir „er ist noch nicht

[1]) Blumenbach erzählt von einer jungen Frau, die während der Schwangerschaft so schwarz wurde wie eine Negerin. Ein ähnlicher Fall von Melanismus wurde von Dr. Guyétant beobachtet. Quatrefages, Unité de l'espèce humaine. Paris 1861. S. 65.

[2]) Flourens bei Waitz, Anthropologie. Bd. 1. S. 113.

[3]) Pruner Bey, Mémoire sur les Nègres. S. 327.

[4]) Waitz a. a. O. Bd. 1. S. 114.

[5]) Güssfeldt, Falkenstein, Pechuël-Lösche, Die Loango-Expedition. Bd. 2. Leipzig 1879. S. 35.

[6]) Darwin, Abstammung des Menschen. Bd. 2. S. 278. Vergl. jedoch Falkenstein a. a. O.

trocken hinter den Ohren" [1]). Auch bei den Pimos oder Pimas im nordwestlichen Mexiko sowie bei den Australiern werden die Kinder hellfarbig oder schmutzig gelb geboren, ihren Eltern aber an Dunkelung der Haut in wenigen Tagen ähnlich [2]). Prinz Maximilian zu Wied erfuhr, dass die Botokudenkinder gelb geboren werden und sich rasch bräunen [3]), auch die neugeborenen Kinder nordamerikanischer Indianer schon braun seien, obwohl blasser braun als bald nachher [4]); im Widerspruch mit dieser Angabe erklärt hingegen der Jesuit Lafitau sehr bestimmt, dass die Kinder der nordamerikanischen Rothäute „weiss geboren werden wie die unsrigen" [5]). Kinder von Mulatten und Mulattinnen sollen schwarze Flecke zur Welt bringen, namentlich in der Gegend der Fortpflanzungswerkzeuge [6]). Von der Farbe der Haut ist auch der Geruch der Ausdünstung abhängig. Besonders widerlich sind die stark ammoniakalischen, ranzigen, bockähnlichen Aushauchungen des Negers [7]), die von den Luftströmungen über den Ozean getragen, in früheren Zeiten schon von weitem die Annäherung eines Sklavenschiffes verkündigten. Auch wir sind an den Gasen kenntlich, die wir verbreiten, denn der Hund vermöchte sonst nicht die Spuren seines Herrn zu verfolgen. Die Eingeborenen der neuen Welt sowie die afrikanischen Neger unterscheiden auch den Europäer am Geruche, und wiederum giebt es besondere Ausdrücke der Kreolen sowohl für die schwachen Ausdünstungen der Amerikaner (catinca) wie für den ausnahmsweise starken und widerlichen Geruch (soreno) der Araukaner [8]).

Hätten wir andere und strengere Merkmale zur Unterscheidung der Menschenstämme, gewiss würde es niemand wagen, die Farbe der Haut in solcher Absicht herbeizuziehen, da sie sowohl an Dunkelung wie in den Tönen selbst bei jedem Volksstamm, ja oft bei den Angehörigen einer einzelnen Horde schwankt. In Europa

[1]) A. B. Meyer, Die Minahassa auf Celebes. Berlin 1876. S. 22. Bei Latham (Varieties S. 199) findet man dagegen die Behauptung, dass auf Hawaii (Sandwichsinseln) die Kinder der Polynesier völlig schwarz geboren werden.

[2]) Waitz, Anthropologie. Bd. 4. S. 202. Bd. 6. S. 713.

[3]) Reise nach Brasilien. Bd. 2. S. 65 f.

[4]) Reise in das innere Nordamerika. Koblenz 1839. Bd. 1. S. 561.

[5]) Moeurs des sauvages amériquains. Paris 1724. Bd. 1. S. 104.

[6]) Quatrefages, Rapport. S. 455.

[7]) Burmeister, Reise nach Brasilien. Berlin 1853. S. 89. Auch die Araber sollen aus Afrika einen üblen Hautgeruch mit in ihre Heimat bringen, der sich erst mit der Zeit verliert, und bei wohlbeleibten Südeuropäern soll sich bei Fieberzuständen eine fast negerartige Ausdünstung entwickeln. Seligmann im Geogr. Jahrbuch. Bd. 1. S. 433.

[8]) Waitz, Anthropologie. Bd. 1. S. 114, 118.

selbst begegnen wir Menschen von blondem und von brünettem Teint. Unter Italiener, Spanier und Portugiesen mischen sich eine Anzahl blonder Menschen, wie umgekehrt die brünetten Erscheinungen in England, vollends bei uns nicht zu den Seltenheiten gehören. Die Kelten Galliens werden in der römischen Kaiserzeit von den alten Erdbeschreibern als ein blonder Menschenstamm geschildert, und da auf die heutigen Franzosen ein solches Schlagwort nicht mehr passt, so sind wir zu dem Schlusse berechtigt, dass derartige Merkmale sich in vergleichsweise kurzer Zeit verändern. Bei den Wakilema im äquatorialen Ostafrika trafen deutsche Reisende teils eine lichte Negerfarbe mit einem Stich ins Bläuliche, gleichzeitig aber auch Leute, die an Helligkeit die Mulatten übertrafen[1]), ohne dass der Verdacht einer Mischung irgendwie begründet worden ist.

Dass die Polhöhe auf eine noch unerforschte Weise die Färbung der Haut bis zu einem mässigen Betrage beherrscht, darf nicht gänzlich verneint werden. Die tiefste Schwärze treffen wir nur in der Nähe des Aequators in Afrika, in Indien und in Neu-Guinea. Die Eingeborenen in der Nähe der Moretonbay Australiens waren so dunkel wie irgend ein Neger, während zehn Grad südlicher kupferartige Färbungen häufiger wurden[2]). Unter den Gliedern der mittelländischen Rasse sind die Abessinier stark, unter den Indogermanen die Zigeuner und brahmanischen Hindus am meisten gedunkelt. Bei den letzteren könnte an eine Mischung mit der Urbevölkerung gedacht werden, immerhin vermochte aber ein Beobachter wie Graul den Mann hoher Kaste, also den Indier arischen Ursprungs, unter den schwarzen Tamulen an der beinahe europäischen Helligkeit der Haut noch zu unterscheiden[3]). Dass nicht die Sonnenstrahlen die Dunkelung hervorrufen, ergiebt sich schon daraus, dass die bedeckten Körperteile bei farbigen Menschen entweder keine Unterschiede zeigen oder sogar düsterer gefärbt sind als z. B. das Gesicht, wie das die bräunhäutigen Nubier oft recht augenfällig zeigen. Wäre aber die höhere Temperatur die Ursache, dann müssten wir in Tiefländern überall grössere Dunkelung finden als auf Hochebenen. In der That wird diese Voraussetzung zwar bestätigt durch einen Vergleich zwischen den Bewohnern Bengalens und den weit helleren Gebirgsvölkern des Himalaya, und das nämliche gilt im abessinischen Afrika von den Bewohnern der Hochebenen Enareas und Kaffas[4]). Allein andere Beobachter haben in denselben Erdräumen gerade die

[1]) Kersten, v. d. Deckens Reisen in Ostafrika. Bd. 1. S. 273.
[2]) Waitz, Anthropologie. Bd. 1. S. 52.
[3]) Reise nach Ostindien. Leipzig 1855. Bd. 4. S. 151 f.
[4]) Waitz, Anthropologie. Bd. 1. S. 49 f.

Thalbewohner lichter angetroffen[1]), und ebenso bemerkt Munzinger, dass das heisse Ufer des roten Meeres von hellen Menschen bewohnt werde, die Bergluft aber dunkele[2]), was auch von dem intensiveren Sonnenlicht in der dünneren, dunstfreieren Höhenluft durchaus erwartet werden darf. Noch entschiedener spricht die Thatsache, dass von allen Eingeborenen Amerikas, bei denen der Verdacht von Blutmischung völlig ausgeschlossen bleibt, gerade die Aymaras, welche doch Hochebenen von gleicher Erhebung wie die Gipfel des Berner Oberlandes bevölkern, durch ihre schwarzbraune Farbe auffallen, die gerade in den kältesten Strichen am tiefsten erscheint[3]). Andere Beobachter dachten sich die Dunkelung der Haut dort am stärksten, wo sich zu den heissen Temperaturen eine hohe Sättigung der Luft mit Wasserdämpfen gesellt. Hitze und Feuchtigkeit sollen nach der Ansicht Livingstones in Südafrika die tieferen Färbungen hervorrufen[4]). Auch gegen diese Vermutung können die dunklen Aymaras im trockenkalten Peru und Bolivien sowie umgekehrt die Jurakaras, deren Name schon eine bleiche Gesichtsfarbe andeutet, als Widerlegung dienen, denn die letzteren bewohnen die von beständigen Niederschlägen triefenden Ostabhänge der südamerikanischen Kordilleren[5]).

Trotzdem dürfen wir nie ausser Acht lassen, dass der Europäer bei einem dauernden Aufenthalt im indischen Morgenlande einer Aenderung in seinen bisherigen physiologischen Verrichtungen sich anbequemen muss. Die Farbenunterschiede zwischen dem Blut der Arterien und der Venen werden unter den Tropen bei Europäern auffallend vermindert, weil der Sauerstoffverbrauch bei schwächerem Verbrennungsprozess geringer geworden ist[6]). Umgekehrt werden die Absonderungen von Galle lebhafter in heissen Erdstrichen. So kommt es, dass durch Ueberarbeitung derjenigen Organe, die vergleichsweise zur Ruhe bestimmt sind, nämlich der Leber bei dem Bewohner höherer Breiten, der Lunge bei dem Bewohner der Tropen, der eine in dem ihm fremdartigen heissen Klima den Gallenfiebern, der andere nach kalten Erdstrichen versetzt, der Auszehrung häufig unterliegt[7]). Der Europäer, der den Wechsel überstanden hat, verliert unter den Tropen seine rosige Gesichtsfarbe. Wir haben sogar

[1]) Abbadie bei Quatrefages, Rapport. S. 155.
[2]) Ausland. 1869. S. 954.
[3]) v. Tschudi, Reisen durch Südamerika. Bd. 5. S. 212.
[4]) Missionsreisen in Südafrika. Bd. 1. S. 378.
[5]) Darwin, Abstammung des Menschen. Bd. 2. S. 305.
[6]) J. R. Mayer, Die Mechanik der Wärme. Stuttgart 1867. S. 97.
[7]) Bastian in der Zeitschrift für Ethnologie. 1869. S. 17.

das Beispiel eines britischen Edelmanns Namens Macnaughten, der lange Zeit im Dschengellande Südindiens nach Art der Eingeborenen lebte und dessen Haut auch an den bekleideten Teilen sich bräunte, wie die eines Brahmanen[1]). Ein Negerknabe aus Bagirmi, den Gerhard Rohlfs nach Deutschland brachte, veränderte hier nach zweijährigem Aufenthalte seine Farbe „vom tiefen Schwarz in helles Braun“[2]). Hat eine gesteigerte Gallenabsonderung Einfluss auf die Anhäufung von Farbstoffzellen in der Schleimschicht der Unterhaut, so kann die Dunkelung der Lappen und Finnen ihrer Unsauberkeit, der unreinen Luft ihrer Behausung und der ungesunden Nahrung zugeschrieben werden, insofern auch sie auf die Gallenabsonderungen Einfluss ausüben[3]).

Längst hatte man erkannt, dass Negerstämme im äquatorialen Afrika sich oft völliger Gesundheit erfreuen, während Europäer von den dortigen Tropenfiebern rasch hinweggerafft werden. Das gelbe Fieber verschont in Amerika nicht selten die Neger, selbst die Mulatten. Sollte nun ein ursächlicher Zusammenhang zwischen der Hautdunkelung und dem Schutze vor örtlichen Krankheiten sich erkennen lassen, so würden bei der ersten Besiedelung von Fiebergebieten einerseits alle diejenigen Leute, welche schon gebräunt waren oder sich bräunten, besser die Gefahren des Aufenthaltes überstanden haben, andererseits die bleicheren unter ihnen früher hinweggerafft worden sein, und in Folge dieser Ausmusterung hätte eine Hautdunkelung allmählich erblich werden können[4]). Damit wird freilich nur eine Vermutung ausgesprochen, welche der strengeren Beglaubigung entbehrt und nur den Vorzug besitzt, dass sie den bis jetzt einzigen Versuch einer Erklärung enthält. Doch muss sogleich hinzugefügt werden, dass Gustav Nachtigal nach den Ueberschwemmungen in Kuka die schwarzen Eingeborenen des Sudan den Sumpffiebern eben so rasch erliegen sah wie die zugewanderten Fremden[5]). —

Zu den strenger vererbten Körpermerkmalen des Menschen gehört seine Haarbekleidung, die nur in ganz seltenen Ausnahmefällen völlig vermisst wird[6]). Schwankend ist freilich die Farbe des

[1]) Pruner Bey, Questions relatives à l'Anthropologie. Paris 1864. S. 5.

[2]) Zeitschrift für Ethnologie. 1871. S. 255. Andere Beispiele vom Hellerwerden der Neger nach Blumenbach bei Waitz, Anthropologie. Bd. 1. S. 60.

[3]) Owen, Anatomy of vertebrates. London 1868. Bd. 3. S. 615.

[4]) Aus einem Vortrage des Dr. Wells vor der Royal Society im Jahre 1813 bei Darwin, Entstehung der Arten, S. 3 und Abstammung des Menschen. Bd. 1. S. 214.

[5]) Zeitschrift für Erdkunde. Berlin 1871. Bd. 6. S. 335.

[6]) Vergl. die Abbildungen haarloser Australier auf Tafel V der Zeitschrift

Haares, die von Pigmentstoffen herrührt, deren Verschwinden im Alter das Weisswerden nach sich zieht. Rote Haare kommen in allen Weltteilen vor[1]), selbst unter Australiern will sie Dumont d'Urville[2]) bemerkt haben. Sie sind besonders häufig bei Völkern des finnischen Zweiges, namentlich bei den Wotjaken, aber auch nicht ungewöhnlich unter den Berbern Nordafrikas. Unter diesen giebt es auch helläugige und blondhaarige in Marokko[3]), und schon Skylax kennt blonde Libyer, die Gyzanten, an der kleinen Syrte[4]). Nach Manetho zeichnete sich auch die ägyptische Königin Nitokris, welche der sechsten Dynastie angehört, durch helle Hautfarbe, rosige Wangen und blondes Haupthaar aus[5]). Das letztere ist auch an den Mumien der Guantschen oder der ausgestorbenen Bewohner des kanarischen Archipels, die einem Zweige der Berbern angehörten, erkannt worden[6]). Selbst unter den Monbuttus am Uelle sah Georg Schweinfurth graublonde Neger auffallend häufig[7]). Unter den Unionssoldaten während des letzten Bürgerkrieges wurden von Spaniern und Portugiesen 5 Proz., von Skandinaviern aber 51 Proz. mit blonden, roten, überhaupt hellen Haaren gezählt[8]). Diese letzteren Hautfarben treten hin und wieder auch bei Armeniern, syrischen Semiten und Juden auf und zeigen sich bei Mischlingen von Europäern und Eingeborenen Perus am Moyobamba[9]). Bei Untersuchung der Schüler und Schülerinnen im Deutschen Reich auf ihre Haar- und Augenfarbe fand man 11,2 Proz. Judenkinder blond und blauäugig[10]). Dürfen wir daher die Haarfarbe bei der Völkerbeschreibung auch nicht völlig übergehen, so gehört sie doch sicherlich zu den wenig beharrlichen Merkmalen.

Weit wichtiger ist die Gestalt des Haares. Auch bei ihr fehlt es zwar an strengen Grenzen, dennoch lassen sich bisweilen mit ihrer Hilfe benachbarte Völkerstämme leicht von einander trennen. Unter den Eingeborenen Amerikas finden wir ohne Ausnahme nur straffes grobes Haar, und durch seine Haarkrone unterscheidet sich

für Ethnologie 1881 und den zugehörigen Bericht Miklucho-Maclays in den Verhandlungen des genannten Jahrgangs, S. 143—149.

[1]) R. Andree in der Zeitschrift für Ethnologie. 1878. S. 335—345.

[2]) Voyage de l'Astrolabe. Bd. 1. S. 404.

[3]) Rohlfs, Erster Aufenthalt in Marokko. Bremen 1873. S. 60.

[4]) Scylax, Periplus c. 110. Geogr. Graeci minores ed. Müller. Bd. 1. S. 88.

[5]) Lauth, Aegyptische Reisebriefe. Allgem. Zeitung. 1873. S. 1335.

[6]) Peschel, Zeitalter der Entdeckungen. S. 54.

[7]) Zeitschrift für Ethnologie. 1873. S. 15.

[8]) Gould, Investigations. S. 193.

[9]) Nach Raymondis Geografia del Peru, im Globus. Bd. 21. 1872. S. 300.

[10]) Anthropol. Korrespondenzblatt. 1876. S. 102.

der Papuane Neu-Guineas von dem Australier, dessen Haar sich zwar kräuselt aber nicht in Büscheln sich vereinigt. Der Wuchs der Haare und vorzugsweise der Kopfhaare lässt sich bezeichnen als ein schlichter oder straffer, als ein lockiger oder anmutig geringelter, dann als ein gekräuselter und endlich als ein büschelförmiger. Die Ursachen der Krümmung und Drehung sind sehr mannigfache. Schon in der Grösse des Durchmessers ist eine solche gegeben, denn je feiner das Haar, desto williger wird es sich den Krümmungsursachen fügen. Kein menschliches Haar erreicht die Zartheit der Schafwolle, daher echte tierische Wolle nirgends bei Menschen angetroffen wird. Wichtiger ist aber für unsere Zwecke die Gestalt des Querschnittes, der bisweilen kreisrund, bisweilen elliptisch plattgedrückt sich zeigt, so dass das Haar von der Walzenform bis zu der eines doppelkonvexen Bandes sich verändern kann. Obgleich nun bei den einzelnen Vertretern einer Rasse beträchtliche Schwankungen vorkommen, ja sogar bei einem und demselben Menschen an verschiedenen Körperteilen[1]), so hoffte doch ein Anthropolog wie Pruner Bey durch mittlere Grössenbestimmungen ein brauchbares Mittel zur Klassifikation der Menschenstämme zu erwerben. Wird der grosse Durchmesser des Haarquerschnittes gleich hundert gesetzt, so drückt das Sinken der Ziffer für den kleineren Durchmesser ein Fortschreiten der Abflachung aus. Der reinsten Walzenform mit 95 als Wert für den kleinen Durchmesser begegnen wir bei Südamerikanern; auch die Mumien der Aymaras in Peru zeigen noch 89. Es schliessen sich aber in Bezug auf den Querschnitt des Haares an die Bewohner der Neuen Welt zunächst die Mongolen an, bei denen die Abplattung zwischen 81 bis 91 schwankt. Am meisten verkürzt ist der kleine Durchmesser bei dem Haar der Papuanen Neu-Guineas, nämlich bis zu 26 und 56 in äussersten Fällen, bis zu 34 im Durchschnitt. Auch hier unterscheiden sich die Australier mit einem Index von 67 und 75 noch deutlich von den Papuanen. Auch ist es von nicht unbeträchtlichem Werte, dass mit den Papuanen die Hottentotten nahe übereinstimmen, denn bei ihnen sinkt der kleine Durchmesser auf 55 und 50[2]). Scharfe Begrenzungen lassen sich aber auch auf diesem Wege nicht gewinnen, sondern nur die Erfahrung, dass mit der grösseren Flachheit des Haares, zumal mit ihr auch eine grössere Feinheit sich zu vereinigen

[1]) Gerland, Anthropologische Beiträge. Halle 1875. Bd. 1. S. 328 ff.

[2]) Pruner Bey, De la chevelure. Paris 1863. S. 15. Goette (Das Haar des Buschweibes. Tübingen 1867. S. 43 f.) fand dagegen bei der Afandy einen kleinen Durchmesser von ungefähr australischem Wert, nämlich über 70.

pflegt, die Anlage zu dem Lockigwerden und der Kräuselung beträchtlich wächst.

Verschieden von der Kräuselung ist die bündelweise Vereinigung von Haaren zu gesonderten Strängen [1]), die nicht unglücklich mit den Ohrquasten bei echten Pudeln verglichen worden ist. Diese gruppenweise Vereinigung wird unterstützt durch äusserlich hinzutretende Bindemittel, nämlich durch Ausscheidung von Fett und Talg [2]). Die büschelförmige Verfilzung der Kopfhaare ist es, welche uns verstattet, die einzelnen Glieder der papuanischen Rasse von den malayischen und australischen Bevölkerungen streng zu sondern. Weit weniger zuverlässig ist dieses Merkmal in Südafrika. Dort ist das büschelartige Wachstum der Haare am deutlichsten ausgeprägt bei den Hottentotten, den ihnen körperlich nächststehenden Buschmännern, sowie bei einigen Negervölkern bis über den Aequator gen Norden. Die Vereinigung der Haare zu einzelnen Gruppen ist auch bei kurz geschorenen Köpfen noch deutlich sichtbar und letztere gleichen dann, um einen prosaischen aber zutreffenden Ausdruck Barrows zu wiederholen, dem Ansehen und dem Gefühl nach einer abgenutzten Schuhbürste. Vor der Gleichstellung mit Schafwolle ist jedoch auch dieses Haar schon durch seine gröbere Beschaffenheit geschützt. Leider ist abermals in diesem Falle das Merkmal nicht streng auf eine Völkerfamilie beschränkt, denn nach den Untersuchungen von Gustav Fritsch verfilzt sich, wenn auch in geringerem Grade, der Haarwuchs der südafrikanischen Bantuneger ebenfalls zu kleinen Zöpfchen [3]). Da dies aber nicht blos von den Amaχosa-Kaffern gilt, die einer Blutmischung verdächtigt werden könnten, weil sie sich einige Schnalzlaute der Hottentottensprache angeeignet haben, sondern auch bei den tiefer binnenwärts sitzenden Betschuanen [4]) oft recht deutlich noch sich wahrnehmen lässt, nie gänzlich verschwindet, so entzieht auch dieses Merkmal durch allmähliche Uebergänge uns die Möglichkeit einer scharfen Rassenbegrenzung.

Krauses Haar, welches die Neger Afrikas und die Australier auszeichnet, unterscheidet sich von dem büschelförmigen durch den

[1]) Miklucho-Maclay (Nature. Bd. 9. 1874. S. 329) und A. B. Meyer haben neuerdings fast mit den nämlichen Worten bestätigt, dass das Haar der Papuanen so gleichmässig wie bei Europäern auf der Kopfhaut verteilt sei, und letzterer fügt noch bedeutsam hinzu, dass nur wenn die Haare nicht gekämmt werden, sie sich zottig verfilzen. (Zeitschrift für Ethnologie. 1873. S. 306 f.)

[2]) Goette a. a. O. S. 34 f.

[3]) Fritsch, Eingeborene Südafrikas. S. 275 f., 15 f.

[4]) Fritsch a. a. O. Atlas. Tafel XI—XX.

Wegfall der Verfilzung, von dem lockigen durch eine grössere Kürze, seine starke spiralartige Drehung und eine Spaltung der Länge nach, welche das Haar in zwei platte Bänder zerlegt[1]). Fällt der letztere Umstand hinweg, wird das Haar gröber und walzenförmiger, so beginnt eine schwächere Krümmung von Haargruppen zu Locken, wie bei den Europäern und Semiten. Das gröbste und rundlichste Haar endlich ist ein beharrliches Merkmal der Amerikaner und ihrer physischen Geschwister in Nord- und Ostasien. Wo eine Mischung zwischen kraushaarigen Afrikanern und den grob- und schlichthaarigen Amerikanern stattgefunden hat, da behält das Haar die Kräuselung zwar bei, nimmt aber an Länge und Sprödigkeit zu. Bei den Cafusos, wie solche Mischlinge in Brasilien genannt werden, entwickelt sich eine üppige vom Haupt abstehende Haarkrone, die ihnen eine trügerische Aehnlichkeit mit den Papuanen verleiht[2]). Diese letzteren stehen in Bezug auf die Dichtheit des Wuchses wahrscheinlich unter allen Völkern am höchsten. An Länge des Haupthaares dagegen werden die Jägerstämme Nordamerikas nicht übertroffen. Bei den Männern der Schwarzfüsse und der Sioux oder Dakota reicht es fast bis zu den Fersen[3]), ja ein Krähenhäuptling brachte es sogar bis zu einem Längenwachstum von 10 Fuss 7 Zoll engl.[4]) d. h. 3226 Mm.

Die Haarbekleidung anderer Körperteile als der Kopfhaut ist mehr oder minder reichlich vorhanden oder fehlt oft gänzlich bei beiden Geschlechtern. Am seltensten verschwindet die Bedeckung in den Sexualgegenden. Ihre Spärlichkeit oder ihr gänzlicher Mangel bei nordasiatischen Mongolen, bei amerikanischen und malayischen Stämmen sowie bei Hottentotten und Buschmännern gehört zu den beharrlichsten und bewährtesten Rassenkennzeichen, nur muss hinzugefügt werden, dass die natürliche Kahlheit des Körpers noch durch sorgsames Auszupfen vereinzelter Haare künstlich gesteigert zu werden pflegt. Auch der Bartwuchs mangelt oder ist auf das äusserste beschränkt bei allen Völkern mit straffem groben Haar, also bei Amerikanern, Nord- und Ostasiaten, sowie bei Malayen. Kümmerlich entwickelt ist er bei den Hottentotten, reichlicher und häufiger kommt er bei den mittel- wie südafrikanischen Negern vor.

[1]) Goette a. a. O. S. 23.

[2]) Ueber den Ursprung des Namens Cafuz s. Martius, Ethnographie. Bd. 1. S. 150. In Guyana werden sie Cabocles oder Capucres genannt. Appun im Ausland. 1872. S. 967.

[3]) Pruner Bey, Chevelure. S. 4.

[4]) Catlin, Indianer Nordamerikas. 2. Ausgabe. Brüssel, Leipzig und Gent 1851. S. 34.

Bei allen diesen Menschenstämmen ist obendrein der Backenbart nicht oder nur als Seltenheit anzutreffen. Durch einen mässigen Bartwuchs können die Australier, durch reichlichen Bartwuchs die Papuanen leicht von ihren malayo-polynesischen Nachbarn unterschieden werden. Eine üppige Haarbekleidung des Körpers gehört zu den Kennzeichen der Semiten wie der indogermanischen Völkerfamilie. Bei Südeuropäern, namentlich Portugiesen und Spaniern, soll dieses Merkmal am stärksten sich entwickeln[1]). Von allen Völkern der Erde standen aber die Ainos, die Bewohner von Jeso, Sachalin und den Kurilen, seit dem Besuche Lapérouses, in dem Rufe, eine Art tierischer Behaarung am Oberkörper zu besitzen[2]). Neuere Beobachter haben diese Uebertreibung beträchtlich gemildert. Wilhelm Heine fand die Bärte der Ainos nur 5—6 Zoll lang, Brust und Nacken waren kahl und nur bei einer einzigen Person zeigten sich an den genannten Körperstellen etliche Haarbüschel[3]). Heinrich v. Siebold bestätigt jedoch ausser der ungewöhnlich starken Bärtigkeit der Ainos ihre in der Regel sehr ausgebildete Behaarung von Brust und Rücken, Armen und Beinen[4]). Immerhin wird selbst dieser mässige Grad einer zottigen Haut in der Nachbarschaft so bartarmer Völker wie der Japaner und Chinesen uns in Verlegenheit setzen, wenn wir den Ainos in unserer Rasseneinteilung einen schicklichen Platz anweisen wollen, denn das Auftreten der Leibhaare sind wir genötigt zu den beharrlichsten Kennzeichen der Menschenrassen zu zählen. Wenn nun bei 2129 Mu-

[1]) Der bekannten Tänzerin Pastrana, welche fast unter die dicht behaarten Geschöpfe gehörte, soll auch ein wenig die berüchtigte Lola Montez geglichen haben. Ausland. 1861. S. 503. Dass es auch unter uns Deutschen richtige Haarmenschen (mit langzottig behaartem Gesicht) geben kann, beweisen die Bilder der sogenannten „haarigen Familie von Ambras“ in der jetzt zu Wien befindlichen Ambraser Gemäldesammlung. Archiv für Anthropologie. Bd. 10. 1878. S. 253 f.

[2]) Lapérouse (Voyage autour du monde. Paris 1798. Bd. 3. S. 125) begnügt sich indessen, von den Bewohnern Sachalins an der Crillon-Bai zu behaupten, dass Bärtigkeit und Behaarung von Armen, Nacken, wie sie bei Europäern zu den Seltenheiten gehöre, bei ihnen die Regel sei.

[3]) Heine, China, Japan und Ochotzk. Bd. 2. S. 223. Wie W. Heine äusserte sich auch v. Brandt, damals deutscher Konsul in Japan, am 16. Dez. 1871 in der Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft (vgl. deren Verhandlungen. Berlin 1872. S. 27). Bei Hawks (Narrative of the expedition under Comm. M. C. Perry. Washington 1856. Bd. 1. S. 454) wird nur von dem starken Bartwuchs und der reichlichen Haarbedeckung der Beine bei Ainos in der Nachbarschaft von Hakodadi gesprochen.

[4]) v. Siebold, Ethnologische Studien über die Aino auf der Insel Yesso. Berlin 1881. S. 9.

latten und Negern des 25. Armeecorps, die zur Zeit des amerikanischen Bürgerkrieges beim Baden von Aerzten beobachtet wurden, nur 9 als ganz kahl sich zeigten, 21 dagegen beinahe die höchste Stufe, zwei Drittel aber die mittlere Häufigkeit der Behaarung wie bei weissen Soldaten wahrnehmen liessen[1]), so dürfen wir doch nicht daraus schliessen, dass eine Vertauschung des afrikanischen Wohnortes mit der neuen Welt das Hervorsprossen des Leibhaares bei den Negern veranlasst habe. Es ist hier vielmehr der Ort, den Irrtum zu widerlegen, als gehörten die Neger zu den Völkern mit glatter Haut. Wohl ist ihr Bartwuchs nicht so reich entwickelt wie bei den mittelländischen Völkern, aber besser wie bei den Koi-koin und ungleich mehr als bei allen mongolenähnlichen Stämmen der alten und der neuen Welt. Selbst der Backenbart fehlt nicht gänzlich, wie viele haben behaupten wollen, und die Brust der Männer ist bei einigen Stämmen bisweilen, bei anderen durchgehends bewachsen[2]).

Werfen wir jetzt noch einen Blick rückwärts, so werden wir uns eingestehen müssen, dass weder die Form des Schädels, noch andere Abschnitte des Skelettes scharfe Abgrenzungen der Menschenrassen verstatteten, dass auch die Hautfarbe nur verschieden abgestufte Dunkelung zeigt und dass allein das Haar, aber auch dieses nicht immer und niemals scharf genug unseren systematischen Bestrebungen zu Hilfe kommt. Wer sollte also den Mut besitzen, von der Unveränderlichkeit des Rassentypus zu reden? Auf das Haar allein, wie Ernst Haeckel es gethan hat, eine Gliederung des Menschengeschlechtes zu begründen, war von vornherein ein Wagnis und musste enden, wie alle künstlichen Systeme geendet haben. Bei der Scheidung der Koi-koin von den Bantunegern hat dieses Verfahren zu Missgriffen geführt, und die Vereinigung der Australier, als angeblich straffhaariger Menschen, mit den Mongolen beruht auf Unkenntnis der Thatsachen.

[1]) Gould, Investigations. S. 568 f.

[2]) Vgl. den Barolong-Neger bei Fritsch, Eingeborene Südafrikas. Atlas. Taf. XVI, und die Beschreibung der Kissama-Neger von Hamilton im Journal of the Anthropol. Institute. London 1872. Bd. 1. S. 187.

DIE SPRACHMERKMALE.

I.

Die Entwicklungsgeschichte der menschlichen Sprache.

Versteht man unter Sprache das Mittel, anderen Geschöpfen Erregungen oder Absichten mitzuteilen, so besitzen sogar die wirbellosen Tiere solche Fähigkeiten. Insekten, die in sogenannten Staaten beisammen leben, wie die Ameisen, sehen wir wie auf Verabredung planvolle Kriegsunternehmungen und Ueberfälle ausführen. Wenn ein Skarabäus den Düngerball, der das Ei einschliesst, beim Rollen in eine Bodenvertiefung geraten lässt und die Anstrengungen des Käfers nicht ausreichen, ihn wieder auf eine glatte Bahn zu bringen, so fliegt er fort, um nach einiger Zeit mit etlichen Helfern wieder zu kehren, die nun gemeinsam die Kugel an den Wänden des Abhangs hinaufwälzen. Ohne Zweifel müssen also diese Geschöpfe Mittel besitzen, sich über eine Vereinigung zu einer solchen Leistung zu verständigen. Bei unseren Singvögeln können wir nach kurzer Beobachtungszeit schon die verschiedenen Töne unterscheiden, welche sie ausstossen, wenn sie die Jungen vor einer Gefahr warnen, zum Futter herbeirufen oder sich gegenseitig zur Paarung locken wollen. Diese Tiere verfügen also für eine kleine Anzahl von Lebensbedürfnissen über eine kleine Anzahl von Signalen, welche ihre erforderliche Wirkung nicht versagen, und diese Signale sind, wie wir vorläufig nicht anders vermuten können, von ihnen wie die Instinkte erworben und vererbt worden. Die Bedürfnisse der Mitteilung sind bei keinem Tiere mannigfacher und dringender als beim Hunde. Wir verstehen vollständig sein Bellen, ob es Freude, Missbehagen, Warnung vor Gefahr, einen bestimmten Wunsch oder eine Kriegserklärung bedeuten soll. Der Hund beschränkt sich nicht blos auf seine Stimme, sondern er scharrt oder fletscht die Zähne, bedient sich also auch einer Art von Gebärdensprache. Mit gewisser Berech-

tigung hat man auch das Bellen des Hundes als den ersten Sprechversuch eines Tieres bezeichnet[1]). Diese Fertigkeit erwarb jedoch dieses Tier durch einen Umgang mit dem gesprächigen Menschen, denn europäische Hunde, die auf einsamen Inseln ausgesetzt wurden, entwöhnten sich des Bellens und erzeugten stumme Nachkommenschaft, die erst durch erneuten Umgang mit dem Menschen zu dem verlorenen Gebrauch der Stimmwerkzeuge zurückkehrte.

Die menschliche Sprache aber unterscheidet sich von den Verständigungslauten der Tiere nicht etwa blos durch einen grösseren Spielraum der Mitteilungen, sondern dadurch, dass sie etwas zu verkündigen vermag, was jenseits des tierischen Denkvermögens liegt, nämlich nicht blos Wahrnehmungen, sondern Erkenntnisse. Ist das Bellen des Hundes der erste Sprechversuch, so können wir auch hinzusetzen, dass der Versuch bisher noch immer misslungen sei. Nicht einmal so weit gelangte das Tier, dass es einen Lockruf für eine bestimmte Person sich aneignen konnte. Wenn das Kind so weit gereift ist, dass es zum ersten Mal bewusst Vater oder Mutter ruft, so ist ihm der erste Sprechversuch völlig geglückt. Ein Tier wird niemals solche einfache Erkenntnisse mitteilen, wie sie in den Worten hell, warm, süss, hart, spitz, blau, rot enthalten sind.

Da nun die Geschichte und die täglichen Erfahrungen uns lehren, dass die Sprachen sich ändern und dass sie zugleich an Umfang wachsen, ihre Bildung also nie stillsteht, und die Umbildungen und Neubildungen jedenfalls von uns selbst herrühren, so sollte eigentlich nie ein Streit sich erhoben haben, dass der Mensch der Schöpfer seiner Sprache gewesen sei. Dennoch hat man die ersten Anfänge einem übernatürlichen Vorgange zuschreiben wollen. Wenn aber gerade in der menschlichen Sprache der einzige sprungartige Unterschied zu suchen ist, der uns innerhalb der Tierwelt von unseren Mitgeschöpfen absondert, so erniedrigen diejenigen unsere geistigen Fähigkeiten und schmälern jene Kluft, welche behaupten, der Mensch habe nicht aus sich selbst seine höchste Auszeichnung erworben. Geschieht diese Verneinung aus krankhafter Frömmelei, so braucht man nur daran zu erinnern, dass unsere heilige Schrift selbst entschieden die Sprache als eine Schöpfung des Menschen bezeichnet (Gen. 2, 19 f.).

Wer aber über die ersten Anfänge der menschlichen Sprache zur Klarheit gelangen will, der muss zunächst gewarnt werden, weil ihn dabei alle Vergleiche aus den jetzt vorhandenen Wortschätzen in die Irre führen müssen. Wenn wir die früheren Formen unserer

[1]) Geiger, Ursprung der Sprache. Stuttgart 1869. S. 190.

Ortsnamen nur wenige Jahrhunderte zurückverfolgen, finden wir, dass sie mit der Zeit bis zu trügerischer Unkenntlichkeit entstellt wurden, Wildenschwerdt ist aus Wilhelmswerda, Waldsee (Württemberg) aus Walchsee, Oehringen aus Oringau, Welzheim aus Walenzin, Holzbach aus Heroldsbach entstanden, wie Bacmeister uns belehrt hat. Martin Luther durfte vor 300 Jahren noch schreiben: Gott thue nichts als Schlechtes und das Evangelium sei eine kindische Lehre[1]). Damals bedeutete also (wie noch heute in unserer Redensart recht und schlecht) das Schlechte etwas Schlichtes, das Kindische etwas Kindliches. Im Süden Deutschlands wird jedes männliche Kind ohne Arg ein Bube genannt, im Norden bezeichnet dieser Ausdruck nur noch einen verworfenen Menschen gerade so wie die entsprechenden Laute des Englischen für Knabe (*knave*) diesen üblen Sinn (*knavery*, Büberei) sich zugezogen haben. Wir gewinnen damit die wichtige Erfahrung, dass der Sinn durchaus nicht fest an einer Lautgruppe haftet, sondern sich ihr innerhalb derselben Sprachgenossenschaft unmerklich entzieht und sogar auf andere Lautgruppen übergeht.

Diese Unabhängigkeit des Gedankens von seinem Schallausdruck widerlegt die oft gehörte Behauptung, dass wir nur in innerlich gesprochener Rede denken sollen. Sprachloses Denken begleitet vielmehr fast alle unsere häuslichen Verrichtungen. Ferner baut der Musiker seine Schöpfungen aus einer rhythmischen Tonfolge auf, der Maler wählt die Farbe zum Ausdruck seiner Stimmungen oder Gedanken, der Bildhauer die menschliche Gestalt, der Baumeister Linien und Flächen, der Geometer Begrenzungen des Raumes, der Mathematiker Ausdrücke der Quantität. Wäre die Sprache dagegen eine strenge und notwendige Lautverkörperung des Gedankens, so müsste dieser überall durch dieselben Schallerregungen sich offenbaren[2]).

So müssen wir also das Begegnen eines gewissen Sinnes mit einer gewissen Lautgruppe nur als etwas Zufälliges betrachten. Sprachforscher, welche die Entwicklung der indogermanischen Sprachen rückwärts so weit verfolgt haben, als überhaupt Urkunden es verstatteten, konnten schliesslich einen Schatz von Wurzeln zusammenlesen, den wir als den ältesten erreichbaren Stoff der Sprachforschung betrachten müssen. Gleichwohl haben wir keine Gewissheit, dass eben Wurzeln das Uranfängliche gewesen seien, wir dürfen

[1]) **Geiger** a. a. O. S. 64, 72.

[2]) **Steinthal**, Psychologie und Sprachwissenschaft. Berlin 1871. Bd. 1. S. 54, 361. **Withney**, Language and the study of language. London 1867. S. 413—420.

wohl eher annehmen, dass auch sie schon lautliche Umwandlungen erlitten, ehe sie auf uns gelangten. Zwar haben manche Völker die Gabe, die Lautgruppe länger und schärfer festzuhalten, während andere viel unsteter mit dem Werkzeuge des Gedankenausdruckes wechseln, dennoch lässt sich wohl als allgemein giltig behaupten, dass die Befestigung einer Sprache mit der Zahl der Sprechenden und zugleich mit der strengeren Gliederung der Gesellschaft wächst. Die ausserordentliche Vielheit der Sprachen in Amerika hängt genau zusammen mit der unsteten Lebensweise wandernder Jägerstämme. Wo dagegen wohlgeordnete Gesellschaften bestanden wie im alten Peru, da konnte auch die herrschende Ketschuasprache sich über mehr als zwanzig Breitengrade erstrecken.

Es ist von früheren Schriftstellern bereits erläutert worden, dass der Glaube an eine Fortdauer nach dem Tode die Umbildung der Sprache beschleunigt hat. Die Namen der Abgeschiedenen werden nicht mehr genannt aus Furcht, das Gespenst des Gerufenen herbeizuziehen. Viele Völker wagen nicht einmal den wahren Namen ihrer Gottheit auszusprechen, und etwas Aehnliches wenigstens verordnet das zweite sinaitische Gebot. Als unter den Dajaken Borneos die schwarzen Blattern ausbrachen, floh alles erschreckt in die Waldeinsamkeiten. Die Krankheit wagte man nicht mehr beim Namen zu nennen, sondern man hiess sie Dschangalblatt oder Datu (Häuptling) oder sagte schlechtweg: *er* ist abgezogen[1]). Da nun die Eigennamen bei der Mehrzahl der halbentwickelten Völker aus Worten des täglichen Gebrauches zusammengesetzt werden, so müssen für diese letzteren neue Ausdrücke ersonnen werden, falls die Sitte verbietet, den Namen des verstorbenen oder (z. B. bei den Hovas) des noch lebenden Oberhaupts durch den appellativen Weitergebrauch des Wortes zu entweihen. So hatte eine Hova-Königin auf Madagaskar nach der Landessitte bei ihrer Thronbesteigung einen neuen Namen angenommen und zwar den Ausdruck für Seidenfalter dazu gewählt: sofort nannte man das Tier anders, nämlich *sana dandy* (Kind der Seide)[2]). Als König Pomare auf Taïti gestorben war, verschwand das Wort *po* (Nacht) aus der Sprache. Seit vor einigen Jahrzehnten ein Sakalaven-Häuptling Namens *rano* (Wasser) gestorben ist, bedienen sich die Sakalaven des nördlichen Madagaskar für *rano* des Wortes *maëtsaka* (Feuchtigkeit)[3]). Dem nämlichen Gebrauch huldigen oder huldigten die Papuanen Neu-Guineas, die Australier, die Tasmanier, die ostafrikanischen Masai, die Samojeden

[1]) Spenser St. John, Far East. London 1862. Bd. 1. S. 61 f.
[2]) Sibree, Madagaskar. Leipzig 1881. S. 166 f.
[3]) Hildebrandt in der Zeitschrift für Erdkunde. Berlin 1880. S. 90.

und die Feuerländer. Doch darf man die Tragweite dieser Gewohnheit bei Umwandlung der Sprache nicht überschätzen, denn wenn ein neues Geschlecht, welches den Verstorbenen nicht mehr kannte oder nicht mehr fürchtete, heranwuchs[1]), kehrte es wohl zu dem alten Worte zurück, oder wo das Verbot sich nur über eine Horde erstreckte und das verpönte Wort in einer anderen Horde fortlebte, konnte es ebenfalls durch Zwischenheiraten wieder eingeschleppt werden. Auch darf man nicht denken, dass neue Lautgruppen ersonnen wurden, sondern man fügte aus den Bestandteilen des Sprachschatzes nur neue Worte zusammen. Bei den Abiponen am westlichen Ufer des Paraguaystromes Südamerikas war den alten Frauen das Geschäft anvertraut, die neuen Benennungen festzustellen. Der Name des Tigers (Jaguars) wurde wegen eingetretener Todesfälle drei Mal in sieben Jahren von ihnen abgeändert, zuletzt in *lapriretrae* oder der „Fleckige", „Buntscheckige" [2]).

Sogar die weibliche Gefallsucht wirkt wenigstens in einem Fall, den uns Nordenskiöld[3]) berichtet, sprachändernd. Will nämlich die Tschuktschin reizvoller erscheinen, so nennt sie die Sonne nicht, wie sie in der gewöhnlichen Sprache ihres Volkes heisst, *tirkir*, sondern *tiskis*, vertröstet auf morgen nicht mit dem alltäglichen *irgatti*, sondern mit dem süsseren *isgatti*, kurz sie vertauscht jedes *r* mit einem *s*.

Weit bedenklicheren Umwandlungen ist die Sprache solcher Menschenstämme ausgesetzt, die in Banden von wenigen Köpfen oder auch wohl nur in Familien dünn bewohnte Jagdreviere durchstreifen. Jeder Angehörige einer grossen Gesellschaft wird durch das tägliche Bedürfnis streng zu einer deutlichen Aussprache genötigt, damit er von allen verstanden werde. Schlecht erzogene Kinder ersinnen oft Lautgruppen, die eine Zeitlang innerhalb des Hauses geduldet werden und die sich für immer festsetzen würden, wenn der öffentliche Verkehr sie nicht wie unbekannte Münzen zurückweisen würde. Die Kinderunart wird aber zur Mannesgewohnheit bei brasilianischen Jägern, deren einzelne Stämme nicht blos durch ihre rasche Entwicklung von Mundarten ihren ehemaligen Sprachverwandten unverständlich werden, sondern bei denen aus Eigensinn jeder an seiner Sonderaussprache festhält. Der Reisende Martius klagte

[1]) Pallas (Voyages dans l'empire de Russie. Paris 1793. Bd. 4. S. 101) sagt ausdrücklich, dass die Samojeden den Namen eines Verstorbenen anfangs aufs strengste vermeiden, aber ihn dann einem Enkel oder Grossenkel geben, damit das Andenken des Abgeschiedenen wieder aufgefrischt werde.

[2]) Dobrizhoffer, Geschichte der Abiponer. Bd. 2. S. 235, 361.

[3]) Umsegelung Asiens und Europas. Leipzig 1882. Bd. 2. S. 137 f.

daher, dass unter seinen Begleitern, obgleich sie der nämlichen Horde angehörten, ein jeder kleine dialektische Verschiedenheiten in Betonung und Lautumwandlung festhielt. Seine Genossen verstanden ihn, wie er seine Genossen verstand[1]). Bei einem solchen Hange verändern sich natürlich die Lautgruppen in der kürzesten Zeit.

Wenig Mühe kostet es unserem Nachdenken, sich das allmähliche Wachstum der Sprachen auszumalen, sobald nur der erste grosse Sprung ausgeführt war, dass durch irgend einen bestimmten Schallausdruck die Mitteilung eines Gedankens oder nur eines Bedürfnisses von dem Sprechenden beabsichtigt und von einem Mitgeschöpfe verstanden worden war. Dieser erste Sprung bleibt aber noch immer von tiefem Dunkel umhüllt, denn die Verknüpfung irgend eines Gedankens mit einem Laute der menschlichen Stimme beruht auf einem Vertrage des Sprechers und des Hörers, und wie liess sich der erste Vertrag oder die erste Verständigung über das erste Wort schliessen, wenn es eben noch keine Verständigungsmittel gab? Nach der ältesten Vermutung hätte sich der Vorgang auf dem Wege der Tonmalerei vollzogen und durch die Wahl der nachahmenden Laute sei die Aufmerksamkeit des Zuhörers auf irgend einen Gegenstand von Sinneswahrnehmungen gelenkt worden. Da nun alle Sprachen reich sind an Lautbildungen, die uns, was sie ausdrücken sollen, gleichsam musikalisch schildern, so dachte man sich den ersten Anfang als einen onomatopoetischen Versuch. Es wurde indessen infolge der raschen Lautveränderungen den Gegnern dieser Ansicht sehr leicht, sie dadurch zu widerlegen, dass den älteren Formen der gegenwärtigen Nachahmungsworte oft jede Absicht einer Tonschilderung mangelt. Wie leicht lassen wir uns täuschen, dass unser Wort *rollen*, besonders wenn wir dabei an den rollenden Donner denken, aus dem Versuche einer Geräuschschilderung entsprungen sei? Dennoch fiel es Lazarus Geiger[2]) nicht schwer, dieses Zeitwort von dem altfranzösischen *roller* (dem Vorgänger von *rouler*), dieses, gleich dem provenzalischen *rotlar*, vom lateinischen *rotulare* und das letztere endlich von *rota* (Rad) abzuleiten, bei dem die Schallnachahmung völlig erlischt. Wie die Geologen schliessen, dass die gegenwärtig an und in unserem Planeten sich vollziehenden Gestaltenwechsel von Anfang an in gleicher Art sich vollzogen haben, so können auch wir immerhin aus der bis in die Neuzeit unverminderten Lust zur Lautschilderung mit Recht vermuten, dass derselbe Hang auch bei den ersten Anfängen der Sprachbildung sich geregt haben müsse. Diese Erklärung hat

[1]) Ausland. 1869. S. 891. Nach einer mündlichen Mitteilung des Reisenden.
[2]) Ursprung der Sprache. S. 27.

Max Müller auf schnippische Weise abzufertigen gesucht, indem er sie eine Bauwau-Theorie nannte, weil bei den ersten Sprachschöpfungen die Kuh ***Muh*** und der Hund etwa ***Bauwau*** in Nachahmung ihres Brüllens und Bellens genannt worden seien. Er selbst aber sucht den Vorgang ins Mystische hinüberzuspielen. Jeder Körper, meint er, habe seinen besonderen Klang, wie Glas und Glocken, und so habe auch der Gedanke die Sprachwerkzeuge gleichsam zu den angemessenen Schwingungen genötigt. Mit Anspielung auf den Glockenton ist daher Max Müllers Erklärung als Bimbaum-Theorie *(ding-dong)* von anderen wieder verspottet worden. In neuerer Zeit neigt man sich der älteren Auffassung mit Vorliebe zu. Als der Sprachforscher Friedrich Pott über die örtlich verschiedenen Ausdrücke für Donner eine linguistische Heerschau in allen Weltteilen hielt, ergab sich am Schlusse, dass die Mehrheit der Völker den Eindruck jener Schallerscheinung durch einen Nachhall im Ausdruck wieder zu geben versuche. An anderen Beispielen hat Tylor gezeigt[1]), dass Menschenstämme in weit abgelegenen Erdräumen dieselben Lautgruppen für geräuschvolle Bewegungen gebrauchen. Das Hervorbrechen stark gespannter Luftarten, alles, was heftig geblasen wird, bezeichnen Malayen, Australier, Afrikaner, Asiaten und Europäer mit Lauten, die *pu* und *puff* sehr nahe kommen. Ferner darf nicht übersehen werden, dass unsere Kinder bei ihren ersten Sprechversuchen einen gehörten Schall mit ihren Stimmwerkzeugen nachzuahmen und Tiere fast ausschliesslich mit den Tierlauten zu bezeichnen pflegen. Der Kreis der Wahrnehmungen, die sich durch Tonmalerei ausdrücken lassen, ist aber beschränkt auf diejenigen Vorgänge, welche mit Schallerregungen verknüpft sind, denn es giebt ja keine Tonmalerei für das, was wir durch das Gesicht oder den Tastsinn wahrnehmen.

Erleichtert dachte man sich die ersten Anfänge der Sprachbildung durch die unwillkürlichen Thätigkeiten unserer Stimmwerkzeuge bei starker innerer Erregung. Der Schrei der Freude und des Entsetzens ist noch jetzt Eigentum selbst der gebildeten Völker. Wir bringen den Schrei bei der Geburt mit auf die Welt, denn das erste Lebenszeichen eines Kindes besteht in einer Thätigkeit seiner Stimmwerkzeuge. Der Schrei ist uns allen verständlich, obgleich nie Unterricht oder Uebung stattfindet, ja das Schreien genügt in den ersten Monaten des Lebens vollständig zur Ankündigung der verschiedenen Bedürfnisse. Ohne dass eine Absicht des Sprechens vorhanden ist, wird doch das Schreien verstanden, und Kinder

[1]) Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. Berlin 1865. Bd. 3. S. 359.

bedienen sich noch eine Zeit lang, ja noch lange Zeit, sehr bald mit Bewusstsein und Absichtlichkeit des Schreiens zur Verständigung. Ebenso mag das Schreien der Erwachsenen in den ersten Anfängen der Sprachbildung noch lange Zeit das Sprechen vertreten haben, und Schreilaute haben sich als Ausrufungen noch bis in die Gegenwart erhalten. Nur muss auch hier wieder gewarnt werden, dass wir unser *ach* und *weh* nicht ableiten dürfen aus der Zeit der ersten Sprachursprünge, denn es ist unzählige Male schon gelungen, solche Rufe, die scheinbar unwillkürlich sich dem gepressten Herzen entringen, als abgekürzte Worte, ja Redensarten zu entlarven. Das engliche *zounds* entsprang aus *by God's wounds*[1]) und *alas* aus altfranzösisch *a las* (neufranzösisch *hélas*) d. h. „ach ich armer". Der westafrikanische Neger ruft vor Furcht oder Staunen *mámá mámá*, der Indianer Neukaliforniens *aná*. Beides bedeutet Mutter: wie erwachsene Kinder rufen sie also die Schützerin ihrer Jugend zu Hilfe[2]). Bedeutsam ist nur, dass solche Lautausbrüche noch in keiner gebildeten Sprache völlig entbehrt werden können. Die Sprache der Tiere ist aus nichts zusammengesetzt als aus solchen hervorbrechenden Lauten der Stimmwerkzeuge, und dass der Mensch zu allen Zeiten seine inneren Bewegungen, Schmerz, Freude, Schreck, Ueberraschung, Abscheu durch solche Signale ausgedrückt habe, bedarf nur des Nachdenkens, nicht des Beweises[3]).

Dazu gesellt sich als wichtiges Hilfsmittel die Betonung. Unser *ja* und unser *nein* verstatten eine Stufenleiter der Aussprache, aus welcher der Fragende oder Bittende deutlich heraushören kann, ob die Bewilligung oder Zustimmung eine freudige oder saure, die Verneinung eine schwankende oder eine entschiedene sei, überhaupt in welcher Stimmung beide Aeusserungen erfolgen. Der Sinn des Rufes *pfui*, wenn er klanglos ausgesprochen wird, dürfte jedem, der des Deutschen nicht mächtig wäre, völlig dunkel bleiben, mit voller Betonung des Abscheues ausgestossen, würde aber selbst ein Feuerländer erraten können, dass diese Lautgruppe den Gegensatz einer Billigung ausdrücken solle. Die Betonung aber, die etwas Ursprüngliches, nichts Erworbenes und andererseits nichts Beabsichtigtes, sondern etwas unwillkürlich Hervorbrechendes ist, konnte bei dem Beginn der Sprachbildung das gegenseitige Verständnis mächtig fördern. Es ist gewiss nichts Zufälliges, dass gerade die formlosen, einsilbigen Sprachen die Betonung noch immer als wichtige Aushilfe zur Unter-

[1]) Whitney, Language and the study of language. S. 277.

[2]) Tylor, Anfänge der Kultur. Bd. 1. S. 176 f.

[3]) Steinthal (Psychologie und Sprachwissenschaft. S. 367) hält die Interjektionen für Reflexlaute.

scheidung gleichlautender Wurzeln benutzen. Die Chinesen verdreifachen durch verschiedenartige Betonung ihren sehr beschränkten Wortschatz. Aehnlich hält es die Hottentottensprache: ǁ *goab*[1]) z. B. bedeutet, mit hohem Ton ausgesprochen, Tagesanbruch, mit mittlerem Knie, mit tiefem Löffel[2]).

Aehnlich wirkte, nicht auf das Gehör, sondern auf das Auge das Mienenspiel und die Gebärdensprache. Die sogenannten wilden Völker üben ungelehrt und unbewusst oder wenigstens nur halb bewusst die Kunst, welche unsere Schauspieler durch mühsame Uebung vor dem Spiegel sich von neuem aneignen müssen. Die Buschmänner, bemerkt Lichtenstein, verständigen sich unter einander mehr durch Gebärden als durch Reden[3]). Es giebt jedoch eine Mehrzahl solcher Körperbewegungen, deren Sinn keineswegs von allen Menschenstämmen übereinstimmend gedeutet wird, es sind sogar Zweifel verstattet, ob in dem Ballen der Faust überall auf Erden eine Drohung, im Stampfen mit dem Fuss ein Ausbruch des Unwillens erkannt werden solle. Wird doch bei den Basutonegern ein glücklicher Volksredner durch Zischen belohnt, also von den Zuhörern nicht ausgezischt, sondern bezischt[4]). Viele Gebärden haben vielmehr nur durch gegenseitige Verständigung ihren Sinn erhalten. Unter anderem bejahen die Türken durch Kopfschütteln und verneinen durch Nicken. Im alten Griechenland wurde ein Bittender durch Zurückwerfen des Hauptes (*ἀνανεύειν*) abgewiesen und in Süditalien winkt man heran, wenn die Hand mit dem Rücken an die Brust gelegt wird und die Finger nach dem Herbeizuziehenden spielen[5]). Dennoch schlummert in jedem Menschen die Gabe, sich durch Zeichen zu verständigen. Alle Seefahrer, die ein fremdes Gestade betraten, eröffneten mit den Eingeborenen einen Verkehr durch diese Mittel, und es gelang ihnen dann immer Wasser oder Nahrung zu erhalten. Ueberall auf Erden ist der Mensch auf dieselbe Gebärdenmalerei zum Ausdruck seines Gedankens gefallen. Die römischen Ziffern verraten uns, dass die alten Römer genau so wie die heutigen Neubritannier[6]) durch ihre Fingerhaltung die Zahlen

[1]) Der durch ǁ bezeichnete Anlaut ist ein Schnalzlaut, den man hervorbringt, indem man die Zunge gegen die Seitenzähne presst und dann hörbar von ihnen abschnellt.

[2]) Büttner im Ausland. 1882. S. 493.

[3]) Reisen im südlichen Afrika. Berlin 1811. Bd. 2. S. 82.

[4]) Casalis, Les Bassoutos. Paris 1859. S. 247.

[5]) Kleinpaul, Zur Theorie der Gebärdensprache. Zeitschrift für Völkerpsychologie. Bd. 6. 1869. S. 362.

[6]) Powell, Unter den Kannibalen von Neu-Britannien. Leipzig 1884. S. 231 f.

andeuteten, die V z. B. durch Ausstrecken der flachen Hand mit seitlichem Spreizen des Daumens, die X durch kreuzweises Einfügen der fünf Finger der einen in die fünf Finger der anderen Hand. Gerade beim Bezeichnen der Zahl tritt noch heute gar nicht selten das Ausstrecken der Finger an Stelle der Lautsprache, so z. B. ganz gewöhnlich beim Angolaneger, so oft er nach dem Kaufpreis einer Waare gefragt wird[1]). Die Taubstummen sind die Erfinder ihrer eigenen Zeichensprache gewesen, woraus wir den schönen Satz gewinnen, dass der Mensch auch ohne Sprechwerkzeuge zu einem Verständigungsmittel gelangt wäre. Die Mehrzahl ihrer Sprachzeichen, vor allen die Luftzeichnungen, bedürfen zum Verständnis keiner weiteren Erklärung, so dass man sagen durfte, die Taubstummen bedienten sich derselben Gebärden, die im stummen Verkehr der Indianer von der Hudsonsbai bis zum mexikanischen Golfe üblich waren. Auch konnte sich schon ein taubstummer Engländer durch seine tagesgewohnten Zeichen mit den Lappländern in einer Schaubude verständigen. Endlich soll sich die unglückliche Laura Bridgman, eine blinde Taubstumme, bei welcher jede äussere Anleitung hinwegfiel, was freilich gerechten Zweifeln unterliegt, derselben pantomimischen Bewegungen bedient haben, wie sie bei anderen Menschen gesehen werden[2]).

So gab es denn in der Zeit der ersten Sprachentwicklung eine Anzahl von Hilfsmitteln zur Mitteilung des Gedankens, zugleich aber, da der Mensch von allen Geschöpfen am stärksten zur Geselligkeit neigt, trieb ihn das Bedürfnis, sich irgendwie mit seinem Nächsten zu verständigen. Trotzdem ist es noch schwierig, sich den ersten Sprechversuch zu erklären. Eine Absicht, durch die Stimmwerkzeuge einem andern einen Gedanken mitzuteilen, darf nicht angenommen werden, dazu hätte ja gehört, dass der Sprechende sich bewusst gewesen wäre, dass ein Laut überhaupt zur Gedankenmitteilung dienen könne. Selbst wenn aber der erste Sprecher mit einem bestimmten Laute einen bestimmten Gedanken verknüpft haben würde, so hatte er doch, da sich an jede Verlautbarung jeder Gedanke knüpfen lässt, gar keine Aussicht, verstanden zu werden[3]). Eine Aufhellung dieses dunklen Vorganges wäre nicht denkbar, wenn nicht ein jeder von uns selbst einmal aus dem sprachlosen Zustande sich hätte emporarbeiten müssen. Ein jedes Kind muss die Sprechversuche der Menschheit wiederholen, nur dass bei seinem Entwicklungsgang durch das Entgegenkommen der Erzieher eine Anzahl Mittelglieder übersprungen wird. Das Erwachen des Sprachverständnisses und

[1]) Buchner im Ausland. 1883. S. 446.
[2]) Tylor, Urgeschichte der Menschheit. S. 21, 44, 69. 86.
[3]) Steinthal, Psychologie und Sprachwissenschaft. S. 84, 370 f.

die Sprachschöpfung lassen sich deshalb bei jedem Kinde neu beobachten. Zu den übereilten Behauptungen L. Geigers gehört es auch, dass keine neuen Worte mehr erfunden werden sollen. Die jugendlichen Amerikaner hätten ihn vom Gegenteil belehren können. Der Parteiname Locofoco, der Geheimbundname Kluklux, der Sektenname Mormonen sind willkürliche Erfindungen. Schurlemurle, wie ein Getränk aus gemischtem Wein in Würzburg genannt wird, und Piknik lassen sich wohl schwerlich von älteren Ausdrücken ableiten. Dies ist ebenso wenig der Fall mit unseren Ausdrücken Schwarm und Flitter, plaudern und flattern, flink und schrill, welche demnach gleichfalls entschieden als Neubildungen erachtet werden müssen. Und wer Kinder beobachtet hat, der wird über den Zweifel, dass Sprachlaute nicht zu neuen Gruppen zusammengestellt werden sollten, nur staunen können [1]). In Südafrika verlassen die Bewohner öder Strecken ihre Ortschaften, in denen die Kinder unter Aufsicht von etlichen altersschwachen Leuten zurückbleiben. Die Jugend beginnt nun eine eigene Sprache sich zu schaffen, die lebhafteren fügen sich dabei den minder entwickelten, und im Laufe eines einzigen Geschlechtes vermag sich auf solche Weise das Wesen der Sprache zu ändern [2]). Zwei Worte, die in allen Sprachen der Erde erklingen, sind von Kindern geschaffen worden und werden von jedem Kinde aufs neue wieder geschaffen, nämlich die Laute *Papa* und *Mama*. Der anfängliche *ma*- oder *pa*-Laut des Kindes ist durchaus kein Sprechversuch, sondern nur eine Uebung der Sprechwerkzeuge, hervorgegangen aus einem inneren physischen Drange, ohne Absicht und Bewusstsein, um nichts besser oder höher als der *schütt! schütt!*-Ruf unserer Buchfinken. Die Elternliebe hat aber, so lange Menschen auf Erden wandeln, stets in süsser Täuschung das Kind missverstanden, als sei ein Lockruf beabsichtigt gewesen, als verlange das Kind nach Vater oder Mutter. Dass nun diese ersten Uebungen der Stimmwerkzeuge den Laut des künftigen Wortes, die Deutung der Eltern aber den Sinn der Laute bestimmten, erkennen wir daraus, dass in einer Anzahl von Sprachen der *pa*-Laut für Vater, der *ma*-Laut für Mutter gilt und in einer gleichen Anzahl das Umgekehrte eintritt [3]). Andere Kinderlaute für Mutter sind *aithei* (gotisch) und *attâ* (sanskr.), letzterer auch für die ältere Schwester giltig. *Atta* steht im Latein und Griechischen, auch im Gotischen für Väterchen, wohin auch *ätte* für Grossvater in deutschen Mundarten gehört [4]). Das lallende

[1]) S. einen solchen Fall bei Steinthal a. a. O. Bd. 1. S. 382. § 510.

[2]) Max Müller, Science of language. Bd. 2. S. 54.

[3]) Eine Musterung der Vater- und Mutterrufe aus Sprachen aller Weltteile findet sich bei d'Orbigny, L'Homme américain. S. 79.

[4]) Bacmeister in der Allgem. Zeitung. 1871. S. 5339.

Kind hat nun verschiedene Stufen des Sprachverständnisses zu ersteigen, denn es muss zunächst die Erfahrung erwerben, dass bei *ma-* oder *pa*-Uebungen entweder die Eltern herbeikommen oder den gegenwärtigen Freude bereitet wird. Dann erst wird der Laut von dem Kinde absichtsvoll geäussert, aber erst viel später und nicht ohne entgegenkommende Bemühung der Eltern gelingt es endlich, dass der eine Laut für den Vater, der andere für die Mutter als Lockruf angewendet werde. Monate, ja Jahre verstreichen, ehe hierauf die Erkenntnis durchbricht, dass *Mama* und *Papa* nicht Eigennamen sind, sondern für die Kinder zunächst die Ernährer und Erzieher bezeichnen. Erst bei einer späteren Reife entdeckt das Kind weiter, dass jene Namen den Erzeugern zukommen, und den wahren vollen Inhalt erfassen selbst die Erwachsenen erst dann, wenn sie die Freuden und Sorgen von Vätern oder Müttern gekostet haben. Wenn auch nicht vollständig, so doch annähernd gleicht der Entwicklungsgang im zarten Lebensalter den ersten Sprechversuchen unseres Geschlechts.

Ueber den Reichtum der Sprache entscheidet immer nur das Bedürfnis nach Mitteilung, und dieses müssen wir uns bei den Entwicklungsanfängen unseres Geschlechts sehr gering denken. Die Engländer rühmen sich eines Schatzes von 100 000 Wörtern, ihre Feldarbeiter aber sollen sich angeblich mit 300 begnügen. Nicht mehr will ein Geistlicher bei einem Tagelöhner seines Kirchspiels auf einer friesischen Insel gezählt haben. Ein Mann von Durchschnittsbildung, so belehrt uns Kleinpaul[1]), verfügt über 3—4000, ein grosser Redner über 10 000 verschiedene Wörter, und in den Berliner Taubstummenanstalten kommen nicht weniger als 5000 Zeichen zur Anwendung. Dass mit dem Bedürfnis nach Ausdruck auch die Menge der Ausdrücke wachse, beweisen uns die Zahlwörter, die gewöhnlich nicht über zwanzig bei rohen Menschenstämmen hinausreichen. Alex. von Humboldt war der erste, der das Entstehen von Zahlengruppen zu 5, 10 und 20 Einheiten auf die Anzahl der Glieder an Händen und Füssen zurückführte, so dass wir mit sechsfingerigen Händen zum Duodezimalsystem gelangt wären[2]). Türken und Mauren in den nordafrikanischen Gestadeländern ist Fünf noch heute begriffsgleich mit Hand, denn sie sagen „Fünf komme in eure Augen!“ um sich vor dem „bösen Blick“ zu bewahren, gegen welchen die ausgebreitete Hand, selbst im Abbild, als Schutzmittel betrachtet wird, ja vor dem Herrscher Marokkos

[1]) Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. Bd. 6. 1869. S. 354.

[2]) A. v. Humboldts Leben, herausgegeben von Karl Bruhns. Bd. 3. S. 9.

hütet man sich „fünf" zu sagen, benutzt statt dessen „vier und eins", um den Schein zu meiden, als wolle man durch Aussprechen von „fünf" den bösen Blick des Fürsten von sich abwehren[1]). Indessen giebt es doch Ausnahmen von dem Fünfer- oder Zehnersystem des Zählens, namentlich bei einem australischen Stamme, der nur zwei Zahlworte verwendet, so dass gesagt wird für 1 *netat*, für 2 *näs*, für 3 *näs-netat*, für 4 *näs-näs*, für 5 *näs-näs-netat*, für 6 *näs-näs-näs*[2]). Andere australische Mundarten besitzen einen unabhängigen Ausdruck für drei und in einem der dortigen Sprachgebiete reichen die Zahlwörter sogar bis 15 oder 20[3]). Orton behauptet, dass die Zaparos in Ecuador am Napóstrome nur bis drei zählen können, höhere Mehrheiten aber durch Aufheben der Finger ausdrücken[4]), und das nämliche versichert der Prinz zu Neuwied[5]) von den Botokuden. Nach näheren Untersuchungen möchten sich aber bei den meisten der genannten Völkerstämme günstigere Thatsachen ermitteln lassen. Denn auch den Abiponen sind Zahlwörter über drei abgestritten worden, in Wahrheit aber sagen sie statt vier „Straussenzehen", für fünf gebrauchen sie zwei Ausdrücke, für zehn sagen sie „Finger zweier Hände", für zwanzig „Finger und Zehen an Händen und Füssen"[6]), gerade wie die Bewohner der Sokna-Oase im Süden des Syrten-Busens das Zahlwort 50 ausdrücken durch „vier Hände, vier Füsse und zwei Hände"[7]). Uns selbst fehlt ein Ausdruck für zehntausend, wie ihn die griechische Sprache, ein anderer für hunderttausend *(laksch a)*, oder für zehn Millionen *(koti)*, wie ihn die indische Sprache besitzt, die reichste der Erde an Ausdrücken für hohe Ziffern bis zu solchen mit 51 Stellen, weil diese bei den Zahlenspielereien der Sankhjâphilosophen und der Buddhisten vielfach zur Anwendung gelangten. Das Wort Million war den Völkern des klassischen Altertums fremd und der Ausdruck Milliarde ist erst in unserem Jahrhundert in Umlauf gesetzt worden.

Ein Vergleich der Sprachen dürftig entwickelter Menschenstämme lässt uns die Erfahrung gewinnen, dass die Wahrnehmung der Artenunterschiede um vieles früher eintrat, als die Erkenntnis der übereinstimmenden Merkmale innerhalb der Gattung. Die rohen

[1]) Goldziher im Ausland. 1884. S. 328 f.
[2]) Latham, Opuscula. S. 228.
[3]) Tylor, Anfänge der Kultur. Bd. 1. S. 241.
[4]) Orton, The Andes and the Amazon. London 1870. S. 170.
[5]) Reise nach Brasilien. Frankfurt 1825. Bd. 2. S. 41.
[6]) Dobrizhoffer, Geschichte der Abiponer. Bd. 2. S. 202.
[7]) Rohlfs, Kufra. Leipzig 1881. S. 175.

Jägerstämme benennen den Biber, Wolf und Bär, sie haben aber keinen Namen für Tier[1]). Den Sprachen der Australier fehlen Ausdrücke für Baum, Fisch und Vogel, wohl aber ist an Bezeichnungen der einzelnen Arten kein Mangel[2]). Das gleiche lässt sich von den sogenannten Rothäuten Nordamerikas sagen, denn in der Tschoktasprache giebt es wohl Bezeichnungen für die Weiss-, Rot- und Schwarzeiche, aber keine für die Eichengattung. Wenn wir Nahrungsmittel zu uns nehmen, sei es Suppe, Brod, Fleisch, Gemüse oder Brei, bedienen wir uns stets des Wortes essen, die Huronen aber wechselten den Ausdruck je nach der Verschiedenheit des Genossenen[3]). Die Eskimos wieder besitzen Sonderausdrücke für das Fischen, je nach den angewendeten Geräten[4]). Die Herero besitzen das Wort *mama* für Mutter, gebrauchen es indessen nur für die eigene Mutter, es bedeutet ihnen also „meine Mutter", während „deine Mutter" *onjoko*, „seine Mutter" *ina* heisst, und ebenso verwenden sie drei verschiedene Worte, um mein, dein, sein Vater auszudrücken, es fehlt ihnen mithin trotz dieser Wortfülle die Allgemeinbezeichnung sowohl für Vater als für Mutter gänzlich[5]). Die Malayen unterscheiden rot, blau, grün, weiss, aber es fehlt ihnen das Wort für Farbe. Die Tasmanier hatten keine Eigenschaftswörter, sondern statt hart sagen sie „steingleich", statt rund „mondgleich", statt hoch „mit langen Beinen".

An Lauten sind die Sprachen verschieden ausgestattet. Den Arabern fehlen die Schnalzlaute der Hottentotten und Buschmänner, uns selbst fehlen wieder viele arabische Konsonanten, die grösste Armut aber wird wohl in der Südsee angetroffen. Die Polynesier verfügen nämlich nur über die zehn Konsonanten *f, k, l, m, n, ng, p, s, t, v,* welche wiederum blos auf Fakaafo und Waitupu rein und vollständig vorhanden sind[6]), während die Bewohner der Tupuai-Gruppe südlich von Taïti nur acht, m, n, ng, p, r, t, v, und einen mit ' bezeichneten Kehllaut festgehalten haben[7]). Die gleiche Laut-

[1]) Auch die griechische Sprache hat insofern kein Wort für Tier, als ζῶον den Menschen mit einschliesst, weswegen sich das Lied „Mensch und Tiere schliefen feste" nicht in das Griechische übersetzen liesse. Steinthal, Zeitschrift für Völkerpsychologie u. Sprachw. Bd. 6. 1869. S. 480.

[2]) Lubbock, Prehistoric Times. 2. Aufl. S. 437.

[3]) Charlevoix, France Nouvelle. Paris 1744. Bd. 3. S. 197.

[4]) Latham, Varieties of Man. S. 376.

[5]) Büttner im Ausland. 1882. S. 856.

[6]) v. d. Gabelentz, Die melanesischen Sprachen, in den Abhandl. der phil.-hist. Klasse der k. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften. Bd. 3. Leipzig 1861. S. 253.

[7]) Hale, United States Exploring Expedition. Ethnography. Philadelphia 1846. S. 142.

armut auf der Hawaiigruppe ist durch Verfall entstanden, nichts Ursprüngliches, denn andere polynesische Sprachen, die reicher an Konsonanten geblieben sind, haben sich desto mehr altertümliche Formen bewahrt. Wird damit die Thatsache verknüpft, dass die Sprache der Buschmänner namentlich wegen ihrer Schnalzlaute zur Verlautbarung den Sprachwerkzeugen die höchsten Anstrengungen auferlegt, so könnte man zu dem Schluss verleitet werden, dass bei den uranfänglichen Sprechversuchen ein grösserer Vorrat an Lauten zur Verwendung gekommen sei[1]). Doch giebt es auch Gelehrte, die das Gegenteil behaupten[2]), so dass eine allgemein giltige Regel vorläufig noch nicht ausgesprochen werden darf.

[1]) Bleek, Ueber den Ursprung der Sprache. Weimar 1868. S. 53.

[2]) Whitney, Language and the study of language. S. 467. The tendency of phonetic change is always towards the increase of the alphabet.

II.

Der Bau der menschlichen Sprache.

Die fremden Sprachen, mit welchen wir Europäer in unseren Schuljahren uns beschäftigen, seien es ältere oder neuere, besitzen alle mehr oder weniger grammatische Formen, mit Hilfe deren den Worten eine bestimmte Verrichtung im Satze zugewiesen wird. So entsteht die Täuschung, dass jede Sprache notwendig durch zugefügte Silben oder Laute deutlich Hauptwort, Fürwort, Zeitwort, Präposition, Konjunktion erkennen lassen müsse. Die erste Ueberraschung wird dem Neuling durch die semitischen Sprachen bereitet, denen es zwar an den Formen nicht fehlt, die sich aber ungewohnter Mittel zu ihren Sinnbegrenzungen bedienen. Das Staunen wächst, wenn die Erkundigung sich über afrikanische und nordasiatische Sprachen erstreckt, bei denen nicht blos die Unterscheidung eines grammatischen Geschlechtes, sondern sogar des Zeitwortes völlig wegfällt. Dass es aber Sprachen geben sollte, die nicht einmal bis zur Wortbildung in unserm Sinne sich erhoben haben, versetzt uns anfangs in ungläubige Ratlosigkeit, besonders wenn hinzugesetzt wird, dass ein hochstehendes Kulturvolk in einer solchen Sprache Werke von tiefer Lebensweisheit und Erzählungen von künstlerischem Schliff und grosser Feinheit abgefasst habe. Gleichwohl sind die besten Beweise vorhanden, dass alle Sprachen einst aus diesen rohen Anfängen hervorgegangen seien.

Bei allen einsilbigen Sprachen mangeln jene Laut- oder Silbenzusätze, durch welche anderwärts Hauptwort, Eigenschaftswort oder Zeitwort, und noch viel mehr solche, an denen der Träger einer Handlung von ihrem Gegenstande unterschieden wird, denn es sind überhaupt noch keine Worte, sondern nur Wurzeln vorhanden. Warnen möchten wir jedoch sogleich den Unvorbereiteten, dass er nicht etwa die einsilbigen Klänge unserer Sprache mit der wurzelhaften Einsilbigkeit verwechsle. Wohl können wir lange Sätze bilden mit einsilbigen Worten, wie etwa: *Der Mann geht auf die*

Jagd und schiesst ein Reh u. s. w., allein in diesem Beispiele ist die Einsilbigkeit mehrerer Worte nur eine zufällige, später entstandene, in älterer Zeit lautete z. B. *und unde*, *Jagd jaget*, *schiesst schiuzet*. Noch weit mehr als unsere Muttersprache ist das Englische durch Lautverwitterung und Abschleifung einem Zustande starrer Einsilbigkeit nahe gebracht worden, allein aus seinem früheren Zustande hat es sich doch die klare Unterscheidung der grammatischen Kategorien gerettet[1]), und nur bei etlichen Fällen, wie *butter*, *oil*, *pepper*, *cudgel* muss der Hörer oder Leser aus dem Sinn der Rede erraten, ob das Hauptwort Butter, Oel, Pfeffer, Knüttel oder das Zeitwort mit Butter bestreichen, einölen, pfeffern oder prügeln angewendet werden solle[2]).

Das Chinesische ist die Sprache, welche aller grammatischen Sinnbegrenzungen entbehrt. Ihr fehlen alle Beugungen, jede Unterscheidung von Hauptwort und Zeitwort, jede Wortbildung überhaupt. Die Lautgruppe *sin* kann Ehrlichkeit, ehrlich, ehrlich sein, ehrlich handeln, ja sogar trauen bedeuten. Was es in einem gegebenen Falle bedeuten solle, entscheidet die Stellung im Satze und der Sinn der ganzen Rede[3]). Durch die Berührung von Wurzel mit Wurzel wird der Sinn begrenzt und es entsteht auf diese Weise ein ähnliches Verhältnis bei dem Hörenden wie bei der Wortbildung. Der Deutlichkeit wegen werden auch im Englischen bisweilen Synonymen wie *way-path* gehäuft oder Klassifikationszusätze wie *maple-tree* angewendet[4]). Auch im Deutschen sagen wir Haifisch. Tannenbaum, Elentier, wildfremd. Doch gewähren diese Beispiele nur entfernte Analogien, denn Wortzusammenfügungen dürfen streng genommen nie mit Wurzelgruppirungen verglichen werden. Die lateinische Sprache schreibt keine Wortstellung im Satzbau vor, oder sie überlässt die Stellung der Redeteile der künstlerischen Absicht des Sprechers, das Chinesische dagegen folgt den strengsten Vorschriften im Satzbau. Alle Wurzeln, die für eine nähere Bestimmung (attributiv) dienen sollen, sei es als Eigenschaftswort oder Genetiv, müssen dem zu Bestimmenden, sei es nun ein Subjekt oder ein Zeitwort, vorausgehen. Alle Ergänzungen (Objekte) aber müssen hinter dem zu Ergänzenden (Zeitwort) nachfolgen. Wie fast zu er-

[1]) Whitney a. a. O. S. 264.

[2]) Tylor, Urgeschichte der Menschheit. S. 80.

[3]) Steinthal, Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues. Berlin 1860. S. 117. Ueberhaupt ist der obige Abschnitt, wo nicht andere Nachweise beigebracht werden, diesem nicht hoch genug zu schätzenden Buche entlehnt worden.

[4]) Whitney a. a. O. S. 335.

raten, lässt die Gruppirung zweier Wurzeln in unzählbaren Fällen einen Doppelsinn zu. Werden *tschung* treu und *kjün* Fürst vereinigt, so könnte ein Europäer zweifeln, ob damit Fürstentreue oder Unterthanentreue gemeint sei. In allen solchen Fällen hat aber längst der Redebrauch fest entschieden, in welchem Sinne ausschliesslich eine solche Gruppirung statthaft ist, und da der Chinese überhaupt nur Unterthanenpflicht kennt, so bedeutet jene Gruppe Loyalität. Die chinesischen Wurzelgruppen bestehen oft aus mehreren Gliedern. Für nicht übereinstimmen sagt der Chinese: ich Ost, du West *ni tung wo si*, und für plaudern: du fragen, ich antworten *ni wen wo ta*. Gewicht heisst leicht-schwer *khing tschung*, und Abstand fern-nahe *jwan kin*. Aehnliche Wortbildungen in unserer Sprache sind Helldunkel, Pianoforte, im Spanischen *calofrio* warm-kalt für Fieber und *altibajo* hoch-niedrig für einen Hieb von oben nach unten[1]). Da ihnen ein Wort für Tugend fehlt, sagen die Chinesen Unterthanentreue, Ehrfurcht gegen Eltern, Mässigung, Gerechtigkeit *tschun hjau tsje i*, sie zählen also auf, was sie für die höchsten Pflichten des Chinesen halten. Bei allen solchen Wurzelzusammenfügungen ist die Reihenfolge stets vorgeschrieben. Wer in Wurzeln spricht, also der Chinese, kann auch nicht einfach sagen: lesen oder essen, sondern er muss sagen: Buch lesen oder Reis essen.

Es giebt indessen selbst im Chinesischen schüchterne Anfänge zur Wortbildung. Allerdings bewahren die Wurzeln immer ihre Selbständigkeit, doch giebt es einzelne, durch deren Beifügung andere Wurzeln zu einem Hauptwort erhöht werden. Die Wurzel *thau* Kopf hat diese Wirkung überall. So kann *tschi* je nach seiner Stellung zeigen oder Finger bedeuten, *tschi-thau* aber heisst stets Finger. Wiederum wird eine Wurzel mit der Bedeutung Sohn *tsz* zu Verkleinerungen verwendet, so dass aus Schwert *tau* Schwertsohn *tau-tsz* mit der Bedeutung Messer gebildet wird. Beim Zählen von Gegenständen wird stets ein Stückname hinzugefügt, wie wir etwa auch im Deutschen sagen ein Laib Brod, ein Blatt Papier, ein Bund Heu, eine Elle Leinwand. Handelt es sich um Götterbilder, Gelehrte oder Beamte, so setzt der Chinese zur Zahl noch die Prädikate Ehrwürden, Würden, Kleinode bei[2]). Bei Tieren

[1]) Tobler, Psycholog. Bedeutung der Wortzusammensetzungen, in Zeitschrift für Völkerpsychologie. Bd. 5. 1868. S. 209.

[2]) Die Mexikaner und Malayen fügen dem Zahlwort immer noch *Stein* hinzu, die Javanen *Korn*, die Niasmalayen *Frucht*. Man sagt also in diesen Sprachen nicht drei Hühner, vier Kinder, fünf Schwerter, sondern drei Steine Hühner, vier Körner Kinder, fünf Früchte Schwerter. Tylor, Urgeschichte. S. 208.

wird das Geschlecht durch Beifügung zweier Wurzeln angedeutet, die in dieser Verbindung den Sinn von Mann oder von Mutter haben. Die Mehrzahl aber bilden die Chinesen durch Zusatz der Wurzeln, die den Sinn von viel oder von alle besitzen.

Das Stellungsgesetz reicht demnach hin, um mit einsilbigen Wurzeln der Rede völlige Klarheit zu geben. Ausserdem gelang es der chinesischen Sprache die nur etwa 500 verschiedenen Silben, über welche sie verfügt, durch ungleiche Betonung zu mehr denn 1500 Worten zu gestalten[1]). Der Stolz der Chinesen kann also sein, mit den einfachsten Mitteln selbst höhere Anforderungen des Gedankenaustausches befriedigt zu haben. Dennoch müssen wir das Chinesische unter allen Sprachen der Erde nahezu auf die niedrigste Entwicklungsstufe stellen. Es belastet das Gedächtnis mit dem Festhalten einer übergrossen Anzahl von Wurzelgruppen, denen allein der Gebrauch ihren unabänderlichen Sinn verliehen hat, und erschwert dadurch unnötig den Erwerb der Sprache selbst. Das Chinesische ist ein merkwürdiger Beweis, wie ein Volk bei einem sehr hohen Grade allgemeiner Befähigung doch die äusserste Ungeschicklichkeit zu fruchtbarer Sprachentwicklung an den Tag legen kann[2]). Auch Steinthal setzt dasselbe rücksichtlich seines morphologischen Baues auf die unterste Stufe[3]).

Bei den südlichen Nachbarn der Chinesen, den Bewohnern von Siam und Birma, finden wir ebenfalls nur einsilbige Sprachen. Doch sind sie bereits reicher als das Chinesische an Wurzeln, die zur Sinnbegrenzung verwendet werden. Ihr Stellungsgesetz schreibt indessen vor, dass im Siamesischen die Hilfswurzel der Hauptwurzel stets vorausgehe, im Birmanischen ihr folge[4]). Durch die Beifügung dieser Wurzeln werden nun Hauptwörter und Zeitwörter, sowohl solche, die eine Thätigkeit, wie solche, die einen leidenden Zustand ausdrücken, unterschieden. Wir dürfen wohl annehmen, dass wenn diese beiden Sprachen ungestört ihrer Entwicklung überlassen werden, die Wortbildung bei der einen vorherrschend durch Wurzelvorsätze (Präfixe), bei der anderen durch Wurzelnachsätze (Suffixe) sich vollziehen würde.

An das Birmanische und Siamesische schliessen sich örtlich die malayischen Sprachen an, die teils die sinnbegrenzenden Lautgruppen der Hauptwurzel vorausschicken, teils sie ihr, jedoch minder häufig, hinzufügen. Eine grosse Kluft trennt sie bereits von den bisher

[1]) Whitney, Leben und Wachstum der Sprache. Leipzig 1876. S. 251.
[2]) Whitney a. a. O. S. 237.
[3]) Typen des Sprachbaues. S. 328.
[4]) Steinthal a. a. O. S. 148.

geschilderten Typen, da wir bei ihnen mehrsilbigen Wurzeln begegnen. Noch immer aber werden keinerlei Redeteile streng unterschieden, so dass dieselbe Wurzel oder Wurzelgruppe die Verrichtung eines Hauptwortes, Eigenschaftswortes, Thätigkeitswortes, ja selbst einer Präposition übernehmen kann. Keinerlei Lautgruppen sind vorhanden, durch deren Beifügung Geschlecht, Kasus, Zahl, Zeit, Modus und Person ausgedrückt werden könnte. Blos Fürwörter, hinweisende Partikeln und einige Präpositionen verrichten bereits ihre besonderen grammatischen Aufgaben. Nur die persönlichen Fürwörter sind durch Verbindung mit den Zahlausdrücken einer Art von Mehrheitsbestimmung fähig, und zwar entsteht dadurch nicht blos ein Dual und Plural, sondern beide Formen können einschliessend oder ausschliessend gebraucht werden, je nachdem der oder die Angeredeten mit einbegriffen werden sollen oder nicht. Ein echtes Zeitwort fehlt noch gänzlich, es treten vielmehr an seine Stelle Hauptwörter, die eine Thätigkeit ausdrücken, etwa wie wenn wir den Gedanken: ich gehe nach Osten, durch die Worte: mein Gang nach Osten wiedergeben wollten. So liegt in dem Präfix *ba* des Dajakischen der Sinn: mit etwas behaftet sein. Aus *tiroh*, Schlaf, entsteht *batiroh* schlafen, aus *kahovut*, Decke, *bakahovut*, bedeckt, also *iä batiroh bakahovut,* wörtlich: er mit Schlaf mit Decke, vertritt den Gedanken: er schläft bedeckt.

Eigentümlich ist diesen Sprachen der häufige Gebrauch von Wiederholungen und Verdoppelungen, die auf älteren Entwicklungsstufen auch sehr hoch gestiegenen Sprachen eigen gewesen sind, wie im Lateinischen sich in *quisquis* noch ein Rest solcher Wortbildungen, sowie in *dedit* und *peperit* ähnliche Trümmer aus der Vorzeit erhalten haben. Die malayischen Sprachen unterscheiden übrigens die einfache Wiederholung, bei welcher die Betonung unverändert bleibt, von der Verdoppelung, bei welcher das vordere Wort die Betonung verliert. Durch die Wiederholung drücken sie Vervielfachung, Steigerung oder Dauer, durch die Verdoppelung aber eine Abschwächung oder Flüchtigkeit aus, so dass *téndä téndä* oft, *tendäténdä* dagegen von Zeit zu Zeit innehalten bedeutet[1]). Diese Spärlichkeit von sinnbegrenzenden Hilfsmitteln schliesst aber nicht einen Reichtum an Ausdrücken aus. Im Malayischen giebt es nicht weniger als zwanzig Lautbildungen für den Begriff schlagen, je nach dem mit einem dünnen oder dicken Holz, sanft, von oben nach unten, von unten nach oben, in einer Richtung, mit der Hand, mit

[1]) Steinthal, Sprachtypen. S. 156. Whitney, Study of language. S. 338.

der flachen Hand, mit der Faust, mit einer Keule, mit einer scharfen Kante, mit einer Fläche, etwas gegen etwas, mit einem Hammer geschlagen oder etwas wie ein Nagel eingeschlagen wird.

Ueber den Norden Asiens und Europas in fünf grossen Gruppen, der tungusischen, mongolischen, türkischen, samojedischen und finnischen, hingelagert, finden wir einen Sprachbau, der sich streng auf Wurzelzusätze (Suffixe) beschränkt. Mittels dieser Zusätze wird die grammatische Verrichtung eines Wortes im Satze schon ziemlich scharf bestimmt. Der Zusatz *-sit* bezeichnet eine Person, die mit dem Gegenstand der vorausgehenden Wurzel sich beschäftigt. Aus *ati* Waare bildet der Jakute *ati-sit* Kaufmann, aus *aji* Schöpfung *aji-sit* Schöpfer. Durch Anfügung von *-ir* wird eine Thätigkeit bezeichnet und aus *tial* Wind wird daher *tial-ir* wehen. Dieser Gruppirung von Wurzeln ist keine Grenze gesetzt, so dass, um an ein oft gebrauchtes Beispiel zu erinnern, der Osmane den Gedanken: nicht dazu gebracht werden können sich einander zu lieben, durch die Gruppirung *sev-isch-dir-il-eme* in einem Worte aussprechen kann. Uebrigens gestatten auch Formsprachen eine ausserordentliche Anhäufung der sinnbegrenzenden Lautglieder, z. B. das Englische in folgender Reihe: *true*, *tru-th*, *truth-ful*, *thruthful-ness*, *un-thruthfulness*. Die Einfachheit des suffigirenden Verfahrens und die Aussicht, einen verwickelten Gedanken in einer einzigen Silbengruppe auszusprechen, mag anfangs bestechen; dennoch sind diese Sprachen nie dahin gelangt, ein Zeitwort zu bilden, sondern sie begnügen sich mit Benennungen der Thätigkeitsträger (Nomina verbi), etwa wie wir sagen die Mitlebenden (Nomen praesentis), die Verstorbenen (Nomen perfecti), der Gefangene, der Absender[1]). Im Türkischen bedeutet

dog-mak schlagen
dog-ur ein schlagender
dog-ur-um ein schlagender ich = ich schlage
dog-ur-lar schlagende (Schläger) sie = sie schlagen[2]).

Die Sprachen der ural-altaischen Völker bereichern uns mit einem Einblick in die Vorgänge der Wortbildung. Ihr Sprachbau begnügt sich nämlich nur mit der Anlötung (Agglutination) von Lautgruppen. Etwas Aehnliches kommt selbst in solchen Sprachen noch vor, bei denen sonst Verschmelzungen üblich sind. Treten zwei Lautgruppen zusammen, ohne sich zu verändern und ohne ihren selbständigen Sinn zu verlieren, so sind sie nur locker geeinigt (agglutinirt). Wenn wir solche Wörter wie *mut-voll*, *geist-reich*,

[1]) Steinthal, Sprachtypen. S. 193.
[2]) Whitney, Study of language. S. 319.

laut-arm in ihre beiden Hälften zerschneiden, können das Hauptwort wie der sinnbegrenzende Zusatz für sich allein fortbestehen. Auf solche Bildungen beschränken sich die ural-altaischen Sprachen, überhaupt alle solche, die sich mit der Anlötung begnügen. Wurden aber längere Zeit dieselben Wurzeln vorzugsweise nur zur Sinnbegrenzung verwendet und verloren sie durch den Gebrauch ihre Selbständigkeit, so dass sie nur noch zur Aushilfe dienten, entschwand später ihre ursprüngliche Bedeutung dem Bewusstsein der Sprechenden, so wurde bereits eine höhere Gliederung des Sprachbaues erreicht. Diesen Fall vertreten Bildungen in unserer Sprache wie *tugend-haft*, *trag-bar*, *un-deutlich*. Die Anhängsel *-haft*, *-bar* und die Vorsatzsilbe *un-* können in unserer Sprache nicht mehr selbständig auftreten, sie haben ihre Freiheit eingebüsst, seit ihre ursprüngliche Form und ihre ehemalige Bedeutung dem Sprachverständnis entrückt wurden. Freilich ist noch ein dritter Fall denkbar, dass in Folge der Anlötung die sinnbegrenzende Wurzel eine Lautabänderung in der Hauptwurzel vollzog und beide Gruppen derartig verschmolzen, dass nun keine von beiden selbständig mehr bestehen kann, wie etwa in solchen Bildungen als *hölz-ern*, *lüst-ern*, *schwier-ig*, *bläu-lich*.

Ein Keim zu Lautverwandlungen ist nun schon in den ural-altaischen Sprachen vorhanden, wenn er auch nur durch das Bestreben nach Wohlklang (Vokalharmonie) herbeigeführt wurde. Die acht Vokale jener Sprachen zerfallen nämlich in schwere, leichte, harte und weiche, und nach dem Sprachgebrauch darf in der nachfolgenden Zusatzwurzel entweder nur derselbe oder irgend ein bestimmter anderer Vokal folgen. So besteht im Jakutischen die Nachsatzwurzel, welche die Mehrheit ausdrückt, aus der Lautgruppe *l-r*, welcher Vokal aber zwischen *l* und *r* hineinzutreten habe, wird durch den Vokal der Hauptwurzel entschieden, so dass *aχa-lar* die Väter, *oχo-lor* die Kinder, *äsä-lär* die Bären gebildet werden muss. Dieses musikalische Bestreben könnte bewirken, dass vielleicht in späterer Zeit die Verschmelzung der Begrenzungszusätze (Suffixe) mit dem herrschenden Wort sich gänzlich vollzöge.

Lehrreich ist es daher, dass wir auf einem anderen Sprachgebiete, nämlich bei den nichtarischen Bewohnern Südindiens oder der Dravidagruppe ebenfalls lautharmonische Gesetze, jedoch mit rückwärts gerichteter Wirkung antreffen. Dort nämlich tritt der Vokal der sinnbegrenzenden Silbe als Herrscher auf und zwingt den Vokal der vorausgehenden Hauptwurzel, sich mit ihm in Wohlklang zu setzen. Die Worte *katti* Messer und *puli* Tiger verwandeln sich durch den Begrenzungszusatz *lu*, der eine Mehrheit

ausdrückt, nicht in *katti-lu* und *puli-lu*, sondern in *kattulu* die Messer und *pululu* die Tiger[1]).

Wenn die ural-altaischen Sprachen die sinnbegrenzenden Wurzeln stets der Hauptwurzel nachfolgen lassen, also zu den nachsetzenden (suffigirenden) Sprachen gehören, so finden wir in ganz Südafrika bis über den Aequator hinaus mit einziger Ausnahme der Hottentotten und Buschmänner innig verwandte Sprachen, welche sämtlich die sinnbegrenzenden Silben der Hauptwurzel vorausschicken, jedoch auch Zusätze (Suffixe) nicht ausschliessen. Wenn wir bei der Delagoabai an der Ostküste beginnen und nach Süden fortschreiten, stossen wir auf Flüsse mit den Namen Um-komanzi, Um-zuti, Um-kuzi, Um-volosi, Um-hlutane, Um-lazi, Um-gababa, Um-kamazi, Um-tenta u. s. f.[2]). Daraus könnte man schliessen, dass das Präfix *um* Wasser bedeute, wie im Deutschen das Suffix *-ach* in Namen wie Bacharach, Aichach, Lörrach, Elzach. Doch finden sich auch südafrikanische Namen für Berge und Ortsnamen, denen die Silbe *um* vorausgeht. Hordennamen werden gebildet durch die Vorsatzsilbe *ma*, Ma-tebele, Ma-sai, Ma-kua, Ma-ravi, Ma-kololo, oder durch das Doppelpräfix *a-ma*, wie Ama-χosa, Ama-pondo, Ama-tonga, Ama-zulu, wofür wir setzen könnten: die Leute des Häuptlings Xosa, Pondo, Tonga, Zulu. Vielleicht gab es in einer nicht allzu entfernten Vergangenheit einen Häuptling Namens Suto, nach ihm benannten sich die Ba-suto als Leute des Suto, der einzelne hiess ein Ma-suto, ihr Land nannten sie Le-suto und ihre Sprache Se-suto. Aus diesem Beispiele erkennen wir, welche sinnbegrenzenden Wirkungen die Vorsatzsilben *ba-*, *ma-*, *le-* und *se-* nach sich ziehen. Da, wo sich diese Präfixe in Vollständigkeit erhalten haben, finden wir deren 16, vielleicht 18, von denen die meisten entweder nur eine Mehrheit oder nur die Einheit anzeigen. Nur zwei von diesen Vorsatzsilben unterscheiden unzweideutig natürliche Unterschiede, nämlich *mu* und *ba*, beide werden für Personen, die eine für die Einheit, die andere für die Mehrheit gesetzt und vielleicht bedeutete ehemals *mu* Person und *ba* Leute[3]). Dem entsprechend ist in der Sprache der Waganda, des herrschenden Negervolkes am Nordufer des Viktoria-Sees, wie in vielen Negersprachen Aequatorial-Afrikas, *u* die Präfixbezeichnung für Land, z. B. in Uganda, dem Heimatsnamen der Waganda, *m* diejenige für eine einzelne Person, *wa* für eine Mehrzahl solcher, z. B. *mkungu* ein General, *wakungu* deren mehrere[4]).

[1]) Fr. Müller, Reise der Fregatte Novara. Linguistischer Teil. S. 81.

[2]) Bacmeister im Ausland. 1871. S. 577.

[3]) Bleek, Comparative Grammar of South African languages. London 1869. S. 95.

[4]) Stanley, Durch den dunkeln Weltteil. Bd. 1. S. 209.

Jedes Nomen trägt in diesen Bantusprachen sein Klassenpräfix, und jedem Zeitwort ist sein Personal-Pronomen präfigirt[1]), so dass ein Präfix ein so unerlässlicher Bestandteil eines Wortes in diesen Sprachen ist, wie ein Suffix in den älteren Zweigen der arischen Sprachenfamilie[2]). Dass die Vorsatzsilben ehemals selbständige Worte waren, dürfen wir vertrauensvoll aussprechen, aber ihre Bedeutung ist aus dem Bewusstsein der jetzigen Geschlechter entschwunden, und die Sprachgliederung ist hier bereits so weit gediehen, dass Lautgruppen ausschliesslich zu grammatischen Leistungen verwendet werden. Der Gebrauch der Präfixe erfordert unter anderm, dass das Eigenschaftswort die nämliche Vorsatzsilbe wie das Hauptwort empfängt. Wäre das Lateinische eine präfigirende Sprache, so würde es statt *vin-um bon-um* heissen müssen *um-vin um-bon.* Im Zulu bedeutet *tyi* Stein und *bi* hässlich, *i* ist der unbestimmte Artikel und *li* das unerlässliche stellvertretende Präfix. Daher entsteht *i-li-tyi i-li-bi* ein hässlicher Stein. Ja sogar der Genetiv wird durch das Präfix des Nominativs ausgedrückt; so heisst im Zulu *i-si-tya s-o-m-fazi* die Schüssel der Frau und *u-kudhla kw-o-m-fazi* die Nahrung der Frau. *S-o-m-fazi* und *kw-o-m-fazi* sind die Genetive von *u-m-fazi* Frau, die mit dem Hauptwort im Präfix zusammenklingen[3]). Uebrigens verwenden die südafrikanischen Völker auch Suffixe zu vielgliedrigen Wortbildungen[4]).

Eine neue Art des Sprachbaues treffen wir bei den Völkern Amerikas mit Ausschluss der Eskimos. Wilhelm von Humboldt hat ihr Verfahren das einverleibende genannt, weil dabei die Satzbildung völlig von der Wortbildung verdrängt werden kann. Der amerikanische Eingeborene vermag nämlich einen verwickelten Gedanken in ein einziges Wort zusammenzumauern. In der Tschirokisprache kann man sagen: *wi-ni-taw-ti-ge-gi-na-li-skaw-lung-ta-naw-ne-le-ti-se-sti,* was so viel bedeutet wie: sie werden um diese Zeit zu Ende gekommen sein mit ihren (Gunst-) Bezeigungen an dich und mich[5]). Selbst in solchen amerikanischen Sprachen, die nur einen mässigen

[1]) Lepsius, Nubische Grammatik. Berlin 1880. S. XXI, XXVII.

[2]) Whitney, Study of language. S. 345. In der Sutosprache sagt man *ba-ntu* (Menschen) *ba-otle* (alle) *ba-molemo* (gute) *ba-lefatse* (der Welt) *ba-ratoa* (die Geliebten), was so viel bedeutet wie: in der Welt werden alle guten Menschen geliebt. Casalis, Les Bassoutos. S. 339.

[3]) Bleek im Journ. of the Anthrop. Institute. Bd. 1. London 1872. S. 71.

[4]) Aus *bona* sehen wird gebildet *isi-bono* Gegenstand des Sehens, *isi-boniso* Vision, *bon-akala* erscheinen, *isi-bonakala* Erscheinung, *isi-bonakaliso* Offenbarung. Fr. Müller, Reise der Fregatte Novara. Anthropologischer Teil. Abteil. III. S. 112.

[5]) Whitney, Study of language. S. 349.

Gebrauch der Einverleibung verstatten, wird doch stets zwischen das Subjekt und Zeitwort das Objekt hineingeschoben. Obendrein werden noch Silben der eingeschobenen Wörter verschluckt, so dass dann die verstümmelte Lautgruppe nur noch im Zusammenhang verständlich bleibt. In der Delawarensprache wird aus *opik* weiss und *assuun* Stein, *opossum* Weissstein gebildet und damit das Silber bezeichnet[1]). Ist es auch nicht strenges Gesetz, dass wir bei hochgesitteten Völkern auch hochentwickelte Sprachen finden, da wir ja kurz zuvor das Gegenteil bei den Chinesen eintreten sahen, und umgekehrt das Hottentottische uns sogleich überzeugen soll, dass einer höher entwickelten Sprache nicht immer eine Gesittung von gleicher Würde entspricht, so erregt gleichwohl eine hochentwickelte Sprache die Erwartung, in ihrem Gebiete bürgerliche Zustände von höherer Reife anzutreffen. In Amerika redete das höchste Kulturvolk, das altmexikanische, auch die bestentwickelte Sprache, das Nahuatl. Schon der letztere Name deutet durch die Endlaute *-tl* auf einen günstigen Fortschritt. Die Sprachen aus dem ural-altaischen Kreise waren noch gar nicht zur rechten Wortbildung gelangt, während im Altmexikanischen an dem Auslaute *-tl* Hauptwörter kenntlich werden. Das Wort *teo-tl* Gott verliert bei Zusammensetzungen die angehängten Laute, wie *teo-calli* Gotteshaus, Tempel oder *teo-tlaltolli* Gottes Wort. Aus diesen Beispielen gewahrt man zugleich, dass noch nicht alle nahuatlakischen Hauptwörter mit dem *tl*-Suffix versehen sind[2]). Das Altmexikanische bedient sich zwar wie alle amerikanischen Sprachen der Einverleibung und schiebt das Objekt zwischen Subjekt und Zeitwort ein, wie aus *schotschi-tl* Blume und *ni-temoa* ich suche, *ni-schotschi-temoa* ich suche Blumen gebildet wird, doch ist daneben auch ein anderer Satzbau im Gebrauch, dass nämlich zwischen Subjekt und Zeitwort nur das Pronomen es *k* oder jemand *te* oder etwas *tla* eingeschaltet wird und dann erst das Objekt folgt. Aus *ni* ich, *k* es, *miktia* töten, *se* ein, *totolin* Huhn, bildet der Nahuatlake den Satz *ni-k-miktia se totolin* ich es töte ein Huhn. Auf diese Weise wurde dann wieder dem Uebermaass der Einverleibung gesteuert. Die Plurale, die nur bei belebten Dingen, zu denen auch die Sterne gezählt werden, vorkommen[3]), werden auch im Nahuatl durch Anfügung der Suffixe

[1]) Schoolcraft bei Tylor, Urgeschichte. S. 273.

[2]) Steinthal, Charakteristik. S. 203.

[3]) Auch in der Algonkinsprache wird zwischen einem belebten und einem unbelebten Geschlecht unterschieden, zu ersterem aber die Sonne, der Mond, die Sterne, Blitz und Donner, die Opfersteine, die Adlerfeder, der Kessel, die

mé und *tin* ausgedrückt, wie *itschka-tl* Schaf, *itschka-mé* Schafe, oder *ta-tli* Vater, *ta-tin* Väter. An geistreichen Wortbildungen ist ebenfalls kein Mangel: aus *ome* zwei und *jolli* Herz entsteht *omejolloa* zweifeln, aus *nakastli* Ohr und *tsatsi* schreien *nakatsatsa-tl* einer dem ins Ohr geschrieen wird, ein Tauber.

Bei den Präfixsprachen der südafrikanischen Neger bedeutet *um-tu* einen Mann, *um-fazi* eine Frau, *um-ti* einen Baum. Die nämliche Vorsatzsilbe dient also für Gegenstände, die doch als männlich, weiblich und als geschlechtslos hätten aufgefasst werden sollen. Wird erst das Hauptwort vom Zeitwort durch wahrnehmbare Lautzusätze unterschieden, so kann auch das Geschlecht der Hauptwörter getrennt werden. Bisher handelte es sich nur um Sprachen, welche grammatische Geschlechter nicht unterschieden, jetzt aber wenden wir uns zu denen, welche die Sexualität ausdrücken. Wie wirksam bei der Mythenbildung dieser Sprachvorzug gewesen sei, kann erst später erläutert werden, hier wollen wir nur andeuten, dass überhaupt die Forderung eines grammatischen Geschlechtes zu schärferer Beobachtung der Aussendinge anregte. Spuren einer Geschlechtsunterscheidung, wenigstens beim Fürwort der dritten Person, sind im Tarawa[1]), der Sprache auf den Gilbert- oder Kingsmill-Inseln anzutreffen, andere finden sich in Südamerika bei den Abiponen[2]), den Arowaken und Maypuren[3]), endlich im Khasi, der Sprache der Khasia des indischen Assam[4]). Durch ein doppeltes grammatisches Geschlecht zeichnen sich in Afrika aus die Sprachen der Hottentotten, mehrerer Negervölker des Sudan, namentlich der Hausa-Neger, endlich der hierin den Semiten und Indogermanen durchaus ebenbürtigen Hamiten, also auch die der Altägypter[5]). Die Sexualität ist überhaupt der wichtigste Fortschritt im Sprachbau dieses letzteren Kulturvolkes. Sonst sind die Wurzeln des Altägyptischen vorwiegend einsilbige und manche unter ihnen können wie im Chinesischen als Hauptwort, Zeitwort und Eigenschaftswort auftreten. Dieselbe Lautgruppe bezeichnet schreiben, eine Schrift und einen Schreiber, dieselbe leben, lebendig und das Leben. Andere Wurzeln jedoch dienen nur als Haupt- oder als Zeitwort. Ein vorgesetzter Artikel, der freilich nur locker verbunden ist, lässt indes das Hauptwort deut-

Tabakspfeife, die Trommel und das Wampun gezählt. Tylor, Anfänge der Kultur. Bd. 1. S. 299.

1) Hale, Unit. States Expl. Expedition. Ethnography. S. 441.

2) Dobrizhoffer, Geschichte der Abiponer. Bd. 2. S. 200—206.

3) Bleek im Journ. of the Anthropol. Institute. Bd. 1. S. 93.

4) Bleek a. a. O. Proceedings. S. LXVII.

5) Lepsius a. a. O. S. XXV f., XLIX, LIX f.

lich erkennen, eine Deklination ist aber noch nicht vorhanden, sondern wird durch vorgesetzte Präpositionen vertreten. Bei der Bildung des Zeitwortes werden übrigens die Fürwörter locker dem Stamme angefügt, Zeit und Modus aber durch vorgesetzte Hilfsworte ausgedrückt. Da aber diese pronominalen Suffixe auch an Hauptwörter angehängt werden und dann den Besitz ausdrücken, so wird die Trennung des Zeitwortes vom Hauptworte noch immer nicht streng vollzogen. *Ran-i* kann übersetzt werden: ich nenne, aber auch: mein Name, wörtlich bedeutet es mein Nennen[1]). In manchen ihrer Wortbildungen ist diese Sprache so kahl wie das Chinesische, ja mitunter zweideutiger als das letztere, welches durch seine strengen Stellungsgesetze für Klarheit des Verständnisses sorgt. Doch erhaben ist es wiederum über diese Sprache, insofern die sinnbegrenzenden Zusatzlaute ganz unselbständig sowie ihre ursprünglichen Formen und Bedeutungen durch Verschluckung und Abschleifung meist bis auf einen einzigen Konsonanten ganz unkenntlich geworden sind, so dass sie also nur noch zu grammatischen Zwecken dienen.

Eine breite Kluft liegt zwischen den höchst entwickelten der niederen Sprachen und denen des semitischen und arischen Völkerkreises. Hier sind die sinnbegrenzenden Lautbestandteile meistens fest zusammengeschmolzen mit dem Hauptstamme. Die Wurzelhaftigkeit ist am Hauptwort und Zeitwort völlig verschwunden, eine wahre Beugung und eine wahre Wandelung sind vorhanden, nur werden sie bei den Ariern und Semiten auf ganz verschiedene Art vollzogen. Die Sprachen Vorderasiens oder die semitischen sind kenntlich daran, dass ihre Stämme stets drei Konsonanten zeigen, wenn auch oft genug der dritte Konsonant dürftig oder kümmerlich vertreten ist. Vor, nach oder zwischen diese Konsonanten werden Vokale eingeschoben, welche die Sinnbegrenzung vollziehen. Der Konsonant ist, wie Steinthal es glücklich ausspricht, der Stoff des Gedankens und der Vokal verleiht ihm die Gestalt. Man könnte auch den ersteren mit dem Marmorblock vergleichen, den andern mit dem Bildhauer. Ein oft benutztes Beispiel wird das eben Gesagte erläutern. Für alles, was sich auf das Vergiessen von Menschenblut bezieht, verwendet die arabische Sprache die Dreikonsonantengruppe *q-t-l*. Daraus bildet sie

qatala er tötet
qutila er wurde getötet
qutilu sie wurden getötet

[1]) Whitney, Study of language. S. 342.

uqtul töten
qatil tötend
iqtal Tötung verursachen
quatl Mord
qitl Feind
qutl mörderisch.

Bei dem Zeitwort verleiht der mittlere Vokal eine transitive oder intransitive Bedeutung, am Vokal der ersten Stammsilbe wird das Aktivum *(a)* vom Passivum *(u)* unterschieden, und am Vokal des letzten Konsonanten der Modus, wobei *u* den Indikativ, *a* den Konjunktiv ausdrückt, während beim Jussiv, der eine Aufforderung enthält, der Vokal gänzlich wegfällt. Die anderen Wandlungen des Zeitwortes werden durch Präfixe und Suffixe vollzogen, die aber ebenfalls eine Lautwirkung auf die Vokale der Silben, denen sie vorgesetzt oder angehängt werden, ausüben. Endsilben bezeichnen Einheit oder Mehrheit, sowie die drei Kasus (Nominativ, Genetiv und Accusativ).

Wir dürfen mit Recht bewundern und staunen, wie es im Bau der semitischen Sprachen dem menschlichen Verstand gelungen ist, den Lauten der Sprachwerkzeuge eine sinnbildliche Bedeutung verliehen zu haben und dieses Werkzeug des Gedankenaustausches auf das höchste zu vergeistigen. Die Entwicklungsgeschichte dieses Vorganges bleibt uns vorläufig völlig dunkel, da nicht einmal Vermutungen vorhanden sind über die früheren Stufen, welche die Sprachbildung überstiegen hat.

Eine ebenbürtige, oder wie viele wollen, eine höhere Stellung nehmen die Sprachen ein, welche sich um das Sanskrit als Geschwister scharen, die Sprachen der Indogermanen oder Indoeuropäer. Ihr Vorrang vor der semitischen Gruppe lässt sich zunächst darauf begründen, dass nicht wie bei diesen zwei, sondern drei Geschlechter oder vielmehr geschlechtliche und geschlechtslose Dinge unterschieden werden. Dieser Vorzug ist aber im Laufe der Zeiten zum Teil wieder verloren gegangen. Das Neuenglische unterscheidet mit wenigen Ausnahmen die Geschlechter nur noch bei Menschen und Tieren, sowie die geschlechtslosen Dinge. Auch für die deutsche Sprache sind, wie Steinthal bemerkt, die schönen Zeiten vorüber, wo wir noch sagten: je zweene für ein Männerpaar, je zwo für ein Frauenpaar, je zwei für ein Kinderpaar oder für Mann und Frau zusammen. Das Armenische endlich kennt keine grammatische Geschlechtsunterscheidung[1]). Viel bedeutsamer ist es aber noch,

[1]) Mordtmann, Allgem. Zeitung. 1871. S. 6374.

dass die arischen Sprachen allein ein Zeitwort *sein* besitzen, welches selbst den semitischen Sprachen fehlt, die den Gedanken der Güte Gottes nicht durch die Worte ausdrücken können „Gott ist gütig“, sondern sagen müssen „Gott der Gütige“ oder „Gott, er der Gütige“, in welchen Sprachen daher auch nicht die Behauptung möglich war: ich denke, folglich bin ich.

Die Entwicklungsgeschichte innerhalb dieses Sprachenkreises ist weit durchsichtiger als bei dem semitischen. Alle Untersuchungen haben dahin geführt, dass unsere Ahnen in einer grauen Vorzeit mit einem mässigen Schatze einsilbiger Wurzeln ihren Gedankenaustausch vollziehen konnten und ihre Sprache auf einer Stufe stand, wie noch jetzt das Chinesische. Doch trat die Scheidung der Wurzeln für die Pronomina so früh ein, dass sie manchen Beobachtern sogar als etwas Ursprüngliches erscheint[1]). Die Ansicht Jakob Grimms, dass der Stamm der Wurzel *tu* auf den Begriff gross sein, wachsen zurückführe, so dass *du* eigentlich Grösse bedeutet oder etwa heutige Prädikate wie Euer Gnaden vertrete, wird von Kleinpaul durch die Beobachtung gestützt, dass der Chinese aus Höflichkeit im Gespräche sich selbst erniedrigt und statt *ich habe* sich ausdrückt *Diener hat, Knecht hat, Dummkopf hat*[2]). Im Deutschen hört man ganz ähnlich das Wort *ich* durch *meine Wenigkeit* ersetzen. Die Wortbildung geschah ursprünglich durch Anlötung der sinnbegrenzenden Wurzel am Ende, während Präfixe nur sehr spärlich angewendet wurden, nämlich hauptsächlich bei Verneinungen durch *un* in un-dankbar oder *a* in A-theismus, dann durch vortretende Präpositionen, wie *vor*schlagen, *durch*schauen, endlich durch das vorausgehende *a* des sogenannten Augmentes bei dem ursprünglichen Tempus der Vergangenheit[3]). Die deutsche Sprache ist übrigens reich an Präfixen, deren ursprüngliche Bedeutung dem Verständnis entschwunden ist, wie *be*schreiben, *er*gründen, *zer*fleischen, *ver*kaufen u. s. w. Die ursprüngliche Bedeutung dieser Hilfswörtchen gehört längst der Vergessenheit an, und so treten sie nur noch in Dienstbarkeit als sinnbegrenzende Lautgruppen an oder vor die Hauptwurzel. In neueren Zeiten aber trat ein Verfall der Formbildungen namentlich in den germanischen Sprachen ein. Nachdem die Flexionsendungen bis zur Unkenntlichkeit sich abgestumpft hatten, griff die Sprachbildung zum Ersatz für bedeutsame Affixe und Reduplikationen zu einem früher nur zufällig und beiläufig angewendeten

[1]) Whitney, Study of language. S. 261.
[2]) Zeitschrift für Völkerpsychologie. Bd. 6. 1869. S. 363.
[3]) Whitney a. a. O. S. 256, 267.

Mittel der Sinnbegrenzung, zu dem Vokalwandel. Sie benutzte den Umlaut von *a*, *o*, *u* in *ä*, *ö*, *ü* zur Bildung teils der Plurale, teils der Konjunktive (Vater, Väter, Mutter, Mütter oder konnte, könnte, trug, trüge) sowie den Ablaut zu verschiedenen Verrichtungen, vorzüglich zur Zeitabstufung bei Thätigkeitsausdrücken (hebe, hob, Abhub; gebe, gab, giebst; graben, Grube). So gewöhnte sich der deutsche Sprachsinn an einen Vokalwandel, fast wie der semitische; vielleicht dass die semitischen Sprachen auf ähnlichen Wegen zu ihrer sinnbildlichen Vokalisirung gelangt sind.

III.

Die Sprache als Klassifikationsmittel der Völkerkunde.

Um die vielgestaltigen Erscheinungen innerhalb des Menschengeschlechtes zu sondern und in Gruppen zu ordnen, bedürfen wir Merkmale, die dauernd auftreten. Wenn also die Sprachen sich beständig ändern, nicht blos der Sinn gewisser Lautgruppen sich in bedenklich rascher Zeit verwandelt, sondern auch der Sprachlaut selbst ein anderer werden kann, so sinkt die Hoffnung tief herab, dass die Sprache für Klassifikationszwecke uns Dienste leisten könne. Wir wissen nur zu genau, dass die Bewohner Frankreichs vor der römischen Herrschaft eine keltische Sprache redeten, diese aber mit einer neulateinischen vertauschten. Die Bewohner Deutschlands östlich von der Elbe gehörten vor etwa tausend Jahren zur slavischen Familie. Umgekehrt redeten die Bewohner Islands und Norwegens noch vor acht Jahrhunderten die nämliche Sprache. In Island hat sie sich beinahe unverändert erhalten, in Norwegen stark verändert. Selbst wenn uns hier noch der Trost bliebe, dass diese Wandlungen sich innerhalb desselben urverwandten Sprachenkreises vollzogen haben, so dass der Uebergang ausnahmsweise erleichtert war, so fällt auch diese Stütze hinweg, wenn die Abkömmlinge von Afrikanern, die als Sklaven nach den Vereinigten Staaten gebracht wurden, englisch und zahlreiche Eingeborene Amerikas spanisch reden. Wollten wir also die Völker nur nach den Sprachen ordnen, so müssten wir Neger mit Angelsachsen und reinblütige Indianer mit den Abkömmlingen romanischer Europäer in die nämliche Abteilung versetzen.

Daraus ergiebt sich die Notwendigkeit, dass, ehe wir aus der Sprachengleichheit oder Sprachenähnlichkeit auf irgend eine Verwandtschaft schliessen, geschichtlich zuvor untersucht werde, ob nicht die Uebereinstimmung der Sprache nur durch einen gesellschaftlichen Zwang erzeugt worden sei. Selbst wo eine solche Besorgnis fehlt, darf die Sprache nur als Merkmal zweiter Ordnung betrachtet werden. Sprachgemeinsamkeit zwischen Horden und Völkerstämmen beweist nichts weiter, als dass in irgend einer Vorzeit die Glieder einer Sprachengruppe eine gemeinsame Heimat bewohnten und innig unter einander verkehrten. Damit ist jedoch

auch hinreichend viel bewiesen, denn da alle Menschenstämme unter einander fruchtbare Mischlinge erzeugen, so genügt der Aufenthalt in einer und derselben Heimat, um selbst aus physisch verschiedenen Bruchteilen des Menschengeschlechts eine neue Mischrasse zu erzeugen. Es könnte sich aber das Bedenken auch hier wieder regen, dass eine gemeinsame Heimat von zwei physisch getrennten Rassen bewohnt werden, beide eine herrschende Sprache vereinigen und dennoch keine oder doch nur eine spärliche Blutmischung statthaben könne. Wir sehen diese Fälle in den Vereinigten Staaten und in Indien verwirklicht, wo nur ausnahmsweise zwischen Weissen und Farbigen, zwischen Ariern hoher und Eingeborenen niederer Kaste Blutmischungen eintreten; Tungusen am Amur reden wenigstens neben ihrer eigenen Sprache bisweilen ganz geläufig jakutisch, sie haben aber nie einen Jakuten zu Gesicht bekommen, sondern von stammverwandten Tungusen das Jakutische als weitverbreitete Handelssprache Ostsibiriens erlernt[1]). Jenes Bedenken ist demnach allerdings nicht aus dem Auge zu verlieren, aber Beispiele wie die letzterwähnten stehen doch vereinzelt. Weder die Semiten, noch die Hamiten, noch unter den Europäern Spanier, Portugiesen und Franzosen haben eine gleiche Abneigung gegen Ehen mit Negern gezeigt wie die Angelsachsen. Nur sehr hochgestiegene Völker neben sehr niedrigstehenden werden durch Kastenbewusstsein von einer Blutmischung abgehalten. Bei jugendlichen Menschenstämmen ist nichts derartiges zu befürchten. Da ferner der Sprachbau zu seiner Entwicklung lange Zeiträume erfordert, während deren die Glieder einer linguistischen Familie im engsten Gedankenverkehr standen, so wird bei Völkerschaften, welche eine Gemeinschaft der Wortbildung und der Redeteile verknüpft, mit einiger Sicherheit auf eine gemeinsame Abkunft oder eine fortgesetzte Verschwägerung geschlossen werden dürfen. Dass die sogenannten Indogermanen, dass die Semiten, dass die südafrikanischen Bantuvölker in derselben Heimat durch innigen Verkehr die Grundzüge ihres Wort- und Satzbaues entwickelten und sich eines gemeinsamen Wurzelschatzes bedienten, daran zweifelt jetzt kein Unterrichteter mehr. Schwerlich aber wäre es durch Vergleichung von Körpermerkmalen gelungen, in den Bewohnern Islands und den Hindus hoher Kaste, in den Bewohnern Madagaskars und der Osterinsel Abkömmlinge von Vorfahren zu erkennen, die eine gemeinsame Heimat bewohnten und unter einander heirateten. Nach Erfüllung aller kritischen Vorsichtsmaassregeln die Sprache auch dann als Klassifikationsmittel ver-

[1]) v. **Middendorff**, Reise in den äussersten Norden und Osten Sibiriens. Bd. 4. St. Petersburg 1875. S. 1547.

schmähen oder sich über die Ergebnisse der linguistischen Forschungen unserer Tage hinwegsetzen wird nur der, welcher sich über die Ausdauer der Körpermerkmale überspannte Vorstellungen gebildet hat. Wo aber die Sprachvergleichung sich mit den Rassenmerkmalen in Widerspruch befindet, da müssen wir notwendig an eine Blutmischung denken. Wir werden daher nicht zögern, die Bewohner Kaschgariens zu den türkischen Mischvölkern zu zählen, denn nach ihrem Gesichtstypus müssten sie sonst unter die Indogermanen gereiht werden. Wir haben nämlich bei ihnen anzunehmen, dass der herrschende türkisch redende Volksstamm mit den unterworfenen Tadschik, iranischer Abkunft, so stark sich vermischt habe, dass seine ursprünglichen Körpermerkmale völlig sich verloren.

Die Sprachverwandtschaften, die sich auf Gemeinsamkeit der sinnbegrenzenden Hilfssilben gründen, werden unangefochten von allen Linguisten anerkannt. Bedenklicher sind die Fälle und geteilter die Meinungen bei Aehnlichkeiten, die nur auf dem übereinstimmenden Wesen des Sprachbaues beruhen. Selbst hier aber herrscht Einmütigkeit wenigstens in Bezug auf die Eingeborenen Amerikas. Noch allen Linguisten hat die Gemeinsamkeit des einverleibenden Verfahrens genügt, um sie als Glieder einer Menschenfamilie zu betrachten und von ihnen die Eskimos abzusondern, die ihre Worte durch Suffixe bilden, zumal auch bei den ersteren keine scharfen körperlichen Sondermerkmale zu irgend einer tiefgreifenden Trennung ermutigen könnten. Viel besorgter müssen wir auf die Zusammenfassung der ural-altaischen Völker blicken, bei denen das Gemeinschaftliche der einzelnen Gruppen nur im Typus des Sprachbaues beruht, in ihrer Beschränkung auf suffigirte Formelemente. Selbst bei ihnen nehmen wir noch die Abkunft aus einer gemeinsamen Heimat an, weil wenigstens die Besonderheit ihrer lautharmonischen Gesetze ihnen allein eigen ist und wir vermuten dürfen, dass, wenn ihre Sprachdenkmale nicht, wie es der Fall ist, nur wenige Jahrhunderte, sondern ein paar Jahrtausende zurückreichten, wahrscheinlich eine innigere Verwandtschaft sich entdecken liesse, und endlich weil ihre Körperbeschaffenheit zu einer solchen Vereinigung ermutigt. Unzulässig dünkt uns dagegen, die ural-altaische Gruppe wieder zu einer turanischen Familie zu erweitern und die Dravidasprachen der eingeborenen Indier deswegen ihnen beizugesellen, weil auch sie Wohlklangsgesetze bei Wortbildungen beobachten. Weil aber diese Gesetze andere sind als in den ural-altaischen Sprachen, und auch die Körpermerkmale uns dazu zwingen, werden wir jene südindischen Bevölkerungen als ein getrenntes Glied der Familie behandeln.

DIE TECHNISCHEN, BÜRGERLICHEN UND RELIGIÖSEN ENTWICKLUNGS-STUFEN.

I.

Die Urzustände des Menschengeschlechtes.

Als die älteren und neueren überseeischen Entdeckungen den erstaunten Europäern die Zustände sogenannter wilder Völker nahe gerückt hatten, fehlte es nicht an überspannten Gemütern, welche sich unser Geschlecht bei seinem ersten Auftreten mit den höchsten körperlichen, geistigen und sittlichen Vorzügen ausgestattet dachten und ihren Mangel bei den farbigen Wald- und Inselbewohnern einem verschuldeten Herabsinken aus jenen goldenen Zuständen zuschrieben. Zur Widerlegung dieser längst unschädlich gewordenen Verstandesverirrung wird es heutigen Tages wohl genügen, hier auf die Sinnesänderung eines so verdienten Fachgelehrten wie v. Martius zu verweisen. Auf der Versammlung deutscher Naturforscher zu Freiburg im Jahre 1838 konnte er noch äussern: „Jeder Tag, den ich unter den Indianern Brasiliens zubrachte, vermehrte in mir die Ueberzeugung, dass sie einstens ganz anders gewesen und dass im Verlauf dunkler Jahrhunderte mancherlei Katastrophen über sie hereingebrochen seien, die sie zu ihrem dermaligen Zustand, zu einer ganz eigentümlichen Verkümmerung und Entartung herabgebracht haben.“ Ehe noch dreissig Jahre voll abgelaufen waren, hören wir dagegen aus seinem Munde über die nämlichen Völkerschaften die Worte: „Es liegen bis jetzt keine Gründe vor, dass der dermalige barbarische Zustand in diesen Gegenden ein sekundärer, dass ihm hier ein anderer von höherer Gesittung vorausgegangen, dass dieser Tummelplatz ephemerer unselbständiger Haufen jemals Schauplatz eines gebildeten Volkes gewesen sei[1]).“

[1]) Ethnographie. Bd. 1. S. 5, 375.

Ebenso wenig haben sich die Anschauungen der Reisenden aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts bewährt, die, wie Georg Forster, erfüllt von Rousseauschen Träumereien, die Südseebevölkerungen als ein glückliches, dem Naturzustande treues, von Kulturverirrungen noch nicht um das Menschenideal betrogenes Geschlecht beneideten. Lamanon, der Begleiter Lapérouses, behauptete eines Abends im Gespräche mit seinen Begleitern, dass die Wilden viel besser seien, als wir Kulturmenschen. Am andern Tage wurde er von ihnen erschlagen [1]). Die oft gerühmten Körperreize zwanglos einherschreitender Naturkinder werden gewöhnlich auf den photographischen Nachbildungen vermisst, die jetzt so reichlich in unsere Hände gelangen. Selbst dort, wo sie wirklich vorhanden sind und den hässlichen Bedrohungen entgehen, die ein irre geleiteter Geschmack ihnen auferlegt, fehlt sehr häufig die beste Pflege des menschlichen Körpers, nämlich die Sauberkeit. Das Haar bleibt ungeordnet und die Zähne ungereinigt, bei den Feuerländern sogar die Nase [2]). Gewisse Laster suchen wir nur bei hoch gestiegenen und tief gesunkenen Völkern, bei den Hellenen und im späteren Rom. Wer aber ein wenig vertraut ist mit den älteren spanischen Berichten über amerikanische Stämme, der weiss recht gut, dass sie Verfeinerungen kannten, an die weder die Römer, als Tiberius auf Capri weilte, noch die Byzantiner gedacht haben, als Theodora, die spätere Gemahlin des Kaisers Justinian, mit Schauspielerbanden umherzog [3]). Fügen wir noch hinzu, dass fast allen diesen Bevölkerungen die Gifte bekannt waren, die den befruchteten Menschenkeim zerstören und dass sie mit gedankenloser Leichtfertigkeit gebraucht wurden [4]). Aus allen diesen Nachtseiten unmündiger Völker haben rohe und lieblose Ansiedler in überseeischen Gebieten sich das Recht angemaasst, die Eingeborenen von ihrem Erbe hinweg zu kultiviren und den Rassenmord als einen Sieg der Gesittung zu preisen.

[1]) Schaafhausen im Archiv für Anthropologie. Bd. 1. 1866. S. 166. Genau ebenso schrieb Joh. Wilh. Helfer einen Tag, bevor ihn die Andamanen ermordeten, in sein Tagebuch: „Das also sind die so gefürchteten Wilden! Sie sind furchtsame Kinder der Natur, froh, wenn ihnen nichts Böses zugefügt wird.“ Helfers Reisen in Vorderasien und Indien. Leipzig 1873. Bd. 2. S. 260.

[2]) Serrano im Jahresbericht der geographischen Gesellschaft in Bern 1878/79. Bern 1879. S. 32.

[3]) Vespucci, Quattuor Navigations, passim. Geschlechtliche Verirrungen der Aleuten bei Erman, Zeitschrift für Ethnologie. 1871. S. 164, der Tschuktschen bei Wrangell, Reise in Sibirien. Bd. 2. S. 277, der Itelmen bei Steller, Kamtschatka. S. 289.

[4]) Eine Musterung über die Völker, bei denen dieses Verbrechen geduldet wird, ist unlängst im Archiv für Anthropologie (Bd. 5. 1872. S. 452) abgehalten worden.

Andere Schriftsteller, berauscht von Darwinschen Glaubenssätzen, wollen Bevölkerungen entdecken, die einen ehemaligen tierischen Zustand gleichsam zur Belehrung unserer Zeit noch festgehalten hätten. So sollen nach den Worten einer Schöpfungsgeschichte im Modegeschmack unserer Tage „in Süd-Asien und Ost-Afrika Menschen in Horden beisammen leben, grösstenteils auf Bäumen kletternd und Früchte verzehrend, die das Feuer nicht kennen und als Waffen nur Knüttel und Steine gebrauchen, wie es auch die höheren Affen zu thun pflegen". Diese Behauptungen sind nachweisbar aus der Schrift eines Bonner Gelehrten über den Zustand der wilden Völker[1]) geschöpft worden und beruhen dort auf den Aussagen eines afrikanischen Sklaven von den Doko, einem zwergartigen Volke im Süden von Schoa[2]), oder sie beziehen sich auf Mitteilungen bengalischer Pflanzer[3]) oder Erlebnisse eines Jagdabenteurers, dass in Indien einmal Mutter und Tochter, ein anderes Mal Mann und Frau in halb tierischem Zustande angetroffen worden waren[4]). Völkerschaften dagegen oder nur Horden in affenähnlichen Zuständen ist nirgends ein glaubwürdiger Reisender der Neuzeit begegnet. Es sind vielmehr selbst diejenigen Menschenstämme, welche nach den ersten oberflächlichen Schilderungen tief unter unsere eigene Gesittungsstufe gestellt worden waren, bei genauerer Bekanntschaft den gebildeten Völkern merklich wieder näher gerückt worden. Noch soll irgend ein Bruchteil des Menschengeschlechts entdeckt werden, bei welchem nicht künstlich geschärfte Waffen und mannigfaltige Geräte, sowie endlich die Kenntnis der Feuerbereitung angetroffen worden wäre.

Wohl hat ein in England gefeierter Anthropolog, Sir John Lubbock, in seinem Buche über die vorgeschichtlichen Zeiten etlichen Bewohnern der Inseln des stillen Meeres jeden Umgang mit dem Feuer abgesprochen, aber nicht ohne Unwillen bemerken wir in seiner Aufzählung auch die Eingeborenen von Tasmanien, da Sir John nur den Bericht Abel Tasmans nachzuschlagen gebraucht hätte[5]), um zu finden, dass bereits der erste Entdecker Rauchsäulen aus dem Innern der Insel habe aufsteigen sehen. Ganz genau so verhält es sich, wenn Lubbock den Bewohnern von Fakaafo die Bekanntschaft mit dem Feuer abspricht. Diese Südseeinsel gehört

[1]) Archiv für Anthropologie. Bd. 1. 1866. S. 166 f.

[2]) Krapf, Reisen in Ostafrika. Bd. 1. S. 76—79.

[3]) Pouchet, The plurality of the human race. London 1864. S. 18.

[4]) Ausland. 1860. S. 935.

[5]) Burney, Discoveries. Bd. 3. S. 70. Uebrigens besassen die Tasmanier eine Sage über Herabkunft des Feuers, s. Tylor, Urgeschichte. S. 301.

zur Unionsgruppe und liegt im Norden des Samoa-Archipels, dessen Bewohner wegen ihrer nautischen Geschicklichkeit und ihrer weiten Seefahrten die Navigatoren genannt worden sind und welche daher längst ihren Nachbarn auf Fakaafo das Feuer und die Feueranzündung überbracht haben würden, wenn es nötig gewesen wäre. Dass in der Mundart der Fakaafo-Leute dasselbe Wort für Feuer vorkommt, welches je nach den verschiedenen Mundarten der Malayen-Sprache ***api***, ***afi***, ***ahi*** lautet, wäre für jeden anderen eine hinreichende Warnung gewesen [1]). Sir John Lubbock dagegen beruhigt sein Gewissen mit der Ausrede, das Wort möge, wie in der verschwisterten Maori-Sprache, nur für Licht und Hitze stehen. Zur Begründung seiner Behauptung kann er sich nur auf den bekannten amerikanischen Seefahrer Wilkes berufen, der auf Fakaafo Feuerplätze allenthalben vermisste und deshalb vermutete, die Eingeborenen möchten ihre Nahrung roh verzehren. Ein Jahr nach Veröffentlichung von Wilkes' Entdeckerbericht erschien jedoch das grosse Werk seines Begleiters Horatio Hale über die Südseesprachen. Dieser hochgeschätzte Anthropolog bezeugt nicht nur, dass ein Wort für Feuer auf jener Insel vorhanden gewesen sei, sondern bemerkt ausdrücklich, um Wilkes' Irrtum zu widerlegen, dass er und seine Gefährten am Abend vor der Landung eine Rauchsäule von Fakaafo haben aufsteigen sehen [2]). Getrost vertreten wir daher den Satz, dass auf der ganzen Erde noch der Menschenstamm gefunden werden soll, der keinen Verkehr mit dem Feuer unterhielte.

Das Feuer ist aber ein gelehriger und starker Gehilfe des Menschen. Es ist ein unersetzliches Mittel, um solche Stoffveränderungen herbeizuführen, ohne welche die wichtigsten unserer Nahrungsmittel ungeniessbar wären. Mit dem Beistande des Feuers gelang es zuerst und gelingt es noch jetzt, Baumstämme in Fahrzeuge auszuhöhlen. Das Feuer allein verscheucht die grimmigen Raubtiere des Waldes und der Wüste, den afrikanischen Löwen, den asiatischen Tiger, den amerikanischen Jaguar. Am Feuer härteten die Menschen der Urzeit ihre rohen Waffen, die Spitzen ihrer hölzernen Speere. Das Feuer als Steppenbrand muss den Jägerstämmen in Australien, Südafrika, sowie in der neuen Welt in Ermangelung abgerichteter Hunde das Wild in Schussbereich treiben. Reste von verkohltem Holz und Asche sind aber sowohl in den Höhlen des Périgord [3]), als auch, was noch schwerer ins Gewicht

[1]) Nach dem Wörterbuche zu Mariners Tonga Islands bedeutet *tolo-afi* Feuer reiben und *tolonga* das Rinnenholz, in dem es gerieben wird.

[2]) Hale, United States Explor. Expedition. Ethnography. S. 149.

[3]) S. oben S. 37.

fällt, bei der Schussenquelle unter den Geräten aus Rentierhorn angetroffen worden, die noch in die nordeuropäische Eiszeit gehören[1]).

Ueberlegen wir nun, auf welche Art der Mensch sich ursprünglich in den Besitz des Feuers gesetzt haben möge, so wird der erste Gedanke wohl sein, dass er es als ein Geschenk aus der Höhe empfangen habe durch einen Blitzstrahl, der einen Baum in Flammen setzte. Allein um das Feuer als einen brauchbaren Gehilfen an sich zu fesseln, dazu hätte eine Kenntnis aller der Leistungen gehört, zu denen es der Mensch erst abrichten muss. Der Aufbewahrung des Feuers musste also ein vertraulicher Umgang vorausgegangen sein. Wenn ein Schluss erlaubt ist aus den Beobachtungen derer, die Völker im halben Naturzustande belauscht haben, dürfen wir hinzufügen, dass der Mensch der unbekannten Vorzeit mit Entsetzen sich von dem Schauspiele des auflodernden Baumes abgewendet hätte, so oft etwa ein zuckender Strahl aus der drohenden Wolke zündend herabfuhr. Das höchste Maass innerer Wahrscheinlichkeit besitzt daher die Vermutung, dass in der Nachbarschaft von Lavaergüssen aus Vulkanen die Menschen zuerst und dauernd mit den Wohlthaten des Feuers bekannt wurden[2]). Noch zwanzig Jahre nach dem Ausbruche des Jorullo vermochte man in den Spalten seiner Hornitos oder Zwergkrater Späne zu entzünden, wie Alexander v. Humboldt uns berichtet[3]). Ein Menschenalter spendete also die Lavamasse die Möglichkeit, immer von neuem mit Feuer sich zu versehen. Auf dem Boden mancher Krater, wie bei den Hawaii-Vulkanen oder wie bei der sogenannten Hölle von Masaya hat aber die glühende Lavamasse ohne Unterlass durch säkulare Zeiten gebrodelt. Ferner fehlt es einzelnen Gegenden nicht an sogenannten Feuerquellen, das heisst an Brunnen, die entzündliche Luftarten, nämlich Kohlenwasserstoffe aushauchen. Wir wollen an solche Erscheinungen in den Vereinigten Staaten, in China, in Italien, vor allem aber an die ewigen Feuer der Halbinsel Apscheron bei Baku am kaspischen Meere erinnern, welche Tag und Nacht, Winter und Sommer 15 bis 20 Fuss hoch auflodernde Gasstrahlen ausstossen[4]) und zu denen aus dem indischen Gudscherat und Multan fromme Parsi oder Feueranbeter wallfahrten, um ihrer Flammengottheit ins Angesicht zu schauen.

Im geschichtslosen Altertum muss jedoch eine Zeit eingetreten sein, wo der entzündete Gasbrunnen erlosch oder der Lavabach er-

[1]) S. oben S. 40.

[2]) Darwin, Die Abstammung des Menschen. Bd. 1. S. 44.

[3]) Kosmos. Bd. 4 S. 334, 341.

[4]) Naumann, Geognosie. 2. Aufl. Bd. 1. S. 282.

kaltete und der Mensch auf eine künstliche Feuerbereitung bedacht sein musste. Das Gelingen dieser Aufgabe, ein grosser Wendepunkt in unserer Sittengeschichte, wurde später erklärt durch den Mythus von Prometheus, der dem höchsten der Götter das Feuer entwendete. Da diese Sage als ein Nationalgut bei den Osseten oder Iron im Kaukasus fortlebt und die Sprache dieses Bergvolkes zur indogermanischen Familie zählt, so muss sie schon vor den späteren Trennungen der arischen Menschenstämme vorhanden gewesen sein. Da aber bereits in der Eiszeit an der Schussenquelle, fern von allen vulkanischen Erscheinungen, Feuer künstlich erzeugt wurde, so dürfen wir in jenem Mythus nicht die Rettung einer geschichtlichen Begebenheit suchen. Wir können uns dafür sogar auf Aeschylus berufen, der im verlorenen Schlussstücke seiner Trilogie dem Prometheus die Worte in den Mund legt: 30 Jahrtausende habe er in Fesseln geschmachtet[1]), so dass also auch von ihm der Feuerraub weit über die Grenzen menschlicher Zeiterinnerung zurück verlegt wird.

Das älteste Verfahren der Feuerentzündung hat sich bei den Polynesiern erhalten. Ein Stab wird schräg in der Rinne eines ruhenden Holzstückes so lange hin und her getrieben, bis dieses zu glühen beginnt. Solche Feuergeräte traf Chamisso auf den Hawaiischen Inseln und der mikronesischen Radakgruppe[2]), sie waren jedoch auch unter den übrigen Polynesiern auf Taïti, Neu-Seeland, der Samoa- und Tongagruppe[3]), ja selbst auf Neu-Kaledonien verbreitet[4]). Mindere Muskelanstrengung erforderte der Feuerbohrer. Die altertümlichste Vorrichtung dieser Art wird uns auf den Antillen und an den Küsten des südamerikanischen Festlandes von Spaniern beschrieben. Zwei Hölzer wurden zusammengeschnürt, zwischen sie ein zugespitzter Stab geklemmt und durch quirlartige Bewegung Feuer entzündet[5]). Bald jedoch wurde erkannt, dass als Unterlage ein einziges Stück genüge, wenn vorher in dieses eine Vertiefung zum Einsetzen des Feuerbohrers eingeschnitten wurde. Dieses Werkzeug, eine der ältesten Erfindungen unseres Geschlechts, kehrt in allen Weltteilen wieder. Wir erkennen es auf bekannten Bildwerken der Altmexikaner[6]), es befindet sich noch jetzt in den

1) Westphal, Prolegomenen zu Aeschylus' Tragödien. Leipzig 1869. S. 216.

2) v. Kotzebues Entdeckungsreisen. Weimar 1821. Bd. 3. S. 154.

3) Tylor, Urgeschichte. S. 303.

4) Knoblauch im Ausland. 1866. S. 448.

5) Oviedo, Historia general de las Indias. libr. 6, cap. 5. Madrid 1581. Bd. 1. fol. 172 und Tafel II. Fig. 2.

6) Neuerlich wieder abgebildet von Caspari, Die Urgeschichte der Menschheit. Leipzig 1873. Bd. 2. S. 55.

Händen der Indianer Guyanas[1]), der Botokuden Brasiliens[2]) sowie der Eskimos am Smith-Sund[3]), in Südafrika bedienen sich seiner die Buschmänner[4]), die Kaffern und die Hottentotten[5]), die Bewohner Madagaskars[6]), auf Ceylon die Veddas[7]) und in Australien die dortigen Eingeborenen[8]). Das Gelingen der Feuerentzündung darf man sich nicht allzuleicht vorstellen. Die Arbeit ermüdete so stark, dass sich bei den Botokuden am Belmonte immer mehrere beim Quirlen abzulösen pflegten[9]). Genau das nämliche berichtet Theophilus Hahn von den Kaffern[10]), die doch sehr trockene Erdstriche bewohnen. Bei seinen Streifzügen im Himalaya bemerkte Hermann v. Schlagintweit zuerst bei den Leptschas ein solches Feuerzeug, welches nur darin etwas Besonderes zeigte, dass die Unterlage aus hartem, der Quirl aus weichem Holze bestand. Auch er fügt hinzu, dass die Arbeit stark ermüde und der Erfolg bei grösserer Sättigung der Luft mit Wasserdampf unsicher sei[11]).

Vergegenwärtigen wir uns, dass die Schwierigkeit, durch Reibung Feuer zu entzünden, so gross ist, dass selbst im trockenen Südafrika in die rasch ermüdende Arbeit sich mehrere teilen, so setzt die künstliche Feuerbereitung eine Verständigung zwischen den Teilnehmern voraus, und es kann gegen die Strenge des Schlusses wohl nichts eingewendet werden, dass die menschliche Sprache vorhanden gewesen sein müsse, bevor ein Feuer künstlich bereitet werden konnte, dass somit die früher erwähnten Schwaben der Eiszeit im Genuss einer solchen Sprache sich befunden haben müssen, also damals bereits die psychische Kluft schon vorhanden war, die Mensch und Tier von einander trennt. Tief erregt werden wir gleichzeitig durch die Frage, ob die künstliche Entzündung des Feuers eine Erfindung oder nur eine Entdeckung gewesen sei. Würde sich etwa ein gewaltiger Denker der Vorzeit von der Vermutung haben leiten lassen: durch Reibung werde Wärme erzeugt, sollte nicht auch das Feuer durch die höchste Steigerung der Reibungswärme gewonnen werden können? — so hätte in ihm die

[1]) Appun im Ausland. 1872. S. 968.
[2]) v. Tschudi, Reisen durch Südamerika. Leipzig 1860. Bd. 2. S. 278.
[3]) Bessels, Amerikanische Nordpol-Expedition. S. 358.
[4]) Fritsch, Eingeborene Südafrikas. S. 440.
[5]) Kolbe, Vorgeb. d. G. Hoffnung. S. 449.
[6]) Sibree, Madagaskar. Leipzig 1881. S. 232.
[7]) Emerson Tennent, Ceylon. Bd. 2. S. 451.
[8]) Lortsch im Ausland. 1866. S. 700.
[9]) Prinz zu Neuwied, Reise nach Brasilien. Bd. 2. S. 18 f.
[10]) Globus. Bd. 20. 1871. S. 148.
[11]) Reisen in Indien und Hochasien. Bd. 2. S. 201.

Wahrheit gedämmert, dass die leuchtende Wärme sich durch nichts als ihre Quantität und ihre Wirkung auf die Sehnerven von der dunklen Wärme unterscheide, und sein darauf begründeter Entzündungsversuch durch Reibung wäre ein Ja der Natur auf eine richtig gestellte Frage gewesen. An Schärfe des Verstandes wäre ein solcher Prometheus der Eiszeit nicht hinter den scharfsinnigsten Denkern der geschichtlichen Zeit zurück geblieben, und wir gewännen damit den Satz, dass das höchste Maass der Denkkraft, welches einzelnen auserwählten Menschen hin und wieder zu Teil wird, in unseren Tagen nicht grösser sei als es bei den Völkern des klassischen oder biblischen Altertums, bei diesen nicht grösser als es zur Eiszeit gewesen ist. Uebersehen darf bei einer solchen Erwägung nicht werden, dass in den Zeiten der mittelalterlichen Scholastiker eine Abnahme des menschlichen Fassungsvermögens eingestanden wurde, insofern damals die geistigen Grössen der Griechen und Römer selbst auf dem Gebiete der strengen Wissenschaften als nicht mehr erreichbare Vorbilder galten. Gegenwärtig werden die Chinesen, deren geistige Entwicklung neuerdings nur sehr träge fortschreitet, von der Anschauung beherrscht, dass die geistigen Kräfte der Denker ihrer Vorzeit den heutigen Maassstab weit überschritten hatten. Die Vermutung eines Wachstumes oder einer Abnahme des menschlichen Fassungsvermögens wird daher schwanken mit dem Selbstgefühl oder dem Mangel an Selbstgefühl der einzelnen Zeiträume, und in der Gegenwart, wo durch die ausgebildete Gliederung der Gesellschaft jedes geistige Licht, methodisch ernährt, viel leichter dazu gelangt, Klarheit um sich zu verbreiten, werden wir uns zu der Annahme neigen, dass der menschliche Scharfsinn höher gestiegen und weiter verbreitet ist als jemals vorher.

Der goldenen Regel eingedenk, dass nur aus dem Bekannten auf das Unbekannte geschlossen werden dürfe, müssen wir aber eingestehen, dass die Kulturanfänge unseres Geschlechtes uns noch viel zu dunkel sind, um nicht auch die Vermutung gelten zu lassen, dass ein gnädiger Zufall die Erzeugung leuchtender Wärme durch Reibung offenbart habe. Wir denken dabei nicht wie Adalbert Kuhn, dass ein dürrer Rankenschoss in einer Asthöhlung vom Sturme so lange gepeitscht worden wäre, bis er Feuer gefangen habe. Wir zweifeln sogar an der physischen Möglichkeit, dass nach Aussage der Wogulen im Ural ein umgeknickter Baum gegen einen Nachbarstamm bis zur Entzündung gerieben werden und Waldbrände verursachen könne. Da bei allen Völkern beider Welten ursprünglich die nämliche Art der Feuerbereitung und das nämliche Entzündungsgerät angetroffen worden sind, so musste die zu-

fällige Entdeckung bei einem Bohrversuche erfolgt sein, und durchbohrten Werkzeugen — freilich nur aus Horn — begegnen wir schon unter den Resten der Bewohner Europas zur Eiszeit. Nur bliebe immerhin unerklärt, da die Ermüdung des einzelnen früher eintreten musste als die Entzündung, während jeder Unterbrechung aber die Wärme wieder entwich, weshalb der Bohrversuch ohne Pause fortgesetzt wurde. Das Reich der Möglichkeiten ist indessen nicht zu erschöpfen, und wir müssen verzichten, genau die Verkettung aller Vorgänge in jenen uns weit entrückten Zeiten schon jetzt durchschauen zu wollen.

Das alte Feuerreibzeug, welches seine Dienste bisweilen versagte und zu seiner Handhabung immer wenigstens zwei Bundesgenossen erforderte, erhielt seine höchste Vollendung durch den glücklichen Einfall, dass der Bohrstift durch eine sich auf- und abwickelnde Schnur in Drehung versetzt werden könnte. Diese Erfindung hatte sich über den Norden Amerikas verbreitet bis zu den Sioux oder Dakota[1]), sowie zu den Irokesen[2]). Noch sinnreicher pflegten die Aleuten den Drehstift mit der Spitze in das Feuerholz einzusenken, sein oberes Ende aber in einem beinernen Mundstück zwischen den Zähnen festzuhalten, und ähnlich bildet auch Steller[3]) das Feuerzünden der Itelmen Kamtschatkas (jedoch ohne Anwendung der Schnur) ab. Bei raschem Anziehen der Schnur sah Chamisso das Tannenholz in wenigen Sekunden schon Feuer geben[4]). Dieses nämlichen Werkzeuges haben alle Völker des Abendlandes in der Vorzeit sich bedient, noch heutigen Tages bedienen sich desselben die Tschuktschen[5]) so gut wie die Australier[6]). Selbst Plinius spricht noch von Feuerreibung wie von einer gut bekannten Thatsache[7]). Nach den Untersuchungen Adalbert Kuhns pflegten die brahmanischen Hindus einen Stab, *pramantha* geheissen, eingeklemmt zwischen zwei anderen Hölzern, Namens *arani*, durch eine sich auf- und abwickelnde Schnur in Drehung zu setzen. Der genannte Sprachforscher überlässt uns sogar die Entscheidung, ob wir den Namen Prometheus von *pramâtha* Raub oder von dem Drehstift *pramantha* ableiten wollen, und erinnert uns zugleich, dass die Thurier

[1]) Tylor, Urgeschichte. S. 312.
[2]) Waitz, Anthropologie. Bd. 3. S. 97.
[3]) Beschreibung von Kamtschatka. S. 316.
[4]) v. Kotzebues Reisen. Bd. 3. S. 154.
[5]) Nordenskiöld, Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega. Bd. 2. S. 118 f.
[6]) Jung, Der Weltteil Australien. Bd. 1. Leipzig 1882. S. 138 f.
[7]) Hist. nat. lib 2, cap. 2.

vormals einen Zeus Promantheus verehrten[1]). Wie dem auch sei, nicht anders als die Indier zur Zeit der Hymnendichtungen bereiteten die alten Griechen das Feuer. Ihre *pyreia* oder Feuerzeuge bestanden ebenfalls aus zwei Stücken, einer Unterlage aus weichem, am liebsten aus Epheuholz, *eschara* geheissen, und dem aus Lorbeer geschnittenen *trypanon*, was füglich mit Bohrstift übersetzt werden kann[2]). Diese Bereitung des Feuers hat sich in unserer Heimat noch bis in die jüngste Zeit erhalten, denn einem Feuer, auf diese ehrwürdige Weise bereitet, legte der Volkswahn Wunderkräfte bei, und den Hirten diente beim Verweilen in der Ferne von Gehöften hie und da noch vor wenigen Jahrzehnten das Feuerreiben zu ganz profanen Zwecken[3]). Der englische Ausdruck *willfire* bezieht sich ebenfalls auf eine Entzündung durch Reibhölzer. In Deutschland wurde eine Walze aus Eichenholz in den Vertiefungen zweier eichenen Pfähle durch ein auf- und abrollendes Seil zur Erzeugung eines sogenannten Notfeuers gedreht, welches letztere die Seuchen abwenden sollte. Noch im Jahre 1828 wurde beim Ausbruche der Bräune unter dem Borstenvieh und des Milzbrandes unter den Rindern im Dorfe Edesse, Amt Meinersen in Hannover, ein Notfeuer angezündet[4]). Länger noch pflegte man denselben Brauch in der Ukermark. Auch bei anderen indogermanischen Geschwistervölkern musste jedes Feuer, sollte es eine gewisse Weihe besitzen, durch Reibung angezündet worden sein. War im Tempel der Vesta zu Rom durch Verschuldung einer Priesterin das Feuer erloschen, so durfte nicht durch Stahl und Stein, die längst in Gebrauch waren, sondern nur durch Reibung auf geweihtem Bret eine neue Glut angezündet werden[5]). In entlegenen Gegenden von Russland und in Sibirien entfacht man noch heute, einem altslavischen Aberglauben gemäss, gegen Seuchen „das hölzerne Feuer“[6]). Das Feuer am Beginn eines kleinen Jahrhunderts wurde von den Altmexikanern wieder frisch gerieben, und in ähnlichem Sinne löschten die Suaheli am Tage des Neujahres ihr Feuer aus und entzündeten ein neues durch Feuerbohren[7]). Das Funkenschlagen aus spröden Steinen mit oder ohne Feuerstahl gehört in Europa dem nachhomerischen

[1]) **Kuhn**, Die Herabkunft des Feuers. Berlin 1859. S. 15 f.

[2]) **Theophrastus**, Hist. plantarum ed. Wimmer. lib. 5, cap. 9. Bd. 1. S. 157.

[3]) v. **Schulenburg**, Zeitschrift für Ethnologie. 1881. Verhandlungen. S. 132.

[4]) **Kuhn** a. a. O. S. 45.

[5]) **Göll**, Die Geheimnisse der Vesta. Ausland 1870. S. 177.

[6]) **Henckel** im Ausland. 1883. S. 765.

[7]) **Steere** im Journ. of the Anthropol. Institute. Bd. 1. S. 148.

Altertum an, und Plinius hat uns noch den Namen eines angeblichen Erfinders aufbewahrt [1]).

Ist noch nie eine Bevölkerung im feuerlosen Zustande überrascht worden, so passt auch für keine von ihnen die Bezeichnung „Wilde", die einer irrigen Anschauung entsprungen ist. Ebenso wenig dürfen wir von Naturvölkern, höchstens von Halbkulturvölkern sprechen, denn sicherlich ist der Naturzustand des Menschengeschlechtes unserer Beobachtung, ja sogar unserer Ahnung entrückt. Stellen wir uns lieber vor, es stiesse jemand, der noch nie Rosen gesehen hätte, auf eine Gesträuchgruppe dieser Pflanze in einem vorgerückten Zustande des Wachstums, dann wird er zugleich neben reifenden Früchten abwelkende Blumen, Blüten in jeder Stufe der Entwicklung, aufspringende und geschlossene Knospen, Sprossen mit schwellenden Knoten und schliesslich in den Achselhöhlen der Blätter neue Augen entdecken. So liegt, wenn er den allmählichen Uebergängen sorgsam nachgeht, der Lebenslauf der Pflanze völlig aufgeschlossen vor ihm da: Vergangenes, Gegenwärtiges und Künftiges folgt hier nicht nach, sondern neben einander. Behält man in diesem Falle nur die Reihenfolge des Gestaltenwechsels im Auge, so lässt sich, wie seltsam es auch klingen mag, behaupten, dass die Frucht jünger sei als die Rose, und die Rose jünger als die Knospe; denn die Frucht folgte nach der Blüte und den Blumen ging die noch blattähnliche Knospenanschwellung voraus, wie man auch im morphologischen Sinne hinzusetzen darf, dass der Knabe jedenfalls eine ältere Erscheinung ist als der Greis. Auch im Knospenzustand werden wir Völker nicht mehr anzutreffen erwarten dürfen, doch lässt sich immer aussprechen, bei welchen Menschenstämmen die ältesten oder vielmehr die altertümlichsten Zustände sich noch jetzt beobachten lassen. Die niedrigsten Gesittungszustände suchte man bisher gewöhnlich bei den Hottentotten und Buschmännern in Südafrika, bei den Veddas auf Ceylon, bei den Minkopies auf den Andamanen, bei den Australiern und den geschwisterlichen Tasmaniern, endlich bei den Eskimos, sowie bei den Feuerländern und den Botokuden Brasiliens. Mit Ausnahme der letzteren finden wir alle aufgezählten Bevölkerungen am äussersten Rande der Festländer, vorzugsweise an ihrer Südspitze, oder auf abgelegenen Inseln und Weltinseln, sei es nun, dass sie als schwache Stämme bis in die Endglieder der Ländermassen verdrängt wurden, oder dass sie sich vorzeitig von dem anderen Menschengeschlechte

[1]) Das Obige wurde zum grössten Teil, jedoch ohne Quellennachweise, vom Verfasser in der österreichischen Zeitschrift für Kunst und Wissenschaft 1872 veröffentlicht.

absonderten und von dem wachsenden Kultursegen nicht mehr erreicht werden, ja vielleicht erworbene Gesittungsschätze nicht länger wegen einer Verminderung ihrer Kopfzahl festhalten konnten. Nur der Missgriff Unkundiger konnte aber unter diese altertümlich gebliebenen Menschen geistig so hochstehende Völker wie die Hottentotten und die Eskimos mischen. Ob die Australier samt den Tasmaniern in das Musterbuch der niedrigsten Menschengeschöpfe gehören, wird sich zur Genüge aus einem späteren, ihnen gewidmeten Abschnitt ergeben. Aber auch die übrigen vorher genannten Völker haben alle bei näherer Bekanntschaft beträchtlich gewonnen.

Die Buschmänner oder San, um mit ihnen zu beginnen, dienten bisher dazu, um das fehlende Glied in der Kette zwischen Affen und Menschen auszufüllen, und der Verfasser bekennt gern, dass er im Jahre 1852 zu London Buschmänner gesehen hat, die durch ihr tierisches Aeussere wohl jeden von dem guten Wahn geheilt haben würden, dass alle Menschen das Ebenbild eines erhabenen Wesens vertreten sollen. Livingstone hat aber bald darauf seine Landsleute gewarnt, in jenen zur Schau gestellten Jammergestalten echte Typen eines Zweiges der afrikanischen Menschheit zu erblicken, da nur auserlesen Hässliche zur Befriedigung der Neugierde nach Europa gebracht werden[1]). Beim Ngami-See beschrieben Livingstone[2]) und Chapman[3]) hochgewachsene und schöne Menschen unter den Buschmännern. Ihre Haltung und ihr Auftreten zeugte von dem hohen Selbstgefühl, welches allen in ungeschmälerter Freiheit lebenden Stämmen eigen ist[4]). Obwohl sie nackt einhergehen, herrscht doch unter ihnen strenge Keuschheit, und die Zartheit, wie sie um ein Mädchen freien, sowie dass sie Ehen nur aus Zuneigung schliessen, stellt sie hoch über unzählige andere Völkerschaften. Chapman erzählt uns gerührt, dass ihn Buschmänner eines Morgens mit einer Schale Wasser überraschten, der köstlichsten Gabe in jenen durstigen Erdstrichen, aus Dankbarkeit, weil er vorher mit ihnen seine Jagdbeute geteilt hatte[5]). Merkwürdig ist es, dass diese niedrigen Menschen gleichwohl Freude an künstlerischen Versuchen finden. Mit grosser Sicherheit der Hand haben sie vom Kap bis über den Orangefluss hinaus die Felsen mit Tier- und Menschenbildern in roter, brauner, weisser oder schwarzer Farbe bemalt oder auch auf dunklem Grunde hell ausgekratzt, und die Abbildungen,

[1]) Missionsreisen und Forschungen in Südafrika. Bd. 1. S. 64.

[2]) a. a. O. S. 99, 200, 207.

[3]) Travels into the Interior of South Africa. London 1868. Bd. 1. S. 320.

[4]) Fritsch, Drei Jahre in Südafrika. Breslau 1868. S. 295.

[5]) Chapman a. a. O. Bd. 1. S. 250.

die wir davon besitzen, berechtigen zu dem Ausspruch, dass die Umrisse naturgetreuer erscheinen als auf vielen ägyptischen Denkmälern[1]). Lichtenstein bestreitet, dass die Buschmänner Vorstellung von einem höchsten Wesen besitzen[2]), allein spätere Reisende wollen den Glauben an eine männliche und weibliche Gottheit[3]) bei ihnen wahrgenommen haben und jedenfalls weilen unter ihnen Zauberpriester[4]). Da sie sprichwörtlich sagen, der Tod sei nur ein Schlaf, so ist es fast selbstverständlich, dass sie auch zu den Abgeschiedenen beten, wie Livingstone sich davon überzeugen konnte[5]). Unmässigkeit und Schmutz sind die einzigen Laster, deren sie geziehen werden.

Einen anderen altertümlichen Menschenschlag finden wir in den ungelichteten Wäldern Ceylons. Dort leben angeblich bis auf 8000 Köpfe zusammengeschmolzen die Veddas, ein beinah nackter Jägerstamm, dessen Sprache ein altes, von Sanskrit und Pali unbeflecktes Singhalesisch sein soll. Ihre Schädel sind schmal (Breitenindex 66 bis 78), aber stets ansehnlich hoch, ziemlich mesognath und mit wenig vorstehenden Jochbeinen versehen[6]). Sie treiben mit den Nachbarn einen stummen Handel und erwerben von diesen gegen Elfenbein und Wachs Werkzeuge und Geräte, die sie in die Eisenzeit versetzen. Sie verschmähen nicht die ekelhafteste Nahrung, wie faulendes Fleisch, binden sich aber wiederum an Speiseverbote, berühren auch nie eine Kost, die ein Kandianer zubereitet hat, aus Furcht ihre Kaste zu verlieren, denn seltsamerweise beanspruchen sie und wird ihnen von ihren Nachbarn ein höherer Rassenadel zugestanden. Wenn sie als Teufelsanbeter bezeichnet werden, so haben wir uns darunter zu denken, dass sie schädliche Mächte durch ihre Verehrung zu besänftigen suchen. Ihre Jagdreviere sind als strenges Eigentum unter die Familien verteilt[7]). Ferner fallen die Veddas in der Umgebung von polygamischen Völkern dadurch auf, dass sie nur ein Weib ehelichen und bei ihnen das Sprichwort gilt: der Tod allein könne Mann und Frau scheiden[8]).

Ebenso wie über die Veddas sind wir nur sehr dürftig über die Minkopies oder die Bewohner der Andamanen unterrichtet, obgleich die Engländer seit beinahe zwanzig Jahren nach diesem Ar-

[1]) Fritsch, Eingeborene Südafrikas. S. 426 und Taf. 50.
[2]) Reisen im südlichen Afrika. Berlin 1811. Bd. 2. S. 328.
[3]) Waitz, Anthropologie. Bd. 2. S. 346.
[4]) Fritsch a. a. O. S. 427.
[5]) a. a. O. Bd. 1. S. 200.
[6]) Davis, Thesaurus craniorum. S. 132—134.
[7]) Tennent, Ceylon. Bd. 2. S. 439—451.
[8]) Tylor, Anfänge der Kultur. Bd. 1. S. 51, und Lubbock, Prehistoric Times. S. 424.

chipel ihre indischen Verbrecher zu verbannen pflegen. Da es auf jenen Inseln an vierfüssigem Wild nicht mangelt, so gehört die Jagd zu dem Nahrungserwerb der Eingeborenen, welche auch als Pfeilschützen von ihren Gegnern gefürchtet werden[1]). Zum Fischfang verfertigen sie bewundernswerte Netze[2]) und noch mehr zeichnen sie sich aus durch den zierlichen Schnitt ihrer Kähne, die sie aus Baumstämmen aushöhlen, bis die Wände nicht dicker sind als die einer hölzernen Hutschachtel[3]). Mit ihnen wagen sie sich weit auf die See hinaus, um beim Fackelglanze Fische zu speeren. Da ihre Sprache noch undurchforscht ist, war es höchst übereilt, ihnen religiöse Regungen abzusprechen. Unter sich verkehren sie freundlich und liebreich, besonders zärtlich ist die Zuneigung zwischen Eltern und Kindern. Zu den niedrigen Menschenstämmen hat man sie wegen ihrer Nacktheit gerechnet und wahrscheinlich auch, weil sie sich den Landungsversuchen stets mit den Waffen widersetzt haben.

Als Schreckbilder der Menschheit sind von allen Seefahrern die Bewohner der ewig feuchten, gleichmässig kühlen Magalhãesstrasse beschrieben worden. Ihre nächsten ethnographischen Verwandten sind die Araukaner, jedenfalls haben wir sie als eine physisch schwache Horde zu denken, die nur in dem unwirtlichen Feuerlande eine Rettung vor stärkeren Bedrängern fand. Zwei Erfindungen, die ihnen ausschliesslich angehören, dürfen uns keinen Zweifel übrig lassen, dass es auch diesen geringsten aller Menschen nicht gänzlich an Scharfsinn fehlt. Wie wir später in dem Abschnitt über die nautischen Leistungen der Küstenbevölkerungen zeigen werden, sind die Feuerländer die einzigen Südamerikaner, die von Ecuador bis zum Kap Horn und vom Kap Horn bis weit über den La Plata das Meer in hohlen Baumstämmen befahren. Auf diesen Kähnen unterhalten sie beständig ein Feuer, woher ihr Land und sie selbst von Europäern den Namen empfangen haben. Bei der hohen Dampfsättigung der Luft ihrer Heimat gelingt es nämlich sehr schwer, Holz in Brand zu stecken. Der Feuerbohrer würde also seinen Dienst wahrscheinlich versagen, und daher gehören die Bewohner der Magalhãesschen Inselwelt zu den wenigen Menschenstämmen, welche Funken aus Eisenkiesen schlagen und sie in Zunder auffangen[4]). Ferner

[1]) **Mouat**, The Andaman Islanders. London 1863. S. 321.

[2]) a. a. O. S. 326.

[3]) a. a. O. S. 316—318.

[4]) **Snow**, Off Tierra del Fuego. London 1857. Bd. 2. S. 360. Vielleicht haben sie aber diese Erfindung erst den Patagoniern abgelauscht, welche sich nach europäischer Art des Feuersteines und Stahles bedienen. **Musters** im Journal of the Anthropol. Institute. Bd. 1. S. 198.

befolgen sie bei der Vermehrung ihrer Jagdhunde die Regeln der Rassenzüchtung[1]). Leider töten sie aber auch bei Hungersnöten die alten Frauen vor den Hunden, weil diese, sagen sie, Seeottern fangen, jene aber nicht[2]). Daran wollen wir noch die Bemerkung eines der besten Beobachter unseres Jahrhunderts knüpfen. „Als ich am Bord des Beagle", versichert Charles Darwin, „mit den Feuerländern zusammenlebte, ward ich unaufhörlich überrascht von kleinen Charakterzügen, welche zeigten, wie ähnlich ihre geistigen Eigenschaften den unsrigen waren[3])." Fitzroy endlich schreibt ihnen den Glauben an eine gerechte Gottheit zu, welche Unheil sendet als Strafe für begangene Verbrechen[4]).

Unter allen Bewohnern der Erde stehen vielleicht die Botokuden Brasiliens dem Urzustande noch am nächsten. Wohnen sie auch nicht an der Südspitze eines Festlandes, so ist doch ihre Heimat unwirtlich und am spätesten von allen Küstenstrichen Brasiliens durch Europäer besiedelt worden. Die Botokuden leben in völliger Nacktheit und entstellen sich durch Lippen- und Wangenhölzer, wodurch sie sich ihren Namen zugezogen haben, der von dem portugiesischen *botoque* (Stöpsel) abzuleiten ist, denn unter sich heissen sie Engkeräkmung. Ihre Nahrung erwerben sie sich mit dem Pfeil, tragen übrigens, was andere Horden versäumen, die linke Hand mit einer Sehne umwickelt, um sie vor Verletzung durch die zurückschnellende Schnur zu schützen. Sie leben im Zeitalter der geschliffenen aber undurchbohrten Steingeräte, bauen Hütten, schlafen auf Bastmatten, kochen in Thongeschirren und sollen im Monde den Urheber der Schöpfung verehren[5]). Die Nutzung der Jagdreviere wird nur den Eigentümern verstattet und Wildfrevel durch duellartige Zweikämpfe gerächt[6]). Auf ihren Gebieten sorgen sie für Verkehrsmittel, denn sie erbauen schwebende Seilbrücken aus Schlingreben (çipo)[7]). Setzen wir noch hinzu, dass ihre Sprache einen Ausdruck für Schamröte besitzt[8]), sowie dass sie ihre Gelage durch Gesänge beleben, die freilich roh und gedankenarm sein mögen. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts waren die Engkeräkmung noch so kräftig, dass sie drei Hafenplätze zerstören

[1]) Darwin, Variiren im Zustande der Domestikation. Bd. 2. S. 276.
[2]) Darwin, Journal of Researches. 2. Aufl. London 1845. S. 214.
[3]) Abstammung des Menschen. Bd. 1. S. 209.
[4]) Snow a. a. O. Bd. 2. S. 358.
[5]) Prinz zu Neuwied, Reise nach Brasilien. Bd. 2. S. 18, 21, 27, 35.
[6]) a. a. O. Bd. 1. S. 368.
[7]) a. a. O. Bd. 1. S. 37.
[8]) a. a. O. Bd. 2. S. 312.

und die Portugiesen völlig aus der Provinz Porto Seguro vertreiben konnten, was ihnen doch niemals ohne ein nationales Gemeingefühl und ein Bündnis der verschiedenen Zweige ihres Stammes gelungen wäre. Als ihre höchste Leistung lässt sich noch mitteilen, dass die Nakenuk, eine ihrer Horden, drei Jahre nach einander genau am 6. September bei einer brasilianischen Niederlassung sich einstellten, um dort vertragsmässig mit einem jährlichen Festschmaus bewirtet zu werden, so dass sie also irgend eine Zeitrechnung sich angeeignet haben müssen [1]).

Vielleicht haben wir nur Missgriffe begangen, jene eben geschilderten Menschenstämme unter alle anderen zu erniedrigen. Ihre Sprachen sind nur sehr unvollkommen gekannt, und ehe dies nicht besser wird, wird niemand in den Kreis ihrer geistigen Vorstellungen eindringen können. Flüchtige Reisende sind stets diejenigen gewesen, welche uns die traurigsten Gemälde der sogenannten wilden Völker entworfen und namentlich die Beschränktheit ihrer Sprache behauptet haben. So war es auch beispielsweise dem Karibischen ergangen, bis Alexander von Humboldt aussprach: „Es verbindet Reichtum, Anmut, Kraft und Zartheit. Es fehlt ihm nicht an Ausdrücken für abstrakte Begriffe, es kann von Zukunft, Ewigkeit, Existenz reden und hat Zahlwörter genug, um alle möglichen Kombinationen unserer Zahlzeichen anzugeben [2]).“

Die oben genannten Völker leben von Jagd oder Fischerei, sie bewohnen auch meistens Inseln und werden aus allen diesen Gründen in kurzem dem Rassentode verfallen. Damit wollen wir nicht ausschliessen, dass nicht auch Hirtenstämme aussterben sollten, wie es das sichere Loos der Hottentotten und sämtlicher nordsibirischer Nomaden sein wird. In Nordamerika haben sich bis jetzt auf den Gebieten der Hudsonsbaigesellschaft durch gute Schutzgesetze die Jäger gesund erhalten; jetzt, wo die Privilegien jener Gesellschaft erloschen sind, droht auch ihnen das Verhängnis. Die Eröffnung von grossen Westbahnen nach Kalifornien wird das Aussterben der Bisonheerden und der noch übrigen Reste von Indianern ausserordentlich beschleunigen, und das neue Jahrhundert in den Vereinigten Staaten vielleicht nicht mehr für Rothäute anbrechen, oder es werden sich höchstens einzelne als bezähmte Merkwürdigkeiten noch ein paar Jahre hinschleppen.

Dieser paläontologische Vorgang sollte für uns nichts Geheimnisvolles besitzen. Vor allen Dingen ist nicht etwa an eine blutige

[1]) v. **Tschudi**, Reisen durch Südafrika. Bd. 2. S. 285.

[2]) Alexander v. Humboldt. Eine wissenschaftl. Biographie. Herausgegeben von **Karl Bruhns**. Leipzig 1872. Bd. 1. S. 379.

Unterdrückung zu denken. Oft genug wird den Spaniern besondere Grausamkeit vorgeworfen. Wir wollen durchaus nicht ableugnen, dass sie sich reichlich mit Indianerblut befleckt haben, es geschah dies aber nur aus Habsucht, nicht aus Mordlust, die Ausrottung wurde auch stets beklagt, und durch milde, wenn auch ohnmächtige Gesetze ihr entgegengewirkt. Die überseeische Geschichte Spaniens kennt keinen Fall, der sich an Verworfenheit mit dem Verfahren der Portugiesen messen könnte, welche in Brasilien die Kleider von Scharlach- oder Blatterkranken auf die Reviere der Eingeborenen abgelegt haben[1]), um die Pest künstlich unter ihnen zu verbreiten, oder dass die Brunnen in den Wüsten Utahs, welche von den Rothäuten besucht zu werden pflegten, von Nordamerikanern mit Strychnin vergiftet wurden[2]), oder wie in Australien, wo zu Hungerszeiten die Frauen von Ansiedlern Arsenik unter das Mehl mischten[3]), mit dem sie die bettelnden Eingeborenen beschenkten, oder endlich wie in Tasmanien, wo englische Ansiedler die Eingeborenen niederschossen, wenn sie kein besseres Futter für ihre Hunde fanden[4]). Doch haben nicht Grausamkeit oder Bedrückung irgendwo einen Menschenstamm völlig ausgerottet, selbst neue Krankheiten, die Pocken mit eingeschlossen, haben nicht Völker vertilgt, und noch weniger die Branntweinseuche, sondern ein viel seltsamerer Todesengel berührt jetzt einst fröhliche und glückliche Menschenstämme, nämlich der Lebensüberdruss. Die unglücklichen Bewohner der Antillen töteten sich auf Verabredung gemeindenweise teils durch Gift, teils durch den Strick[5]). Ein Missionar in Oajaka vertraute dem spanischen Historiker Zurita, dass sich Horden der Chontalen und Mijes verabredet hatten, jedem Umgang mit ihren Frauen zu entsagen oder die ungeborene Leibesfrucht durch Gift zu entfernen[6]). Darin liegt denn auch die wahre Ursache des Aussterbens so vieler farbiger Menschenrassen, dass kein neues Geschlecht mehr unter ihnen keimt. Es ist die Abnahme der Geburten auf den hawaiischen Inseln[7])

[1]) Prinz zu Neuwied, Reise nach Brasilien. Bd. 2. S. 64. v. Tschudi, Reisen durch Südamerika. Bd. 2. S. 262.

[2]) Burton, The city of the Saints. London 1862. S. 576.

[3]) Waitz (Gerland), Anthropologie. Bd. 6. S. 824, und Eyre, Central Australia. London 1845. Bd. 2. S. 175.

[4]) Bonwick, The last of the Tasmanians. London 1870. S. 58.

[5]) Las Casas, Hist. de las Indias. lib. III, cap. 81.

[6]) Zurita, Chefs de la Nouvelle Espagne, ed. Ternaux-Compans. S. 272.

[7]) Auf den hawaiischen Inseln wurden bei der ersten Volkszählung im Jahre 1832 130 313 eingeborene Hawaiier ermittelt, die 1853 auf 73 138 und 1872 auf 49 044 gesunken waren. Globus. Bd. 23. 1873. S. 334. Es gab bereits 1862 dort ganze Dörfer ohne kindlichen Nachwuchs. Ausland. 1870. S. 668.

und auf Taïti, welche das Abschiednehmen von Völkerstämmen befördert. Auf Taio-Hae, einer Insel der Mendanagruppe, verminderten sich im Laufe von drei Jahren die Einwohner von 400 auf 250 Köpfe, während in dieser Zeit nur 3—4 Geburten vorkamen [1]).

Warum dies geschieht, darüber können uns einige missverstandene Fälle belehren. Ein junger Botokudenknabe wurde von einer brasilianischen Familie in Bahia erzogen, besuchte die Gymnasien, die Universität, erwarb sich das Doktordiplom und praktizirte eine Zeitlang als Arzt in Bahia. Eine tiefe Schwermut war immer der Grundzug seines Charakters gewesen. Eines Tages verschwand er, und nach Jahren erhielten seine Pflegeeltern die sichere Kunde, dass er Kleider und Erziehung abgestreift habe und nackt mit seiner Horde in den Wäldern umherirre [2]). Einen ähnlichen Fall erlebte Dobrizhoffer unter den Abiponen, ja er erzählt uns obendrein von einer spanischen Edeldame, die mit ihren Kindern in die Gefangenschaft jenes streitbaren Stammes geriet und unter ihnen blieb, bis endlich ein Lösegeld für sie eintraf. Ihr Sohn Raimund jedoch und ihre Tochter, die unter den Rothäuten aufgewachsen waren, verzichteten freiwillig auf jede Rückkehr [3]). Der verstorbene Admiral Fitzroy hatte einen Feuerländer nach England mitgebracht, wo er Jemmy Button getauft, erzogen und eine Zeitlang in vornehmen Gesellschaften als Schoosskind verhätschelt wurde. Um ihn nach seiner Heimat zurückzubringen, wurde eine Expedition gerüstet, auf der Charles Darwin seine Fahrt um die Erde vollzog. Jemmy Button, der in Europa stets Handschuhe und blankgeputzte Stiefeln getragen hatte [4]), wurde, in seine Heimat zurückgekehrt, sogleich ein nackter, ungewaschener und ungekämmter Feuerländer, wie er gewesen war, und unterschied sich 1855 nicht mehr von den Seinigen [5]). Ein anderer bekannter Fall dieser Art betrifft einen Australier, Namens Bungari, der in Sydney erzogen wurde, auf dem Gymnasium Preise sich erwarb und ein gutes Latein sprach, dennoch aber später aus der Zivilisation in den Busch entsprang und hinterdrein geäussert hat, die Erziehung habe ihm nichts genützt, als dass er sein Elend gewahr geworden sei [6]). Ganz ähnlich erzählt

[1]) **Quatrefages**, Rapport. S. 358.
[2]) v. **Tschudi**, Reisen in Südamerika. Bd. 2. S. 286.
[3]) Geschichte der Abiponer. Bd. 2. S. 176.
[4]) **Charles Darwin**, Journal of Researches. S. 207.
[5]) **Philipps**, The Missionary of Tierra del Fuego. London 1861. S. 69 f. und **Snow**, Off Tierra del Fuego. Bd. 2. S. 27—31.
[6]) **Bonwick** a. a. O. S. 359.

Georg Neumayer, dass er, benötigt zur Fortsetzung seiner Reise am unteren Murray 1861 Erkundigungen bei den Eingeborenen einzuziehen, von diesen zu einem nackten Schwarzen geführt wurde, der ihm in fehlerlosem Englisch antwortete und in wenigen Zügen die Route in das dargereichte Taschenbuch einzeichnete mit Beifügen der Namen für die Hauptörtlichkeiten in durchaus leserlicher Schrift. Dieser schreibkundige Australier, damals 24 Jahr alt, war auf einer Missionsschule in Adelaide erzogen worden[1]).

Eine lieblose Anthropologenschule hat aus solchen Fällen den Beweis schöpfen wollen, dass die anders gefärbten Menschen einer von uns verschiedenen Spezies angehören. Jene Beispiele bezeugen aber zunächst, dass das Maass der geistigen Fähigkeiten nicht ungleich verteilt sei, nur bemerken wir staunend, dass der sogenannte wilde Mensch das Leben in der Freiheit allen Vorteilen und Bequemlichkeiten der Gesittung vorzieht. Nordenskiöld fragte einst einen grönländischen Eskimo, ob er nicht zugebe, dass der dänische Gouverneur (mit dem Titel Inspektor) mehr bedeute als er selbst, erhielt jedoch die selbstbewusste Antwort: „Das ist nicht so sicher; der Inspektor hat zwar ein grösseres Besitztum und scheint mehr Macht zu haben, aber es giebt Leute in Kopenhagen, denen er gehorchen muss — über mich hat aber niemand zu befehlen[2]).“ Die Schwierigkeit, Jägerstämme an ein sesshaftes Leben zu gewöhnen, besteht nicht darin, dass sie nicht nach unserer Art leben könnten, sondern dass sie nach ihrer Art leben wollen. Sie betrachten jede Arbeit als erniedrigend und nur die Jagd als standesgemäss und manneswürdig[3]). Der schwarze Mann arbeitet nicht, sagen die Australier, denn er ist von edler Geburt[4]). Als die britischen und holländischen Ansiedler an der Ostküste der Vereinigten Staaten sich niederliessen, bemerkte man dann und wann einen Eingeborenen, der von einer Anhöhe zuschaute, wie der Neubauer hinter seinem Pfluge herging, nicht etwa um ihm seine Geheimnisse abzulauschen, sondern um erst verwundert drein zu schauen und dann bedauernd ihm den Rücken zu kehren, als habe er im stillen gedacht wie

[1]) Zeitschrift für Ethnologie. 1871. Verhandl. S. 75.

[2]) Nordenskiöld, Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega. Leipzig 1882. Bd. 1. S. 81.

[3]) So die Algonkinen und Irokesen nach Charlevoix, Nouvelle France. Bd. 3. S. 334. Grossen Fleiss zeigen sie dagegen bei der Anfertigung ihrer Jagd- und Fischereigeräte.

[4]) „White fellows work, not black fellow; black fellow gentleman.“ Hale, Unit. States Exploring Exped. Ethnography. S. 109.

der lateinische Dichter, dass unmöglich das Leben mehr wert sein könne als die Lebensreize (non propter vitam vivendi perdere causas). Dass dieses der letzte Gedanke sei, könnten wir auch durch eine andere Betrachtung inne werden. Die roten Indianerstämme Nordamerikas denken sich das Jenseits als eine Fortdauer des irdischen Lebens. Der grosse Geist, so hoffen sie, werde sie in wildreiche Gefilde versetzen[1]). So stellen sich auch die streitbaren Maoris Neu-Seelands das Leben nach dem Tod als eine fortgesetzte Reihe von Gefechten und Fehden vor, aus denen die Seligen immer wieder erneuert als Sieger hervorgehen. Unsere germanischen Voreltern hegten die gleichen Hoffnungen. Folglich erscheint dem wenig kultivirten Menschen das Leben, welches er lebt, so genussreich, dass er sich ein höheres nur als eine Steigerung desselben zu denken vermag. Fragen wir uns nun selbst, ob uns mit einem gesteigerten Diesseits irgendwie gedient wäre, ob sich etwa ein Lohnarbeiter das Leben nach dem Tode vorstellen möchte als eine meilenlange Garnmühle? Oder können wir glauben, dass ein Londoner Cockney, der jährlich nur wenigemale, manches Jahr gar keinmal in das Freie gelangt, das Jenseits sich vorstellen könnte als ein vergrössertes London? Wir müssen also schliessen, dass das physische Wohlbehagen auf den niedersten Gesittungsstufen viel grösser, der Schätzungswert des Lebens viel geringer sei, dass der sogenannte Wilde lieber auf das Dasein verzichtet, statt die Lasten der Gesittung sich zuzuziehen. Wäre die Heimat der alten Deutschen, wie sie Tacitus schildert, in Nordamerika gelegen gewesen, allem Vermuten nach wären sie nach der Entdeckung durch die Europäer dem nämlichen Verhängnis verfallen, wie die Algonkinen oder die Fünf Nationen. Der Uebergang vom Jagderwerb zum strengen Ackerbau muss durch mehrere Geschlechter sich langsam vollziehen, sonst stellt sich der Rassentod ein. Wir sehen daher, dass in der neuen Welt diejenigen Eingeborenen, welche schon einen höheren Kulturgrad erreicht hatten, wie die Bewohner Mexikos, Yukatans, Mittelamerikas, Ecuadors, Perus und Chiles, nicht nur nicht aussterben, sondern dass sie jetzt nach etwa 300 Jahren in ihrer Heimat wieder die herrschenden Rassen werden, freilich zunächst mit einem Rückschritt ihrer Gesittung.

Wenn wir Jägerstämme mit schriftgelehrten Völkern vergleichen, sollten wir eins nie vergessen. Wir alle sind Knechte der Gesellschaft, mühsam abgerichtet von unserer Jugend auf, um den Dienst eines Rades im Räderwerke des bürgerlichen Lebens, oft genug nur

[1]) Charlevoix, Nouvelle France. Bd. 3. S. 352 f.

den einer Spindel oder Schraube zu verrichten. Freiheit geniesst allein der Botokude, der Australier, der Eskimo. Den Verlust der natürlichen Freiheit fühlen wir nie, weil man nicht verlieren kann, was man nie besessen hat. Damit man nicht in diesen Worten den Ausbruch von Klagen um ein verlorenes Paradies im Geschmack von Georg Forster zu vernehmen glaube, wollen wir gleich hinzusetzen, dass der Mensch der Kulturstaaten andererseits eine Freiheit geniesst, um die ihn die farbigen Jäger wohl beneiden dürfen, nämlich seine geistige Freiheit. Man hat oft gefragt, ob bei allen sogenannten Wilden religiöse Regungen gefunden werden. Ein Völkerkundiger wird diese Frage nicht stellen. Er weiss, dass mit der Annäherung an den Naturzustand immer mehr und mehr geglaubt wird. Die Herrschaft des Unglaubwürdigen ist nirgends stärker als im Gemüte des sogenannten Wilden, er zittert durch das ganze Leben vor den Gebilden seiner eigenen Imagination. So war unser Geschlecht vor die Wahl gestellt: Sklaven zu werden innerhalb einer bürgerlichen Ordnung, aber frei zu sein von den Bedrängnissen der Einbildungskraft, oder aller geselligen Fesseln ledig, als einzige Freiherren Jagdreviere zu durchschweifen, aber dafür eingeschüchtert zu werden von jedem fratzenhaften Traum und eine Beute zu bleiben der kindischen Gespensterfurcht.

II.

Die Nahrungsmittel und ihre Zubereitung.

Als man über die früheste Entwicklung des Menschengeschlechtes nachzudenken begann, galt es als selbstverständlich, den Schauplatz seiner ersten Ausbreitung dorthin zu verlegen, wo von der Natur die Tagesnahrung freigebig jeder ausgestreckten Hand dargeboten wurde. Nur zwischen den Wendekreisen fand man diese Voraussetzung erfüllt, und nicht anders als mit den Federkronen von Palmen geschmückt konnte man sich den gesegneten Garten vorstellen, wo unsere Stammeltern mit Ernährungssorgen noch nicht zu kämpfen hatten. Dort ist es noch heutigen Tages kleinen Gemeinden vergönnt zu ernten, wo sie nicht gesäet, zu pflücken, wo sie nicht gepflanzt haben. Im Gebiete der Sagopalme, also in der Banda-See finden Malayen und Papuanen immer Nahrungsvorräte, die ihrer warten. Auf etlichen Korallengruppen der Südsee und des indischen Oceanes bestehen die Mahlzeiten zu jeder Tagesstunde und im Laufe des ganzen Jahres nur aus Kokosnüssen, höchstens dass der Fischfang gelegentlich eine Abwechselung gewährt. Unter den Palmen finden wir überhaupt die willigsten Nährmütter des Menschen. Zu den Bäumen, welche die Eingeborenen des tropischen Südamerika pflegen, gehört die *Guilielma speciosa*, welche die aprikosen- oder eierpflaumenartigen Pupunhas trägt. Sie muss seit uralten Zeiten schon gezüchtet und durch Edelreiser fortgepflanzt worden sein, da der ursprünglich steinharte Samenkern entweder in Fasern zerschmolzen ist oder sich gänzlich zu Fruchtfleisch aufgelöst hat[1]). Einem herrenlosen Obstgarten gleichen die Wälder am Amazonenstrom, wo die brasilianische Kastanie *(Bertholletia excelsa)* ihre mandelähnlichen Samen reift, der Kakao, die Ananas, der Breiapfel *(Achras Sapota)*, die Avagate *(Persea gratissima)*, sowie eine Anzahl beeren-, pflaumen- und kirschenartiger Früchte

[1]) **Martius**, Ethnographie. Bd. 1. S. 136.

wild wachsen, zu denen die Miriti oder Moriche *(Mauritia flexuosa)* den Palmwein und die Tageskost liefert. Dort ist also der Tisch beständig gedeckt und für Abwechselung reichlich gesorgt[1]). Mehr als 200 orangengrosse sättigende Nüsse trägt alljährlich in Mittelafrika die Dumpalme *(Hyphaena thebaica)*, die einzige Palme, welche abtrünnig dem Familientypus ihren Stamm verzweigt[2]). Neben ihr ernährt die Dattel in den saharischen Oasen nicht blos den Reiter, sondern sogar das Ross, das ihn trägt, sein unentbehrliches Lasttier, das Kamel, ja allen Haustieren der Oasenbewohner liefert sie angenehme Kost[3]); auch die Araber am unteren Euphrat reichen nicht selten ihren Pferden Dattelfütterung[4]). Freilich ist die Dattelpalme nirgends mehr wild anzutreffen; erfordert sie doch sogar, damit die Ernte gesichert sei, dass die Blüten der männlichen Bäume mit denen der weiblichen durch kundige Hand vermählt werden.

Von seiner Heimat auf den Molukken und Philippinen ist der Brotfruchtbaum mit den Polynesiern über die Südsee vorgerückt. Seine melonengrossen Früchte bringt er acht Monate des Jahres hinter einander zur Reife, auch lassen sie sich, unter der Erde aufbewahrt, noch die anderen vier Monate geniessbar erhalten[5]). Uebrigens ist das letztere gar nicht strenger Brauch, denn wie der jüngere Pritchard[6]) bemerkt, gelangen gerade in den ersten sechs Monaten, wo die Brotfrüchte zur Neige gehen oder fehlen, die Jamswurzeln zur Reife, welche letzteren allerdings schon Ackerbau voraussetzen. Es genügen aber nach J. R. Forsters Berechnung 27 Brotfruchtbäume, die freilich auch einen englischen Acker mit ihrem Schatten bedecken würden, zur Ernährung von 10—12 Personen während der acht Monate ihres Fruchttragens[7]). Wüssten wir endlich mit Sicherheit die ursprüngliche Heimat des Pisang anzugeben[8]),

1) Martius a. a. O. S. 449—451. Gumilla, Orinoco ilustrado. Madrid 1741. S. 84.

2) Baker in Proceedings of the R. Geogr. Society 1866. S. 260.

3) Nachtigal, Sahara und Sudan. Bd. 1. Berlin 1879. S. 127.

4) v. Vincenti im 20. Bd. der Schriften des Vereins zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien. Wien 1880. S. 17.

5) Martins, Von Spitzbergen zur Sahara. Bd. 1. Jena 1868. S. 33.

6) Polynesian Reminiscences. London 1866. S. 127.

7) Bemerkungen auf einer Reise um die Welt. Berlin 1783. S. 195.

8) Grisebach, Vegetation der Erde, bezeichnet Bd. 2. S. 16 mit R. Brown Britisch Indien als das Vaterland von Musa paradisiaca (Pisang) u. M. sapientum (Banane), hält es aber für möglich, dass diese Gewächse schon vor der Entdeckung Amerikas in diesen Weltteil gelangt seien. Diese letztere Vermutung würde, wenn sie sich als begründet ergeben sollte, der Völkerkunde freilich ein schweres Rätsel zu lösen aufgeben.

der dreimal im Jahre seine 70—80 Pfund schweren Trauben zur Reife bringt und der nach einer oft benützten Berechnung A. v. Humboldts auf einem gleichen Flächenraum fünfzigmal mehr Nahrungswert liefert als der Weizen, dann würden wir am liebsten unter den malerisch zerfetzten Ruderblättern der Musaceen die Voreltern unseres Geschlechtes auftreten lassen.

Doch giebt es auch ausserhalb der Tropen gesellig wachsende Bäume, die essbare und leicht aufzubewahrende Früchte für arbeitsscheue Menschen herabschütteln. Zollhoch bedeckt sich der Boden in den nordamerikanischen Mezquitewäldern mit den abgefallenen Schoten, die nicht blos von Pferden und Maultieren gierig gefressen, sondern aus denen auch für den menschlichen Genuss ein säuerliches Getränk bereitet und deren Bohnen in Mexiko gemahlen und zu Brot verbacken werden sollen[1]). Gewiss ist wenigstens, dass diese Samen der *Algarrobia* oder *Prosopis glandulosa* von den Mohavestämmen am westlichen Colorado vorsichtig in Körbe verpackt und aufbewahrt werden, um bei einem Missraten der beliebteren Früchte als Aushilfe zu dienen[2]). Aehnlich gestaltete Schoten wie diese Akazie des trockenen westlichen Nordamerika bringt auf den Pampas der Laplatagebiete die *Prosopis horrida* hervor. Ihre Früchte werden von den jetzigen Bewohnern Johannisbrot (algarróba) genannt, sie haben aber ausser dem Namen nichts gemein mit den Schoten der südeuropäischen *Ceratonia siliqua.* Zweimal im Jahre wurden von den Abiponen die Früchte aufgelesen und entweder trocken genossen oder mit Wasser vermengt durch Gährung in ein weinartiges Getränk verwandelt[3]).

Gehören die bisher aufgezählten Nahrungsmittel vorzugsweise den Ebenen an, so sind auch Gebirgsabhänge nicht gänzlich leer ausgegangen. In den chilenischen Kordilleren tragen die Araukarien, welche dort unsere Nadelhölzer vertreten, in ihren menschenkopfgrossen kugeligen Zapfen nicht weniger als 2—300 Samen, doppelt so gross wie eine Mandel und frisch geröstet vom Geschmacke der Kastanien. Da 200 dieser Samen dem stärksten Esser eine reichliche Tagesnahrung gewähren, so genügen ihm 18 Araukarien für einen Jahresunterhalt[4]). Wir brauchen aber solche Beispiele nicht in den Anden von Antuco zu suchen, auch die Pinienwälder Südeuropas könnten angeführt werden, ja in der Zirbel unserer Hochgebirge und der russisch-sibirischen Ebenen

[1]) **Fröbel**, Aus Amerika. Bd. 2. S. 446.
[2]) **Möllhausen**, Tagebuch. S. 397.
[3]) **Dobrizhoffer**, Geschichte der Abiponer. Bd. 2. S. 74, 139.
[4]) **Pöppig**, Reisen. Bd. 1. S. 400.

besitzen selbst wir einen Nährbaum der Freiheit. Es sei uns an dieser Stelle verstattet, noch daran zu erinnern, dass auf den Hochlanden Chiles die Kartoffel wild gefunden worden ist und auf Montblanc-Höhe in Peru die Kinoahirse *(Chenopodium Quinoa)* wächst, ohne deren Gegenwart es gar nicht denkbar gewesen wäre, dass am Titicaca-See eine jedenfalls dichte Bevölkerung die berühmten, dem Sonnendienst geweihten Tempel erbaut hätte.

Während noch immer vergeblich nach der Heimat unserer Getreidepflanzen gesucht wird, giebt es in seichten stehenden Gewässern noch wild wachsende Körnerfrüchte, welche der Kultur sich bisher entzogen haben. In Nordamerika sammelten und sammeln noch jetzt die Eingeborenen die Aehren des Wasserreises oder der Sumpfhirse *(Zizania aquatica)*[1]. An den Weihern, Stauwassern und Igarapes (Nebenarmen) des brasilianischen Rio Negro wächst als Grasteppich der wilde Reis *(Oryza subulata)*, dessen reife Körner der Ansiedler im Vorüberfahren nur in seinen Kahn abzustreifen braucht[2]. Schweinfurth[3] erwähnt eine andere Art Reis *(Oryza punctata)*, die zur Regenzeit in allen Teichen des Bongolandes im Gebiete des Gazellenflusses sich einstellt, von den dortigen Negern zwar nicht gesammelt, wohl aber von den Baggara-Arabern und in Dar For als wohlschmeckendes Nahrungsmittel geschätzt wird. Selbst die trockenen Ebenen der Kalahari in Südafrika bringen eine Anzahl essbarer Wurzeln, Knollen, Bohnen, saftige Früchte und die geniessbare, durch ihre Milch den Durst stillende Maguli hervor[4].

Die angegebenen Beispiele erschöpfen die Zahl aller Nährpflanzen der Wildnis keineswegs, sondern ein nachsichtiger Fachkenner wird im stillen vieles zu ergänzen haben, mancher besser Bewanderte sogar erstaunt sein, dass wichtige Erscheinungen übersehen wurden. Allein das Angeführte wird für den Zweck unserer Untersuchung völlig ausreichen. Auch sollte keineswegs bei der bisherigen Aufzählung von Nahrungsmitteln der Gedanke vertreten werden, als habe der Mensch auf seinen ältesten Entwicklungsstufen ausschliesslich das Pflanzenreich um Nahrung angesprochen und sei, wie Brahmanen und Buddhisten, mit heiliger Scheu an der Tierwelt vorübergegangen. Nur insofern mussten zuerst die Erzeugnisse der Gewächse erwähnt werden, als der Mensch seinem Gebiss und seinen Verdauungsvorrichtungen nach auf vegetabilische

[1]) Der Akklimatisationsverein in Berlin hat sich seit 1870 mit dem Anbau des Wasserreises, wie es scheint, mit Glück beschäftigt. Ausland 1872. S. 741.

[2]) v. Martius, Ethnographie. Bd. 1. S. 679.

[3]) Im Herzen von Afrika. Bd. 1. S. 271.

[4]) Chapman, Travels into the Interior of South-Africa. Bd. 2. S. 297.

Kost angewiesen ist, so dass ihn nur der Hunger zur Aenderung seiner Nahrungsweise getrieben haben möchte. Aber auch Tiere, die nach den Lehren der vergleichenden Anatomie unter die Pflanzenfresser gehören, beobachten nicht streng die ihnen zukommende Diät. Da die Affen der alten Welt im Zahnbau, worauf es hier zunächst ankommt, mit den Menschen völlig übereinstimmen, so ist es für uns von Wichtigkeit, wenn auch bei ihnen eine gleichsam regelwidrige Ernährung beobachtet wird. So pflücken nach Otto Kerstens Schilderung[1]) die Paviane Blätter und Blattknospen, Blüten und halbreife Früchte, graben Knollen und Wurzeln aus, stellen aber auch Tieren nach, die sie bewältigen können. Sie drehen Steine um, in der Erwartung auf der Rückseite Kerbtiere zu finden. Puppen von Ameisen und Schmetterlingen, Käferlarven, glatthäutige Raupen, Fliegen und Spinnen sind willkommene Beute. Endlich gehören sie zu den schlimmsten Nesträubern, verzehren Eier und Nestlinge aller nicht zu grossen Vögel, ja fangen die flüggen Jungen oder haschen Mäuse, um sie mit sichtlichem Behagen zu verspeisen. Nicht viel anders als diese Beschreibung ostafrikanischer Hundsaffen klingt es, wenn Alfred Lortsch von den Australiern bemerkt, sie verzehrten ausser den Beuteltieren alle Vögel, selbst Aasgeier, Aale und Fische jeder Art, Fledermäuse, darunter auch fliegende Hunde, Frösche, Eidechsen, Schlangen und Würmer[2]). Einer ähnlichen Aufzählung begegnen wir bei Georg Schweinfurth, der von den Bongo-Negern versichert, dass sie mit Ausnahme von Hund und Mensch kein tierisches Nahrungsmittel, auch nicht Ratten, Schlangen, Aasgeier, Hyänen, fette Erdskorpione, geflügelte Termiten, Raupen und widrige Eingeweidewürmer der Rindermagen sich entgehen lassen, ja die verwesenden Reste von Löwenmahlzeiten als willkommene Beute begrüssen, wenn die hoch darüber kreisenden Geier sie ihnen im Waldesdickicht verraten[3]). Ferdinand Appun berichtete über die Indianer Britisch Guyanas: „Wild und Fische bilden ihre Hauptnahrung, doch verschmähen sie auch Ratten, Affen, Alligatoren, Frösche, Würmer, Raupen, Ameisen, Larven und Käfer nicht[4])." Der Ekel vor irgend einer Kost beruht nur auf Uebereinkommen oder auf dem „Grauen vor dem Unbekannten". Auch haben gesittete Europäer wenig Berechtigung zu schaudern, dass Chinesen Schwalbennester und Trepang (Holothurien) zu den besten Leckerbissen rechnen, noch heute die Prärie-

[1]) Reisen des Baron v. d. Decken in Ostafrika. Bd. 1. S. 158.
[2]) Ausland. 1866. S. 700.
[3]) Im Herzen von Afrika. Bd. 1. S. 301.
[4]) Ausland. 1872. S. 365.

Indianer vom eben erlegten Büffel die lebenswarmen Nieren nebst dem grünen Breiinhalt des Vormagens unter sichtlichstem Wohlgefallen verzehren[1]), oder in Arabien die Heuschreckenzüge wie ein gottgesendeter Festschmaus begrüsst werden, da sie selbst weder vor den Verdauungsrückständen der Schnepfen noch vor Hummern und Flusskrebsen zurückweichen, welchen letzteren doch zur Reinigung ihrer Wassergebiete das Geschäft obliegt, gleichzeitig als Grab und als Totengräber zu dienen.

Wollen wir uns also ein Bild von der Ernährungsweise der Urstämme unseres Geschlechtes vor der Erhebung zum Ackerbau, ja vor dem Betrieb der Jagd entwerfen, so dürfen wir nicht denken, dass Pflanzenkost allein den Hunger gestillt habe, sondern es wurde vielmehr alles ergriffen, was geniessbar erschien. Begeben wir uns zunächst an die See, so lassen sich dort von den Watten oder vom Meeresgrund selbst nahrhafte Muscheln sowie Schnecken in ergiebiger Menge und zu jeder Jahreszeit auflesen. Die Anhäufungen von Schalen und Gehäusen essbarer Weichtiere, die sich bankartig längs den Ufern der dänischen Inseln erstrecken und den Archäologen als Küchenabfälle (Kjökkenmöddinger) wohl bekannt sind, bestehen aus den Schalen von 4 Molluskenarten der Ostsee, die in der Zeit der ungeglätteten bis zur Zeit der abgeglätteten Steingeräte baltische Strandbewohner ernährten[2]). Sobald das Auge für solche Erscheinungen geschärft war, haben andere Forscher ganz gleiche Muschelanhäufungen in Schottland, Japan, den Vereinigten Staaten, in Brasilien und in Australien erkannt.

Erbeutung von Fischen ohne Fischereigeräte, also ohne Netze oder Angelschnur, gehört zum Alltagsleben in Kamtschatka. Fünfzehn Meilen im Innern dieser Halbinsel fand Kennan[3]) die kleinen Gewässer durch die Leiber von toten und faulenden Lachsen verpestet. Solche Fische von 18—20 Zoll Länge sah er in Bächen, die kaum ihre Rücken mit Wasser völlig bedeckten, sich mühsam aufwärts winden, so dass sie mit Händen herausgehoben werden konnten. In Kambodscha, wo Fischereigeräte fehlten, bemerkte Adolf Bastian[4]), dass die Eingeborenen das Wasser des Tasavai in einen Kanal leiteten, dann es abdämmten und wieder ausschöpften, um die mittlerweile eingetretenen Fische mit den Händen zu fangen. Ganz ähnlich verfuhr ein Chinese bei Kalumbit auf der Insel Luzon, den Jagor[5]) beobachtete. Mehr Ueberlegung und längere Natur-

[1]) v. Thielmann, Vier Wege durch Amerika. Leipzig 1879. S. 57.
[2]) S. oben S. 41.
[3]) Tent Life in Siberia. S. 108.
[4]) Völker Ostasiens. Jena 1868. Bd. 4. S. 49.
[5]) Reisen in den Philippinen. Berlin1873. S. 47.

beobachtung setzt schon das Vergiften von Fischwassern oder das Betäuben der Fische voraus, wie es vorzüglich in Südamerika, doch auch bei den Papuanen[1]) betrieben wird. Am ausführlichsten ist das Verfahren in Guyana von Appun geschildert worden[2]), der übrigens bei den dortigen Indianern, wie in Kambodscha, ebenfalls das Abdämmen und Ausschöpfen von Fischwassern anwenden sah.

Wie man sich längst gestanden haben wird, wäre es eine hoffnungsloses Beginnen, irgend einen Erdraum als denjenigen zu bezeichnen, der durch leichten Erwerb des Tagesbedarfs sich für die Heimat der frühesten, noch nicht durch Nachdenken und Uebung erstarkten Stammeltern mehr als andere geeignet haben sollte, vielmehr war unser Planet an unzähligen Strecken beider Festlande für den Empfang des Menschen vorbereitet. Dagegen können die von uns verknüpften Thatsachen dazu dienen, uns von dem alten Irrtum zu erlösen, dass die Ausbreitung unseres Geschlechtes von irgend einem Schöpfungsherd nach entlegenen Festlanden nur bei reiferen Zuständen habe stattfinden können. An Nahrung hat es wenigstens nirgends gefehlt, ja die örtlich wechselnde Fülle und die ursprünglich engen Verbreitungsgebiete wohlschmeckender Genussmittel, die als etwas Neues von ausgeschwärmten Horden entdeckt werden mussten, mögen viel dazu beigetragen haben, dass menschliche Bewohner bis in die äussersten Winkel des Erdkreises gelockt wurden. So weit Geschichte und Erforschung vorgeschichtlicher Zeiten reichen, waren die Völker beständig auf der Wanderung begriffen, ja das Verwachsen mit dem Boden gehört erst sehr vorgerückten gesellschaftlichen Zuständen an.

Nicht gänzlich darf an dieser Stelle eine Entartung des Menschengeschlechts verschwiegen werden. Während es bei Tieren selten vorkommt, dass sie ihre eigene Art verzehren, stossen wir auf die Anthropophagie noch heute fast in allen Weltteilen[3]). Einige dieser Fälle werden dadurch gemildert, dass der entsetzlichen Gewohnheit nur der schlimme Wahn zu Grunde liegt, als könne man schätzenswerte Eigenschaften des Verzehrten in sich aufnehmen. Zur Zeit des Taipingaufstandes traf ein englischer Kaufmann in Shanghai seinen Diener auf der Strasse, der das Herz eines Rebellen nach Hause trug und eingestand, es verzehren zu wollen, um seinen Mut zu stärken[4]). Bisweilen ist es nicht sinnliche Gier, sondern

[1]) **Powell**, Unter den Kannibalen von Neu-Britannien. S. 158.

[2]) Ausland. 1870. S. 1139, 1156.

[3]) R. **Andree** in den Mitteilungen des Vereins für Erdkunde in Leipzig. 1873. S. 43—46.

[4]) **Tylor**, Urgeschichte der Menschheit. S. 167.

Rachsucht, um dem erschlagenen Feinde die schimpflichste aller Bestattungsarten zu bereiten. Manchmal wird die Gottheit selbst zur Teilnahme herabgezogen, wenn auf das Menschenopfer der empörende Menschenschmaus nachfolgt, wie im alten Mexiko[1]). Ein deutscher Reisender, H. v. Rosenberg, der im Battaland auf Sumatra die blutigen Schädel einiger Unglücklichen als Ueberreste eines kürzlich stattgehabten Kannibalenmahles sah, versichert uns nachdrücklich, dass die gutmütigen Battas, denen selbst in Zeiten grösster Hungersnot das Menschenleben als heilig gelte, weder durch Grausamkeit noch durch Lüsternheit zu einem so grässlichen Brauch geführt worden seien, sondern allein durch Wahnideen, welche in ihren Rechtssatzungen den Ausdruck fanden, Kriegsgefangene wie erschlagene Feinde und zum Tode verurteilte Verbrecher müssten aufgezehrt werden[2]). Gänzlich unzulässig ist es, die Menschenfresserei aus einem physiologischen Zwang rechtfertigen zu wollen, als erfordere unsere Leibeswohlfahrt dringend einen Wechsel zwischen Fleisch und Pflanzenkost, während doch in Indien mehr als 100 Millionen Bewohner sich ausschliesslich mit letzterer begnügen. Gewöhnlich beruft man sich auf die Maoris, welche in Neuseeland kein vierfüssiges Landtier vorfanden und, von einem unbezwinglichen Naturtrieb erfasst, zum Genuss von Menschenfleisch getrieben worden wären[3]). Allein die Anthropophagie war allen anderen Polynesiern ebenso gemeinsam[4]). Sie ist auf den Marquesasinseln, der Hawaiigruppe, Taïti[5]) und anderwärts nachgewiesen worden, wo doch überall Schweine und Hunde zur Fleischerzeugung gezüchtet wurden, so dass sicherlich die Maoris, ehe sie sich von den Geschwisterstämmen trennten, schon mit dem grauenhaften Laster befleckt waren. Dazu kommt, dass von diesem Gräuel nicht einmal viehzuchttreibende Völker, nämlich in Südafrika die Immithlanga, ein Zulustamm, frei waren[6]) und er bei den ihnen nahestehenden Basutos erst von dem Häuptling Moschesch unterdrückt wurde[7]). Auch die fischessenden

[1]) Prescott, Conquest of Mexico. Bd. 1. S. 78.

[2]) v. Rosenberg, Der malayische Archipel. S. 33 f.

[3]) Das gleiche könnte von den Bewohnern der Osterinsel gelten. Revue maritime et coloniale. Bd. 35. 1872. S. 116.

[4]) J. R. Forster, Bemerkungen auf seiner Reise um die Welt. S. 290.

[5]) Meinicke äusserte (Zeitschrift für Erdkunde. Berlin 1870. S. 396) bei Erwähnung der Thatsache, dass auf den westlichen Paumotu-Inseln die Anthropophagie durch Taïtier unterdrückt worden sei, die Vermutung, dass letztere nie jenes Laster gekannt hätten. Gerland (Waitz, Anthropologie. Bd. 6. S. 158 f.) hat indessen mehrere Zeugnisse dafür beigebracht.

[6]) Waitz, Anthropologie. Bd. 1. S. 352.

[7]) Casalis, Les Bassoutos. S. 21, 319. Zu den Höhlenkannibalen gehörten

Ainos geben zu, dass einige unter ihnen in alten Zeiten Menschenfresser gewesen seien [1]). Täuschung wäre es ferner, diese Verworfenheit bei den sogenannten niederen und minder zurechnungsfähigen Völkern zu suchen. Sind auch die Australier nicht gänzlich rein zu sprechen [2]), so gehören sie doch nicht unter die Gewohnheitskannibalen. Hottentotten und Buschmänner sind unseres Wissens noch nie verdächtigt worden, dagegen kann über die Anthropophagie der Botokuden kein Zweifel aufkommen. Weit zahlreicher sind jedoch die Fälle, dass wir die grauenhafte Gewohnheit gerade bei Völkern und Völkergruppen antreffen, die sich durch Begabung und reifere gesellschaftliche Zustände vor ihren Nachbarn auszeichnen, wie die Altmexikaner, deren schon gedacht wurde. So sind oder waren auch sämtliche Papuanen, also die Bewohner Neu-Guineas mit seinem Zubehör an Inseln, des Neu-Britannia-Archipels, der Salomonen, der neuen Hebriden, Neu-Kaledoniens und der Fidschigruppe, Menschenfresser aus Lüsternheit und doch müssen wir sie als Rasse geistig so hoch oder höher stellen als die Polynesier. Unter den asiatischen Malayen sehen wir die oben schon als Anthropophagen erwähnten Battas auf Sumatra so hoch gestiegen, dass sie sich ein eigenes Alphabet, wenn auch nach indischen Mustern, erschufen [3]). Was ein holländischer Statthalter von Padang dem Reisenden Bickmore [4]) über den angeblich späten Ursprung des empörenden Lasters mitteilte, ist eine selbsterfundene Sage der Battas, denn sie waren Anthropophagen bereits zu Nicolo Contis [5]), selbst schon zu Marco Polos [6]) Zeiten, ja wenn die Insel Ramni der alten arabischen Reiseberichte richtig für Sumatra gehalten wird, so würden schon vor tausend Jahren die Battas die Würde des

zwei Betschuanenhorden, die Bafukeng oder Bahukeng und die Makatla sowie zwei Kafferstämme, die Bamakakana und die Bamatlapatlapa. Ihr Schlupfwinkel lag in der Nähe von Thaba-Bosigo bei den Quellen des Kaledonflusses. Anthropological Review. 1869. Bd. 7. S. 121—128.

[1]) Archiv für Anthropologie. Bd. 10. 1878. S. 441.

[2]) Petermanns Mitteilungen. 1870. S. 148. Bei den südaustralischen Diejerie ist das Essen von der Leiche an bestimmte Verwandtschaftsgrade nach gesetzlichem Herkommen geknüpft (Native Tribes of South Australia. Adelaide 1879. S. 274). Die Tasmanier waren nie Kannibalen (Journal of the Anthrop. Institute. Bd. 3. London 1874. S. 23).

[3]) Waitz, Anthropologie. Bd. 5. S. 114.

[4]) Reisen im ostindischen Archipel. Jena 1869. S. 340.

[5]) Seine Worte lauten nach dem einzig richtigen Texte des Poggio, den Fr. Kunstmann neu herausgegeben hat (Indien im 15. Jahrhundert. München 1863. S. 40): *In ejus insulae* (nämlich Sumatra), *quam dicunt Bathech, parte anthropophagi habitant.*

([6]lib. III, cap. 11.

Menschengeschlechtes durch ihr Laster geschändet haben[1]). Noch jetzt ist es bei den malayischen Manobos im Osten Mindanaos Pflicht des zugleich im Krieg anführenden Priesters dem überfallenen und erlegten Gegner Herz oder Leber aus dem Leibe zu reissen und ein Stück davon zu verzehren als Zeichen der nun gestillten Rache, während keiner aus dem gemeinen Volk Menschenfleisch kosten darf[2]). Im äquatorialen Afrika finden wir anthropophag eine ganze Reihe von Negervölkern am Kongo, deren hohe Ausbildung in heimischen Kunstfertigkeiten von Stanley gerühmt wird[3]), dann an der Westküste die von Du Chaillu zuerst beschriebenen Fan, die sich durch ihre Eisenindustrie und einen höheren Grad von Intelligenz auszeichnen[4]), so wie im Gebiete des Gazellen-Nil die beträchtlich über ihre Nachbarn an Kultur hervorragenden Njamnjam oder Sandeh, deren Anthropophagie uns nach einander von Petherick, Piaggia und Schweinfurth bestätigt worden ist. Letzterer hat auch die erste Kunde von ihren südlichen Nachbarn am Uëlle, den braunen Monbuttu, nach Europa gebracht, deren Halbkultur neben den Urzuständen der Nilbevölkerungen auf das höchste überraschen muss und über deren Kannibalentum kein Zweifel übrig bleibt. Es bestätigte sich auch bei ihnen eine alte Erfahrung, dass nämlich der Genuss von Hundefleisch der erste Schritt zur Anthropophagie und ihr Begleiter zu sein pflege[5]). Auch in Europa haben sich mehrfach Reste von Kannibalenmahlzeiten in Höhlen gefunden, so auf der pyrenäischen Halbinsel, in Italien, in Westfalen[6]) und am Ith im Braunschweigischen unfern der Weser; die letzterwähnten Funde wenigstens, vielleicht auch die übrigen, stammen aus der Bronzezeit[7]). In äusserster Notlage sind noch in unserem Jahrhundert Europäer vor Menschenfleisch nicht zurückgeschaudert. Bei der letzten Belagerung von Messina soll das Fleisch der gefangenen Soldaten auf der Giudecca verkauft worden sein und zwar das der Schweizer um einen höheren Preis als das der Neapolitaner[8]). In

[1]) Peschel, Geschichte der Erdkunde. 2. Aufl. München 1877. S. 117 f.

[2]) Semper, Die Philippinen und ihre Bewohner. Würzburg 1869. S. 92.

[3]) Cameron a. a. O. Bd. 1. S. 307. Stanley a. a. O. Bd. 2. S. 157—159, 221, 232, 263, 293, 302.

[4]) Lenz, Skizzen aus Westafrika. S. 73 f., 85. Hübbe-Schleiden, Ethiopien. Hamburg 1879. S. 203 f. De Compiègne, L'Afrique équatoriale. Paris 1875. S. 155 f., 158. Bd. 2. S. 148, 160.

[5]) Schweinfurth, Im Herzen von Afrika. Bd. 1. S. 442. Bd. 2. S. 98.

[6]) Boyd Dawkins, Die Höhlen und die Ureinwohner Europas. Leipzig und Heidelberg 1876. S. 111 f., 207 ff.

[7]) Nehring in der Zeitschrift für Ethnologie. 1884. Verhandl. S. 83—96.

[8]) Schaafhausen im Archiv für Anthropologie. Bd. 4. 1870. S. 247.

Leipzig sollen sich nach der grossen Völkerschlacht die massenhaft und Tage lang ohne Nahrung gelassenen französischen Gefangenen teilweise ihr Leben gefristet haben durch Verzehren des angerösteten Fleisches ihrer verstorbenen Kameraden [1]).

Aus der Summe dieser Thatsachen ergiebt sich, dass mit Ausnahme der Papuanen und Polynesier die Anthropophagie nicht über ganze Völkergruppen verbreitet ist oder war, sondern nur vereinzelt in Australien und Amerika, häufiger in Afrika auftritt, in Asien beinahe gänzlich fehlt, in Europa fast ausschliesslich einer frühen Vorzeit angehört. Die Ansicht, dass alle menschlichen Gesellschaften auf ihren roheren Stufen dieses Laster einmal gekannt und überwunden haben sollten, lässt sich daher nicht streng begründen, zumal neuerdings erkannt worden ist, dass die Sagen von Menschenfressern sich von einem Volke zum andern mit grosser Leichtigkeit verbreitet haben, so dass ihr örtliches Vorkommen durchaus nicht eine Anthropophagie in der Vorzeit daselbst andeutet. Auch wurde früher mit unberechtigter Hast vorausgesetzt, dass, wo Menschenopfer im Gebrauche waren, ehemals auch Menschenfleisch verzehrt worden sei, als habe man auf die Altäre der Götter nur dasjenige gesteuert, dessen Genuss auch den Darbringern schätzbar erschien. Mit den zahlreichen Menschenopfern in Khondistan war jedoch niemals Anthropophagie verknüpft. Sie fielen der göttlich gedachten Erde, um die Gewährung ergiebiger Ernten zu gewinnen, wie man aus Campbells ausführlichen Schilderungen sich überzeugen kann. Die Opfer von Frauen und Hausgesinde auf den Gräbern Verstorbener haben ebenfalls keinen Zusammenhang mit anthropophagen Gewohnheiten. So begegnen z. B. bei Malayenstämmen Borneos, welche gerade frei sind vom Kannibalenlaster [2]), ebenso wie bei den Negern der Goldküste derartige Sklavenopfer in dem Sinne, dass die Hingeopferten dem Abgeschiedenen im Jenseits dienen [3]). Desgleichen beruht die Ada oder „grosse Sitte“ in Dahome einzig und allein auf dem Unsterblichkeitsglauben. Am Grabe des Königs fallen dort Hunderte von Menschen dem Wahne, dass ihre Geister als dienstbare Gehilfen dem Abgeschiedenen nachfolgen oder ihm Botschaften über die jüngsten diesseitigen Begebenheiten ins Jenseits überbringen sollen [4]).

[1]) Nach Berichten eines Augenzeugen in Rodenbergs Deutscher Rundschau. Bd. 28. Berlin 1881. S. 432. Hierdurch bestätigt sich vollauf das Urteil J. R. Forsters in den Bemerkungen auf seiner Reise um die Welt. S. 289.

[2]) Bock, Unter den Kannibalen auf Borneo. Jena 1882. S. 248.

[3]) Bosman, Guinese Goud-, Tand- en Slavekust. Bd. 2. S. 14. Vergl. auch Tylor, Anfänge der Kultur. Bd. 2. S. 116.

[4]) Ausland. 1861. S. 407.

Schon Herodot[1]) schildert uns die Sitte thrakischer Stämme mit dem Ehegatten diejenige seiner Frauen nach erfolgter Hinopferung zu bestatten, welche er von allen am meisten geliebt hatte, ferner die der südrussischen Skythen, mit ihrem König eine seiner Frauen, seinen Mundschenk und Koch, seinen Botschafter und Diener, Rosse und Silbergeschirr mit zu begraben. Aehnlich liess der berühmte Zulukönig Tschaka nach dem Tode seiner Mutter zehn auserlesene Jungfrauen lebendig mit derselben begraben, und die Krieger mussten ein allgemeines Gemetzel veranstalten zu Ehren der Toten und „zu ihrem Hofstaat im Jenseits" [2]). Wenn der Leichnam des jedesmaligen Herrschers von Urua (westwärts vom oberen Kongo) im Bett eines hierfür zeitweise abgelenkten Flusses auf seinen lebendig mit ihm begrabenen Frauen bestattet und das schreckliche Grab dann noch mit dem Blut geschlachteter Sklaven besprengt zu werden pflegt[3]), so wird man diese verzerrte Nachahmung des Busento-Grabes den Warua also auch nicht als Kannibalen-Sitte ausdeuten dürfen. Die Hindus enthalten sich schon seit Jahrtausenden jeder Fleischnahrung, und dennoch haben sie sich ehemals bei den grossen Dschaggernaut-Festen, von religiöser Raserei ergriffen, zu Dutzenden unter die Räder des grossen Götterwagens geworfen, um sich selbst zum Opfer zu bringen. Wenn Abraham seinen Sohn auf den Holzstoss bindet, so folgt daraus gleichfalls noch nicht, dass die Hebräer vor Abraham, oder wenn Plinius[4]) erwähnt, dass im Jahre 97 v. Chr. in Rom ein Verbot der Menschenopfer erlassen worden war, dass die Römer ehemals Kannibalen gewesen sein müssten. Wir dürfen vielmehr beruhigt annehmen, dass nur hin und wieder nicht blos rohe, sondern selbst hochgestiegene Menschenstämme der entsetzlichen Versuchung unterlagen, und die Anthropophagie gewiss nicht zu den unerlässlichen Entwicklungskrankheiten unseres Geschlechtes gehört habe.

Sehr schwierig ist es, den Einfluss der Ernährung auf die Sittigung der einzelnen Völker nachzuweisen. Mit Zuversicht lässt sich nur aussprechen, dass ungenügende oder ungeeignete Kost stets eine physische und geistige Verkümmerung zur Folge gehabt hat. Auf den reichen Jagdgründen Australiens haben die Reisenden nicht die dürren Missgestalten wie an der Westküste, sondern rüstige und wohlgebildete Menschen angetroffen. Auf den mit reichlichem Nahrungsvorrat ausgestatteten Hochinseln der Südsee haben sich die-

[1]) lib. V, cap. 5 und lib. IV, cap. 71.
[2]) Kranz, Natur- und Kulturleben der Zulus. S. 57 f.
[3]) Cameron a. a. O. Bd. 2. S. 95.
[4]) Hist. nat. XXX, 3—4.

selben Polynesier kräftig und schön entwickelt, die auf viel ärmeren Flachinseln zu kleineren, hässlichen Gestalten verkümmerten [1]).

Was dagegen die Wahl der Kost betrifft, können wir nur einen Satz wiederholen, der längst Gemeingut geworden ist. In kalten Ländern werden kohlenstoffreiche Nahrungsmittel mit grösserem Verlangen ergriffen werden als in warmen. Der Polarkreis wäre für einen Hindu ohne Aenderung seiner Speisevorschriften unbewohnbar, wie es andererseits einem Eskimo schwer fallen dürfte, nach Indien versetzt, Seehundsspeck roh in unaussprechlichen Mengen zu verschlingen. Fügen wir noch die gewiss treffende Bemerkung Moritz Wagners [2]) hinzu, dass in Südasien sowie in Mittel- und Südamerika überall, wo Fleischkost mangelt, Leguminosenfrüchte stark verzehrt werden, und wo Reis die Tagesnahrung bildet, der Fischfang eifrig betrieben wird, so haben wir bereits erschöpft, was als sicher ermittelt betrachtet werden darf. Streng erwiesen ist dagegen nicht, dass Körperstärke, physischer Mut oder Verstandesschärfe bei Fastenkost nicht in gleichem Maasse wie bei Fleischkost erwartet werden dürfen. Von allen Polynesiern, die Bewohner einsamer Inseln abgerechnet, waren die Maoris Neu-Seelands die einzigen, welche weder Schweine noch Hunde mästeten, und wenn man nicht annehmen will, dass ihre gelegentlichen Mahlzeiten von Menschenfleisch diesen Mangel ersetzt haben könnten, so muss man zugeben, dass sie bei ihrer Fisch- und Wurzelkost der kräftigste, mutigste, streitbarste und in gesellschaftlichen Künsten am höchsten gestiegene Stamm ihres Völkerkreises geworden sind.

Gewiss hat schon ein jeder von uns einmal die Wirkungen alkoholischer und narkotischer Genussmittel an sich erfahren und vielleicht bemerkt, dass ein mässiger Genuss von Wein uns über unser prosaisches Werkeltags-Ich zu erheben vermag. Noch mächtiger ist bei vielen die Anregung durch Thee oder Kaffee. Sobald wir uns durch sie gestärkt fühlen, ist es, als ob wir heller zu sehen und schärfer zu schliessen vermöchten. Gedanken, welche vorher eifrig aber erfolglos gesucht wurden, eilen nun in raschem Fluge herbei und neuen Wahrheiten scheinen wir bis zum Erfassen nahe gerückt. Sollten nicht also die Bewegungen, die wir in unseren Denkvorrichtungen hervorrufen, durch die narkotischen Genussmittel beschleunigt oder ihre Schwingungsweite vergrössert werden? Und sollten nicht auch die geistigen Fortschritte innerhalb der menschlichen Gesellschaft seit Entdeckung dieser Zaubertränke merklich raschere geworden sein?

[1]) Waitz (Gerland), Anthropologie. Bd. 6. S. 5.

[2]) Allgem. Zeitung. Beilage. 1871. S. 2887.

Lassen wir uns die Irrfahrten Thomas Buckles als Warnung dienen, der, von solchen Trugbildern verlockt, aus den chemischen Bestandteilen der Nahrung die geschichtlichen Verhängnisse von Kulturvölkern des höchsten Ranges erklären zu können sich und einer gern getäuschten Menge vorspiegelte. Die Geschwindigkeit der geistigen Fortschritte in unseren Tagen ist zunächst nur den Einrichtungen der modernen Gesellschaft zuzuschreiben, die der Wissenschaft unendlich mehr Jünger und alle viel besser vorbereitet als früher zuführt. Die grössten Erfindungen des Menschen, Bilder- und Lautschrift, die Teilung der Zeit, Maasse und Gewichte, Stellenwert der Zahlen sind älter als die Kenntnis der narkotischen Genussmittel, und nur dem Wein könnten wir daran ein Verdienst zuschreiben. Der mosaische Gottesgedanke, der zoroastrische Dualismus, Christentum und Islam, indische Sagenwelten und Philosophien sind sämtlich ohne narkotische Nachhilfe ans Licht getreten. Der Thee war dem erfindungsreichen alten China, also dem China der drei ersten Dynastien nicht bekannt. Kopernikus hat sein System erdacht, Galilei es begründet und Kepler es durch seine Gesetze bewiesen, ohne dass sie je den Kaffee auch nur dem Namen nach gekannt hätten. Es ist daher wohl vorsichtiger, das dunkle Gebiet der Forschung über die Erregbarkeit unseres Denkvermögens durch geniessbare Reizmittel nicht zu betreten.

Nicht minder wichtig als die Nahrung ist ihre Zubereitung. Der Genuss rohen Fleisches und Speckes kommt ausnahmsweise allenthalben, als Gewohnheit nur bei den Eskimos vor. Sonst wird die Aschenglut oder ein hölzerner Bratspiess gewöhnlich zum Rösten verwendet. Als Trinkgefässe dienen meistens die Rindengehäuse melonenartiger Früchte, die Schalen der Nüsse oder gelegentlich den Buschmännern die Eier südafrikanischer Strausse. Ihre Nachbarn, die Betschuanen und Kaffern, flechten Körbe so dicht, dass sich Flüssigkeiten darin aufbewahren lassen [1]). Hölzerne Gefässe dienten aber schlecht dazu Wasser ins Sieden zu versetzen, und doch half sich der menschliche Scharfsinn dadurch, dass Steine bis zum Glühen erhitzt und dann in das Wasser des Holzgefässes geschüttet wurden. Auf diese Weise ist das Kochen zuerst betrieben worden. Noch einfacher ist das Verfahren eines Stammes der Rothäute im Norden der Prärien. Sie gruben eine Höhlung in die Erde, kleideten sie mit dem Felle des erlegten Wildes aus, gossen Wasser darauf und erhitzten dieses mit glühenden Steinen. Deshalb nannten

[1]) Casalis, Les Bassoutos. S. 145. Wood, Natural History of man. Africa. London 1868. S. 63.

die Odschibbewäer diese Stämme Assinniboin oder Steinkocher[1]). Seitdem sie der Handel mit Thongeschirren und Kesseln versehen hat, wird die altertümliche Zubereitung des Fleisches nur bei festlichen Gelegenheiten noch angewendet[2]). Jenseits der Felsengebirge bedienen sich die Aht der Vancouverinsel[3]), sowie die Tschinuk in Oregon erhitzter Steine und Holzgefässe beim Kochen[4]), und die nördlicher sitzenden Koluschen verwenden sogar, wenn es gilt grössere Fische zu sieden, ihre Kähne als Geschirr. Auch die Kamtschadalen kochen in ihren hölzernen Trögen mit glühenden Steinen[5]). Selbst in Europa hatte sich noch bis 1732, wie Linné berichtet, das Kochen mit Steinen als Rest einer grauen Vorzeit im finischen Ostbotlande erhalten[6]); ja im Südwestwinkel von Frankreich giebt es noch heute in einigen Baskenorten Steinkocherei, jedoch beschränkt sich dort die uralte Sitte auf die Milch, welche, mit faustgrossen erhitzten Flusskieseln in Holzgefässen gekocht, einen angenehmen Geschmack annehmen soll[7]); gleichfalls sollen die kärntnischen Dorfwirte in der Umgebung von Klagenfurt noch immer die Würze zu ihrem selbstgebrauten Bier in Holzkufen durch hineingeworfene erhitzte Steine auf den gewünschten Wärmegrad bringen[8]). Wie Tylor ermittelt hat, wurden in Irland noch um 1600 glühende Steine zum Erwärmen von Milch benutzt, und auf den Hebriden wurde im 16. Jahrhundert das Fleisch noch in der Haut des Tieres gekocht[9]). Dieses letztere Verfahren war zu Herodots Zeiten in den holzarmen südrussischen Steppen im Gebrauche; die dortigen Skythen benutzten die Knochen als Brennstoff und die Haut des Tieres als Gefäss, welches das Fleisch und Wasser beim Kochen aufnahm[10]). Die Polynesier, welche keine Thongeschirre besassen, bereiteten ihre Nahrung in Erdgruben, die, mit Blättern ausgefüllt, Fleisch oder Pflanzenkost samt den glühenden Steinen aufnahmen, dann wieder mit Blättern zugedeckt und mit

[1]) Catlin, Indianer Nordamerikas. S. 38.

[2]) Auch die Patagonier verfahren bei ihren Jagdzügen noch auf die gleiche Weise, wenn sie auch daheim sich eiserner Töpfe bedienen. Musters im Journal of the Anthropol. Institute. Bd. 1. London 1872. S. 199. Musters, Unter den Patagoniern. S. 83 f.

[3]) Ausland. 1868. S. 688.

[4]) Waitz, Anthropologie. Bd. 3. S. 336.

[5]) Steller, Kamtschatka. Frankfurt 1774. S. 322.

[6]) Linnäus bei Tylor, Urgeschichte. S. 342.

[7]) Germain im Bulletin de la société d'anthropologie. Paris 1883. S. 682.

[8]) Bayer im Globus. Bd. 46. 1884. S. 16.

[9]) Tylor, Anfänge der Kultur. Bd. 1. S. 45.

[10]) Herod. lib. IV, cap. 61.

Erde überschüttet wurden. Wenn daher von einem Volke gesagt wird, dass es mit Steinen koche oder dass ihm Thongeschirre fehlen, so erhalten wir eine klare Vorstellung von der Zubereitung seiner Kost.

Zur Erfindung der Thongeschirre können die Menschen der Vorzeit auf verschiedenen Wegen gelangt sein. Sir John Lubbock erinnert nämlich daran, dass Kapitän Cook auf Unalaschka bei den Alëuten Steine sah, die mit einem Lehmrande umgeben waren; doch könnte dies auch als eine Nachahmung von europäischen Geschirren betrachtet werden, mit welchen letzteren jene Inselbewohner durch russische Seefahrer damals schon bekannt geworden waren. Auch dass die Australier am untern Murray Erdaushöhlungen mit Thon ausstreichen und darin Speisen kochen, hätte vielleicht einen erfinderischen Kopf auf die Verfertigung von Geschirren führen können. Besser erklärt uns den Vorgang jedoch der Bericht des französischen Seefahrers Gonneville, der in dem Jahre 1504 an einer südatlantischen Küste, wahrscheinlich in Brasilien landete[1]) und bei den Eingeborenen, in welchen d'Avezac brasilianische Karijó zu erkennen glaubt, hölzerne Kochgeschirre beschreibt, die zum Schutze gegen das Feuer mit einer Lehmschicht umkleidet waren[2]). Löste sich durch Zufall die Holzschale von der irdenen Umkleidung ab, so blieb ein Thongeschirr übrig. Bei Untersuchung einer alten Töpferwerkstatt der Rothäute am Kahokia, der unterhalb St. Louis in den Mississippi mündet, entdeckte Karl Rau halbfertige Gefässe, nämlich Körbe aus Binsen oder Weiden, die innerlich mit Thon ausgestrichen waren. Wurde das Geschirr gebrannt, so verzehrte das Feuer von selbst das äusserliche Gehäuse. In den südlichen Staaten der Union hat man an halbfertigen Gefässen wieder wahrgenommen, dass nicht Geflechte, sondern Kürbisschalen innerlich mit Thon ausgekleidet wurden[3]). Die Töpferkunst ist daher in Amerika selbständig erfunden worden und ebenso in der alten Welt an einem für uns unbekannten Kulturherd. Sie hatte sich von ihm aus aber nicht bis in den äussersten Nordosten Asiens und nicht über die Beringsstrasse verbreitet, wohl aber durch ganz Afrika, mit einziger Ausnahme des Buschmännergebietes. Dass nun auch die Europäer der Vorzeit ursprünglich Korbgeflechte mit Thon auskleideten, lassen die Geschirre der Steinzeit an ihren Verzierungen wahrnehmen, die nur aus Reihen von Nägeleindrücken bestehen, als sollten sie die hinterlassenen Spuren des Korbgeflechtes vertreten[4]). Als nämlich

[1]) Margry, Les navigations françaises. Paris 1867. S. 167.
[2]) d'Avezac, Voyage du Capitaine de Gonneville. Paris 1869. S. 97.
[3]) Rau im Archiv für Anthropologie. Bd. 3. 1868. S. 24.
[4]) Klemm, Allgemeine Kulturgeschichte. Leipzig 1843. Bd. 1. S. 188.

ein verwegener Kopf anfing, aus freier Hand den Thon zu formen, mag sein irdenes Geschirr als nicht echt, oder von angeblich minderer Güte verschmäht worden sein, weil ihm der altertümliche Ursprung fehlte, und so erlaubte er sich wohl zur Beruhigung der vermeintlichen Besorgnisse die Ruteneindrücke mit dem Nagel zu fälschen. In Südamerika besitzen Thongeschirre selbst die Botokuden, überhaupt alle Eingeborenen bis auf einige Horden in den Pampas[1]). Sie fehlen auch nicht den Papuanen, wohl aber, um es zu wiederholen, den Polynesiern und Australiern.

Zum Zerlegen des Fleisches in grössere Stücke bedienen sich alle Menschenstämme ihrer schneidenden Werkzeuge, rohe Völker gewöhnlich mit anatomischer Meisterschaft. Die Gabeln, die, wie wir später sehen werden, noch vor wenigen Jahrhunderten selbst in Nordeuropa mangelten[2]), hat man nur bei reifen Kulturvölkern und ausserdem bei papuanischen Fidschi-Insulanern angetroffen[3]). Das erste Vorbild zum Löffel gab die Muschel, die noch jetzt an der atlantischen Küste Marokkos seine Dienste verrichten muss[4]). Am weissen Nil essen die Bari-Neger ihren Mehlbrei mit Holzlöffeln und die Kitsch-Neger mit Flussmuschelschalen[5]). In Südafrika verfertigen die Hottentotten ihre Löffel aus Perlmutter oder aus Schildpatt[6]), und bei Bantu-Negern schnitzen Künstler diese Geräte aus Holz und schmücken sie mit Tierfiguren[7]). Endlich sind Essstäbchen nach chinesischer Art und Kochlöffel bei den Papuanen Neu-Guineas in Gebrauch[8]).

[1]) d'Orbigny, L'Homme américain. S. 98.

[2]) Ueber den Gebrauch der Gabeln in Europa ist noch vieles dunkel. Wie Tylor (Urgeschichte. S. 22) ermittelt haben wollte, waren Gabeln zu Ruysbroeks Zeiten (1253) sowohl im Abendlande wie bei den Mongolen schon in Gebrauch. Dagegen führt v. Scherzer (Weltindustrien. Stuttgart 1880. S. 172) an, dass noch die Königin Elisabeth von England ohne Gabel speiste, und dass der in England unter Jakob I. beginnende Gabelgebrauch sogar von der Kanzel herab als Gottlosigkeit bekämpft wurde. Dem entspricht es, dass auch auf dem europäischen Festland die Bissen das ganze Mittelalter hindurch mit blosser Hand zum Mund geführt wurden, obgleich man sich an der Tafel der Vornehmen der Gabel beim Tranchiren bediente (Alwin Schultz, Das höfische Leben im Mittelalter. Leipzig 1879. Bd. 1. S. 318 f.).

[3]) Williams, Fiji. Bd. 1. S. 212.

[4]) Rohlfs, Erster Aufenthalt in Marokko. Bremen 1873. S. 75.

[5]) v. Harniers Reise am oberen Nil. S. 49.

[6]) Kolbe, Beschreibung des Vorgebirges der Guten Hoffnung. Nürnberg 1719. S. 456.

[7]) Casalis, Les Bassoutos. S. 147.

[8]) Finsch, Neu-Guinea. Bremen 1865. S. 100 und Nieuw-Guinea, ethnographisch en natuurkundig onderzocht, uitgegeven dor het kon. Institut voor taal-, land- en volkenkunde. Amsterdam 1862. Tafel V. fig. 2.

Alexander v. Humboldt bemerkt in Bezug auf die rohen Eingeborenen Südamerikas, dass sie, auf einerlei Pflanzenkost beschränkt wie die Raupen, bei Uebersiedlung schwer an andere Nahrung sich gewöhnen und meistens erkranken. Der Jahreszeitenwechsel in den gemässigten Erdstrichen, fährt er fort, reizte den Menschen auf verschiedene Art und zwang ihn Verschiedenes verdauen zu lernen, zugleich erwarb er aber auch dadurch grössere Freiheit in der Wahl seiner Wohnorte[1]). Die Zubereitung der Nahrungsmittel gewinnt dadurch für die Völkerkunde ein höheres Gewicht, und wir freuen uns über die Angabe, dass auf der Freundschaftsinsel Tongatabu aus den wenigen Nahrungspflanzen doch 40 verschiedene Gerichte durch kunstvollen Wechsel der Zubereitung ersonnen worden waren[2]). Künftige Beobachter sollten immer genau aufzeichnen, ob auch die Einwohner ihre Nahrungsmittel salzen. Dies geschieht beispielsweise weder von Australiern[3]) und Papuanen[4]) noch von vielen Malayenvölkern[5]) und ebenso in Südafrika nicht von den Buschmännern und Hottentotten[6]), im nordöstlichen Asien weder von den Ainos[7]) noch von den Tschuktschen[8]), in Grönland nicht von den Eskimos[9]), ebenso wenig von den Indianern der atlantischen Seite Kostarikas[10]). In den Negerreichen des Sudan fehlt es an Steinsalz, aber aus der Sahara wird es von den Karawanen zugeführt und die Neger zwischen Gambia und Niger saugen an Salzstückchen mit gleicher Begier wie unsere Kinder an Süssigkeiten. Von reichen Leuten sagt man dort, sie essen Salz zur Mahlzeit[11]). Auch im Marutse-Reich am mittleren Zambesi bedienen sich nur Wohlhabendere des Salzes[12]). So lange in Hoch-Sudan viel Gold gewaschen und gegraben wurde, wog man auf dem Markte von Timbuktu Salz mit Gold auf[13]). Auf dem Markt der Negerstadt

[1]) Handschriften. Bd. 3. Eigene Gedanken. § 10. S. 30.

[2]) Quatrefages, Rapport. S. 390.

[3]) Waitz (Gerland), Anthropologie. Bd. 6. S. 726.

[4]) Finsch, Neu-Guinea. S. 69, 81, 100. Powell, Unter den Kannibalen auf Neu-Britannien. S. 57, 153.

[5]) Waitz, Anthropologie. Bd. 5. S. 129.

[6]) Kolbe a. a. O. S. 491.

[7]) Archiv für Anthropologie. Bd. 10. 1878. S. 440.

[8]) Nordenskiöld, Die Umsegelung Asiens und Europas. Bd. 2. S. 112.

[9]) Bessels, Amerikanische Nordpol-Expedition. S. 358.

[10]) Wagner und Scherzer, Die Republik Kostarika. Leipzig 1857. S. 558.

[11]) Mungo Park, Reisen ins Innere Afrikas. Berlin 1799. S. 250.

[12]) Holub, Sieben Jahre in Südafrika. Wien 1880. Bd. 2. S. 343.

[13]) Soetbeer, Edelmetall-Produktion. Ergänzungsheft zu Petermanns Mitteilungen. Gotha 1879. S. 43 f.

Wukari unfern des linken Benue-Ufers dient noch gegenwärtig erdiges Salz als Wertmesser[1]). Bei den Fan-Negern am Ogowe kauft man unter anderem mit Salz die Weiber[2]). Der Missionar Zucchelli beschreibt von der Kongo-Küste das Verfahren der Eingeborenen Seewasser abzudampfen, doch sind wir nicht sicher, ob diese Gewinnung des Salzes schon vor der Niederlassung von Portugiesen dort in Gebrauch war[3]). In Südamerika haben die brasilianischen Küstenvölker erst durch europäisches Beispiel das neue Genussmittel sich angeeignet und seinen Wert rasch begriffen. Die Patagonier verzehren viel Salz, welches sie ohne Mühe aus den natürlichen Salzweihern ihrer Heimat erwerben[4]). Schon zur Zeit der Entdeckung diente aber bei den Küstenbevölkerungen am karibischen Golfe Salz in Ziegelform, wie es aus natürlichen Pfannen an der Halbinsel Araya gewonnen wurde, im Verkehr als Geld[5]). Am Orinoko musste salpeterreiche Pflanzenasche das fehlende Salz ersetzen[6]), wie noch heute in manchen Gegenden Afrikas, so im binnenländischen Ogowegebiet[7]) und am Kongo[8]). Charlevoix bemerkt ausdrücklich, dass die von ihm besuchten Algonkinen und Irokesenvölker ihre Kost nicht zu salzen pflegten[9]). Dagegen wurden die Indianer der heutigen Südstaaten in Nordamerika während de Sotos abenteuerlichen Kriegszügen von einheimischen Kaufleuten mit Salz aus der Landschaft Kayas versorgt[10]).

[1]) Flegel in den Mitteilungen der Geogr. Gesellschaft in Hamburg. 1878—79. Hamburg 1880. S. 316.

[2]) Lenz, Skizzen aus Westafrika. S. 81.

[3]) Zucchelli, Relazioni del viaggio e missione di Congo. Venedig 1712. XIII, 15. S. 136.

[4]) Musters, Unter den Patagoniern. S. 186.

[5]) Petrus Martyr, De orbe novo. dec. I, cap. 8.

[6]) Gumilla, El Orinoco illustrado. I, cap. 20. S. 209.

[7]) Lenz a. a. O. S. 86.

[8]) Stanley a. a. O. Bd. 2. S. 193, 202, 348.

[9]) Nouvelle France. Bd. 3. S. 364.

[10]) Rau im Archiv für Anthropologie. Bd. 5. 1872. S. 8.

III.

Bekleidung und Obdach.

Wo europäische Seefahrer an frisch entdeckten Küsten die Bewohner in nacktem Zustande gewahrten, waren sie gleich bereit diese auf die niedrigste Stufe menschlicher Entwicklung zu stellen. Eine Verhüllung der körperlichen Blössen, als erster Schritt zur Erhebung aus der sogenannten Wildheit, wird übrigens nicht blos von den hochgesitteten Völkern gefordert. Von einem Schamanen oder Priester aus Somosomo, also einem Fidschi-Insulaner, der sich wie seine Landsleute mit dem Masi oder einem dürftigen Hüftenschurz begnügte, erzählt der Missionar Williams, er habe bei einer Schilderung der nackten Neu-Kaledonier und ihrer Götzen verächtlich ausgerufen: „Nicht im Besitz eines Masi und wollen Götter haben!“ Je vertrauter wir aber mit fremden Sitten durch gründliche Forschungen geworden sind, desto häufiger ergab sich, dass Nacktheit und Sittsamkeit sich durchaus nicht ausschliessen, und vor allen Dingen, dass bei verschiedenen Völkern das Schamgefühl bald diesen bald jenen Körperteil zu verhüllen gebietet. Wenn ein frommer Moslim aus Ferghana unseren Bällen beiwohnte, die Entblössungen unserer Frauen und Töchter, die halben Umarmungen bei unseren Rundtänzen wahrnähme, so würde er im stillen nur die Langmut Allahs bewundern, der nicht schon längst über dieses sündhafte und schamlose Geschlecht Schwefelgluten habe herabregnen lassen. Gleichwohl war vor dem Auftreten des Propheten die Verschleierung der Frauen im Morgenlande nicht gebräuchlich. Im königlichen Harem von Maskat erregte die Gräfin Pauline Nostitz die Verlegenheit fürstlicher Damen, weil sie ohne Drahtmaske sich ihnen näherte. Nicht einmal die Mutter sieht dort nach dem zwölften Jahre ihre Tochter mit unbedecktem Gesicht, dagegen lassen die durchsichtigen Gewänder Leib und Glieder deutlich erkennen[1]). Frauen, die bei Basra am Euphrat und in einem Bade

[1]) Helfers Reisen in Vorderasien und Indien. Bd. 2. S. 10—13.

Konstantinopels von Männern überrascht wurden, bedeckten, wie der ehrwürdige Karsten Niebuhr anführt, nur das Gesicht[1]). Ebenso entblössen sich in Aegypten Fellachfrauen vor Männern ohne Scheu, wenn nur das Antlitz verhüllt bleibt[2]). „Die Araberin", sagt Georg Ebers, „wird Fuss, Bein und Busen ohne Verlegenheit sehen lassen, dagegen gilt die Entblössung des Hinterhauptes für noch unanständiger als die des Gesichtes, welches letztere jede ehrbare Frau sorgsam verbirgt[3])." Aehnlich dachte man in den ältesten Christengemeinden, denn der Apostel befiehlt den Frauen bei Andachtsübungen das Haupthaar zu verhüllen[4]). Seltsamerweise tragen auch die Hottentottenfrauen stets ein Tuch als Haube auf dem Kopfe, und manche lassen sich durch nichts bewegen, es zu entfernen[5]). Als dagegen Karl Semper in einer heiteren Gesellschaft von Palau-Insulanerinnen einer derselben aus Spass seinen Hut aufsetzte, warf diese ihn voll Entrüstung ab, sprang auf und hielt dem Fremden eine ernsthafte Strafpredigt darüber, dass er, obwohl doch lange genug im Lande, noch nicht einmal wisse, „wie im höchsten Grade anstandswidrig es für Eingeborene sei den Kopf zu bedecken", und sie bewies durch ihre Worte „für Eingeborene", dass sie das Bindende jener Sitte, auf die sie so streng hielt, nur für ihre Landsleute, aber z. B. gar nicht für Europäer anerkannte[6]). Bei Völkern der malayischen Rasse stellt das Schamgefühl wieder eine andere Forderung. Der Reisende Jagor erzählte dem Verfasser, dass, als er auf der Philippineninsel Samar ein kleines nacktes Mädchen zeichnete, die Mutter scheltend dazwischen fuhr und das Kind nötigte ein Hemd anzuziehen, welches freilich nach unseren Anstandsbegriffen ebensogut hätte wegbleiben können[7]). Dennoch verhüllte es das Nötigste nach den Landessitten, nämlich den Nabel. Auch bei den Bewohnern der Samoainseln gilt es als höchste Beschämung, wenn diese Körperstelle sichtbar wird[8]). Für eine grosse Frechheit wird es in China angesehen, dass eine Frau einem Manne ihren künstlich verkümmerten Fuss zeige, gilt es doch sogar für unschicklich von ihm zu sprechen und bleibt er auch auf züchtigen Gemälden immer unter dem Kleide

[1]) Reisebeschreibung nach Arabien. Kopenhagen 1774. Bd. 1. S. 165.

[2]) Waitz, Anthropologie. Bd. 1. S. 359.

[3]) Durch Gosen zum Sinai. Leipzig 1873. S. 45.

[4]) 1. Korinther 11, 5—6.

[5]) Fritsch, Eingeborene Südafrikas. S. 311.

[6]) Semper, Die Palau-Inseln im Stillen Ozean. Leipzig 1873. S. 97.

[7]) S. die Abbildung der Kleinen in Jagors Reisen in den Philippinen. S. 192.

[8]) Waitz, Anthropologie. Bd. 1. S. 359.

versteckt[1]). Langobardische Frauen hielten sich ebenfalls für tödlich beschimpft, wenn Männer ihre Füsse bis zu den Knieen sahen[2]). Zu diesen wunderlichen Sprüngen des Schamgefühls gesellt sich noch der Widerspruch, dass wir Entblössungen als Zeichen der Ehrerbietung fordern. So ziehen wir den Hut zum Grusse auf der Strasse, in der Kirche, überhaupt in jedem bedeckten Raume. Die britischen Beamten in Indien wiederum fordern aufs strengste von jedem Eingeborenen, welcher Kaste er auch angehöre, dass er ihre Arbeitszimmer nur nach Ablegung seiner Schuhe betrete.

Brauch und Sitte entscheiden also über Verstattetes und Anstössiges, und erst nachdem sich eine Ansicht befestigt hat, wird irgend ein Verstoss zu einer verwerflichen Handlung. Das Schamgefühl hat sich noch gar nicht geregt, es herrscht also Nacktheit beider Geschlechter, bei den Australiern, bei den Andamanen, bei etlichen Stämmen am weissen Nil, bei den rohen Negern des Sudan und bei den Buschmännern, ebenso bei manchen Dajakenstämmen im Innern Borneos[3]). Auch die Guantschen oder die alten Bewohner der Kanarien, wenigstens die von Gomera und Palma, gehören auf diese Liste[4]). Als gänzlich nackt werden von den ersten spanischen Entdeckern die Bewohner der Bahamainseln, der kleinen Antillen und eine Anzahl von Küstenstämmen des heutigen Venezuela und Guyana bezeichnet, denen vielfach mit Unrecht der Name Kariben beigelegt wird. Zu Eschweges und Martius' Zeiten war die Zahl der nackten Brasilianer wie der Puris, Patachos, Koroados viel grösser als gegenwärtig, wo nur noch die Botokuden keine Bekleidung angelegt haben[5]).

Durchaus irrig wäre die Annahme, dass sich das Schamgefühl früher beim weiblichen Geschlechte rege als beim männlichen, denn die Zahl solcher Menschenstämme, bei denen die Männer allein sich bekleiden, ist nicht unbeträchtlich. Am Orinoko versicherten Missionare unserm A. v. Humboldt[6]), dass die Weiber weit weniger Schamgefühl zeigten als die Männer. Bei den Obbo-Negern, nordöstlich vom Ausflusse des Nil aus dem Albert-See, besteht die Bedeckung der Frauen in einem Laubbüschel, während die Männer

[1]) Stricker im Archiv für Anthropologie. Bd. 4. 1870. S. 243.

[2]) Chron. Salernit. cap. 76 (Monumenta Germaniae historica. Bd. 5. S. 505).

[3]) Bock, Unter den Kannibalen. S. 208.

[4]) Kunstmann, Afrika vor den Entdeckungen der Portugiesen. S. 46.

[5]) Ueber die heutige Bekleidung der Koroados s. Burmeister, Reise nach Brasilien. Berlin 1853. S. 246.

[6]) Reisen in den Aequinoktialgegenden. Stuttgart 1860. Bd. 3. S. 95.

einen Fellschurz tragen [1]). In dem merkwürdigen Staate der Monbuttu-Neger am Uëlle bedecken sich die Männer mit einem Gewand aus Baumrinde, das von der Brust bis auf die Kniee reicht, ihre Frauen dagegen befestigen blos ein handgrosses Stück Bananenlaub an der Lendenschnur [2]). Ausserordentliche Strenge in Bezug auf sittsame Kleidung fand Speke am Hofe Mtesas, des Königs von Uganda. Waren auch die Besorgnisse seines Freundes Rumanika unbegründet, dass man ihm und Grant das Betreten jenes Landes verweigern werde, weil beide nur Beinkleider trügen, nicht lange fliessende Gewänder wie die Araber, so ergab sich doch später, dass der König mit dem Tode jeden Mann bestrafte, der in seiner Gegenwart auch nur auf Zollbreite sein Bein unbedeckt liess, während doch gleichzeitig völlig nackte Frauen Kammerdienste verrichten mussten [3]). Der arabische Reisende Ibn Batuta versichert, dass sich dem König des Mandingoreiches von Melli Frauen, selbst Prinzessinnen nur unbekleidet nahen durften [4]). In Südafrika empfing die Königin der Balonda-Neger Livingstone im Zustande völliger Nacktheit, und nicht anders erschienen die Frauen der benachbarten Kissama-Neger bei Festlichkeiten [5]). Bei halbgekleideten Menschenstämmen wird gewöhnlich die Bedeckung erst mit der Altersreife angelegt, und es ist ein Ausnahmefall, der überdies noch einer Bestätigung bedarf, dass bei Australierinnen die Entblössung der Frauen erst nach der Ehe stattfinden solle [6]).

Hellfarbige Völker empfinden viel lebhafter als dunkle das Bedürfnis einer Umhüllung. Die Afrikaner sind sich auch der Vorzüge ihrer dunklen Hautfarbe recht wohl bewusst [7]). Wir erinnern uns bei Adolf Bastian gelesen zu haben, dass ihm beim Baden neben braunen Asiaten seine weisse Haut als etwas krankhaftes erschienen sei, und als geschähe durch sie der Schönheit Abbruch. Genau so äussert v. Maltzan: „Die Nacktheit steht bei der schwarzen Haut immer gut, bei hellhäutigen Menschen kam sie mir stets widerwärtig vor [8]).“ In gleichem Sinne schildert Jagor uns seinen Kutscher in Singapore, einen schwarzen Kling von der indischen Koromandel-

[1]) Baker, Albert Nyanza. Bd. 1. S. 273.
[2]) Schweinfurth, Im Herzen von Afrika. Bd. 2. S. 110.
[3]) Speke, Entdeckungen der Nilquellen. Bd. 1. S. 262, 283 f., 293.
[4]) Voyages d'Ibn Batoutah. Paris 1858. Bd. 4. S. 418.
[5]) Livingstone, Missionsreisen. Bd. 1. S. 315. Hamilton im Journ. of the Anthropol. Institute. Bd. 1. S. 189.
[6]) Dumont d'Urville, Voyage de l'Astrolabe. Paris 1830. Bd. 1. S. 471.
[7]) Darwin, Abstammung des Menschen. Bd. 2. S. 303 f.
[8]) Globus. Bd. 21. 1872. S. 26.

küste, der nur mit Turban und Lendentuch bekleidet war, mit dem bedeutsamen Zusatz: „Er sah nicht unanständig aus, da die dunkle Farbe den Eindruck des Nackten fast aufhebt[1].“ Bei der Mehrzahl der Indianer Amerikas wird die Kleidung durch Hautmalerei ersetzt. Wo dies der Fall ist, regt sich das Schamgefühl bei Frauen und Männern, wenn sie unbemalt erblickt werden. A. v. Humboldt, dem wir diese Bemerkung verdanken, fügt hinzu, dass man am Orinoko die grösste Dürftigkeit mit den Worten ausdrücke: „Der Mensch ist so elend, dass er seinen Leib nicht einmal zur Hälfte bemalen kann[2].“ Einen anderen Ersatz für die Bekleidung gewährt die Tätowirung, die entweder durch Einspritzung von Farbstoffen unter die Haut entsteht oder die durch künstliche Narbenbildung erhabene Zeichnungen auf dem Leib hervorruft. Dass sie wirklich bis zu einem hohen Grade den Eindruck der Nacktheit aufhebt, werden alle bezeugen, welche den völlig tätowirten Albanesen zu sehen Gelegenheit hatten. Die Tätowirung ist mit Ausnahme Europas noch jetzt in allen Weltteilen anzutreffen. Auf den Südseeinseln dient sie nicht blos zur Verzierung, sondern hat auch, wo sie sich über verhüllte Körperräume erstreckt und wo die eingeätzten Zeichnungen Sinnbilder von Gottheiten vorstellen, eine religiöse Bedeutung.

Dass die Bekleidung oft nur zur Zier oder zum Schutze gegen Kälte getragen wird, zeigt sich an den gut verhüllten Maoris Neu-Seelands, die von Schamhaftigkeit keinen Begriff haben[3]. Das gleiche gilt von den hochgestiegenen Japanern, denen das gemeinsame Baden beider Geschlechter in geschlossenen Räumen[4] sowie im Freien erst neuerlich von den Behörden untersagt worden ist. Die Eskimos, zu Winterszeiten bis zum Gesicht in Pelze gehüllt, legen gleichwohl in ihren unterirdischen Bauten, wie Kane es so drastisch beschrieben hat, ihre Kleidung völlig ab, wie denn auch das Benehmen der Frau des Eskimos Hans an Bord von Hayes' Entdeckerschiff deutlich bekundet, dass ihr jede Scham fremd war. Ja selbst die christliche, des Lebens durchweg kundige Bevölkerung Islands ist nach den Erlebnissen Winklers[5] noch nicht bis zu der Erkenntnis gelangt, welche die biblischen Eltern des Menschengeschlechts (Gen. 3, 7) schon im Eden sich erwarben.

Diese Reihe von Thatsachen sollte uns zur höchsten Vorsicht stimmen, den sittlichen Wert irgend eines Volkes nur nach seinem

[1]) Reiseskizzen. Berlin 1866. S. 14.
[2]) Reisen in den Aequinoktialgegenden. Bd. 3. S. 92.
[3]) Waitz, Anthropologie. Bd. 1. S. 357.
[4]) Heine, Japan. Bd. 2. S. 34.
[5]) Island. S. 107—111.

Bedürfnis der Körperverhüllung abzuschätzen. Obgleich aber, wie wir gezeigt haben, Keuschheit und Sittsamkeit ganz unabhängig sind von dem Mangel oder der leichten Erregbarkeit des sexuellen Schamgefühles, so bezeichnet doch das Erwachen des letzteren eine Erhebung bei jeder Völkerschaft. Bevor irgend ein Mensch auf den Einfall geriet sich zu bedecken, muss von ihm Schönes und Hässliches unterschieden worden sein. Die Bekleidung verdanken wir daher den ältesten ästhetischen Regungen des menschlichen Geschlechtes, und insofern die Verehrung des Schönen veredelnd auf uns wirkt, förderten auch jene Regungen die Erziehung des Menschen. Umgekehrt stellte sich mit dem Verfall strenger Sitten im alten Rom eine Missachtung der Anstandsvorschriften ein. Das Bedürfnis sich zu kleiden erwacht erst mit dem Bewusstsein einer höheren Würde und verkündet uns das Betreben, die Scheidewand zwischen Mensch und Tier zu erhöhen. Nicht blos Eitelkeit ist es, die etwa den Verlust von Jugendreizen in höherem Alter den Blicken zu entziehen sucht, sondern noch viel früher regt sich der Wunsch einen Schleier zu werfen über alle gleichsam unverdienten Erniedrigungen, die uns der Haushalt unseres tierischen Leibes auferlegt, und vor anderen zu erscheinen als seien wir so rein und sehenswürdig wie die Lilien in der Sprache der Evangelien. Trotz aller oben aufgezählten Sonderbarkeiten des Schamgefühles hat doch die überwältigende Mehrzahl der Völker immer genau gewusst, was einer Hülle am meisten bedürfe. Wie leicht verletzt im alten Lydien die Frauen waren, ist aus Herodots Erzählung von der Gemahlin des Kandaules hinlänglich bekannt[1]), und wie sorgsam die Schamhaftigkeit des weiblichen Geschlechtes in Nordamerika von den Mandanern geschützt wurde, rühmt uns der Maler Catlin[2]). Bei den halbpapuanischen Bewohnern der Palauinseln geniessen die Frauen ein unbegrenztes Recht, jeden Mann, der in ihre Badeplätze eindringt, zu schlagen, mit Geldbussen zu strafen oder, wenn es sogleich geschehen kann, zu töten[3]).

Bis in die sogenannte Rentierzeit Europas können wir das Vorkommen von Bekleidung nachweisen, da in den Höhlen des Périgord beinerne Nadeln entdeckt worden sind[4]), ja ein gleicher Fund in der Kulturschicht an der Schussenquelle zeigt uns, dass die Bewohner Schwabens in der Eiszeit schon genäht haben[5]). In beiden Fällen

[1]) lib. I, cap. 8—12.
[2]) Die Indianer Nordamerikas. S. 70.
[3]) Semper, Die Palauinseln. S. 68.
[4]) S. oben S. 38.
[5]) S. oben S. 40.

deutet aber das Vorkommen mennigroter Farbenknollen gleichzeitig auf Hautmalerei.

Die Wahl der Bekleidungsstoffe hing immer ab von dem Nahrungserwerb der Menschenstämme. Bei Jägern und Hirten sind es daher die Felle getöteter Tiere, welche verwendet werden. Belehrend ist aber auch, dass die Erfindungsgabe auf weit getrennten Räumen dasselbe Auskunftsmittel ersann. Die einfachste Art einer Bedeckung besteht darin, dass, wie oben bereits gezeigt wurde, Blätter oder Laubbüschel in eine Lendenschnur gesteckt werden. An eine solche Lendenschnur werden anderwärts, wie dies von papuanischen Frauen auf Neu-Guinea oder den Palauinseln geschieht, Schilfe oder Binsen aufgereiht. Da in den letzteren Fällen eine allzuhäufige Erneuerung nötig war, ersetzte man die Grashalme durch Bastschnüre oder Lederriemen, und so entstand für das weibliche Geschlecht der Fransengürtel am Colorado Nordamerikas bei den Mohavestämmen und ihren Nachbarn, in der Südsee bei den Fidschi-Insulanern, wo er Liku heisst, sowie bei den Neukaledoniern [1]) und endlich in Südafrika bei den Kaffern [2]). Ausschliesslich den Polynesiern gehört die Tapa an, bekanntlich nichts weiter als die weich geklopfte Rinde des Papiermaulbeerbaumes *(Broussonetia papyrifera)*. Das Flechten von Körben und Matten führte dann, wo Verfeinerung eintrat und höhere Ansprüche sich regten, zur Weberei. Als die polynesischen Maoris nach Neu-Seeland wanderten, brachten sie aus der Heimat schon alle Geheimnisse der Mattenverfertigung mit. Sie fanden an ihrem neuen Wohnorte in den Blattrosetten des *Phormium tenax* oder neuseeländischen Flachses einen vorzüglichen Faserstoff und erfanden selbständig die Kunst der Zubereitung und die Anfertigung einer Art Leinwand. Die Nutzbarkeit der Baumwolle ist in beiden Welten erkannt worden, denn die Bewohner Amerikas sind durch eigenes Nachdenken, nicht durch fremde Anleitung, dazu gekommen, aus ihrem einheimischen Erzeugnisse Faden zu drehen und diese in Gewebe zu verwandeln. Im alten Aegypten war die Baumwolle heimisch und wurde ebenfalls zu Zeugen verwebt [3]). Doch drängte die Vorliebe für Leinwand sie völlig in den Hintergrund. Selbst in Syrien finden wir schon in den frühesten Zeiten die Baumwolle eingebürgert. Wenn nämlich unser Wort Kattun zunächst vom englischen *cotton* abzuleiten ist, so stammt doch dieses wieder von *keton*, was mit geringen vokalischen Abweichungen in allen semitischen Sprachen Baumwolle bezeichnet und im Neuarabischen

[1]) Vgl. Knoblauch im Ausland. 1866. S. 447.

[2]) S. die Zulumädchen bei Fritsch, Eingeborene Südafrikas. S. 24.

[3]) Ebers, Durch Gosen zum Sinai. S. 478.

noch *kutn* lautet[1]). Baumwollengewebe, nicht Leinwand, brachten daher unter dem Namen *kitonet* oder *ketonet* phönizische Seefahrer nach griechischen Häfen, und von jenem Ausdruck entstanden dann Wörter wie *χιτών* und *κιθών*. Das Wort für Lein, im Griechischen und Lateinischen ursprünglich schwankend gebraucht, geht wenig verändert von seiner lateinischen Form durch die baskische, die keltischen und germanischen Sprachen[2]), scheint also von Südosteuropa nach Nord- und Westeuropa sich verbreitet zu haben. Wenn wir übrigens dem Spinnwirtel bereits in den dänischen Muschelüberresten begegneten und der Webstuhl schon auf den Schweizer Pfahlbauten stand[3]), so reicht die Kunst des Spinnens und Webens in Zeiten hinauf, wo sich nicht mehr entscheiden lässt, welches Volk oder welcher Menschenstamm der erste Erfinder gewesen sein mag. Der Hanf ist jedenfalls ein Kulturgewinn, der den sogenannten barbarischen Völkern verdankt wird. Schon bei den südrussischen Skythen fand Herodot[4]) den Hanfbau.

Hemd, Hut, Haube, Schuhe, Rock und Hosen, glaubte Adolf Bacmeister behaupten zu dürfen, seien uralte Worte unserer Sprache[5]). Merkwürdig ist, dass das Beinkleid zuerst von Nordeuropa über die klassischen Mittelmeergestade und dann über den ganzen Erdkreis sich verbreitet hat. Doch ist auch dieser Bekleidungsschnitt an verschiedenen Orten erfunden worden. Hosen tragen und trugen, so weit wir zurückdenken und zurückschliessen dürfen, alle Nordasiaten. Wollte man auch annehmen, dass Eskimos diese Neuerung aus ihrer alten westlichen Heimat bei ihrer Wanderung nach Amerika mitgebracht hätten, so finden wir doch auch im Norden der neuen Welt bei den sogenannten Rothäuten diese Tracht verbreitet. Die amerikanischen Eingeborenen haben auch darin vor den alten Kulturvölkern einen kleinen Vorzug, dass sie bereits eine treffliche Fussbekleidung, nicht etwa Sandalen, sondern Halbstiefeln, oder Mokassins zu verfertigen pflegten. Merkwürdigerweise bedienen sich auch der letzteren die Patagonier im äussersten Süden der neuen Welt, während sie in Mittelamerika und im übrigen Südamerika vermisst werden. Schuhe sahen die Römer zuerst bei den Barbaren; auch bleibt bei den Götterbildern der alten Aegypter der Fuss unbe-

[1]) Brandes, Antike Namen der Baumwolle. Fünfter Jahresbericht des Vereins für Erdkunde in Leipzig. 1866. S. 103, 110, 116.

[2]) Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere. 2. Aufl. Berlin 1874. S. 511.

[3]) S. oben S. 41 und Wilhelm Baer, Der vorgeschichtliche Mensch. Leipzig 1874. S. 232.

[4]) lib. IV, cap. 74.

[5]) Ausland. 1871. S. 604. Hemd ist doch wohl von *ἱμάτιον* abzuleiten.

kleidet. Ebenso fehlten in Babylon, wo doch nach dem walzenförmigen Petschaft des Königs Uruch (2326 v. Chr.) schon ein grosser Luxus in Kleidertrachten herrschte, Schuhe und Sandalen noch gänzlich[1]). Barfüssige Völker sind noch jetzt überall unter niedrigen Breiten anzutreffen, während da, wo der Schnee liegen bleibt, wo es friert oder wo der Boden wenigstens durch Ausstrahlung stark erkaltet, frühzeitig auf den Schutz der Füsse gedacht werden muss. In Afrika wird des Gebrauches von Sandalen bei den Mandingo-Negern in Musardo[2]), ja auffallenderweise bei den sonst nackten Bari-Negern am weissen Nil[3]), bei den Kissama in Angola[4]), bei den Kaffern[5]) sowie anderen Bantu-Negern und endlich bei den Hottentotten[6]) gedacht.

Da sehr viele Tiere und zwar sogar niedrige Tiere gegen die Unbilden der Witterung einen künstlichen Schutz sich verschaffen, und kein Menschenstamm auf Erden ohne irgend ein Obdach getroffen worden ist, so sind die ersten Regungen der Baulust so alt, wie unser Geschlecht selbst. Den ältesten Spuren unserer Vorfahren sind wir in Höhlen begegnet, aber wir dürfen darum nicht schliessen, dass solche natürliche Zufluchtsstätten, die doch nur felsigen Strichen und zwar vorzugsweise dem Kalkgebirge angehören, die ältesten Wohnstätten des Menschen gewesen sein oder die Anregung zu den ersten künstlichen Deckungsmitteln gegeben haben sollten. Die Buschmänner, wenn sie auf ihren Streifzügen ihre Höhlen verlassen, bedecken sich mit Sand, so oft sie im Freien übernachten, oder flechten sich im Dickicht aus Aesten und Reisig ein Wetterdach. In der milden Jahreszeit schützen sich die Australier mit Windschirmen aus Laub, sonst aber spannen sie abgelöste Baumrinden, oft 12 Fuss lang und 8—10 Fuss breit, über ein kegelförmiges Gerüst zeltartig aus[7]). Ein ähnliches Sommerzelt, aus Birkenrinde zusammengenäht, genügt den Ostjaken Sibiriens[8]), und nicht viel besser beschreibt der Jesuit Charlevoix das Obdach vieler Jägerstämme in Kanada[9]).

[1]) Rawlinson, Great monarchies. Bd. 1. S. 105.

[2]) Aus Andersons Journey to Musardo, in den Mitteilungen der Wiener geogr. Gesellschaft. 1871. S. 363, 425.

[3]) v. Harniers Reisen am obern Nil. S. 37.

[4]) Hamilton im Journ. of the Anthropol. Institute. Bd. 1. S. 188.

[5]) Fritsch, Eingeborene Südafrikas. S. 60, 222.

[6]) Kolbe, Vorgebirge der Guten Hoffnung. S. 479.

[7]) Dumont d'Urville, Voyage de l'Astrolabe. Bd. 1. S. 407. Atlas, Tafel 18.

[8]) Pallas, Voyages. Paris 1793. Bd. 4. S. 57.

[9]) Nouvelle France. Bd. 3. S. 334.

Im äussersten Norden der alten und der neuen Welt jenseits der Baumgrenze oder schon dort, wo die Baumstämme nicht mehr die nötigen Durchmesser besitzen, oder endlich auf den baumlosen Steppen werden die Rindenwände durch Tierfelle ersetzt. So reicht das Lederzelt von Lappland[1]) durch ganz Sibirien, bis in die Prärien der Vereinigten Staaten, zum 35. Breitengrade hinab[2]). Im äquatorialen und im südlichen Amerika verschwindet es, um noch einmal bei den Patagoniern wiederzukehren, die ein Geripp aus Stangen mit zusammengenähten Guanakohäuten bedecken[3]). Das Zelt aus Filz, eine Erfindung der ural-altaischen Völker, gehört ohne Zweifel einem hohen Altertume an. Aus Innerasien hat es sich über den weiten Steppen- und Wüstenraum der Ostfeste bis über die Sahara und bis zu dem Waldgebiete Mittelafrikas verbreitet, aber unterwegs in ein luftiges Zelt aus gewebten Stoffen verwandelt und ist im arabischen Baustil mit seinen Kuppeln und dünnen Säulenschäften, welche letzteren die Zeltstangen vertreten, architektonisch geworden.

Im tropischen Hochwalde Amerikas schützt die wandernden Jäger gegen den Regen ein schräges Dach aus Palmwedeln oder ruderartigen Blättern, die schuppenartig über einander gelegt werden. Wenn Völkerschaften sich endlich festsetzen, begnügen sie sich zunächst mit einem viereckigen oder runden Unterbau aus Stangen, die mit Flechtwerk oder Rindenstücken verbunden werden. Ein giebel- oder kegelförmiges Dach, das mit Blättern, Grasbüscheln oder Binsengarben bedeckt wird, vollendet die einfache Hütte. Oft wohnen dann ganze Horden in einem einzigen klosterartigen Bau, innerhalb dessen für jede Familie eine Zelle abgeteilt wird. Zwei solcher Gebäude, zusammen für 150 Personen, beschreibt Dumont d'Urville bei den Arfaki Neu-Guineas, und ähnliche kommen ebendaselbst am Utanatefluss vor[4]). Spenser St. John traf auf Borneo ein Gebäude der Dajaken von 534 Fuss Länge[5]). Solche Zellenanreihungen sind auch bei den Ostjaken gebräuchlich[6]), aber die geräumigsten Holzbauten dieser Art werden im Nordwesten Amerikas von den Haidah auf den Königin-Charlotte-Inseln und von den Kolquilth auf Vancouver bewohnt, da sie Platz für 2—300, ja am

[1]) Siehe die Abbildung lappländischer Sommerzelte bei J. A. Frijs im Globus. Bd. 23. 1873. S. 34.

[2]) Möllhausen, Vom Mississippi nach der Südsee. S. 134.

[3]) Musters im Journal of the Anthropol. Institute. Bd. 1. S. 197.

[4]) Finsch, Neu-Guinea. S. 60.

[5]) Life in the Far East. Bd. 1. S. 7.

[6]) Pallas a. a. O. S. 58.

Nutka-Sund sogar für 800 Köpfe bieten[1]). Nicht so stark bevölkert, aber immerhin für etliche Familien ausreichend sind die Rindenhütten der Indianer im Osten der heutigen Union, die Charlevoix beschreibt[2]). Selbst in Südamerika fehlen solche Gemeindehäuser nicht. Wallace traf sie am Uaupés (Rio Negro) bei dem Stamme gleichen Namens bis zu 115′ Länge und 75′ Breite[3]).

Die Verwendung von knetbarer Erde zur Verdichtung der geflochtenen Wände fehlt in Australien und in der Südsee gänzlich. Der Bau mit Luftziegeln oder Adoben ist ein Eigentum der trockenen Hoch- und Tiefländer Neu-Mexikos, Mexikos und Mittelamerikas, während Mittelafrika wieder seine Thonhütten besitzt, deren Mauern aus gestampftem Lehm bestehen, auf welche zuletzt ein Strohdach aufgesetzt wird. Der Steinbau wagte sich anfangs nur an die niedrigsten Aufgaben, weil sich einer lotrechten Auftürmung von Bruchstücken zu Mauern unbesiegbare Schwierigkeiten entgegensetzten. Alte Tempelbauten in Mittelamerika wie in Mesopotamien bestanden aus Treppenpyramiden, und die ersten Versuche zu solchen Kunstwerken mögen den einfachen Terrassen oder Morai auf den polynesischen Inseln geglichen haben, ihre höchste Vollkommenheit erreichten sie aber in den glatten Pyramiden Aegyptens. In trockenen, waldentblössten Erdräumen wurden die Bewohner zuerst zu Mauerbauten angeregt, weil dort am frühesten auf einen Ersatz für die mangelnden Balken gedacht wurde. Daher ist die Baukunst Aegyptens fast um 4000 Jahre älter als die indische, die sich in den Felsentempeln zuerst regte, deren Decken aber noch mit Eisenholzstämmen gestützt wurden, während freistehende Steinbauten nach Fergusons Forschungen erst unter König Aschoka, also um die Mitte des dritten Jahrhunderts v. Chr. aufgeführt wurden. Das Durchbrechen der Mauern, um der Luft und dem Licht, sowie den Bewohnern selbst Eingang zu gewähren, setzte den Scharfsinn auf eine neue und harte Probe. Die Aufgabe wurde dadurch gelöst, dass die Bausteine treppenartig nach oben vorsprangen, bis die Mauerränder sich so weit näherten, dass ein breiter Stein querüber als Brücke die Oeffnung nach oben schliessen konnte, wie man das recht deutlich am scheinbar überwölbten Eingang zu einem der Steinhäuser auf der Osterinsel wahrnimmt[4]). Dass die Kunst der Aegypter und Hellenen auf dieser Stufe ehemals gestanden sein muss, bezeugen uns ihre Tempelpforten, die an der Schwelle breiter

[1]) Waitz, Anthropologie. Bd. 3. S. 332.
[2]) Nouvelle France. Bd. 3. S. 334.
[3]) v. Martius, Ethnographie. Bd. 1. S. 597.
[4]) Geiseler, Die Oster-Insel. Berlin 1883. Tafel 11.

sind als am Gesims, weil man selbst später, als rechteckige Zugänge längst durch die Leistungen der Steinmetzarbeit sich herstellen liessen, doch aus Anhänglichkeit oder aus künstlerischer Vorliebe das Altertümliche beibehielt. Auf die gleiche Weise, nämlich durch vorspringende Backsteinlagen, wurden im alten Babylonien schräg zulaufende unechte Gewölbe oder auch falsche Spitzbogen ausgeführt [1]).

Aus diesen schüchternen Versuchen erkennen wir das hohe Verdienst einer Erfindung wie die des Steinbogens, der sich selber trägt. Die Assyrier waren in der alten Welt wohl die ersten, die zu diesem Hilfsmittel griffen, und die Römer diejenigen, die vom Thür- und Fensterbogen fortschritten zu Gewölbe- und Kuppelbauten. Um jedoch sogleich diese Verirrung auf das Gebiet der Kunstgeschichte zu rechtfertigen, wollen wir nur erinnern, dass diese Thatsachen uns wichtig werden bei Abschätzung des geistigen Ranges amerikanischer Bevölkerungen. Steinhütten und Steingräber [2]) finden wir auf den Punas oder den Hochebenen zwischen den Kordilleren, in dem Gebiete der inkaperuanischen Kultur. Bei Kajamarka hat aber Humboldt im Palaste des Atahualpa auch Bogengewölbe abgezeichnet [3]), und südlich in Tiahuanako sowie am Sonnentempel in Kuzko sind Gewölbebauten und Rundbogen von Desjardins und Joh. Jak. v. Tschudi beschrieben worden [4]).

Nicht gering dürfen wir es den Eskimos anrechnen, dass sie die Zugänge zu ihren Hütten und die Hütten tunnelartig aus Steinen wölben [5]). Der Gedanke dazu stellte sich leichter bei ihnen ein als bei den Bewohnern milderer Erdgürtel, weil sie sich frühzeitig übten, Grotten in den Schnee oder domförmige Hütten aus Schneeblöcken aufzutürmen [6]).

[1]) Rawlinson, Great Monarchies. Bd. 1. S. 86, 329.

[2]) Markham, Proceedings of the R. Geogr. Soc. Bd. 15. 1871. S. 371.

[3]) Alexander von Humboldt. Eine wissenschaftliche Biographie. Herausgegeben von Bruhns. Leipzig 1872. Bd. 1. S. 381.

[4]) v. Hellwald im Ausland. 1871. S. 956.

[5]) Waitz, Anthropologie. Bd. 3. S. 306.

[6]) Die Beschreibung ihres Verfahrens bei Hall, Life with the Esquimaux. London 1865. S. 461.

IV.

Die Bewaffnung.

Wenn wir vor Kapitän Cooks Zeiten irgend einen alten spanischen, holländischen oder englischen Entdecker auf einer Erdfahrt über die Südsee begleiten, so geraten wir in grosse Verlegenheit, so oft wir den Inseln, die er sah, den richtigen Namen in der Sprache der heutigen Erdkunde geben sollen. Waren auch die Messungen der geographischen Breite bis auf einen halben Grad etwa genau, so können hingegen bei den Längenangaben die Fehler auf das zwanzigfache anwachsen, und wir müssen daher in Schwärmen von Inseln herumsuchen, die sich obendrein sämtlich ähnlich sehen, denn entweder sind es nur Korallenbauten oder die Gerüste von jüngeren wie älteren Vulkanen. Unsere Aufgabe wäre also hoffnungslos, wenn wir nicht die geographische Länge an zwei Wahrzeichen ermitteln könnten. Schildert uns nämlich der Seefahrer auf seiner Fahrt gegen Westen Eingeborene mit Haarkronen, so befinden wir uns mindestens hart am 180sten Greenwicher Meridian, weil die Zwillingsinseln Hoorne und Alofa die östlichsten Punkte sind, zu denen sich die Papuanen verbreitet haben, denen jenes Merkmal ausschliesslich zukommt. Lesen wir aber, dass zu Wasser oder zu Land der Seefahrer von den Eingeborenen mit Pfeilschüssen begrüsst worden sei, so dürfen wir mit Sicherheit schliessen, dass wir uns bereits in der Nähe von Neu-Guinea befinden.

Nie haben sich gegen Europäer polynesische Stämme der Südsee des Bogens und der Pfeile als Waffe bedient, und der Grund, weshalb sie es nicht thaten, ist, so seltsam es auch klingen mag, schliesslich ein geologischer. Wollte jemand diesen Umstand damit erklären, dass die Polynesier, gleich den anderen malayischen Völkern, jene Schiessgeräte nicht gekannt hätten, weil, bevor sie aus Südostasien nach ihren Wohnplätzen in den stillen Ozean hinausfuhren, das Schiessen mit dem Bogen überhaupt noch nicht erfunden gewesen wäre, so würden wir entgegnen, dass es als Spiel-

werk für Knaben auf Nukufetau der Ellicegruppe und noch weit im Osten selbst auf Taïti bekannt sei [1]). Es waren daher die malayischen Polynesier beim Antritt ihrer Wanderungen mit jenem Schiessgewehr bereits vertraut, und es kam erst später ausser Gebrauch. Aehnlich verhält es sich mit den Papuanen, in deren hauptsächlichem Wohnraum, Neu-Guinea, Bogen und Pfeil von den Männern nie aus der Hand gelegt werden, wie dieselben auch bei den Salomoniern sogar noch in hoher Vollendung angetroffen werden [2]), während bei den ihnen verschwisterten Bewohnern von Neu-Britannien, Neu-Irland und Neu-Hannover diese Waffen gänzlich fehlen [3]), in Neu-Kaledonien erst jüngst zum Erlegen von Fischen eingeführt wurden [4]). Dagegen brachten die Fidschi-Insulaner, ein Stamm mit Haarkrone wie die Papuanen Neu-Guineas, allerdings Bogen und Pfeile mit auf ihre Inseln, allein sie bedienten sich ihrer nur noch, um Brandgeschosse in eine befestigte Ortschaft zu werfen, fliegende Hunde zu schiessen [5]), oder sie überliessen sie den Frauen, um damit zur Verteidigung der Pfahlwerke das ihrige beizutragen. Die Männer dagegen führen dort als Lieblingswaffen die Keule und den Speer [6]). Von ihren Nachbarn auf der Fidschigruppe wurden auch die Tonganer aufs neue wieder mit Bogen und Pfeilen bekannt [7]).

Weshalb aber Bogen und Pfeile auf den Inseln der Südsee in Vergessenheit geraten mussten [8]), lässt sich leicht aussprechen. Die Führung dieser Waffen erfordert eine grosse Geschicklichkeit und beständige Uebung. Wo sie bei wilden Völkern im Gebrauche sind, berichten uns die Reisenden, dass schon die Knaben sich mit Kindergeräten im Schiessen üben. In der Hand des Virtuosen ist aber der Bogen auf der Jagd weit zweckmässiger als unsere Feuerrohre, weil er mit Verschwiegenheit mordet. Ein Pfeil, der nicht trifft, bleibt unbeachtet, daher der Schütze zwei bis drei Geschosse senden kann, ohne das Wild zu verscheuchen. Wir dürfen daher nicht erstaunen, dass der Reisende Marcou in Neu-Mexiko Jäger von weisser Haut und spanischer Abkunft antraf, welche ihre Flinten beseitigt und dafür Indianerwaffen ergriffen hatten, die sie für das

[1]) Waitz, Anthropologie. Bd. 5. II. Abt. S. 131.

[2]) Schmeltz und Krause, Die ethnographisch-anthropologische Abteilung des Museum Godeffroy. S. 105—111.

[3]) Strauch in der Zeitschrift für Ethnologie. 1877. S. 54, 86, 96, 100.

[4]) Meinicke, Die Inseln des stillen Ozeans. Bd. 1. Leipzig 1875. S. 227.

[5]) Schmeltz und Krause a. a. O. S. 169.

[6]) Williams, Fiji and the Fijians. Bd. 1. S. 75.

[7]) Mariner, Tonga Islands. Edinburgh 1827. Bd. 1. S. 27.

[8]) Den Neu-Irländern bei Port Sulphur z. B. ist der Name für Bogen und Pfeil noch wohl bekannt (Strauch a. a. O. S. 96).

Waidwerk geeigneter hielten [1]). Zu weiterer Bestätigung berichtet Reinhold Hensel [2]) von den brasilianischen Koroados, dass sie es ablehnten, Bogen und Pfeile mit Schiessgewehren zu vertauschen, weil letztere wegen ihres Knalles, ihrer Schwere, des Zeitverlustes beim Laden und der schwierigen Beschaffung von Pulver und Blei sich schlecht für die Jagd in tropischen Wäldern eigneten, und ähnlich Finsch [3]), dass bei Ostjaken wie Samojeden Bogen und Pfeil von der Feuerwaffe darum nicht verdrängt würden, weil man durch den Knall der letzteren die Fülle der kleineren Waldtiere zu arg verscheuche, besonders aber auch, weil die Eichhörnchenpelze nur durch die dort üblichen Pfeile mit breitem Knopfende unversehrt in die Hände des Jägers fielen.

Die Meisterschaft auf diesem Instrument setzt aber voraus, dass die Uebung nie aufhöre, und zur Uebung werden unter den wilden Völkern nur diejenigen veranlasst sein, die vom Ertrag der Jagd leben. Ursprünglich dienten ja die rohen Geräte des Menschen allen Zwecken: der Jäger griff nach seinen Geschossen, um einen Feind abzuwehren, und die Steinaxt des Wilden, welche den Baum fällte, spaltete im Gefecht auch den Schädel eines Gegners. Die älteste, echteste und edelste Kriegswaffe ist daher das Schwert, weil es nie amphibisch für Krieg und Handwerk gebraucht werden kann [4]). Hinzufügen wollen wir gleich hier, dass in Europa bis jetzt die Erfindung der Schwerter nicht höher hinaufreicht als in das Bronzezeitalter, während wir später anderwärts einen Fall kennen lernen werden, dass es auch Schwerter in der Steinzeit geben kann.

Bogen und Pfeil müssen überall dort verschwinden, wo die Jagd nicht mehr ein Lebenserwerb ist, oder wo es Jagd überhaupt gar nicht geben kann. Sowie wir uns aber von Neu-Guinea östlich, nördlich oder südöstlich bewegen, hört die Jagd auf, weil allen diesen Inseln die Landsäugetiere fehlen, abgesehen von den Fledermäusen, den gezähmten Schweinen, den Hunden und Ratten. Es erregte deshalb nicht wenig Aufsehen, als vor etlichen Jahren Haast auf der Südinsel Neu-Seelands ein wildes Säugetier, freilich wieder ein schwimmendes, nämlich eine Fischotter, entdeckte. Dass es auf jenen Inseln aber keine Säugetierwelt geben kann, erklärt sich einfach aus ihrem Ursprung, denn die Koralleninseln entstehen nur, wenn aus seichten Untiefen Polypen mit ihren Kalkästen wallartige Riffe heraufbauen. Oder wir haben es mit vulkanischen Bauwerken

[1]) Lartet and Christy, Reliquiae Aquitanicae. S. 52.
[2]) Zeitschrift für Ethnologie. 1869. S. 131.
[3]) Reise nach West-Sibirien. Berlin 1879. S. 522.
[4]) d. h. das Schwert der Bronzezeit, welches nur für den Stoss geeignet war.

zu thun, die zunächst unterseeisch gebildet und dann allmählich durch fortgesetzte Auswürfe über den Spiegel des Meeres aufgeschüttet wurden. Alle jene Inseln standen nie, oder doch wenigstens nicht mehr seit den tertiären Zeiten, auch Neu-Seeland nicht, mit irgend einem Festlande in Verbindung, so dass also alle solche Säugetiere, die nicht zu fliegen und nicht zu schwimmen vermögen, jene Inseln nicht erreichen konnten. Folglich hängt das Verschwinden von Bogen und Pfeil mit dem geologischen Ursprung jener Inseln zusammen.

Dass dies der wahre und letzte Grund sei, wird uns auf einem andern Schauplatz bestätigt. In Westindien haben wir nicht kleine und schmale Korallenbauten vor uns, sondern geräumige Körper wie Kuba, Haiti, Jamaika und Puertoriko. Aber selbst diesen geräumigen Inseln fehlten, mit Ausnahme von Kuba, alle grösseren Landsäugetiere, denn zur Zeit der Ankunft der Spanier gab es ausser den Fledermäusen überhaupt dort nur fünf Arten von kleinen Nagern, von denen die grösste an Wuchs ein wenig die Ratten übertraf. Jene Inseln, die Ueberreste grösserer Landmassen, müssen ihren Zusammenhang mit dem nächsten Festlande, nämlich mit Südamerika, früh am Anbruch der Tertiärzeit schon verloren haben. Nordamerika aber lag ihnen noch weit ferner, denn die Halbinsel Florida ist eine ganz junge, noch unfertige Schöpfung von Korallen. Da es auf jenen Inseln keine Jagd geben konnte, so bedienten sich auch die Einwohner nicht der Bogen und Pfeile, obgleich alle Stämme des ihnen so nahe liegenden Festlandes diese Geschosse führten. Doch muss zur Verschärfung des Gesagten hinzugefügt werden, dass doch auf den Antillen, nämlich an dem Ostrande Haïtis, auf der östlichen Hälfte Puertorikos, sowie auf den „Inseln über dem Winde“ Völkerschaften sassen, die mit Meisterschaft jene Waffen führten[1]). Allein es waren frische Ankömmlinge, nämlich Kariben, die, seetüchtig wie kein anderer Völkerstamm Amerikas, die harmlosen Bewohner der Antillen heimsuchten, die Männer erschlugen und die Frauen in Gefangenschaft schleppten, daher sich bei ihnen eine gesonderte Männer- und Frauensprache ausbildete[2]). Die Kariben aber kamen vom Festlande, wo sie vom Ertrag der Jagd

[1]) Peschel, Zeitalter der Entdeckungen. Stuttgart und Augsburg 1858. S. 217.

[2]) Es ist möglich die gesonderte Frauensprache auch anders zu erklären. Bei den Kaffern sprechen Mann und Frau verschiedene Sprachen, weil die Frau kein Wort über ihre Lippen bringen darf, welches in dem Namen irgend eines mit ihr verschwägerten Mannes vorkommt. Maclean, Kafir Laws and Customs. S. 95.

lebten, und daher erklärt es sich, dass sie bei ihrer Verbreitung über die Antillen Bogen und Pfeile noch nicht gänzlich abgelegt hatten.

Eine andere eigentümliche Waffe ist das Blasrohr, welches von malayischen Stämmen auf Borneo, dann aber auch auf dem asiatischen Festlande von den Laotiern am Mekong, sowie den papuanischen Sakai und Semang der Halbinsel Malaka geführt wird[1]). Von Malayen mögen es auch die Papuanen auf Neu-Guinea sich angeeignet haben[2]) und die Sakalaven Madagaskars, bei denen es Hildebrandt antraf[3]). Das Blasrohr ist aber nicht blos in Südostasien erfunden worden, sondern wir treffen es auch in den Händen der Indianer am Amazonenstrom, die damit bis auf 250 Fuss Entfernung ihres Zieles sicher sind[4]), und in Kolombia. Vor anderen Waffen besitzt das Blasrohr den Vorzug eines Rückladungsgewehres, so dass in einer Minute von geübter Hand mehrere Geschosse abgesendet werden können. Die kleinen dünnen Bolzen entziehen sich noch leichter als die Pfeile den Blicken der Bedrohten, und aus seinem Versteck kann der Schütze so lange seine Geschosse entsenden, bis eines trifft. Da ihre Tragkraft von den Muskeln des Thorax herstammt, so ist ihr Perkussionsvermögen ein sehr geringes. Damit der Bolzen tödlich wirke, ist daher erforderlich, dass er mit Gift gesalbt werde. Das Gift selbst also ist hier die Waffe und das Geschoss nur der Ueberbringer. Auf den malayischen Inseln wie in Malaka dient dazu teilweise das Ipo oder die Milch des Upasbaumes *(Antiaris toxicaria)*, dem man bisweilen noch den Saft einer Strychnosart und Schlangengift hinzusetzt[5]). Ein neuerer Reisender[6]) beschreibt uns, wie die Punan-Dajaken im südöstlichen Borneo ihre Blasrohrpfeile mit einem durch den Tabakssaft ihrer Pfeifen nikotinhaltig gemachten Brei so wirksam vergiften, dass Vögel und auch grössere Jagdtiere, damit getroffen, trotz der beinahe unsichtbaren Verletzung in wenigen Sekunden unter krampfartigen Zuckungen verenden, ihr Fleisch übrigens nach Ausschneiden der

[1]) Mouhot, Travels in Indo-China, Cambodja and Laos. London 1864. Bd. 2. S. 144. Jagor, Singapore, Malacca, Java. Berlin 1866. S. 107. Latham, Varieties of man. London 1850. S. 136.

[2]) Waitz (Gerland), Anthropologie. Bd. 6. S. 599.

[3]) Zeitschrift für Erdkunde. Bd. 15. Berlin 1880. S. 101. Ueber die weitere Verbreitung des Bambus-Blasrohrs, wenigstens in der Hand der Knaben, durch das Innere und auf der Ostküste Madagaskars vgl. Sibree, Madagaskar. Leipzig 1881. S. 83 f.

[4]) v. Martius, Ethnographie. S. 660.

[5]) Ausland. 1883. S. 648.

[6]) Bock, Unter den Kannibalen auf Borneo. S. 82 f.

versehrten Stelle ohne jeden Schaden essbar ist. Spenser St. John erzählt, dass die Engländer 1859 in einem Gefecht gegen die Kanowit-Dajaken auf Borneo 30 der Ihrigen an den kleinen kaum bemerkbaren Wunden verloren [1]), welche die Giftbolzen hinterlassen hatten, und Leutnant Crespigny sah einen Eingeborenen Borneos, der auf solche Art in der Wade und der Schulter verwundet worden war, in zwei Stunden sterben [2]). Aehnlich wirkte eine Giftsalbe, deren sich die streitbaren und blutgierigen Bewohner der Küsten des karibischen Golfes bedienten. Nach der Schilderung der alten spanischen Seefahrer trat der Tod der Verwundeten unter Rasereien und Qualen ziemlich spät, oft erst nach 24 Stunden ein. Sie behaupten, dass zu dem Gift die Milch des Manschinellenbaumes *(Hippomane Mancinella)* mit Zusatz von Schlangengift verwendet worden sei [3]), doch ist alles sehr dunkel und zweifelhaft, was sie darüber mitteilen. Die Indianer des Choko Kolombias sollen das Gift für ihre Blasrohrpfeile aus Froscharten über Feuer gewinnen [4]).

Besser sind wir unterrichtet über das unheimlichste aller Gifte, nämlich über das Urari, Kurare oder Wurali der Indianer am Amazonenstrome [5]) und in Guyana. Weder Lacondamine noch Spix und Martius haben dieses Pfeilgift bereiten sehen; erst A. v. Humboldt drang am Orinoko in das Laboratorium eines Giftkoches ein, und brachte Muster von Kurare nach Europa. Der Zubereitung der Salbe wohnte aber erst Robert Schomburgk in Pirará bei [6]). Das Urari, wie er es nennt, wurde aus verschiedenen Pflanzen-

[1]) Far East. Bd. 1. S. 46.

[2]) Proceedings of the R. Geogr. Soc. Bd. 16. 1872. S. 173 ff.

[3]) Oviedo, Historia general y natural de las Indias. lib. XXVII. cap. 3.

[4]) Bastian, Kulturländer des alten Amerika. Bd. 1. S. 255.

[5]) Am Amazonenstrome wird das gefürchtete Gift von den Stämmen bereitet, welche die nordwestlichsten Quellengebiete des Amazonas zwischen dem Rio Negro und Japura bewohnen (Bates, The Naturalist on the Amazons. 2. Aufl. S. 370). Die Indianer des Napóflusses holen das Urari von den Tekunas und brauchen zur Rückfahrt mit den Kähnen nicht weniger als drei Monate, das Gift wird freilich in ihrer Heimat mit Silber aufgewogen (Orton, The Andes and the Amazon. London 1870. S. 197). Das wirksamste Urari bereiten die Makusi-Indianer im südlichen Teil von Britisch-Guyana, da bei ihnen die *Strychnos toxifera* am kräftigsten wachsen soll. Von ihnen wird das Urari im Tauschwege weithin verhandelt an die Stämme am Amazonas, Rio Negro und Orinoko, welche zu dem Zweck in ganzen Karawanen nach den Kanukubergen der Makusis ziehen (Richard Schomburgk, On the Urari. Adelaide 1879. S. 5). Nach Crevaux liefern drei andere Strychnos-Arten in drei vereinzelten Räumen des Orinoko- und nördlichen Amazonasgebietes das Gift (Bulletin de la société de géogr. Paris 1880. S. 407 und Karte).

[6]) Richard Schomburgk, Reisen in Guyana. Leipzig 1874. Bd. 1. S. 100.

stoffen gekocht, der eigentliche Giftträger aber sind Rinde und Splint gewisser Strychnos-Lianen. Bei der geringsten Verwundung erfolgt der Tod kleiner warmblütiger Tiere augenblicklich, und selbst grössere taumeln und sinken zusammen, ja Humboldt versichert, dass die Erde essenden Otomaken durch Eindrücken des vergifteten Daumnagels ihren Gegner töten[1]). Proben von Urari sind neuerer Zeit öfter chemisch analysirt und zu physiologischen Versuchen benutzt worden[2]). Es ergab sich, dass das Gift keineswegs regelmässig Strychnin enthält und nur wirkt, wenn es sich mit dem Blute mischen kann. Dann tritt zunächst die Aufhebung der Nervenkraft bei den willkürlichen Muskelbewegungen ein, zuletzt aber hört auch die Thätigkeit von Lunge und Herz auf, und der Tod erfolgt ganz schmerzlos durch den denkbar höchsten Grad der Ermüdung, ähnlich dem Ausschwingen eines Pendels, wenn das Uhrwerk abgelaufen ist. Ist das Gift frisch, so sinken selbst so grosse Geschöpfe wie Tapire nach wenigen Schritten zusammen.

Auch in Afrika ist die Vergiftung der Geschosse weit verbreitet. Nach den Berichten der portugiesischen Entdecker sollen vormals die senegambischen Jolofen sowie die Neger am Rio Grande ihre Pfeile vergiftet haben[3]). So geschah es auch noch zu Mungo Parks Zeiten von den Mandingo-Negern[4]) und geschieht es noch heutigen Tages nach Benjamin Anderson von den Mandingos zu Musardo[5]), ferner von anderen Negern am unteren Benuë[6]). Im Gebiet des weissen Nil werden die Moro- (oder Moru-)Neger[7]) sowie die Bari-Neger (beide unter 5° n. Br.) des Salbens der Pfeile mit Schlangen- oder Pflanzengift geziehen[8]). Das Pfeilgift der letzteren, dessen Bereitung das Geheimnis weniger alter Weiber ist, soll nach Marno[9]) hauptsächlich dem Milchsaft von Euphorbien entnommen werden. Auch die Bongo im Gebiet des Gazellen-Nil und die Neger am blauen Nil oberhalb Fasoglu vergiften ihre Pfeile mit Euphorbiensaft[10]). In Südafrika bedienen sich die Wataturu im Südosten des

[1]) Ansichten der Natur. 3. Aufl. Bd. 1. S. 247.

[2]) Revue des deux mondes. Paris 1864. Bd. 53. S. 164. Schomburgk, On the Urari. S. 12—17.

[3]) Peschel, Zeitalter der Entdeckungen. S. 77 f.

[4]) Mungo Park, Reisen im Innern von Afrika. Berlin 1799. S. 251.

[5]) Globus. Bd. 20. 1871. S. 142.

[6]) Flegel in den Mitteilungen der afrikanischen Gesellschaft in Deutschland. Bd. 3. 1881. S. 142.

[7]) Petherick, Central Africa. London 1869. S. 276.

[8]) v. Harniers Reisen am obern Nil. S. 50.

[9]) Reise in der egyptischen Aequatorial-Provinz. S. 112 f.

[10]) Schweinfurth a. a. O. Bd. 1. S. 328 f.

Victoria-Sees[1]) nebst mehreren benachbarten Stämmen[2]), die Fan-Neger[3]) sowie verschiedene Negerstämme am Kongo[4]) und die Watwa[5]) in demselben Stromgebiet vergifteter Pfeile. Die Wanika an der Küste nordwärts von Sansibar sollen ihr Pfeilgift aus nicht weniger als elf verschiedenen Pflanzenarten zusammenbrauen[6]). Ferner erzählt Ladislaus Magyar[7]) von den südlichen Nachbarn der Kimbunda in Bihé, dass sie ihre Speerklingen vergifteten. Livingstone berichtet von einem Gifte Namens Kombi, welches die Anwohner des Schire aus einer Strophanthus-Art bereiten, sowie von einer anderen Pfeilsalbe, die am Njassa-See angewendet werde, endlich, dass die Buschmänner der Kalahari aus den Eingeweiden einer kleinen Raupe unter dem Namen Nga ein Gift für ihre Geschosse gewinnen[8]). Nach Theophilus Hahn dagegen sollen diese letzteren das Gift für die Jagdpfeile aus den Zwiebeln von *Haemanthus toxicarius*, für die Kriegswaffen aber aus den Giftdrüsen der Schlangen und dem Saft einer Wolfsmilchart *(Euphorbia candelabrum)* bereiten[9]). Bei Kolbes Anwesenheit salbten auch die Hottentotten ihre Pfeile mit dem Gifte der Brillenschlangen[10]). Plinius nennt uns arabische Piraten im troglodytischen Afrika, also am Gestade des südlichen roten Meeres, unter den Pfeilvergiftern, denen wir noch einen asiatischen Stamm, nämlich die Bhutia im himalayischen Bhután, der Vollständigkeit wegen anschliessen wollen[11]).

Vergleichen wir die Wohnorte aller genannten Völker, so fallen sie sämtlich zwischen die Wendekreise oder wenigstens in den subtropischen Gürtel. Nordamerika ist fast ganz rein von diesem Frevel, welcher nach Moritz Wagner nicht über das nordwestlichste Südamerika hinausreichen würde[12]). In der That sind auch uns bisher nur zwei Ausnahmen bekannt geworden, nämlich, dass die Ceres oder Seris am kalifornischen Meerbusen solcher verpönter Waffen

[1]) Stanley a. a. O. Bd. 1. S. 275.
[2]) Denhardt in Petermanns Mitteilungen. 1881. S. 142 f.
[3]) Lenz a. a. O. S. 83.
[4]) Cameron a. a. O. Bd. 2. S. 9. Stanley a. a. O. Bd. 2. S. 192, 199.
[5]) Stanley a. a. O. Bd. 2. S. 190.
[6]) Botanisches Zentralblatt. Bd. 10. S. 209. Kassel 1882.
[7]) Reisen. Bd. 1. S. 358.
[8]) Livingstone, Zambesi. S. 466 f. Eine Abbildung der Insektenlarve bei Wood, Natural History of man. Bd. 1. S. 286.
[9]) Hahn im Globus. Bd. 18. 1870. S. 100. Fritsch, Eingeborene Südafrikas. S. 431.
[10]) Beschreibung des Vorgebirges der Guten Hoffnung. S. 532.
[11]) v. Schlagintweit, Indien und Hochasien. Bd. 2. S. 143.
[12]) Naturwissenschaftliche Reisen. Stuttgart 1869. S. 314.

sich bedienen[1]) und dass die Pai-Uta-Indianer Nevadas ihre Jagdpfeile mit dem zersetzten Herzblut eines Rehs oder einer Antilope vergiften[2]), ähnlich wie die Papuanen der Neuhebriden[3]) sowie der Duke of York-Gruppe[4]) menschliches Leichengift zu dem gleichen Zweck verwenden. In Südamerika wurde bereits des Blasrohres gedacht, hier wollen wir nur noch erinnern, dass auch die Chiquiten in Paraguay, wie Dobrizhoffer berichtet, ihre Geschosse mit einem so mörderischen Gifte salbten, dass, wenn nur Blut floss, auch die geringste Verletzung den Tod nach wenig Stunden herbeiführte; mit weniger wirksamem Gift sollen auch einzelne Indianerstämme im Gran Chaco des nördlichen Argentiniens die aus hartem Holz gefertigten Spitzen ihrer Rohrpfeile versehen[5]), endlich werden vergiftete Lanzen bei den Araukanern in Südchile erwähnt[6]).

Irrig wäre es, wie schon aus dem eben Gesagten hervorgeht, wollte man diese Wahl der Mordwerkzeuge nur in heissen oder warmen Erdstrichen suchen. Chinesische Schriftsteller gedenken im 3. Jahrh. n. Chr. bei einem Tungusenstamm und im 5. Jahrhundert bei den Mongolen der Waffenvergiftung[7]). Noch heute benutzen die Ainos zur Vergiftung ihrer Holzpfeile, mit denen sie Bär und Hirsch erlegen, die Wurzeln des Sturmhutes *(Aconitum Napellus)*[8]), ganz wie zu Stellers Zeiten die Itelmen Kamtschatkas[9]), und selbst die Bewohner der Aleuten kannten und benutzten ein Pfeilgift[10]). Vormals soll auch, wie uns Aelian erzählt[11]), der innerasiatische Jak von nordindischen Stämmen mit vergifteten Pfeilen erlegt worden sein.

Sogar auf dem Boden des klassischen Altertums begegnen wir solchen unedlen Mordgeräten. Horaz gedenkt ihrer in einer seiner gefeierten Oden[12]), Ovid beschuldigt pontische Völkerschaften in der Nähe seines Verbannungsortes dieses Frevels[13]). Plinius hat uns Gegenmittel für Giftwunden aufgeschrieben und dabei zugleich einen

[1]) Waitz, Anthropologie der Naturvölker. Bd. 4. S. 223.

[2]) Nach einem von Walter Hoffmann aus Washington eingesandten Bericht in der Zeitschrift für Ethnologie. 1880. Verhandlungen. S. 91.

[3]) Eckardt in den Verhandlungen des Vereins für naturw. Unterhaltung zu Hamburg. Bd. 4. Hamburg 1879. S. 18.

[4]) Powell, Unter den Kannibalen auf Neu-Britannien. S. 51.

[5]) Wien in der Zeitschrift für Ethnologie. 1881. Verhandlungen. S. 170.

[6]) Treutler, Fünfzehn Jahre in Süd-Amerika. Leipzig 1882. Bd. 2. S. 2.

[7]) Alex. Castrén, Ethnologische Vorlesungen. S. 26 f.

[8]) Rein, Japan. Bd. 1. S. 204.

[9]) Steller, Kamtschatka. S. 236.

[10]) Waitz, Anthropologie. Bd. 3. S. 316.

[11]) De natura animalium, ed. Hercher, lib. XVI. cap. 11.

[12]) lib. I. cap. 22.

[13]) Tristium lib. III. Eleg. X. v. 62.

Blick in den finstern Abgrund der menschlichen Natur geworfen, insofern der Mensch die Schärfe des Eisens noch mit der Wirkung des Schlangenstiches auszustatten suchte [1]. Auch die Kelten Galliens verschmähten nach einem im Altertum geglaubten Gerücht [2] gelegentlich dieses Mittel nicht, und das gleiche geschah sogar noch von den spanischen Arabern im granadensischen Kriege 1484 [3]. Thut doch sogar das alte Volksrecht der Baiern, welches nicht vor dem 7. Jahrhundert niedergeschrieben sein kann, und ebenso das salische Gesetz der Franken der Verwundung mit vergiftetem Pfeil Erwähnung als eines Vergehens, auf dem bestimmte Busse steht [4].

So gewahren wir denn, dass jener Brauch über alle Erdräume mit einziger Ausnahme Australiens und der polynesischen Inseln, wo Bogen und Pfeile fehlen, sich verbreitet hatte. Wir verweilen aber deswegen länger als gewöhnlich bei diesem Gegenstand, von dem wir die erste Ueberschau gegeben haben [5], weil die Unterdrückung dieses Frevels zugleich eins der seltenen Beispiele ist, dass der Mensch nicht blos seinen Geselligkeitstrieb zur sittlichen Richtschnur erhoben hat, sondern dass er über diesen hinaus nach Veredlung strebt, denn der rohe Selbsterhaltungstrieb würde sicherlich auch den Gebrauch vergifteter Waffen verstatten. Dass aber die Völker anfingen, sich einer solchen Wehr zu schämen und sie unvereinbar hielten mit ihrer Würde, lässt uns eine Stelle bei Homer erkennen. Odysseus will nämlich ein tödliches Pfeilgift von Ilos in Ephyra einhandeln, dieser verweigert es ihm jedoch aus Scheu vor den ewigen Göttern [6]. Der Grund dieser Weigerung lässt uns ahnen, woher es komme, dass wir die Giftwaffen jetzt nur noch unter den Tropen oder in ihrer Nähe finden, weil eben dort die rohesten Menschenstämme sitzen, die sich noch nicht um den Zorn der ewigen Götter kümmern.

Ein anderes Wurfgeschoss, die Schleuder, kann gewiss nur dort erfunden worden sein, wo es Steine giebt. Steine giebt es nicht überall. Sobald der Amazonas oder seine gewaltigen Nebenströme aus den Abhängen der Kordilleren heraustreten, durchziehen sie eine Niederung, eben wie eine Tafel, mit fast unmerklichem Gefäll,

[1] Hist. nat. lib. XX. cap. 81. lib. XVIII. cap. 1.

[2] Strabo, Geogr. lib. IV. cap. 4. § 6.

[3] Hernando de Pulgar, Crónica. Valencia 1780. P. III. cap. 33.

[4] Monumenta German. histor. Leges. Bd. 3. S. 293. Nr. 21. Lex salica, tit. 17, 2.

[5] Ausland. 1870. S. 432 f.

[6] Odyss. I. 259 f. Ephyra muss entweder in Epirus oder auf einer Insel des argolischen Meerbusens gesucht werden.

wo sich kein Geschiebe mehr findet, denn Modererde lagert klaftertief über fein zermalmtem Lehm oder Thon [1]). Könnten wir uns also denken, dass alle Erdfesten jenen südamerikanischen Ebenen glichen, so hätten die Menschen nie zum Steinzeitalter sich erheben können, sondern bei Holz und Horn verharren müssen. Auch werden wir uns im voraus sagen, dass in einem amazonischen Waldland ohnehin die Schleuder nicht anwendbar wäre. Wir finden Schleudern nicht in Nordamerika, ausser bei den Eskimos. Sehr häufig sind sie dagegen auf den Südseeinseln, so bei den Bewohnern der Marianen [2]), auf den Karolinen [3]), auf Taïti und den Hawaiischen Inseln [4]). Die papuanischen Bewohner Neu-Britanniens [5]), Neu-Irlands [6]), der Fidschigruppe und Neu-Kaledoniens führten sie ebenfalls [7]). Auf diesen Inseln diente sie zugleich einem täglichen Bedürfnis, denn es wurden die Kokosnüsse durch Steinwürfe von den Palmen herabgeholt. Weniger klar ist es, warum gerade die Guantschen oder die ausgestorbenen Bewohner der kanarischen Inseln sich dieser Waffe bedienten, vielleicht, dass sie die Schleuder aus ihrer früheren nordafrikanischen Heimat auf den Archipel mitbrachten. Auch die besten Schleuderer im klassischen Altertum stammten von einer Inselgruppe, den Balearen [8]). Im Sudan und im südlichen Afrika kommt die Schleuder entweder gar nicht oder nur als Seltenheit vor, um so reichlicher bei Völkern der biblischen Geschichte. Berühmt waren unter den Hebräern die Schleuderer des Stammes Benjamin, die mit der Rechten und Linken fochten und mit ihren Steinwürfen das Ziel nicht um Haaresbreite fehlten [9]). Auch wurde ja durch einen glücklichen Steinwurf gegen einen riesenhaften Philister die Dynastie der Könige in Juda begründet. Steinige Weidetriften, wie sie in Palästina nirgends fehlen, waren herausfordernd zur Uebung des Schleuderns, zumal alle Hirtenvölker im Werfen geübt sind, teils zur Verteidigung ihrer Tiere, teils zur Bestrafung der Hunde oder zerstreuter Herdenstücke. Förmlichen Uebungen im Scheibenschiessen und im Steinewerfen wohnte Adolf

[1]) Pöppig, Chile, Peru und der Amazonenstrom. Bd. 2. S. 340.

[2]) Waitz, Anthropologie. Bd. 5. II. Abt. S. 130.

[3]) Meinicke, Die Inseln des stillen Ozeans. Leipzig 1876. Bd. 2. S. 382. Schmeltz und Krause a. a. O. S. 322, 371.

[4]) Zimmermann, Reise um die Welt mit Kapt. Cook. Mannheim 1781. S. 75.

[5]) Powell, Unter den Kannibalen von Neu-Britannien. S. 78 f., 141 ff.

[6]) Strauch in der Zeitschrift für Ethnologie. 1877. S. 96.

[7]) Knoblauch im Ausland. 1866. S. 466.

[8]) Strabo, Geogr. lib. III. cap. 5. § 1.

[9]) Judic. 20, 15 f.

v. Wrede unter Beduinen des arabischen Hadhramaut bei[1]). National- und Lieblingswaffe ist die Schleuder aber in Südamerika geworden. Während die Ebenen östlich von den Anden, mit Wald bedeckt, nur Jägerstämme kennen, die überall den Bogen führen, treffen wir im Reiche der Inkas oder Sonnensöhne, bei den Kulturvölkern, den Kitschuas und Aymaras, auf der baumlosen Puna oder Hochebene zwischen den Kordilleren die Schleuder als Jagd- und Kriegswaffe. Sämtliche Völker in den Anden Südamerikas führen die Schleuder bis südwärts zum Kap Horn, wo sich ihrer die Feuerländer zu ihren Jagden auf Guanakos bedienen. Anthropologisch verwandt mit den Völkern der Anden sind die Patagonier. Bei ihnen hat das Schleudern und die Schleuder ihre höchste Vollkommenheit erreicht. Die Steine sind nämlich gerundet und werden, an einem Lederriemen befestigt, über dem Kopf geschwungen. So entstand die Wurfleine mit den Kugeln oder Bolas[2]). Ja mit der Zeit verwendete man sogar die Wurfleine ohne jeden Stein, und noch jetzt schwingen die Gauchos oder halbblütigen Hirten der Argentina ihren Lasso so meisterhaft, dass sie ihn zur Bewältigung eines Gegners sogar dem Feuerrohr vorziehen[3]), und denselben Lasso, wenn auch nur zum Einfangen der Rentiere verwendet, treffen wir bei Samojeden und Ostjaken[4]). Auch im alten Aegypten war an die Stelle der gewöhnlichen Schleuder die Leine mit den Wurfkugeln getreten, denn unter den Jagdszenen, welche uns die Denkmäler erhalten haben, erblicken wir einen pharaonischen Waidmann, der einem Büffel die Leine mit der Kugel um die Hinterbeine wirft[5]). Es ist wohl nicht zu besorgen, dass jemand den kühnen Schluss ziehe, die Patagonier stammten von den Altägyptern ab, oder es hätten sich Aegypter vielleicht von der phönizischen Flotte, die unter dem Pharao Neku Afrika umschiffte, nach Südamerika verirrt. Wir stossen vielmehr hier auf eines der unzähligen Beispiele, dass die nämlichen Geräte von ganz entfernten und sich ganz entfremdeten Völkern selbständig erfunden worden sind.

Haben wir bisher nur die Technik der Waffen mit der Beschaffenheit der Erdräume verglichen, so wenden wir uns jetzt einer

[1]) v. Wredes Reisen in Hadhramaut. Braunschweig 1870. S. 195.

[2]) Ueber die Verbreitung der Bolas bei den Kitschuavölkern in Peru vgl. Markham, Proceed. of the Royal Geogr. Soc. Bd. 15. 1871. S. 371.

[3]) v. Tschudi, Reisen in Südamerika. Bd. 4. S. 287. Dass er von den Alliirten im Kriege gegen die Paraguiten angewendet wurde, darüber vgl. Ausland 1870. S. 320 und v. Versen, Reisen in Amerika und der südamerikanische Krieg. Breslau 1872. S. 119.

[4]) Finsch, Reise nach West-Sibirien. S. 475.

[5]) Wilkinson, Ancient Egyptians. Bd. 3. S. 15.

ernsteren Seite des Gegenstandes zu. Wie die vergleichende Anatomie den lateinischen Sinnspruch zur wissenschaftlichen Wahrheit erhoben hat, dass aus der Klaue der Löwe sich erkennen lasse, so kann die Völkerkunde aus den Waffen mit grosser Sicherheit auf die Gesittungsstufe eines Volkes schliessen. Die Vorbedingung aller höheren gesellschaftlichen Zustände ist die räumliche Verdichtung der Bevölkerung, weil sie eine Teilung der Arbeit verstattet. Aus der Kopfzahl und dem Flächeninhalt, welchen 1825 die Rothäute der Vereinigten Staaten inne hatten, ist berechnet worden, dass Jägerstämme zu ihrem Unterhalte für jeden Kopf $1^3/_4$ engl. Q.-Meilen nötig haben, während in einem vergleichbaren Erdstrich, nämlich in Belgien, 320 Köpfe auf einer engl. Q.-Meile wohnen [1]).

Nur eine blühende Landwirtschaft verstattet eine hohe Verdichtung. Der Ackerbauer aber kann nicht Waffen führen, die eine beständige Uebung und seltene Fertigkeiten erfordern. Um sich gegen fernwirkende Geschosse von Jägerstämmen zu sichern, wird er vielmehr seinen Körper durch eine Bedeckung von Watte, wie im alten Amerika und wie noch heute die Panzerreiter im Sudan [2]), oder durch Leder, oder durch Metall schützen. Ferner wird er das zerstreute Gefecht, welches mit Jägerart viel Aehnlichkeit hat, aufgeben und in Gliedern sich zusammenschliessen. In Amerika sehen wir diese Neuerung bei allen Kulturvölkern vollzogen. Die Mexikaner und Yukateken hatten nicht blos Schutzwaffen, sondern sie führten das Schwert des Steinzeitalters aus Holz geschnitten und mit einem Falz versehen, in welchen stückweise die Klinge aus scharfen Obsidianscherben eingefügt wurde. Wie weit wären überhaupt sämtliche Nahuatlvölker Mittelamerikas zurückgeblieben, wenn sie nicht den Obsidian oder das Iztli unter den Laven ihrer Vulkane gefunden hätten, ein Mineral, das bei jedem geschickten Hammerschlag, wir möchten sagen, in lauter Messerklingen zerspringt, so scharf, dass noch lange nach der Eroberung die Spanier sich von einheimischen Barbieren mit Obsidianscherben rasiren liessen! Bei den Inkaperuanern treffen wir hölzerne Helme, mit Watte gepolsterte Wämser, Schwerter aus Kupfer, Streitäxte, Speere und Wurfspiesse [3]) sowie Fahnen, letztere das beste Zeugnis für eine bereits vorhandene taktische Einteilung.

Die Uebergänge bedurften jedenfalls grosser Zeiträume. Hirtenvölker legen die Jagdwaffen nicht plötzlich ab, sondern nur nach und nach. Im trojanischen Kriege begegneten sich Völker, die

[1]) Lubbock, Prehistoric Times. 2. Aufl. S. 582 f.
[2]) Nachtigal, Sahara und Sudan. Bd. 1. S. 583 f.
[3]) Prescott, Conquest of Peru. Bd. 1. S. 72 f.

halb Ackerbau, halb Viehzucht trieben. In den Reihen der Achäer treffen wir daher nur zwei oder drei Virtuosen, die Bogen und Pfeil führen, und in der Odyssee fordert die schlaue Penelope ihre Freier zu einem Probeschiessen auf, wobei sich ergiebt, dass sie alle mit dem altmodisch gewordenen Gewehre nicht mehr umgehen können. Aehnliche Uebergänge werden jetzt in Afrika beobachtet. Bei allen Viehzucht treibenden Negern am weissen Nil finden wir Keulen, Lanzen und Schilder wie bei den Schilluk und den Nuêr[1]), oder, weil Jagd noch betrieben wird, Bogen und Pfeile wie bei den Kitsch-, Dschur-, Moro- und Njamnjam-Negern[2]). Ausnahmsweise traf Georg Schweinfurth bei den merkwürdigen Monbuttu am Uëlle Schild und Speer mit Bogen und Pfeilen, aber er fügt ausdrücklich hinzu, dass eine solche Vereinigung von Waffen in den Negerlanden zu den Seltsamkeiten gehöre[3]). Die rechten Kaffern, sagt Theophilus Hahn[4]), bedienen sich nie des Bogens und der Pfeile, sondern sie fechten abgeteilt in Legionen zu 600—1000 Mann. Der grosse Zulukönig Tschaka liess sogar die 5—6 Wurfspeere der alten Bewaffnung entfernen und führte eine kurze Lanze zum Stosse, sowie lange Schilde ein, unter deren Schutz seine Krieger gegen ihre Feinde stürmten und ihnen mit der kurzen Waffe zu Leib gingen. Hottentotten und Buschmänner gehören zu einer scharf gesonderten Familie und sind unter sich verwandt. Die Hottentotten sind Hirten, die Buschmänner Jäger; die Hottentotten bedienen sich mit spärlichen Ausnahmen nicht mehr des Bogens und Pfeiles, der bei den Buschmännern die einzige Waffe ist. Die Kelten Galliens führten im frühen Altertum noch teilweise den Bogen[5]), unsere eigenen Vorfahren waren zu Cäsars und Tacitus' Zeiten keine Bogenschützen mehr.

Als Einwand gegen diese Auffassung könnte man, abgesehen von den Chinesen, geltend machen, dass wir ja auf ägyptischen Denkmälern, auf den Skulpturen von Chorsabad, Niniveh und Babylon unzähligemale Bogenschützen abgebildet finden. Warum aber jene ehrwürdigen Kulturvölker die alten Jägerwaffen führten, darüber gewährt uns das alte Testament willkommenen Aufschluss. Der Sieg, den die Philistäer über König Saul gewonnen hatten, wurde auf Rechnung ihrer Schützentruppe geschrieben, und David, obgleich selbst der beste Schleuderer seines Volkes, liess zur Ausgleichung

[1]) Petherick, Central Africa. Bd. 1. S. 98 f., 100, 120, 319.
[2]) a. a. O. S. 194, 217, 247, 248, 276, 280.
[3]) Im Herzen von Afrika. Bd. 2. S. 115.
[4]) Globus. Bd. 20. 1871. S. 163—165.
[5]) Strabo, Geogr. lib. IV. cap. 4. § 3.

des Nachteils die Kinder Juda im Bogenschiessen wieder einüben, und seit dieser Zeit wurde diese Kunst nicht mehr von ihnen vernachlässigt[1]). Die Kriege, die damals in Vorderasien geführt wurden, galten meist den Städten. Die Mauern der Städte wurden aber bereits von Türmen flankirt. Auch war zur Deckung von Belagerungsarbeiten oder der Stürmenden selbst damals ein fernwirkendes Geschoss, wie der Pfeil, unentbehrlich. Finden wir ja selbst in der römischen Schlachtordnung eine Schützentruppe von Steinschleuderern für besondere Gefechtsaufgaben, obgleich die wahren Legionswaffen nur das Schwert, die Stosslanze und der Wurfspiess gewesen sind[2]). Nicht ohne Absicht wurde oben angeführt, dass die Fidschi-Insulaner bei Belagerung ihrer festen Ortschaften sowie bei Verteidigung der Pfahlwerke immer noch Bogen und Pfeil beibehalten haben. Allein in allen diesen Fällen tritt das nämliche Werkzeug nicht mehr als ein Waidmannsgewehr auf, sondern wir möchten fast sagen als eine gelehrte Waffe. Jene alten Denkmäler aus dem Bereich der biblischen Völker zeigen uns sämtlich die Krieger geordnet. Die Teilung der Arbeit hat schon begonnen, und der Krieg wird entweder von eingeübten Milizen oder von einer Kaste geführt, nicht mit dem Handwerkszeug des täglichen Erwerbs, sondern mit spezialisirten Waffen. Sowie aber der Krieg methodisch eingeübt wird, muss der Einfluss der Ortsbeschaffenheit auf die Bewaffnung mehr und mehr schwinden, ja bei modernen Kulturvölkern kann von ihm kaum noch gesprochen werden. Immerhin wird selbst heutigen Tages niemand die Bevölkerung der Kosakensteppen oder der ungarischen Pussten mit Vorliebe zu Scharfschützen ausbilden, ebenso wenig als wir in den Bewohnern unserer Hochgebirge einen bevorzugten Stoff für leichte Reiterei erblicken werden.

[1]) 2. Reg. 1, 18. 4. Reg. 9, 24.
[2]) Mommsen, Röm. Geschichte. Bd. 1. 6. Aufl. S. 438 f.

V.

Fahrzeuge und Seetüchtigkeit.

Wenn die Seetüchtigkeit der Völker am spätesten zur Reife gelangt, so übt sie dafür auf die Geschichte der menschlichen Gesellschaft den grössten Einfluss aus, denn wie hoch man auch die Schöpfungen eines Volkes auf dem Gebiet der Kunst, wie hoch man seine wissenschaftlichen Erkenntnisse oder seine Religionssatzungen stellen mag, die That eines einzigen kühnen und beharrlichen Seemanns verdunkelt, wenn wir nur an die physische Geschichte unserer Erdfeste denken, alles andere an Wirksamkeit. Wenn wir von einer fremdartigen Natur und fremden Welten auf unserem Erdball reden, so meinen wir nichts anderes als die fremdartigen Gewächse und fremdartigen Tiergestalten, die ihnen eigentümlich sind. Wären aber der Verbreitung von Tieren und Pflanzen keine räumlichen Hindernisse in den Weg getreten, so würde jeder klimatische Gürtel der Erde die nämlichen Formen belebter Wesen zeigen. Die Meere sind die wirksamsten Hindernisse gewesen, aber der Seemann, der die alte Welt mit der neuen verknüpfte, hob diese Hindernisse und vernichtete an Amerika die Eigenschaft eines gesonderten Erdraumes. Amerika ist seit der Entdeckung nicht blos von Europäern, sondern zugleich von allen europäischen Kulturgewächsen und Haustieren, von Weizen, Korn, Hafer, Gerste, von Rind, Ross und Schaf betreten worden, und diese einwandernden Pflanzen und Tiere waren so mächtig, dass sie in kurzer Zeit den landschaftlichen Anblick grosser Erdräume, ja sogar ihr Klima umgestalteten, indem sie aus einer schattigen Wildnis ein sonniges Getreideland schufen. Um so lebhafter muss aber unsere Wissbegierde zu der Untersuchung angeregt werden, ob nicht auch Aussicht vorhanden gewesen sei, dass von anderen Teilen unserer Erdfeste Amerika, oder ob nicht von den Amerikanern selbst die alte Welt hätte gefunden werden können, und wie beschaffen die Keime

im jenseitigen Weltteil waren, die zu einer solchen Hoffnung hätten ermutigen können. Dies alles lässt sich allein auf dem Wege geschichtlicher Vergleiche finden, und wir müssen daher diejenigen Erdräume aufsuchen, wo sich seetüchtige Völker am höchsten entwickelt haben.

In der alten Welt haben grosse Ströme die nautischen Fertigkeiten bei den Uferbewohnern selten ausgebildet, und das gleiche gilt noch mehr von Amerika. Wenn der Anblick der Stromgebiete des Mississippi, des Amazonas, oder der La Plataströme auf einem Länderbilde uns gegenwärtig mit der Ahnung einer unberechenbaren Kulturgrösse berauscht, wenn wir im Geiste ihre Wasser mit belasteten Schiffen bedeckt, ihre Ufer mit Städten besäumt und dicht bevölkert erblicken, so sagt uns doch schon unsere heimische Geschichte, dass Ströme erst zur Römerzeit die Städtegründung förderten und als grossartige Verkehrsmittel erst nach Benutzung der Dampfkräfte ihre heutige Geltung erlangten. Wohl sind auch im Altertum grosse Kulturschöpfungen durch Ströme hervorgerufen worden, wie durch den Nil und die Geschwisterflüsse Mesopotamiens. Allein in beiden Fällen dienten sie hauptsächlich nur zur Benetzung von Fluren in trockenen Ländern. Eine günstige Regenzeit hätte den Euphrat und Tigris entbehren lassen und selbst das Nilwasser, wenn auch nicht den Nilschlamm, zu ersetzen vermocht. Die Eingeborenen Amerikas waren aber noch zu weit zurück, als dass ihre grossartigen Stromnetze als Kulturverbreiter sich wirksam hätten zeigen können. Breite und tiefe Flüsse sind bei den jugendlichen Anfängen der Gesellschaft eher Schranken und Hindernisse, wie ja noch spät der Rhein die Deutschen und die Kelten schied und trennte[1]), zu Cäsars Zeiten freilich nur noch da, wo er das Schiefergebirge durchfliesst. Dem Jäger, der in dem Rindenkahne sich bewegt, sind kleine und stille Flussläufe willkommener, ja als Fischwasser bieten sie ihm sogar die grosse Bequemlichkeit, dass er sich durch ihre Vergiftung seiner Beute rascher zu bemächtigen vermag. Daher kommt es, dass die Nähe des Mississippi sich gar nicht und die des Amazonas nur durch sehr geringe Fortschritte in der Gesittung der wilden Stämme verkündigt.

Das gleiche gilt von der Kette grosser Binnenseen in Nordamerika, denn die Jägerstämme, welche ihre Ufer bewohnten, standen durchaus nicht höher als die übrigen. Nautische Geschicklichkeit dürfen wir auch anderwärts nicht auf Binnengewässern suchen, namentlich nicht auf inselarmen. In Asien haben der Balchasch-,

[1]) Strabo, Geogr. lib. IV. cap. 4. § 2.

Baikal- und Aral-See, ja selbst das kaspische Meer nicht anregend auf die Ausbildung der Uferbewohner zur Schiffahrt gewirkt, und fast dasselbe gilt von den grossen Seeflächen des tropischen Afrikas, jedoch mit Ausnahme des mit ufernahen Inseln ausgestatteten Viktoria-Njansa[1]) und der überaus inselreichen Ostgegend der Tsade-Lagune, deren Bewohner ohne ihre Boote und Fähren die nötige Handelswaare vom Festland nicht zu beziehen vermöchten[2]). Noch vor kurzem fand man und man findet noch jetzt, wo nicht die Engländer aus Liebhaberei bessere Muster eingeführt haben, auf allen Seen der Alpen nur Fahrzeuge von der niedrigsten und zweckwidrigsten Bauart, die seit Jahrtausenden jeder Verbesserung getrotzt haben. Nicht an Flüssen und noch weniger an Binnenseen, sondern nur an den Küsten dürfen wir uns nach den Völkern umsehen, die Länder mit Ländern verknüpfen, wie denn in der Kulturgeschichte mehr als anderswo der Sinnspruch bei den eleusinischen Geheimnissen gilt: Ans Meer, ihr Mysten!

Von den Völkern, die im Altertum durch ihre Unternehmungen zur See glänzten, nennen wir vorläufig zwei: die Phönizier und die Bewohner der Südküste Arabiens. Die Nähe dankbarer überseeischer Ziele reizt am stärksten zu den ersten Versuchen, die Küste zu verlassen. Den Phöniziern winkte als leicht erreichbarer Gegenstand die *Kupferinsel* (Cypern), den Arabern das nahe gelegene Afrika. Die Küste Syriens wie die des arabischen Yemen, Hadhramauts und Omans erstrecken sich mehr oder weniger in gerader Richtung. Hinter einem schmalen Küstensaume erhebt sich das Land, und hinter der Erhebung breiten sich sogenannte Wüsten aus. An solchen Küsten ist nicht nur der Weg zu Wasser gewöhnlich der kürzeste, oft der einzige zwischen den bewohnten Orten, sondern es bürgt auch die Regelmässigkeit der Land- und Seewinde zugleich für bequeme Fahrten. Sobald sich die Bevölkerung des engen Küstensaumes verdichtet, muss der Fischfang mehr und mehr zur Ernährung beitragen, und wenn auch er nicht ausreicht, ein Teil des Volkszuwachses über das Meer hinaus streben. Wie auf diese Art Phönizier nach Cypern, von Cypern nach Kreta, von Kreta nach Karthago, Spanien und bis zum Senegal gelangt sind, darf als bekannt gelten. In gleicher Lage wie sie befuhren die Bewohner Südarabiens die Ostküste Afrikas (Adschan jetzt, Azanien von den Griechen genannt), in älterer Zeit wahrscheinlich bis Kilwa am Eingang der Mozambiquestrasse, und Rhedern aus

[1]) Stanley a. a. O. Bd. 1. S. 234.
[2]) Nachtigal, Sahara und Sudan. Bd. 2. S. 370 f.

Aden verdankte Claudius Ptolemäus seine Kenntnisse nicht nur jener Küste, sondern auch der grossen Nilseen, die damals wie jetzt vom heutigen Sansibar aus durch arabische Kaufleute besucht worden sind[1]). Später erstreckten sich Pflanzstädte der Araber von Hadhramaut und Oman am Gestade Afrikas bis Sofala, was für einen Küstenfahrer just so weit war wie aus einem phönizischen Hafen bis zu den Säulen des Herkules[2]).

Spähen wir in der neuen Welt nach Küsten ähnlicher Bildung mit schmalem Ufersaume, begrenzt von aufsteigenden Gebirgen und verhältnismässig dicht bevölkert, so dürfen wir nur am Westrande Südamerikas, von der chilenischen Grenze angefangen, gegen Norden bis zum Gestade von Ekuador die Phönizier Amerikas suchen. Auf dem grössten Teile dieses Gestades fällt bekanntlich kein Tropfen Regen, sondern es herrschen während der feuchten Jahreszeit nur Nebel, die auf dem Sand und den wandernden Dünen einen vergänglichen Hauch von Pflanzen hervorrufen. Nur längs der kleinen Küstenflüsse, die von den Kordilleren herabeilen, vermag der Ackerbau die Bevölkerung zu ernähren. Man ist daher zu der Erwartung berechtigt, dass sich dort Fischerei und Küstenschiffahrt hätten entwickeln sollen. Leider ist das Festland völlig entblösst von Inseln, die zu Fahrten auf die hohe See hätten verlocken können, denn die Galápagos liegen vom nächsten Küstenpunkte weiter entfernt als vom Kap St. Vincent die Insel Madeira, von der es nicht streng erwiesen ist, dass sie im Altertum besucht wurde, und mit der wir daher genauer erst seit dem 14. Jahrhundert bekannt geworden sind. Ausserdem fehlt es den Ufern des ehemaligen inka-peruanischen Reiches an Baumstämmen, die sich hätten zu Fahrzeugen aushöhlen lassen.

Dennoch herrschte gerade längs jener Küste ein Seehandel, wie er sich in der neuen Welt vor der Entdeckung nur noch an wenigen Stellen wiederfindet. Als Francisco Pizarro 1526 von Panamá her unter der Führung des Piloten Bartolomeo Ruiz an der Küste des heutigen Ekuador die Bucht San Mateo nördlich und östlich vom Kap San Francisco erreicht hatte, fielen ihm inka-peruanische Kauffahrer in die Hände, die aus Tumbez Llamawollentücher und Juwelierarbeiten brachten. Es war kein Schiff, sondern nur ein Floss, auf dem sie eine Küstenfahrt von 90 deutschen Meilen zurückgelegt hatten. Nicht Mangel an Fertigkeiten und Erfindungsgabe, sondern Mangel an Schiffsbauholz[3]) allein zwang die Küstenbewohner

[1]) Ptolemaeus, Geogr. lib. I. cap. 17. ed. Wilb. S. 57.
[2]) Peschel, Geschichte der Erdkunde. 2. Aufl. S. 123.
[3]) d'Orbigny, L'homme américain. Paris 1839. S. 135.

zur Erbauung so roher Verkehrswerkzeuge, mit denen sie übrigens noch heutigen Tages Fahrten von Guayaquil bis nach Lima (Kallao), 180 deutsche Meilen weit, unternehmen. Gegenwärtig dienen an der Wüste Atakama, wo die Baumstämme noch seltener sind, nicht einmal Flösse, sondern Stangen mit aufgeblasenen Schläuchen den Eingeborenen zum Betrieb ihrer Fischerei[1]). Das Floss aus Tumbez, welches die Spanier aufgriffen, wurde aber bewegt durch ein Segel und gelenkt durch ein Steuerruder. Zur Zeit der Entdeckungen wurde die Segelkraft von den Eingeborenen Amerikas nur spärlich angewendet, und deshalb gehören auch jene Fortschritte der Peruaner zu den höchsten nautischen Leistungen in der neuen Welt[2]).

Auf unserer Erdfeste begegnen wir aber nicht blos an Küsten vom Charakter Syriens oder Südeuropas schiffahrtskundigen Bevölkerungen, sondern die verwegensten Seefahrer hat jedenfalls Norwegen erzogen, denn sie gingen im 9., 10. und 11. Jahrhundert ohne Bekanntschaft mit der Nordweisung der Magnetnadel nach Island, Grönland, Labrador und bis zu den heutigen Neu-England-Staaten Nordamerikas. Norwegen gehört in das Klima, wo die rauhe Witterung die Küsten in Inseln und Fjorde zu zertrümmern vermag[3]). Keine Schule erzieht bessere Seeleute als eine verwitterte Steilküste und ein so rauhes aber auch so ergiebiges Meer wie die Nordsee. Fand doch schon zu Plinius' Zeiten eine Schiffahrt zwischen Norwegen und der Shetlandsgruppe statt[4]), wozu eine längere Ueberfahrt nötig war als von irgend einer Mittelmeerinsel bis zur nächsten Uferstelle. Küsten mit Fjorden und einem Inselsaume dürfen wir daher als treffliche Erziehungsmittel zur nautischen Geschicklichkeit ansehen, und wenn wir wiederum suchend unseren Blick nach der neuen Welt kehren, so finden wir ähnliche Uferbildungen zwar nur am stillen Ozean, dort aber sowohl an dem inselreichen Gestade des britischen und des früher russischen Nordamerikas von der Vancouverinsel bis zum Beringsmeer, als auch im Süden von der chilenischen Grenze bis zum Feuerlande.

Auf dem letztgenannten Schauplatz bewährt sich eine Warnung, die wir anderwärts schon ausgesprochen haben, dass nämlich den physischen Begünstigungen des Wohnortes nicht unbedingt die

[1]) v. Tschudi, Reisen durch Südamerika. Bd. 5. S. 176. Lesson, Voyage autour du monde. Paris 1839. Bd. 1. S. 508.

[2]) Der sonst sehr genaue Prescott (Conquest of Peru. Bd. 1. S. 65) bezeichnet die peruanischen Segelflosse als *the only instance of this higher kind of navigation among the Americain Indians*. Wir werden sehen mit welchem Rechte.

[3]) Peschel, Neue Probleme. 3. Aufl. S. 22.

[4]) Hist. nat. lib. IV. cap. 30.

Leistungen der Bevölkerungen entsprechen werden, sondern dass die Bewohner selbst Anlagen besitzen müssen, um aus den dargebotenen Vorteilen den höchsten Nutzen zu ziehen. Das Südhorn Amerikas, nach allen Richtungen zerklüftet und gespalten in Inseln und schluchtenähnliche Sunde, wo die Gletscher herabreichen bis zum Meeresspiegel und gleichwohl Papageien fliegen, ja Kolibris sogar die Schneegestöber nicht fürchten, die Heimat immergrüner Fuchsien und undurchdringlicher Wälder, konnte denkbarer Weise überhaupt nur von seekundigen Stämmen bewohnt werden. Was die Abstammung der heutigen Bewohner des Feuerlandes betrifft, so wiederholen unsere Ethnographen nur d'Orbignys Worte[1]), dass nämlich ihre Sprache dem Klange nach der patagonischen und pueltschischen, dem Bau nach der araukanischen sich nähere. Für unsere Untersuchungen ist es ganz gleichgiltig, ob man die Bewohner des Feuerlandes und der magalhâesschen Inselwelt von dem patagonischen oder araukanischen Völkerzweige ableitet, zumal beide sich wiederum sehr nahe stehen und es unter den Feuerländern sogar nachweisbar echte Patagonier giebt. Die Patagonier sind Jäger und so wenig mit dem Wasserleben vertraut, dass sie nicht das armseligste Floss besitzen, um auch nur einen Fluss zu überschreiten. Die Araukaner sind ebenfalls Jäger, nur dass sie nicht Grasfluren, sondern Gebirge bewohnen. Auch auf den grossen Strömen der Pampas suchen wir vergebens nach Rindenkähnen. In alter Zeit wurde eine Ochsenhaut an ihren Rändern aufgeklappt und an den Ecken mit Riemen zusammengebunden, so dass sie einem flachen, offenen Kasten glich. Einer Pelota, wie die eben geschilderten Lederflosse hiessen, wurden, so oft ein Strom überschritten werden sollte, die Habseligkeiten anvertraut. Der Sohn der Steppe spannte sich mit einem Riemen vor die Ochsenhaut und zog sie schwimmend von Ufer zu Ufer[2]). Vom La Plata angefangen bis zum Kap Horn und vom Kap Horn längs der Westküste Südamerikas bis fast zur Landenge von Panamá gab es zur Zeit der Entdeckung keinen Volksstamm, der auf den Einfall geraten wäre, andere Fahrzeuge zu verfertigen als Flösse, folglich musste die Erbauung von Kähnen in den magalhâesschen Gewässern von neuem erfunden werden, und die Erfinder waren die Pescherähs des Bougainville oder die Feuerländer in der jetzigen Sprache der Völkerkunde. Immerhin hat also die Küstengestaltung hier gewisse Lebensgewohnheiten und Fertigkeiten hervorgerufen. Bei den Chonos-Inseln sind nur rohe Flösse[3]) in Gebrauch, und die Feuerländer.

[1]) L'homme américain. S. 183.
[2]) Dobrizhoffer, Geschichte der Abiponer. Bd. 2. S. 150.
[3]) United States Exploring Expedition. Bd. 1. S. 124.

mit denen Kapitän Wilkes verkehrte, besassen ebenfalls nur Kähne aus Baumrinden, die über ein Gestell gespannt und zusammengenäht waren, des Ausschöpfens aber fortwährend bedurften. Anderwärts sind jedoch bessere Fahrzeuge gesehen worden, Córdova rühmt sogar ihre Kalfaterung und beschreibt bei Kap Providence Kähne, die aus Baumstämmen geschnitten worden waren. Wenn wir bei den Feuerländern nur solche schwache Versuche antreffen, so müssen wir bedenken, dass sie erst Anfänger im Seemannshandwerk waren, denn dass sie früher auf dem Festland wie Araukaner oder Patagonier von der Jagd gelebt haben, dürfen wir mit grosser Sicherheit daraus schliessen, dass sich in ihren Händen eine Waffe befindet, die sonst selten bei maritimen Stämmen angetroffen wird und ihnen auch wenig Dienste leisten kann, nämlich die Schleuder. Doch treiben die Feuerländer auch noch jetzt ein wenig Jagd, da sich Guanakoherden auch auf den magalhãesschen Inseln (auf Navarin unter anderen) aufhalten. Wir werden also nicht fehl schliessen, wenn wir in den Feuerländern eine ehemalige schwache Horde von Jägern erkennen, die durch stärkere Nachbarn von ihren Revieren verdrängt, schliesslich zu dem Wagnis einer Ueberfahrt nach der nächsten Küsteninsel und zur Jagd auf Seetiere genötigt wurde. Ehemals waren im Feuerlande die Seehunde an Arten wie an Häuptern ausserordentlich zahlreich, seit den Verheerungen unerbittlicher Robbenschläger müssen aber die Feuerländer sich mit Schaltieren und Fischen begnügen, gehen auch, wie so viele andere Stämme, einem raschen Ende entgegen.

Zeigt uns die Welt der patagonischen Fjorde und Schären nur schwache Anfänge des Seegewerbes, so können wir dafür im Norden von der Vancouverinsel bis zu den Aleuten eine Reihe kleiner sprachlich gesonderter Stämme von Rothäuten mustern, die wir als die Normannen der neuen Welt bezeichnen dürfen, insofern sie eine Küste von gleichartiger Bildung wie Norwegen bewohnen und in ihrer Welt als kühne Seeleute nicht leicht zu übertreffen waren. Die schlanke Bauart und der scharfe echt nautische Schnitt der Fahrzeuge im Nutka-Sund der Vancouverinsel ist erst kürzlich wieder vom Maler Catlin bewundert worden, und zwar findet man dort Fahrzeuge von 53 Fuss Länge und geräumig für 100 Menschen [1]). Nicht übersehen darf es werden, dass südlich von der De Fuka-Strasse, wo die Küste ihren Fjordcharakter verliert, bis zu den Grenzen des alten Perus bei allen Eingeborenen nur die rohesten Muster von Fahrzeugen sich gefunden haben, während umgekehrt

[1]) Waitz, Anthropologie. Bd. 3. S. 332.

vom Nutka-Sund nordwärts, und je mehr man sich dem asiatischen Festlande nähert, die Bauart der Kähne immer kunstvoller, ihre Führung immer bewundernswerter wird. Bei den Inseln vor der Alaska-Küste, die von Thlinkiten bewohnt werden, begegnen wir bereits dem echten Eskimoschnitt der Jagdboote, dort Baidaren genannt, nur für einen Einzelnen eingerichtet mit geschlossenen Verdecken, so dass nur ein Sitzraum übrig bleibt, den obendrein der Bootsmann mit seinem Schurz dicht bedeckt, Einrichtungen, die, so weit es anging, in Europa nachgeahmt worden sind. Alle Küstenstämme von der De Fuka-Strasse bis zu den Alëuten unterscheiden sich sehr scharf von den sogenannten rohen Jägerstämmen östlich der Felsengebirge, und man hat sogar die Wahl, sie entweder in jüngeren Zeiten aus Nordasien ausgewandert sich zu denken oder anzunehmen, dass sie ihre nautischen Geschicklichkeiten ihren asiatischen Nachbarn abgelauscht und sie bis nach der Vancouverinsel verbreitet haben. Beides erscheint zulässig, aber in dem einen wie in dem andern Falle erstreckte sich die günstige Wirkung nicht über die Grenze der Fjorde hinaus.

Für die gegenwärtige Untersuchung ist es nicht wesentlich, ob asiatische Völker oder nur asiatische Kultur an der Nordwestküste Amerikas bis zur De Fuka-Strasse sich verbreiteten, denn beides ward erleichtert durch eine bedeutungsvolle Gliederung des amerikanischen Nordens. Bei Australien war es die Karpentaria- (Kap York-) Halbinsel, welche, nach Neu-Guinea sich erstreckend, noch die Möglichkeit eines Verkehrs mit der alten Welt aufrecht erhielt, und es gelingt uns vielleicht noch die Freunde der Völkerkunde zu überzeugen, dass jene Kontinentalzunge das geographische Organ gewesen sei, welches eine Hebung der gesellschaftlichen Zustände unter den Eingeborenen Australiens hervorbrachte. Der Nordwesten Amerikas besitzt eine ähnliche Gliederung in der Halbinsel Alaska, die wie ein Arm nach Nordasien sich hinüberstreckt, ja an dem ausgestreckten Arm schwebt noch wie eine Schnur Perlen die alëutische Inselkette, welche einen, wenn auch lückenhaften Uebergang nach Kamtschatka vermittelt. Dies war, wenn man von Prädestination reden dürfte, der vorausbeschiedene Pfad einer Kulturvereinigung zwischen der alten und der neuen Welt, und wenn nicht schon im Jahre 1492 Amerika unter spanischer Flagge entdeckt worden wäre, sondern wenn Europa die Reife des Jahres 1492 erst ein halbes Jahrtausend später erreicht hätte, so wären uns asiatische Kulturvölker, nämlich die Japaner, mit der Entdeckung Amerikas auf dem östlichen Seewege zuvorgekommen. Wir denken dabei an nichts weniger als dass japanische Seefahrer über den stillen Ozean

verweht worden sind, wie 1832 und 1833 nach den Sandwichsinseln und nach Amerika selbst in die Nähe der De Fuka-Strasse, denn die Geschichte kennt keinen Fall, dass durch Entdeckungen verschlagener oder schiffbrüchiger Seeleute irgend eine folgenschwere Verbindung mit fremden Erdräumen eingeleitet worden wäre[1]). Wir beziehen uns vielmehr darauf, dass schon vor allen Europäern die Japaner die Kurilen besuchten, ja die südlichen Inseln bereits besetzt hatten, und dreimal, 1697, 1710 und 1729, Kunde nach Russland gelangte, dass japanische Handelsschiffe bis nach Kamtschatka vorgedrungen waren, so dass, wenn ihnen die Russen nicht zuvorgekommen wären, sie gerade so wie diese im Laufe der Jahrhunderte durch den Pelzhandel von den Kurilen nach den Alëuten und von dort nach Amerika geführt worden wären.

Nichts begünstigt die Ausbildung der Seetüchtigkeit besser als Inseln, die einer Küste nahe liegen. So hat die Nähe Elbas und von Elba aus die Nähe Korsikas die Etrusker viel zeitiger als die Römer hinausgezogen in das Mittelmeer. Oesterreich bemannt seine Kriegsflotte noch jetzt mit den trefflichen Matrosen, die ihm die inselreichen Küsten Dalmatiens liefern, das deutsche Reich die seine mit den seevertrauten Inselfriesen, und Genuas ehemalige Grösse beruht nicht blos auf der Geräumigkeit seines natürlichen Hafens, sondern auch auf dem Umstand, dass bei klarem Wetter von der Riviera aus Korsika sichtbar ist, das erste Ziel einer längeren Seefahrt für ligurische Fischerbarken. Die britischen Inseln haben in früheren Jahrhunderten nach und nach Bevölkerungen an sich gezogen, die sich an Seetüchtigkeit überboten. Vor den Normannen, Dänen und Sachsen haben sich schon die Kelten in atlantische Fernen gewagt, denn wir wissen, dass die ersten Normannen, die auf Island landeten, dort irische Altertümer aus der christlichen Zeit vorfanden, die eine vorausgehende Besiedlung durch fromme keltische Einsiedler bezeugten.

Werden daher irgendwo durch die Senkung von Ländermassen

[1]) Allerdings könnte man vielleicht an die Fahrt von Bjarne Herjulfsson denken, der im Jahre 1000 Grönland aufsuchen wollte und durch einen verfehlten Schiffslauf Amerika, wahrscheinlich Labrador, entdeckte. Allein dieses zufällige Bekanntwerden der Normannen mit Amerika ist ohne einen kulturgeschichtlichen Erfolg geblieben. Dann möchte vielleicht auch des Portugiesen Cabral gedacht werden, der, auf der zweiten Fahrt nach dem asiatischen Indien begriffen, Brasilien entdeckte. Es war jedoch kein Zufall, sondern wegen der im atlantischen Meer herrschenden Passate eine physische Notwendigkeit, dass die Nachfolger Vasco da Gamas auf ihren Fahrten nach dem Kap der guten Hoffnung früher oder später in Sicht von Südamerika geraten mussten.

grosse Stücke von Festlanden abgetrennt, so entstehen aus den Bruchstücken Inselgesellschaften auf seichten Meeren [1]). In der alten Welt begegnet uns diese Erscheinung zwischen Südasien und Australien, die ehemals fast verbunden waren, bis sich ihr Zusammenhang in die Sunda-, Banda- und Molukkeninseln auflöste. Von dort aus hat eine Menschenrasse von ungewöhnlicher Seetüchtigkeit, die Malayen, die Ozeane durchschwärmt auf mehr als eine halbe Aequatorlänge, sie hat sich im stillen Meer gegen Norden bis zu der Hawaii- oder Sandwichsgruppe, gegen Osten bis zu der Osterinsel, gegen Süden bis Neu-Seeland, im indischen Ozean aber bis nach Madagaskar ausgebreitet. Da wo sich durch Annäherung Asiens und Europas das Mittelmeerbecken zu den Dardanellen verengt, ist als Rest eines ehemaligen Zusammenhangs beider Weltteile die griechische Inselwelt übrig geblieben, die nach den Phöniziern das seekundigste Volk des Altertums ausbildete, das mit der Zeit seine Töchterstädte und Handelsplätze über beide Becken des Mittelmeeres, im Pontus bis zur Mündung des Don, auf dem Wege durch das rote Meer bis nach Ostindien ausdehnte. Im kleinen finden wir eine solche Inselauflösung noch zwischen dem norddeutschen und dem skandinavischen Festlande, wo die Dänen erwuchsen, denen ein Mischungsteil am britischen Blute zukommt, und die daher auch Anteil haben an dem nautischen Ruhm der grössten europäischen Seemacht. Endlich bewohnen die Holländer ebenfalls ein Inselgebiet, welches durch eine Senkung entstanden ist und nicht vorhanden war, als die britischen Inseln noch dem nordeuropäischen Festlande angehörten. Afrika besitzt nur einen einzigen dicht vor der Küste des Festlands gelegenen grösseren Archipel, den der Bischagos (Bijagos) westlich von der Mündung des senegambischen Rio Grande, und eben diese Bischagos, obwohl im übrigen auf niederer Gesittungsstufe verharrend, sind die einzigen Neger, welche sich, ohne wie die Krus erst von den Europäern dazu angelernt zu sein, mutig auf ozeanische Fahrten wagen [2]).

Wir dürfen also in denjenigen Räumen der neuen Welt, die einem gleichen Ursprung ihre Gestaltung verdanken, auch eine gleiche Entwicklung ihrer Bewohner erwarten. Aus anderwärts mitgeteilten physischen Vergleichen ergab sich aber, dass auch die Inselwelt der sogenannten nordwestlichen Durchfahrt als Trümmer eines ehemaligen Zusammenhanges zwischen Grönland und dem Festlande Nordamerikas angesehen werden muss, und ferner, dass

[1]) Peschel, Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde. 3. Aufl. S. 24.

[2]) Dölter, Ueber die Kapverden nach dem Rio Grande. Leipzig 1884. S. 127.

da, wo sich Nord- und Südamerika nähern, am atlantischen Rande der seichten karibischen und mexikanischen Golfe, als Reste eines ehemaligen Zusammenhanges die Antillen stehen geblieben sind. Ist also die Entwicklung der menschlichen Gesittung abhängig von der Gunst örtlicher Gestaltungen, so müssten wir im amerikanischen Polarmeere und in den beiden zentralamerikanischen Golfen, die der neuen Welt einen Ersatz für unser einst so beglücktes Mittelmeer gewährten, die höchsten Blüten der Schiffahrtskunde antreffen. Und in der That werden unsere Erwartungen nicht völlig getäuscht.

Inselwelten haben jedoch auch vielfach als letzte Asyle für schwache oder veraltete Schöpfungsgestalten gedient, denen auf dem Festlande der Kampf um das Dasein zu heiss geworden war, und die nur dort noch länger bestehen konnten, wo das Meer sie vor ihren rüstigen Bedrängern schützte. Die kleinen und grossen Antillen sowie die Bahama-Gruppe waren vor 1492 von einem sanften, höchst unkriegerischen Menschenschlag bewohnt, den v. Martius Taini genannt hat. Die wenigen erhaltenen Reste ihrer Sprache, meistens Ortsnamen, verstatten keine feste Entscheidung über ihre Abkunft, doch nimmt man in neuester Zeit an, dass sie in Verwandtschaft standen mit den Arowaken Südamerikas, die noch gegenwärtig die Guyanas bewohnen. Sie unternahmen keine weiten Seereisen, höchstens dass die Bewohner im Süden Haitis sich gelegentlich nach Jamaika oder die von Jamaika nach Haiti wagten[1]). Von ihren Inseln aber waren sie schon 1492 teilweise durch einen ausserordentlich begabten, physisch und geistig geadelten Menschenstamm, durch die Kariben, verdrängt worden, denen wir ihre völlige Nacktheit, den Hang zum Seeraub, das Gelüste nach Menschenfleisch und das Salben ihrer Pfeile mit Gift nicht allzuhoch anrechnen dürfen. Die Inselkariben, deren Sprache sich nur als Mundart von dem Karibischen des Festlandes unterschied, hatten bereits die sogenannten kleinen Antillen erobert, die östliche Hälfte von Puertorico besetzt und erstreckten ihren Menschenraub sogar bis nach Haiti, wo einzelne ihrer Abenteurer Reiche gegründet und ältere Ankömmlinge sich der Landschaften am Ostrande bemächtigt hatten. Ihre Kriegsschiffe oder Piroguen, 40 Fuss lang und so breit, dass ein spanisches Fass *(pipa)* überquer darin Platz hatte, trugen 50 Seeleute und wurden entweder mit Baumwollensegeln oder durch Ruder nach dem Takte eines Vorsingers bewegt.

[1]) Auf Jamaika wurden die grössten Fahrzeuge der Antillen bis zu 96 Fuss Länge und 8 Fuss Breite erbaut. Bernaldez, Reyes Catol. cap. 124. S. 310.

Dass sie Seeräuber waren, darf niemandem anstössig erscheinen, er müsste sonst bei Thucydides nachlesen, wie die Hellenen durch das gleiche Gewerbe zur Seemacht geworden sind. Das Piratenhandwerk gehört in der That zu den Entwicklungskrankheiten des Völkerverkehrs. Daher sind auch bis auf unser Jahrhundert die Seegebräuche noch äusserst roh geblieben. Viele der gefeierten britischen Weltumsegler und Entdecker des 16. und 17. Jahrhunderts waren zugleich Seeräuber, ja die westindische Handelsgesellschaft der Holländer konnte nur deswegen ihren Teilnehmern fabelhafte Gewinne bezahlen, weil ihre Schiffe den spanischen Silberflotten nachstellten. Der damalige Kriegsgebrauch adelte freilich den Seeraub.

Wie sich an der Berührungsstelle der Antillen und des südamerikanischen Festlandes die Kariben für ihre Piratenzüge ausbildeten, so begegnen wir da, wo Kuba sich dem mittelamerikanischen Gestade nähert, den Yukateken, einem Volke von sehr hoher Kultur. Von Seeraub ist hier schon nicht mehr die Rede, wohl aber stiess Colón, der Entdecker Amerikas, auf seiner vierten Reise, als er von der Fichteninsel Guanaja (Bay Islands) nach der Küste von Honduras steuerte, auf ein yukatekisches Marktschiff, welches, wenn es die Küste entlang fuhr, mindestens 90 deutsche Meilen zurücklegen musste, ehe es den nächsten heimischen Hafen erreichen konnte. Es war 8 Fuss breit und so gross „wie eine Galeere“, auch mit einem Palmblätterdach versehen zum Schutz der Waaren, die in Zeugen und Kleidungsstücken, hölzernen Schwertern mit Obsidianklingen, Geräten aus Erz und Thongeschirren, also Gewerbserzeugnissen bestanden, für welche die Kauffahrer als Rückfracht Kakao eingetauscht hatten. Eifrig sah man sie nach jeder herabgefallenen Bohne sich bücken, denn schon damals vertraten diese Samen oder „Mandeln“, wie sie die Entdecker nannten, die Stelle der Scheidemünze in Mexiko wie Yukatan, nach welchem letzteren Lande sie aus Honduras in Menge eingeführt wurden [1]). Auch Kuba müssen die Yukateken besucht haben, denn am 1. und 29. November 1492 bemerkt Colón in seinem Schiffsbuche, dass er ein Stück Silber und einen Kuchen Bienenwachs bei den dortigen Eingeborenen fand, beides Gegenstände, die zunächst nur aus Yukatan dorthin gelangt sein konnten. Ob die Segelkraft bereits von den Mayastämmen angewendet wurde, lässt sich leider nicht mit Sicherheit feststellen [2]).

[1]) Oviedo, Historia de las Indias. Bd. 3. S. 253.

[2]) Bei der Beschreibung der yukatekischen Galeere an der Küste von Honduras erwähnt Don Fernando Colón in der Lebensbeschreibung seines

Die Inselwelt zwischen Nordamerika und Grönland würde zur Ausbildung von maritimer Thätigkeit sich unvergleichlich eignen, wenn ihre Gewässer nicht, vom arktischen Winter gefesselt, nur wenige Wochen lang offene Wasserstreifen zeigten. Dennoch hat sich gerade dort eine der seekundigsten Völkerschaften, nämlich die Eskimos, verbreitet, über deren Leistungen das Genauere noch an einer anderen Stelle mitgeteilt werden soll.

Wir haben unsere Aufgabe gelöst, wenn es uns gelungen sein sollte zu überzeugen, dass dieselben Küstengestalten in der alten wie in der neuen Welt auf ähnliche Weise die nautischen Leistungen ihrer Bewohner gefördert haben, und dass wir in Amerika nur auf sehr begrenzten und besonders begünstigten Strecken die ersten Keime der Schiffahrt antreffen. Wer die Fahrten im stillen Meer seit Schoutens und Le Maires Zeiten bis auf Wilkes oder noch spätere Entdecker kennt, der ist gewöhnt als unentbehrliche Staffage der dortigen Wasserräume die europäischen Schiffe umschwärmt zu sehen von Fahrzeugen mit neugierigen und zudringlichen Eingeborenen, ja an gewissen günstigen Stellen der Südsee sieht man sogar dort, wo Land noch nicht in Sicht ist, in der Ferne die Mattensegel polynesischer Seefahrer vorüberziehen. In den Berichten der Entdecker Amerikas sind dagegen die Fälle äusserst selten, wo Europäer Eingeborenen auf der See, selbst in der Nähe der Küste, begegnen, und die merkwürdigsten Fälle haben wir selbst angeführt. Die vergleichsweise geringen Leistungen der Amerikaner in der Schiffahrt darf man vielleicht dem Mangel eines Mittelmeeres oder einer Ländergestaltung wie an unserer Nordsee zuschreiben. Doch hat sich überhaupt in Amerika das Menschengeschlecht viel langsamer entwickelt als in der alten Welt. Wenn wir die technischen Leistungen der grossen amerikanischen Kulturvölker, der Mexikaner und Inkaperuaner, zusammenfassen, als wären sie neben, nicht getrennt von einander angetroffen worden, so würde selbst ihre Summe uns noch nicht das Bild einer Zivilisation gewähren, wie sie in Aegypten bestand zur Zeit der vierten Dynastie, der ältesten von der wir Denkmäler besitzen. Mit anderen Worten, die amerikanische Menschheit hatte selbst an ihren höchsten Blütenständen im

Vaters (Vida del Almirante, cap. 80) nicht das Vorhandensein eines Segels. Dagegen erzählt Bernal Diaz, also ein Augenzeuge, dass im Jahre 1517, als Francisco Fernandez de Córdova Yukatan bei der Punta de Catoche zuerst entdeckte, fünf grosse Kähne, 40—50 Personen fassend, sich mit Rudern und Segeln (*á ramo y vela*) näherten (Histor. verladera, cap. 2). Bei Herrera, dec. II, lib. II, cap. 17, lauten die Worte aber *cinco canoas con gente, que iban al remo* — also mit Ruderkraft. Auch bei Oviedo und Peter Martyr suchen wir vergebens nach einer Bestätigung von Bernal Diaz' Angabe.

Jahre 1492 noch nicht jene Reife erreicht, wie die örtlich höchste Menschengesittung der alten Welt drei Jahrtausende vor Christus. Denken wir uns aber, dass im Jahre 3000 v. Chr. aus Amerika auf gedeckten Segelschiffen Entdecker mit dem Kompass in der Hand nach Europa gekommen wären, schwerlich würden sie die Gewässer am Nordrand unseres Weltteiles durch bessere Seeleute bevölkert gesehen haben als etwa die Eskimos und die Koluschen oder Thlinkiten in Nordamerika, im Mittelmeer aber hätten sie wohl noch nicht phönizische Tharsisschiffe angetroffen, sondern vielleicht solche Galeeren mit Kauffahrern, wie die Yukateken sie nach Honduras schickten, oder karibische Segelpiroguen mit den kleinasiatischen Piraten im ersten Buche des Thucydides.

VI.

Einfluss des Handels auf die räumliche Verbreitung der Völker.

Es ist nicht leicht den Segen zu überschätzen, der sich an den Austausch der örtlichen Erzeugnisse knüpft. Mit den Waaren und ihren Verkäufern werden auch Kunstmuster, Erfindungen, Erkenntnisse, Sitten, Gewohnheiten, dichterische Schöpfungen verbreitet und den Fussstapfen des Kaufmannes folgt gewöhnlich der Missionar. Doch soll von allen diesen Wahrheiten hier nicht weiter die Rede sein, sondern statt dessen gezeigt werden, inwiefern hochgeschätzte Erzeugnisse der Erdräume die Verbreitung von Völkern und Sprachen beherrscht haben. Zuvor wollen wir nur erinnern, dass der Handel schon zu den Zeiten vorhanden war, bis zu denen wir die ältesten Spuren unseres Geschlechtes zu verfolgen vermögen. Durch Tausch allein können die Bewohner der Höhlen des Périgord zur Rentierzeit in den Besitz von Bergkrystallen, atlantischen Muscheln und von Hörnern der polnischen Saigaantilope gelangt sein[1]). Wenn in alten Gräbern östlich vom Mississippi Obsidianscherben hin und wieder angetroffen werden, so gelangten sie an den Fundort durch Tausch entweder aus Mexiko oder vom Snake River, einem Nebengewässer des Kolumbiaflusses, westlich von den Felsengebirgen[2]). Es wäre ganz irrig, wollten wir denken, dass der einzige Verkehr zwischen den sogenannten Rothäuten der Union in blutigen Fehden bestanden hätte. Handelsfahrzeuge befuhren die grossen Ströme, und Durchgangsabgaben wurden von den Häuptlingen erhoben[3]). In Südamerika bildete das Pfeilgift oder Kurare, dessen Zubereitung nur wenige Horden verstanden, einen kostbaren Handelsgegenstand unter den Amazonasindianern, und die Anwohner des Napó mussten

[1]) S. oben S. 38.
[2]) Rau im Archiv für Anthropologie. Bd. 1. 1871. S. 10.
[3]) Lafitau, Moeurs des sauvages amériquains. Paris 1724. Bd. 1. S. 224.

dreimonatliche Bootfahrten unternehmen, um es sich zu verschaffen [1]). Selbst wo nicht zünftige Hausirer die Länder durchzogen, wurde von Horde zu Horde Ueberfluss gegen Ueberfluss ausgetauscht und es konnte dann die Kette dieses Verkehres einen ganzen Weltteil umspannen. Englische Waaren, die in Mombas, also an der Ostseite Südafrikas abgesetzt worden waren, sind in Mogador, also an der Westküste Nordafrikas wieder erkannt worden [2]). Dürfen wir daher den Satz vertreten, dass zu allen Zeiten und von allen Bewohnern der Erde Handel getrieben worden ist, so erhalten neuere Weltbegebenheiten auch Wert für die dunkeln Zeiten der Völkerkunde.

Als im Jahre 1492 drei spanische Segel atlantischen Fernen westwärts entgegenstrebten, fand am 7. Okt. eine Art Kriegsrat zwischen den beiden Häuptern des Unternehmens, Christoval Colón und Martin Alonso Pinzon, am Bord der Santa Maria statt. Bis dahin war ein streng westlicher Kurs eingehalten worden, das Geschwader befand sich zwischen dem 25. und 26. Breitenkreis, und in vier oder fünf Tagen musste es entweder nach der nördlichsten Bahama-Insel oder nach Florida gelangen. Der ältere Pinzon bestand jedoch darauf den Kurs nach Südwesten zu richten, wofür er keine anderen Gründe vorbringen konnte als eine Eingebung seines Herzens *(el corazon me da)*. Aus Friedfertigkeit, nicht aus Ueberzeugung liess nun wirklich der Entdecker der neuen Welt die Richtung um ein Kreisachtel auf einige Tage ändern, und so geschah es, dass am 11. Oktober, einem Freitag, die Koralleninsel Guanahani in Sicht kam. Nun hat unser grosser Alexander v. Humboldt geäussert, dass, wenn jene Kursänderung nicht stattgehabt hätte, die Schiffe nach Florida gelangt wären und die Spanier nicht Mittelamerika, sondern die Vereinigten Staaten bevölkert haben würden, so dass ohne jene Herzenseingebung des Pinzon die neue Welt heute andere ethnographische Gesichtszüge uns darbieten würde [3]).

Und dennoch war es ganz gleichgiltig, an welcher Stelle Amerika zuerst gesehen werden sollte, denn die Ausbreitung der spanischen Ansiedler war schon vor der Entdeckung ziemlich streng begrenzt durch die Verteilung der edlen Metalle. Kaum nämlich gewahrte Colón den goldenen Ohr- und Nasenschmuck der harmlosen Lukayer, als er durch Gebärden zu erforschen suchte, wo sich die Fundstätte

[1]) v. Martius, Ethnographie. Bd. 1. S. 504 und oben S. 191 Anm. 5.
[2]) Waitz, Anthropologie. Bd. 2. S. 101.
[3]) Kosmos. Stuttgart 1847. Bd. 2. S. 301.

des edlen Metalles befinden möge. Von Insel zu Insel tastete er sich bis nach Kuba, ging anfangs nach Nordwesten hinauf und kehrte, als ihn diese Richtung nicht befriedigte, nach Südosten um, bis er endlich Haiti erreichte. Von dorther hatte sich das Gold über die Antillen verbreitet, und dort begründete er die erste Niederlassung. Ueber den Golddurst der Spanier ist viel Erbauliches schon geschrieben worden, allein wenn sie den Spuren des Goldes nicht nachgegangen wären, niemals hätten schon am Schluss des 15. Jahrhunderts überatlantische Ansiedelungen entstehen können. Alle Ackerbaukolonien, welche Franzosen und Engländer an der Küste der Vereinigten Staaten im 16. Jahrhundert zu gründen versuchten, sind buchstäblich am Hunger zu Grunde gegangen. Abgeschnitten von der Heimat, wo bereits eine Teilung der Arbeit durchgeführt worden war, mussten die Ansiedler, nachdem sie die mitgebrachte Aussteuer aus der alten Welt verzehrt hatten, notwendig zurücksinken auf die Gesittungsstufe der roten Eingeborenen, wenn ihnen nicht immer wieder frische Vorräte von Gewerbserzeugnissen aus der alten Welt zugeführt wurden. Solche Zufuhren verlangten aber eine hohe Bezahlung, da die Ueberfahrt nach der neuen Welt noch mit schweren Gefahren verknüpft war. Mit Brotfrüchten liessen sich damals die Sendungen nicht decken, denn sie waren die Kosten der überseeischen Verfrachtung noch nicht wert. Daher kam es denn auch, dass die älteste reine Ackerbaukolonie der neuen Welt, nämlich Virginien, am Beginn des 17. Jahrhunderts erst aufblühen konnte, als eine frachtwürdige Rimesse nach Europa in dem Tabak gefunden worden war. Dem Tabak also und dem Pelzhandel vielleicht verdankt es Nordamerika zunächst, dass seine heutige Gesellschaft angelsächsischen Ursprungs ist. Wenn Kanada vormals rein französisch war und jetzt noch halbfranzösisch ist, so trägt dafür ein anderes Naturerzeugniss die Verantwortung. An und um Neufundland liegen unglaublich reiche Gründe für den Kabeljaufang, der Stockfisch aber lohnte schon am Beginn des 16. Jahrhunderts eine atlantische Ueberfahrt, da er schon im Mittelalter von Island geholt werden musste. Nordfranzösische Fischer, die dem Kap Breton ihren Namen gegeben haben, besuchten alljährlich Neufundland schon seit 1503. Von jenen gut gekannten Gewässern aus entdeckte Jacques Cartier dann den Lorenzostrom, und in seinem Kielwasser sind die Franzosen nach Kanada gekommen. Dass die erste Niederlassung keime, dazu bedarf es einer wertvollen Rimesse, hat sie aber einmal Wurzel geschlagen, dann wächst sie wie das Senfkorn in den Evangelien. Die Spanier haben den Ansiedlungen

der Franzosen und Engländer in den Vereinigten Staaten kein Hindernis in den Weg gelegt, so lange sie sich nicht in allzu bedrohliche Nähe ihrer südlichen Besitzungen wagten. Warum hätten sie auch die frommen Puritaner stören sollen? Trugen doch die heutigen Gebiete der Vereinigten Staaten auf den Seekarten der alten spanischen Entdecker die Legende: *wertlose Gebiete (tierras de ningun provecho)*, eben weil sie kein Gold hervorbrachten. Daran erkennt wohl ein jeder mit uns, dass es ganz gleichgiltig für die Geschichte der Gesittung war, ob am 7. Oktober 1492 die spanischen Schiffe von Westen nach Südwesten abbogen oder nicht. Die Spanier gingen dem Golde nach, und wenn sie einem Landstrich seine Schätze entrissen hatten, verliessen sie ihn wieder, wie die Landenge von Darien, während Pflanzerkolonien auf tropischen Inseln erst aufwuchsen, als durch die Negersklaverei der Zuckerbau Gewinn abwarf. Man wird nichts einwenden dürfen, wenn wir behaupten, dass Amerika spanisch geworden und spanisch geblieben ist, so weit die Verbreitung von Gold und Silber reicht, und dass sich nur spätere Ansiedlungen auch auf solche Räume erstreckten, wo tropische Pflanzerwirtschaft oder wo ergiebige Viehzucht getrieben werden konnte.

Seltsames Verhängnis! Das reichste Goldland der neuen Welt kannten die Spanier schon 250 Jahre lang, ohne etwas von seinen Schätzen zu ahnen. Kalifornien gehörte ihnen, dort predigten ihre Heidenbekehrer, dort überwachten in Kastellen *(presidios)* ihre Soldaten die raubgierigen Komantschen und Apatschen; dass sie aber mitten in dem viel und vergeblich gesuchten Lande des Dorado sich befanden, erriet keiner von ihnen. Doch können sie sich mit den Russen trösten, die ja auch Kalifornien eine Zeitlang gehalten haben und die es wenige Jahre zuvor räumten, als der Name dieses Landes wie Posaunenschall alle Abenteurer beider Welten an den Sakramento zog. Wäre das Gold Kaliforniens schon am Schluss des 16. Jahrhunderts entdeckt worden, dann allerdings wäre der Gang der Weltgeschichte vielleicht einer andern Strömung gefolgt. Kalifornien und Australien sind zwei Namen, die dem jetzigen Geschlecht laut unsern Satz predigen, dass die räumliche Ausbreitung der Völker von der Verteilung hoher Lockmittel an und in der Erde abhängt. Gold und Gold waren die Fingerzeige zu den Völkerwanderungen nach dem stillen Meere.

Mit Australien ist es ähnlich gegangen wie mit Kalifornien. Eine alte Karte im Britischen Museum, die neuerdings aufgefunden worden ist, hat die überraschende Enthüllung gebracht, dass die Portugiesen im Jahr 1601 einen nördlichen Punkt jenes Festlandes

besucht hatten[1]). Nach ihnen gelangten Niederländer häufig an die West- und Nord- sowie zu zwei verschiedenen Malen an die Südküste, daher noch jetzt bisweilen nach ihnen jener Erdteil Neu-Holland genannt wird. Doch waren für sie jene Länderräume das nämliche, was den Spaniern im 16. Jahrhundert die Vereinigten Staaten gewesen sind: wertlose Gebiete — *tierras de ningun provecho*. Mit dem gleichen Auge betrachteten die Engländer ihre Entdeckungen an der Ostküste Australiens, als sie am Schluss des vorigen Jahrhunderts sie zu einem Verbannungsort für Sträflinge erniedrigten. So blieb Australien vernachlässigt von Portugiesen, Holländern und Briten, bis der Ruf Gold erschallte, und flugs eine neue Zeit der Völkereinwanderung anbrach.

Im Jahre 1867 haben die Russen ihren Anteil an der neuen Welt unter dem Namen Alaska der grossen Union verkauft. Wie kamen aber die Russen nach Alaska? Liefen sie etwa — da vor Nordenskiöld kein Weg durch den „Eiskeller" der Karischen See nach dem sibirischen Eismeergestade zu führen schien — aus der Ostsee oder dem weissen Meer um das Kap Horn oder um das Kap der guten Hoffnung? Gewiss nicht! Sie stiegen vielmehr im Jahre 1577 über den Ural nach dem Ob hinab, nicht etwa, weil es damals schon zu eng geworden wäre in ihrer Heimat, sondern weil sie Aussicht auf raschen Gewinn in die östlichen Fernen trieb. Wie die Spanier den Kaziken der neuen Welt ihre goldenen Ringe und Spangen von den Knöcheln abstreiften, so fanden die Kosaken, wie die Konquistadoren Sibiriens genannt werden, bei den Häuptlingen der nordasiatischen Jägerstämme Vorräte an edlen Rauchwaaren. Die Beutelust trieb sie mit unglaublicher Geschwindigkeit gegen Osten, und wir sehen sie um 1639 schon das ochotskische Gestade erreichen. Im Berings-Meer fanden sie das geschätzteste aller Pelzwerke, die Seeotter, zu Stellers Zeiten noch äusserst zahlreich, jetzt im Aussterben begriffen oder ausgestorben. Natürlich mussten immer neue jungfräuliche Reviere aufgesucht werden, und so gelangten russische Pelzhändler auch nach der neuen Welt, wo sie Neu-Archangel auf Sitka gründeten. Bis zu dem kürzlichen Vordringen der Russen über die Kirgisensteppe kann man sagen, dass ihre Machterweiterung über Nordasien genau durch die Verbreitung der Pelztiere bestimmt war.

Ueberzeugten wir uns bisher, dass das Verhängnis grosser Erdräume und grosser Völker durch die Verteilung kostbarer Güter aus dem Stein- und Tierreich bestimmt wurde, so haben auch manche

[1]) R. H. Major, Discovery of Australia by the Portugueses in 1601. London 1861. Vergl. Peschel, Geschichte der Erdkunde. 2. Aufl. S. 349 f.

Pflanzenerzeugnisse einen ähnlichen Zauber ausgeübt, zumal in früheren Zeiten, wo noch nicht die Geschicklichkeit im Uebersiedeln von Gewächsen wie gegenwärtig erworben worden war. So hat die Begierde nach den Schätzen des indischen Morgenlandes die Portugiesen am atlantischen Gestade Afrikas zuerst nach Süden geführt. Indien, worunter die Sprache der damaligen Erdkunde ganz Südasien samt China und Japan verstand, galt irrtümlicherweise für ein metallreiches Land, während es an Silber und Gold doch noch viel ärmer ist als selbst Afrika. Nur die Edelsteine Ceylons sowie des spätern Golkonda, die Perlenbänke im Manaargolfe, im persischen Meerbusen und im roten Meere waren keine Erdichtungen der Abendländer. Zu ihnen gesellten sich etliche köstliche Gewürze und geschätzte Drogen. Aeusserst folgenreich wirkte nun die Thatsache der Pflanzengeschichte, dass gerade Gewürze, Arzneimittel und Wohlgerüche ein sehr beschränktes Verbreitungsgebiet besassen. Der Pfeffer, im kaufmännischen Range damals das vornehmste Gewürz, war nur von der Malabarküste in Indien oder von der Insel Sumatra zu holen. Die Muskatnüsse und ihre Blüten blieben noch auf die Inseln der Banda-See beschränkt, und die Gewürznelken fanden sich sogar nur auf fünf kleinen Inselvulkanen vor der Insel Halmahera, den eigentlichen Molukken. Ferner wurde und wird noch jetzt der echte Kampher auf zwei beschränkten Revieren, dem einen auf Sumatra, dem andern auf Borneo gewonnen. Bis an das Ende des damaligen Erdkreises mussten also die Portugiesen segeln, bevor sie die Ursprungsorte jener vegetabilischen Seltenheiten erreichten. Es mag beschämend erscheinen, dass es solcher Lockmittel bedurfte, damit auf die Portugiesen die Holländer, auf die Holländer Franzosen und Briten nach Südasien gezogen wurden, allein immerhin war es für die Verbreitung der Kultur höchst günstig, dass jene Schätze so eigensinnig verteilt, so spärlich vorhanden waren, denn ohne sie wären die Europäer nicht oder noch nicht allgegenwärtig auf dem Erdball geworden. Die Portugiesen finden wir überall an den Ursprungsstätten der Gewürze, also auf der Westküste, nicht auf der Ostküste Hindostans, auf den grossen Marktplätzen der Malayen und auf den Aromateninseln des äussersten asiatischen Ostens verbreitet.

Den Beweggrund zu ihrer Besiedelung Brasiliens erzählt der Name dieses Reiches selbst. Der Papst hatte 1493 den Erdball geteilt zwischen Spanien und Portugal und unter die westliche Grenze des letztern oder unter „den ersten Mittagskreis“, wie man damals sagte, fiel noch ein mächtiges Stück südamerikanischen Gebietes, welches nach der Entdeckung und lange Zeit nachher das *Land des*

heiligen Kreuzes hiess. Brasilien aber oder das *Land des Rotfärberholzes* wurde es genannt nach der wichtigsten und ersten Rimesse, die es heimsenden konnte; denn dass hinter dem Küstengebirge Gold und Diamanten zu erbeuten seien, blieb noch lange Zeit ein Geheimniss.

Afrika hat nach Australien immer als ein Stiefkind der Gesittungsgeschichte gegolten. Karl Ritter erklärte die niedrige Stufe seiner Bewohner aus der geringen Entwicklung der Küsten im Verhältnis zu dem äusserlichen Umfang. Wirklich ist es auffallend roh gegliedert, insofern ihm Halbinseln fehlen, und seine Golfe nur so schwächlich angedeutet sind wie die Syrten oder nur aus einspringenden Winkeln bestehen wie der Meerbusen von Guinea oder die Gestade des roten Meeres mit der Somalküste. Aber selbst das rote Meer ist der Segelschiffahrt so schwer zugänglich, dass es unter den Verkehrsmitteln seiner Art auf einer sehr tiefen Stufe steht. Würden grosse Ströme, wie in Amerika der Mississippi oder der Amazonas oder die La Platageschwister, Afrika aufgeschlossen haben, so hätte die Zivilisation rascher in das Innere vordringen können, wie ja der unterste Nil es beweist, dessen Gestade verklärt sind durch eine höchst reife, ja, wie wir noch immer vermuten dürfen, eine älteste Gesittung. Zu allen aufgezählten Hindernissen gesellte sich aber noch der Umstand, dass es fast völlig entblösst war von den wirksamen Lockmitteln für fremde Besiedelung. Gold findet sich nur in den Quellengebieten des Senegal und Niger, sowie in etlichen Küstenflüssen des Meerbusens von Guinea, sonst aber in Ostafrika ehemals bei Sofala sowie jetzt auf Gebieten des Kaffernlandes, allenthalben jedoch nur in spärlichen Mengen, so dass Afrika ohne goldenes Vliess niemals Argonauten an sich gezogen hat; denn vergebens würden wir uns dort umsehen nach Ländern, die sich an Metallreichtum mit Peru, Mexiko, Kalifornien oder nur mit den Minas Geraes messen könnten. Daher sind auch bis heutigen Tags alle europäischen Niederlassungen der Portugiesen, Franzosen, Briten und der Niederländer in Afrika dürftig und bedeutungslos geblieben im Vergleich zu dem, was im benachbarten Südamerika sich zugetragen hat. Nur die Kaplande, zuerst als Zwischenplatz für die Indienfahrer, dann als Ackerbaukolonien, haben sich seit der Zeit der überseeischen Völkerwanderung günstig entwickelt. Ohne Metalle, ohne Gewürze, ohne Drogen, ohne irgendeine vegetabilische Seltenheit, blieb Afrika verschont von Konquistadoren, aber auch unbeleckt von der Kultur und musste europäischen Tand und europäische Berauschungsmittel drei Jahrhunderte lang, traurig genug, mit seinen eigenen Kindern bezahlen. Der Sklavenhandel wird

daher zwar nicht gerechtfertigt, doch einigermaassen erklärt durch den Mangel einer grossen Rimesse. Allein der Sklavenhandel führt wohl von dem Innern an die Küste, er führt aber nicht eine höhere Gesittung von der Küste nach dem Innern. Endlich nach langen Zeiträumen ist in unseren Tagen selbst für Afrika ein Lockmittel gefunden worden, welches in berechenbarer Zeit jenem Festlande seine lange bewahrten Geheimnisse völlig entreissen wird. Es sind dies die Diamanten im Gebiet des Orangeflusses und in viel weiterer Ausdehnung des Vorkommens die Stosszähne der Elefanten. Elfenbeinjäger durchschwärmen auf den Spuren Livingstones Südafrika nach allen Richtungen, und ihnen folgen dann Missionare, Handelsleute und die ersten Ansiedler. Ferner ist alles, was westlich und östlich liegt vom weissen Nil, entdeckt worden und wird alljährlich durchstreift von italienischen Elfenbeinjägern, die jedes Jahr immer tiefer vordringen müssen, weil sie hinter sich ausgeleerte Reviere zurücklassen.

Wurden unsere bisherigen Beispiele aus der neueren Geschichte geschöpft, so könnten wir aus der alten noch anführen das frühe Auftreten der Phönizier oder ihrer Abkömmlinge, der Karthager, in Spanien, wo sie durch die Ausbeutung der Silbererze festgehalten wurden. Mehr noch als das Silber hat in früheren Entwicklungsstufen das Zinn die menschliche Gesittung gefördert, denn ohne Zinn lässt sich die Bronze nicht darstellen. Die Fundorte des Zinns sind aber nicht häufig, und im Altertum blieben viele der jetzigen völlig unbekannt. Geschichtlich festgestellt ist es, dass das Zinn des Erzgebirges erst im Mittelalter gewonnen wurde, und zweifelhaft erscheint es noch jetzt, ob das Zinn auf Kreta sowie das transkaukasische in Georgien zu den alten Mittelmeervölkern gelangte. Spanisches Zinn aus Galicia befand sich jedoch zu Plinius' Zeit im römischen Handel. In Gallien wurde an der Aurence Zinn gewaschen, ebenso hat man alte Zinngruben im Limousin, im Departement Loire inférieure und im Morbihan entdeckt [1]). So kundig waren die alten Kelten in Metallarbeiten, dass erst die Römer von ihnen das Verzinnen der Geschirre erlernten. Keltische Bergleute schürften auf den wichtigsten der alten Fundstätten, auf den Sorlingischen Inseln und in Cornwallis. Es ist eine gänzlich unbegründete Vermutung, dass phönizische Seefahrer den alten Einwohnern Grossbritanniens ihre Erfahrungen beim Bergbau oder bei der Verhüttung mitgeteilt oder gar die Lager der Zinnerze entdeckt haben sollten. Nie sind vor Abel Tasmans Zeiten Entdeckungsreisen nach

[1]) F. v. Rougemont, Die Bronzezeit. Gütersloh 1869. S. 85.

unbekannten Erdräumen auf das Geratewohl ausgeführt worden. Immer hatten die Seefahrer irgend ein Ziel vor Augen, immer trachteten sie die Märkte oder den Ursprungsort hochgeschätzter Handelsgüter zu erreichen. Gelangten also jemals karthagische oder phönizische Schiffe bis an die Westküste von Frankreich oder bis in den Kanal, so konnten sie nur bereits entdeckte Ursprungsstätten des Zinnes aufgesucht haben; folglich musste dieses Metall zuvor abgebaut worden sein, und nicht blos abgebaut, sondern es musste auch durch den Handel über Land schon das Mittelmeer erreicht haben. Dass es einen solchen Landhandel gab, beweist die frühe Gründung und das Aufblühen von Marseille; übrigens konnten ja die Klumpen metallischen Zinnes, die unter den schweizerischen Altertümern aus der Bronzezeit gefunden worden sind, nur durch Binnenverkehr nach der Schweiz gelangt sein, und eben so leicht wie sie die Schweiz erreichten, mochten sie auch ihren Weg nach Marseille zurücklegen. Dem Zinne müssen wir es auch teilweise zum Verdienste anrechnen, dass die Kelten in Gallien und Britannien eine viel höhere gesellschaftliche Entwicklung aufwiesen als unsere eigenen Vorfahren zu Cäsars Zeiten. Die Römer fanden bei den alten Briten schon eine sehr durchgebildete Landwirtschaft, bei welcher zur Steigerung der Felderträge bereits ein mineralisches Düngemittel, nämlich der Mergel, mit Nutzen angewendet wurde; auch bedienten sich die Britannier im Gefechte künstlicher Kriegswerkzeuge eigener Erfindung, nämlich der Sichelwagen. Der Besitz einer so unersetzlichen und so gesuchten Rimesse, wie das Zinn in der Bronzezeit es war, an sich schon ein Förderungsmittel der Gesittung, näherte sie durch den Handel frühzeitig den Mittelmeervölkern und trug zur beschleunigten Reife ihrer Zustände bei.

Etwas ähnliches besassen die Uferbewohner der Nordsee und noch mehr der Ostsee in dem Bernstein. Der Bernstein muss frühzeitig die Ufer des Mittelmeeres erreicht haben, wenn er auch anfänglich nur von Stamm zu Stamm ausgetauscht wurde. Hätten die Römer sich nicht als Eroberer schon an den Mündungen der Ems und Weser gezeigt, und hätte nicht Drusus schon seine Schiffe bis zur Nordspitze von Jütland vordringen lassen, gewiss würde der Bernstein allein die Mittelmeerkultur nach dem Norden zu ziehen vermocht haben: unternahm doch zu Neros Zeiten (56 n. Chr.) ein römischer Ritter als Festlandsentdecker eine Reise über die Karpaten bis zu den Bernsteinländern Ostpreussens und kehrte mit einer Ladung jener geschätzten Fossilien nach der Hauptstadt des Erdkreises zurück. Dem Bernstein verdanken wir ganz sicherlich die Wahrzeichen einer vorzeitigen Kultur an dem Gestade der Ostsee, denn

in Beziehung zu ihm stehen die zahlreichen Funde von griechischen und römischen Münzen, sowie von Bronzearbeiten an den baltischen Küsten; jene Metallgeräte dienten aber wahrscheinlich den einheimischen Künstlern als Vorbilder und Muster, so dass es dem Bernstein vielleicht zugeschrieben werden darf, wenn im Norden Europas das Bronzealter eine erfreuliche Reife zeigt.

Wir lernen also als Verbreitungsmittel der menschlichen Gesittung und als Lockmittel für Völkerwanderungen die Seltenheiten und Kostbarkeiten der drei Reiche verehren, und wir gewahren, dass diejenigen Länderräume, die durch den Besitz solcher Schätze begünstigt waren, früher als andere in den Kreis einer höheren Gesittung hineingezogen wurden, so dass der Ortsbewegung der Kultur dadurch vielfach ihre Bahnen vorgeschrieben worden sind. An welche Gesetze die Verbreitung der mineralischen Schätze gebunden ist, davon wissen wir noch sehr wenig, die Kostbarkeiten der Tier- und Pflanzenwelt dagegen sind zwar auf klimatisch begrenzte Zonen beschränkt, aber ihre örtliche Häufigkeit, Seltenheit oder gänzliche Abwesenheit innerhalb der Zonen ihres möglichen Auftretens sind nicht sowohl etwas Gesetzmässiges als etwas Geschichtliches, insofern sie abhängig erscheinen von dem Ort des ersten Auftretens der Arten sowie von dem Wanderungsvermögen der letzteren und den geographischen Hindernissen, welche ihrer Ausbreitung sich widersetzten.

VII.

Ehe und väterliche Gewalt.

Der nächste und höchste Zweck der Ehe, nämlich die Erzeugung eines Nachwuchses, kann nur nach dem Eintritt der Geschlechtsreife erfüllt werden, die bei dem weiblichen Geschlecht etwas früher als beim männlichen, in Nordeuropa etwa im 14. und 17. Lebensjahre, in Südeuropa etwas beschleunigter erreicht wird. In heissen Erdstrichen stellen sich die bekannten Merkmale noch zeitiger ein, in Aegypten bei Knaben von 12 bis 15, bei Mädchen von 11 bis 14 Jahren[1]). Klunzinger[2]) berichtet, dass in Oberägypten Knaben von 15 bis 18 Jahren, Mädchen von 12 bis 14 Jahren heiraten, und fügt bedeutsam hinzu, dass solche in unseren Augen verfrühte Ehen (dort obendrein zu etwa zwei Dritteln zwischen Geschwisterkindern geschlossen) doch in Bezug auf Kindersegen keine üblen Wirkungen wahrnehmen lassen[3]). Bei den Chinesen ist nicht durch Gesetz, aber durch Herkommen festgesetzt, dass Mädchen selten vor 15 (gewöhnlich erst mit 16) Jahren in die Ehe gegeben werden, Männer nicht vor dem 20. Lebensjahre heiraten[4]). Bei den Japanern musste (wenigstens noch vor kurzem) der Mann 16, die Frau 13 Jahre alt sein um heiraten zu können[5]). Bei den Riça, einem Stamme der Südalbanesen, heiraten die Mädchen meistens im 12., die Jünglinge im 15. Jahre, ohne dass solche Frühheiraten die kräftige, oft wahrhaft athletische Körperbildung dieses Menschenschlages beeinträchtigen[6]); allerdings gilt die Albanesin auch schon

[1]) Hartmann, Nilländer. Berlin 1865. S. 215.

[2]) Bilder aus Oberägypten. Stuttgart 1877. S. 191 ff.

[3]) Ueber das Heiratsalter bei verschiedenen Menschenstämmen vergl. die fast erschöpfende Arbeit von Dr. Ploss im Jahresbericht des Leipziger Vereins für Erdkunde von 1872.

[4]) v. Möllendorff im Journal of the North China Branch of the Royal Asiatic Society. New series. Nr. 13. Shanghai 1879. S. 103.

[5]) Rein, Japan. Leipzig 1881. Bd. 1. S. 492.

[6]) G. v. Hahn, Albanesische Studien. Jena 1854. S. 143.

im Alter von 12 Jahren für voll entwickelt[1]). Unter den heutigen Griechen tritt die Geschlechtsreife dagegen bei der Jungfrau erst im 14. oder 15., beim Jüngling im 16. oder 17. Lebensjahre ein[2]). Im Römerreich der Kaiserzeit galt das zurückgelegte 12. Lebensjahr des Mädchens als die zum Eheschluss erforderliche Volljährigkeit, trotzdem besitzen wir inschriftliche Beweise dafür, dass mitunter elfjährige Mädchen im römischen Kaiserreich heirateten[3]). Im nördlichen Persien treten beim weiblichen Geschlechte die Wahrzeichen der Fruchtbarkeit mit dem 13., im südlichen Persien schon zwischen dem 9. und 10. Jahre ein[4]). Auf den Philippinen werden 12 Jahre als das gesetzliche Heiratsalter für das weibliche Geschlecht vorgeschrieben, im Kirchenbuche von Polangui fand jedoch Jagor[5]) die Trauung eines Mädchens von 9 Jahren und 10 Monaten eingetragen. Im nördlichsten Polynesien, auf dem Hawaii-Archipel, sollen die Mädchen bisweilen sogar schon mit dem 8. Jahr für die Ehe reif sein, doch dürfen jetzt daselbst frühestens vierzehnjährige heiraten[6]). Bei den Warrau-Indianern des britischen Guyanas bestätigt Richard Schomburgk[7]) eine so frühe Entwicklung der Mädchen zur Mannbarkeit, dass sie ganz gewöhnlich bereits im 10. Jahre ihres Lebens heiraten; Powell[8]) berichtet dasselbe von Neu-Britannien. Unter den Negern Afrikas wird ebenfalls frühzeitig zur Ehe geschritten. Die Mädchen der Budduma, der Inselbevölkerung des Tsade, heiraten meist unmittelbar nach dem Eintritt der Reife, welcher zwischen das 12. und 15. Jahr fällt[9]). Bei den Bafiote der Loango-Küste, wo viele Mütter das Alter ihrer Kinder auf das Kerbholz schneiden, zeigen Mädchen die ersten Spuren des Mannbarwerdens frühestens mit 12, gewöhnlich mit 13 oder 14 Jahren, trotzdem hörte daselbst Pechuel-Lösche als Grenze des heiratsfähigen Alters für das männliche Geschlecht 40 Jahreszeiten, d. h. 20 Jahre angeben[10]). Bei den Hottentotten sah Kolbe Mütter von 13 Jahren[11]); in der Farâfrah-Oase westlich von Oberägypten sind nach Rohlfs[12]) 14jährige Mütter keine Seltenheit. Die Australier

[1]) Gopčević, Oberalbanien. Leipzig 1881. S. 435.
[2]) Ornstein in der Zeitschrift für Ethnologie. 1881. S. 16.
[3]) Friedländer, Sittengeschichte Roms. Bd. 1. Leipzig 1862. S. 324.
[4]) Polak, Persien. Leipzig 1865. Bd. 1. S. 202.
[5]) Reisen in den Philippinen. Berlin 1873. S. 129.
[6]) Bechtinger, Ein Jahr auf den Sandwich-Inseln. Wien 1869. S. 128.
[7]) Reisen in Britisch Guyana. Bd. 1. S. 122.
[8]) Unter den Kannibalen von Neu-Britannien. S. 82.
[9]) Nachtigal, Sahara und Sudan. Bd. 2. S. 369.
[10]) Zeitschrift für Ethnologie. 1878. S. 19, 26.
[11]) Vorgebirge der guten Hoffnung. S. 424.
[12]) Drei Monate in der libyschen Wüste. Kassel 1875. S. 94.

liefern ihre Töchter mit dem 12. Jahre, oft noch früher und vor der Geschlechtsreife ihren Männern aus[1]). In manchen Fällen ist jedoch erst noch strenger festzustellen, ob das, was für uns den Anstrich einer Hochzeit besitzt, nicht eine vorausgehende feierliche Verlobung sei, der erst später die Vollziehung der Ehe nachfolgte. Der Glaube, dass der Himmel die Verlobten besser schütze, kann zu Verlobungen in der Wiege, folglich zu Heiraten nach dem alleinigen Willen der Eltern führen. Aus jenem Grund wird bei dem vorher erwähnten Riçastamm zumal ein Sohn, von welchem der Vater meint, er werde sein einziger bleiben, selten 3 Jahre alt, ohne eine Braut zu haben[2]). Wiederum nehmen die Jívaros-Indianer im Waldland an der Ostkordillere Ekuadors bisweilen ein noch an der Mutterbrust liegendes Kind „zur Frau", um es sich recht nach eigenem Wunsch zur Gattin zu erziehen[3]). Bei den Giljaken ist es nichts Ungewöhnliches, dass der Vater seinem vierjährigen Sohn ein ungefähr gleichaltriges Mädchen zur Frau erwirbt, natürlich um vorläufig die beiden Kleinen, obwohl sie bereits Mann und Frau heissen, nur zusammen zu erziehen[4]). Sogar Verlobungen mit Kindern im Mutterleib begegnen: bei den Ganguella-Negern im Land Kaquingue (östlich von Benguella) bewirbt sich mitunter der junge Mann bei einer in gesegneten Umständen befindlichen Frau um das Kind, welches sie unter dem Herzen trägt, vorausgesetzt, dass es ein Mädchen sei[5]), und auch auf Neu-Britannien findet unter gleicher Voraussetzung Kauf der Braut im Mutterleibe statt[6]). Eine seltsame Ausnahme von der Regel, dass die Gattin jünger zu sein pflegt als ihr Gatte, gewähren die Wotjäken im Gouvernement Wjatka an der Kama, wo der Jüngling meist mit 18 Jahren, das Mädchen fast nie vor dem 22. oder 23. Jahr den Ehebund schliesst, jedoch hat letzteres allein darin seinen Grund, dass der Vater an seiner Tochter sich eine Arbeiterin erhalten will und daher dieselbe vor dem angegebenen Alter nur für einen sehr hohen Kaufpreis dem Freier auszuliefern geneigt wäre. Bei den Wotjäken kommt es vor, dass ein nicht mehr selbst heiratslustiger

[1]) Eyre, Central Australia. London 1845. Bd. 2. S. 319. Native Tribes of South Australia. S. 222. Zeitschrift für Ethnologie. 1880. Verhandlungen S. 88 f.

[2]) v. Hahn a. a. O.

[3]) Reiss in den Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. 1880. S. 333.

[4]) Seeland in Röttgers Russischer Revue. St. Petersburg 1882. S. 126.

[5]) Serpa Pinto, Wanderung quer durch Afrika. Leipzig 1881. Bd. 1. S. 126.

[6]) Powell a. a. O. S. 82.

Witwer, um für sein Gehöft wieder eine Hausfrau zu erhalten, seinen 13jährigen Sohn einer 26jährigen verheiratet[1]).

Die bisherigen Thatsachen, teilweise schon anderwärts mitgeteilt, werden keinen Sachkundigen überraschen. Ebenso wenig dürfte es neu sein, dass auch Polarvölker frühzeitig das Vermögen der Geschlechtserneuerung erwerben. Bisher wurde dies hauptsächlich bei den Eskimos beobachtet, aber Adolf Erman hat neuerdings wieder daran erinnert, dass auf der aleütischen Insel Atcha der Knabe, sobald er die Baidare lenken, das Mädchen, sobald es fertig nähen kann, beide gewöhnlich mit dem 10. Lebensjahre zur Ehe schreiten[2]). Auch bei den Samojeden sind Ehefrauen in dem kindlichen Alter von 13 Jahren nichts unerhörtes[3]). Eine physiologische Erklärung, warum bei grösserer Annäherung an den Aequator und an den nördlichen Polarkreis der Zeitraum der Unreife sich verkürze, ist noch nicht gegeben worden. Wahrscheinlich hat die Polhöhe des Wohnortes zu dieser Erscheinung nur teilweise Beziehung, viel näher liegt es, an die Dunkelung der Haut zu denken, denn auch bei nicht hochnordischen Stämmen Nordamerikas heiraten die Mädchen im 12. bis 14., ja bisweilen schon im 11. Jahre[4]). Anders halten es im Süden die Patagonier, welche erst eine Reife von 16 Jahren abwarten[5]).

Wo sich der Trieb der Natur zeitig regt, da welken auch früher die Reize und erlischt mit 30, oft mit 25 Jahren schon jeder Segen des weiblichen Körpers. Tacitus spricht sicherlich eine richtige Erfahrung aus, wenn er die lange Jugenddauer bei unseren Vorfahren ihren späten Eheschliessungen zuschreibt[6]). Wo also durch Gewohnheit oder Satzung eine Verspätung des Heiratsalters gefordert wird, da müssen wir einen grossen Fortschritt in der Selbsterziehung der Völker anerkennen. Im alten Peru wurde den Männern erst im 24., den Frauen im 18. Lebensjahr die Begründung eines Hausstandes gestattet[7]). Die sittenstrengen Abiponen, welche die südliche Hälfte des Gran Chaco am Paraguaystrome innehatten, duldeten ebenfalls Ehen nur in reifem Alter.

Es darf an dieser Stelle nicht verschwiegen werden, dass sehr

[1]) Buch im Ausland. 1882. S. 92 f.

[2]) Zeitschrift für Ethnologie. 1871. S. 162.

[3]) Castrén, Reisen im Norden. Leipzig 1853. S. 257.

[4]) Catlin, Die Indianer Nordamerikas. S. 89.

[5]) Musters, Unter den Patagoniern. S. 190.

[6]) Sera juvenum venus, eoque inexhausta pubertas; nec virgines festinantur. Germ. cap. 20.

[7]) Prescott, Conquest of Peru. Bd. 1. S. 113.

viele Menschenstämme grosse Gleichgiltigkeit gegen jugendliche Unkeuschheit zeigen und erst mit der Ehe den Frauen strengen Wandel auflegen. Als unberechtigt müssen wir es aber bezeichnen, wenn man aus Mangel eines sprachlichen Ausdruckes, durch welchen Jungfrau und Frau unterschieden werden, auf eine Gleichgiltigkeit gegen geschlechtliche Reinheit geschlossen hat, wie es von Lichtenstein [1]) in Bezug auf die Buschmänner gewagt wurde, während Chapman gerade ihre Sittsamkeit rühmt und hinzufügt, dass bei ihnen Ehen nur aus Neigung geschlossen werden. Auch die Abiponen besitzen kein eigenes Wort für das jungfräuliche Weib [2]), und doch rühmt Dobrizhoffer beständig ihre Sittenstrenge und Unverdorbenheit. Eher lässt sich der gleiche sprachliche Mangel ungünstig bei den Komantschen deuten, da sie Gastfreunden ihre Frauen überlassen [3]). Diesen schnöden Gebrauch treffen wir in Nordamerika noch bei den Aleüten [4]), die auch sonst durch ihre widernatürlichen Ausschweifungen berüchtigt sind, dann bei Eskimos, den sibirischen Samojeden [5]), den hawaiischen Polynesiern [6]), und endlich erzählt Adolf Erman, dass er bei seinen Wanderungen durch Kamtschatka auf die nämliche Sitte gestossen sei [7]). Selbst im östlichen Europa ist diese Sitte stellenweise noch nicht ausgerottet, so bei den schon erwähnten Wotjäken [8]). Sucht man nach einem Fall, der die tiefste Verworfenheit in dieser Richtung bezeichnen könnte, so braucht man nur auf die sogenannten Dreiviertelheiraten zu verweisen, die im nubischen Afrika unter den Hassanijeh-Arabern vorkommen, bei denen nämlich die Ehefrau jeden vierten Tag frei über sich verfügen kann [9]). Die Geschichte erteilt uns übrigens die Lehre, dass alle hochgestiegenen Völker die eheliche und überhaupt die geschlechtliche Reinheit streng gehütet haben, sowie dass jeder Lockerung der Sitten die Zerrüttung der Gesellschaft auf der Ferse folgte.

Polygam oder polyandrisch werden bekanntlich die Ehen ge-

[1]) Reisen im südlichen Afrika. Bd. 2. S. 81.

[2]) Dobrizhoffer, Geschichte der Abiponer. Bd. 2. S. 218.

[3]) Waitz, Anthropologie. Bd. 4. S. 216.

[4]) a. a. O. Bd. 3. S. 314.

[5]) v. Middendorff, Reise in den äussersten Norden und Osten Sibiriens. Bd. 4. St. Petersburg 1875. S. 1407.

[6]) Bechtinger, Ein Jahr auf den Sandwich-Inseln. S. 128 f.

[7]) Marco Polo, I. cap. 37, berichtet dasselbe von der Oase Kamul (Hamil) in der Gobi. Dort wie in der ebenfalls von Karawanen viel berührten Oase Fessân beruht jedoch diese Sittenlosigkeit auf einer gewerbsmässigen Prostitution. A. Erman, Reise um die Erde. Bd. 3. S. 426.

[8]) Buch im Ausland. 1882. S. 92.

[9]) Ausland. 1870. S. 1058.

nannt, je nachdem der Mann seinen Hausstand mit mehreren Frauen teilt oder die Frau mehreren Männern gleichzeitig angehört. Vielweiberei ist über ganz Afrika verbreitet, sie war ebenfalls fast allen asiatischen Völkern verstattet, in Amerika dagegen auffallend selten anzutreffen. Nun haben bisher alle Volkszählungen uns belehrt, dass die Ziffern beider Geschlechter im Gleichgewicht stehen, und der Ueberschuss des einen über das andere meist nur ein geringer ist. Der grösste der beglaubigten Zahlenunterschiede trifft auf die europäischen Juden[1]), bei denen die männlichen Geburten stark überwiegen. Wenn nach den Behauptungen von Reisenden unter den Ladinos oder Mischlingen von Europäern mit den Ureinwohnern des spanischen Amerikas die Zahl der Mädchen die der Knaben um die Hälfte, nach Stephens in Yukatan sie um das doppelte übertreffen, in Kochabamba sogar das fünffache betragen soll[2]), so begründen sich solche Angaben nicht auf stattgefundene Zählungen, sind also für die Wissenschaft wenig brauchbar. Ein durchaus glaubwürdiger Beobachter, nämlich Campbell, konnte dagegen bezeugen, dass in den siamesischen Harems Knaben und Mädchen in dem nämlichen Zahlenverhältnis geboren werden wie bei monogamen Verbindungen[3]). Dies widerlegt den oft geäusserten Satz, dass bei Polygamie die weiblichen Geburten vorwalten sollen und die Natur sich gleichsam den örtlich herrschenden ehelichen Satzungen anbequeme. Auch die Erfahrungen der Tierzüchter sind dieser Vermutung nicht günstig, denn bei Rennpferden, Windspielen und Kochinchinahühnern bleibt das Zahlengleichgewicht der Ge-

[1]) Nach Waitz, Anthropologie. Bd. 1. S. 127 und Darwin, Abstammung des Menschen. Bd. 1. S. 267:

Geburten in jüdischen Familien	Knaben		Mädchen
in Berlin	111,6	:	100
„ Preussen	113	:	100
„ Breslau	114	:	100
„ Livorno	120	:	100
„ Livland	120	:	100.

Die auch in die neue Auflage von Waitz' Anthropologie (Leipzig 1877) aufgenommene Behauptung, in Berlin stelle sich das Verhältnis auf 208 : 100, beruht auf einem offenkundigen Irrtum. Der statt dessen hier mitgeteilte Verhältniswert für Berlin ist berechnet nach den Durchschnittszahlen, welche das Berliner Städtische Jahrbuch in seinem 1. Jahrgang (Berlin 1870. S. 79) für die Jahre 1868—1872 mitteilt. Nach dieser amtlichen Quelle ist gerade in Berlin die Zahl der männlichen Geburten gegenüber den weiblichen oft eine weniger grössere bei der jüdischen als bei der christlichen Bevölkerung.

[2]) Waitz, Anthropologie. Bd. 1. S. 127.

[3]) Darwin, Die Abstammung des Menschen. Bd. 1. S. 268.

burten ungestört, obgleich die strengste Polygamie herrscht[1]). Gut bezeugt durch die Statistik in Deutschland ist dagegen das Ueberwiegen von Knaben bei Erstgeburten[2]).

Als gesellschaftliche Geschöpfe unterliegen wir aber auch einer sittlichen Ordnung und diese ist der polygamen Ehe entschieden abhold. Die Geschichte morgenländischer Königshäuser lehrt uns, dass die geringe Dauer der dortigen Herrschergeschlechter immer auf die Ränke ehrgeiziger Gemahlinnen zurückzuführen ist, und dass dort gänzlich das veredelnde Gefühl der Geschwisterliebe fehlt, jeder Fürstensohn vielmehr im Halbbruder seinen grimmigsten Gegner hasst. Selbst in bürgerlichen Familien entfremdet Neid und Eifersucht die Abkömmlinge verschiedener Mütter.

Spärlicher verbreitet ist die Polyandrie, welche jedoch nicht verwechselt werden darf mit der Frauengemeinschaft von Kriegerkasten, denen Ehelosigkeit als Ordensgelübde vorgeschrieben war, wie den Najern[3]) im malabarischen Indien und ehemals den saporogischen Kosaken[4]). Echter Vielmännerei begegnen wir dagegen unter den Völkern, welche den Uebergang bilden zwischen Asiaten und Amerikanern, nämlich bei den Eskimos, den Alëuten, Konjaken und Koluschen[5]), bei denen auch andere geschlechtliche Verirrungen nicht mangeln. Sonst werden in Amerika die Irokesen und etliche Stämme am Orinoko der Vielmännerei von Sir John Lubbock beschuldigt. In der Südsee soll sie bei den Maoris Neuseelands und auf etlichen kleinen Inseln angetroffen worden sein. Häufiger kommt sie im südlichen Indien unter einzelnen Stämmen der südlichsten Malabarküste und der Neilgherrigebirge vor, bei welchen die Sitte verstattet, dass alle Brüder, wenn sie erwachsen, die Männer der Frau des ältesten Bruders[6]), und umgekehrt die jüngeren

[1]) a. a. O. Bd. 1. S. 232 f., 272:

Zahl der Fälle		Geburten männl.	Geburten weibl.
25 560	Rennpferde	99,7	100
6 878	Windspiele	110,1	100
1 001	Kochinchinahühner	94,7	100.

[2]) Welcker, Bau und Wachstum des Schädels. S. 69. Nach den Hallischen Entbindungsprotokollen fanden sich unter 871 Erstgeburten auf je 100 Mädchen 114 Knaben und nach dem genealog. Taschenkalender in fürstlichen deutschen Häusern bei Erstgeburten 116 männliche auf 100 weibliche, während die Zahlenverhältnisse bei sämtlichen Geburten in Deutschland nur 106 : 100 lauten.

[3]) Graul, Ostindien. Bd. 3. S. 320, 338—340.

[4]) v. Kessel im Ausland. 1872. S. 865.

[5]) Waitz, Anthropologie. Bd. 3. S. 308, 313.

[6]) Baierlein, Nach und aus Indien. S. 249.

Schwestern der Gemahlin die Frauen der Ehegenossenschaft werden. Fast genau so hielten es auch die alten Bewohner Britanniens zu Cäsars Zeiten[1]). Auf Brüder und andere Verwandte beschränkt sich die Frauengemeinschaft in Tibet, und dort sind es Sparsamkeitsrücksichten, welche diese Widernatürlichkeit uns erklären[2]); ähnliche Verhältnisse werden uns aus dem Kululande im nordwestlichen Himalaja und aus Ladak am oberen Indus berichtet[3]). Auch bei den Hereros in Südwestafrika verursacht es Armut, dass Vielmännerei bisweilen vorkommt[4]).

Zu den dunkelsten aber auch lehrreichsten Fragen der Völkerkunde gehört es, wie es Brauch geworden sei, Ehen zwischen Blutsverwandten zu vermeiden. Wohl dürfen wir, auf neue Erkenntnisse gestützt, die Schädlichkeit solcher Mischungen vermuten, denn wenn beide Gatten unter demselben körperlichen Mangel leiden, so werden sie ihn gesteigert ihren Nachkommen vererben. Taubheit, Augenschwäche, Unfruchtbarkeit, Blödsinn und Geistesstörungen müssen sich bei Kindern von Eltern, welche die Keime zu diesen Uebeln geerbt haben, früh einstellen oder heftiger ausbrechen[5]). Allein solche Erfahrungen, die langwierige Beobachtung voraussetzen, konnten unstete und kindlich sorglose Menschenstämme nicht gewinnen und gerade bei ihnen ist der Abscheu vor Blutschande am schärfsten entwickelt. Gewiss sollten wir in diesem Sinne nichts strenger vermeiden als die Ehe mit der Schwester, die uns, was die Blutmischung anbetrifft, ganz gleich und noch einmal so nahe steht,

[1]) De bello Gallico, lib. V, cap. 14.

[2]) v. Schlagintweit, Indien und Hochasien. Bd. 2. S. 47. Vergl. auch Cooper, Reise zur Auffindung eines Ueberlandweges von China nach Indien. Jena 1877. S. 379 f.

[3]) v. Ujfalvy, Aus dem westlichen Himalaja. Leipzig 1884. S. 34—37. Vergl. auch die (nicht ganz vollständige) Karte 4 daselbst über die Verbreitung der Polyandrie in Asien.

[4]) Fritsch, Eingeborene Südafrikas. S. 227.

[5]) Selbst diese Vermutung ist nicht vor allen Zweifeln gesichert. In der Gemeinde Batz (3300 Einwohner), nördlich von der Loiremündung auf einer Halbinsel gelegen und auf die Ausbeutung natürlicher Salzpfannen angewiesen, gehörten von jeher Heiraten zwischen Blutsverwandten zu den hergebrachten Dingen. So mussten im Jahre 1865 nicht weniger als 15 Kirchendispense für Heiraten von Geschwisterkindern erwirkt werden. Dennoch fand Voisin, der einen ganzen Monat dort zubrachte, bei 40 Ehen unter Blutsverwandten, deren volle Stammtafeln er sammelte, nicht einen einzigen Fall der Uebel, mit denen herkömmlich solche Vermählungen bedroht werden. Anthropological Review. London 1868. Bd. 6. S. 231 f. Im Bereich eines ganzen Volkes, nämlich der heutigen Aegypter, fand Klunzinger die Entartung durch überwiegend häufige Basenheiraten gleichfalls durchaus nicht bestätigt (s. oben S. 225).

als Mutter oder Tochter, mit denen unser Organismus, seiner Ableitung nach, doch nur zur Hälfte übereinstimmt. Dennoch war gerade diese Ehe dem Inka im peruanischen Reiche vorgeschrieben [1]), und ebenso konnte der Pharao in Aegypten keine schicklichere Gemahlin erwählen als seine Schwester [2]). In Altpersien war die Ehe mit der Schwester oder der Mutter nicht nur erlaubt [3]), sondern die Heiraten unter Verwandten wurden sogar als ein verdienstliches Werk angesehen [4]), endlich ist es ja bekannt, dass die Hellenen die Vermählung von Halbgeschwistern zuliessen, wenn auch nicht billigten. Während diese hochgestiegenen Völker vor solchen Verbindungen nicht zurückschauderten, empfanden gerade die zurückgebliebenen eine wahrscheinlich heilsame Furcht, und es ist geradezu auffallend, wenn ausnahmsweise die Veddas auf Ceylon dem Bruder verstatten seine jüngere Schwester zu ehelichen [5]). Viel weniger befremdet es, dass bei den Aleuten und Konjaken, wahrscheinlich auch bei anderen Anwohnern des Beringsmeeres jegliche Blutschande als erlaubt gilt [6]), da alle diese Völkerschaften durch ihre Ausschweifungen berüchtigt sind. Wiederum brachte es die kastenartige Gliederung der Gesellschaft in Polynesien mit sich, dass in der Königsfamilie auf Hawaii Bruder und Schwester einander ehelichten, um nicht unter ihrem Stand sich zu verheiraten [7]). Nur aus letzterem Grunde musste der Guantschen-König auf Tenerife in Ermangelung anderer Ebenbürtigen seine eigene Schwester zur Gemahlin nehmen, denn im übrigen waren bei den Guantschen Heiraten in den verschiedensten Verwandtschaftsgraden gestattet mit Ausnahme von Mutter und Schwester [8]). Auch bei den Sakalaven Madagaskars, bei denen allerdings Geschwisterheiraten nicht gesetzlich verboten waren, führte gewöhnlich nur die Rangrücksicht bei Häuptlingen zu solchen [9]).

Die Australier dagegen hielten streng an dem Verbot, dass kein Mann eine Frau heiraten durfte, die mit ihm auch nur den gleichen Familiennamen führte [10]). Noch heute gilt auf den Mortlock-Inseln

[1]) Garcilasso, Comentarios reales. Bd. 1. S. 86b. Nur in Ermangelung einer Schwester kamen die nächsten weiblichen Verwandten an die Reihe.

[2]) Ebers, Durch Gosen zum Sinai. S. 82.

[3]) Duncker, Geschichte des Altertums. Bd. 2. S. 356.

[4]) Haug in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung. 1872. S. 5573.

[5]) Tylor, Anfänge der Kultur. Bd. 1. S. 51.

[6]) v. Langsdorff, Reise um die Welt. Bd. 2. S. 58.

[7]) Ellis, Reise durch Hawaii. Hamburg 1827. S. 246 f.

[8]) Glas, Geschichte der Kanarischen Inseln. Leipzig 1777. S. 154.

[9]) Sibree, Madagaskar. S. 280.

[10]) Kapitän Gray bei Eyre, Central Australia. Bd. 2. S. 330.

(unter den Karolinen) geschlechtliche Vermischung seitens der Angehörigen eines Stammes als die schreiendste Blutschande, welche den Tod verdient[1]). Ehen unter Leuten von gleichen Geschlechtsnamen wurden ebenso bei Samojeden und Ostjaken streng vermieden[2]). Die Huronen und Irokesen duldeten gleichfalls keine Ehen zwischen Verwandten[3]). Die Koluschen, die in die beiden Zweige des Raben und des Wolfes sich teilen, verbieten alle Heiraten von Mitgliedern desselben Stammes[4]). Ganz im gleichen Sinne verstatten die Arowaken in Südamerika keine Vermählungen innerhalb ihrer Klanschaften[5]), und zwar gilt bei ihren sorgfältig geführten Stammbäumen die Regel, dass die Kinder der Mutter in Bezug auf ihre Stammesgenossenschaft folgen. Um auch einige Beispiele aus Afrika anzuführen, bestrafen die Hottentotten Blutschande mit dem Tode[6]), und ihre Nachbarn, die Kaffern, bedrohen mit Vermögensverlust die Heirat zwischen den entferntesten Verwandten, verstatten übrigens die Doppelehe mit Schwestern[7]). Die Fan-Neger endlich im westlichen Aequatorialafrika, berüchtigte Menschenfresser, betrachten Ehen bei der geringsten Blutnähe als Frevel und holen ihre Frauen stets aus einem anderen Stamm[8]). Andere, ebenfalls anthropophage Stämme, die Battas auf Sumatra, bestrafen die Ehen zwischen Angehörigen derselben Horde mit dem Tode an beiden schuldigen Teilen[9]). Bei den Hindus erstreckt sich das Verbot bis auf die sechste Stufe der Verwandtschaft, ja die Gleichheit des Namens wird auch bei ihnen als ausreichendes Ehehindernis angesehen[10]). Das letztere gilt endlich von den Chinesen[11]), welche sich als Nation Pih-sing, die *hundert Familien* nennen. Gleich-

[1]) Kubary in den Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg. 1878—79. Hamburg 1879. S. 251.

[2]) Castrén, Vorlesungen. S. 107.

[3]) Charlevoix, Nouv. France. Bd. 3. S. 284.

[4]) Waitz, Anthropologie. Bd. 3. S. 329.

[5]) Martius, Ethnographie. Bd. 1. S. 690.

[6]) Kolbe, Vorgebirge der guten Hoffnung. S. 457.

[7]) Ausland. 1859. S. 631.

[8]) Du Chaillu, Ashango-Land. S. 427.

[9]) Tylor, Urgeschichte. S. 359.

[10]) Colebrooke, Essays on the religion and philosophy of the Hindus. London 1858. S. 142.

[11]) Huc, Das chinesische Reich. Bd. 2. S. 168. Jede Heirat vollends im engeren Verwandtschaftskreise wird bei den Chinesen streng geahndet, u. a. wird im schroffen Gegensatz zu der bekannten Vorschrift des mosaischen Gesetzes (oben S. 23) ein Chinese, der die Witwe seines Bruders ehelicht, erdrosselt (v. Möllendorff im Journal of the North China Branch of the Royal Asiatic Society. New series. Nr. 13. Shanghai 1879. S. 105).

wohl giebt es in neuerer Zeit 400 Familiennamen, welche letzteren nicht von der Mutter, sondern wie in Europa vom Vater ererbt werden. Ein amerikanischer Missionar Namens Talmadge kannte ein Dorf, dessen 5000 Bewohner bis auf wenige Ausnahmen denselben Familiennamen führten und die deswegen unter sich keine Ehen schliessen durften[1]). Reste solcher weiten Begriffe vom Incest haben sich bei solchen Völkern erhalten, die dem Frauenraub huldigen, denn da Feindschaft gewöhnlich die fremden Horden trennte, konnte nur eine gewaltsame Entführung die Ehe begründen. Sehr schwache Kenntnisse verraten uns daher solche Ethnographen, welche den Australiern diese Sitte als Roheit anrechnen, zumal ihre Frauen den Vollzug des alten Brauches nicht als Misshandlung, sondern als Huldigung betrachten, und er zu den beliebten Jugendspielen zwischen Knaben und Mädchen gehört[2]). Die gleiche Sitte herrschte bei den ausgestorbenen Tasmaniern[3]) sowie bei den Papuanen Neu-Guineas[4]) und der Fidschi-Inseln[5]), ferner bei den Ainos auf den Kurilen[6]) und bei den Feuerländern[7]). Jeder Ostjake und Samojede[8]), jeder Lappe[9]) noch heutigen Tages, wie in Vorzeiten die Finnen *(Suomi)*, muss sich mit List oder Gewalt eines Mädchens aus fremdem Stamm bemächtigen. Kein Völkerkundiger wird uns wohl widersprechen, wenn wir die Erzählung des Livius vom Raub der Sabinerinnen als die verdunkelte Erinnerung einer alten Sitte der Römer deuten, welche auch bei ihnen die Heiraten innerhalb der Stammesgemeinde verbot. In späteren bequemeren Zeiten wurde der Raub nur noch als eine Hochzeitsposse beibehalten. Campbell sah eines Abends in Khondistan einen Burschen auf der Schulter eine Last, in Scharlachtuch gehüllt, davon tragen, verfolgt von einem Haufen Frauen und Dirnen, die ihm Steine, Bambusstücke und andere Geschosse nachschleuderten. Es ergab sich dann später, dass der Dulder, auf der Hochzeitsreise begriffen, in dem Scharlachzeuge sein junges Weib trug, und das Ganze als Schaustück die Verfolgung eines Frauenräubers bedeutete[10]). Zuletzt

[1]) Morgan, Systems of Consanguinity. Washington 1871. S. 418.
[2]) Dumont d'Urville, Voyage de l'Astrolabe. Paris 1830. Bd. 1. S. 411.
[3]) Waitz (Gerland), Anthropologie. Bd. 6. S. 813.
[4]) a. a. O. S. 633.
[5]) Williams im Ausland. 1859. S. 113.
[6]) Mitteilungen der Wiener geogr. Ges. Bd. 15 (Neue Folge). 1872. S. 561.
[7]) Snow, Off Tierra del Fuego. Bd. 2. S. 359.
[8]) Castrén a. a. O. S. 10.
[9]) Friis, Wanderungen in den drei Lappländern. Globus. Bd. 22. 1872. S. 52.
[10]) Campbell, Khondistan. S. 44.

wird aus dem Raub nur ein Fangspiel zwischen Braut und Bräutigam, dessen Ausgang stets im voraus verabredet wird, doch soll bei den Maoris Neuseelands ein Mädchen, das bei einer solchen Gelegenheit zu entschlüpfen den ernsten Willen hat, einem unwillkommenen Bewerber sich entziehen dürfen[1]). Kennan, der einem ähnlichen Hochzeitsspiele bei den Korjäken beiwohnte, überzeugt uns, dass die Braut immer im stillen in ihre Besiegung einwilligen muss. Auch in Europa wird noch vielfach als Hochzeitsfeier ein dramatischer Ueberfall ausgeführt, bei den Slovenen zogen sogar der Bräutigam und seine Genossen bewaffnet gegen das Haus der Braut, welches wie zu einer Belagerung verschlossen wurde[2]). In Altbayern lebt die Sitte der Entführung noch in einem Hochzeitsspiele fort, welches Brautlauf heisst und wofür im Altnordischen Quânfang (Frauenfang) gesagt wurde[3]). Bei den Patagoniern, unter denen Musters verweilte, wird den Eltern heimlich ein Kaufpreis entrichtet, die Braut selbst aber plötzlich geraubt[4]).

Wo allzugrosse Blutnähe nicht gescheut und der Raub nicht gefordert wurde, musste der Werber die Braut den Eltern abkaufen. Das Weib geht dann in das Eigentum des Mannes über und kann von ihm auf einen Rechtsnachfolger übertragen werden. Bei den Kariben Venezuelas[5]) wie im äquatorialen Westafrika erbt der älteste Sohn alle Frauen seines abgeschiedenen Vaters, mit einziger Ausnahme der leiblichen Mutter[6]). Das gleiche berichtet Schweinfurth von Munsa, dem Könige des merkwürdigen Negerreiches der Monbuttu am Uëlle[7]). An der Goldküste gelangte sogar derjenige unter den Prinzen auf den erledigten Thron, der sich vor den anderen Brüdern in den Besitz des väterlichen Harems setzte[8]). Dies erläutert uns zugleich einige Vorgänge aus der alttestamentlichen Geschichte. Wenn Absalom im Angesicht von ganz Jerusalem sich der Frauen seines Vaters bemächtigte, so sollte damit allem Volke kund werden, dass er David vom Thron gestossen habe[9]). Im gleichen Geiste befiehlt Salomo den Adonija hinzurichten, weil er

[1]) Waitz, Anthropologie. Bd. 1. S. 360.
[2]) Klun, Die Slovenen. Ausland. 1872. S. 545.
[3]) Sepp, Die Schimmelkirchen. Beilage zur Allgemeinen Zeitung. 1873. S. 1154.
[4]) Ausland. 1872. S. 196.
[5]) Gumilla, Orinoco ilustrado. Madrid 1741. Bd. 1. cap. 14. S. 138.
[6]) Du Chaillu, Ashangoland. S. 427.
[7]) Im Herzen von Afrika. Bd. 2. S. 102.
[8]) Bosman, Guinese Goud-, Tand- en Slavekust. Bd. 2. S. 125.
[9]) 2. Regum, 16, 21—22.

Abisag, Davids letzte Favoritin, als Gemahlin sich erbeten und damit geheime Thronansprüche verraten hatte[1]).

Wo der Kauf der Braut noch ein ernstes Geschäft ist, werden vergleichsweise hohe Werte entrichtet, wie bei den Kaffern[2]), und dann befragt man die Neigung der Erwählten gar nicht. Bei edleren Völkern, wie bei den Abiponen und noch jetzt bei den Patagoniern, wird der Verkauf dagegen ungiltig oder rückgängig, wenn das Mädchen nicht einwilligt[3]). Auch bei den Deutschen war die Ehe ursprünglich ein Kauf, und zwar entrichtete der Freier einen Preis demjenigen, in dessen Gewalt sich die Jungfrau oder Witwe befand, also dem Vater, Bruder oder Vormund[4]). Da die Frau dadurch unter die Vormundschaft des Mannes geriet, nannte man diesen Rechtsakt einen Mundkauf. In Island und Norwegen wurde die Frau ebenfalls erkauft[5]), ebenso bei den Angelsachsen, ja selbst das englische Eheritual, welches bis 1549 in Kraft blieb, enthielt noch Anklänge an die alte Rechtsgewohnheit[6]). Wir erinnern nur an längst Bekanntes, wenn wir noch hinzufügen, dass die feierliche Form der Eheschliessung *(confarreatio)* im alten Rom nur bei Patriziern gebräuchlich war, die Plebejer dagegen ihre Ehen durch einen Scheinkauf *(coëmtio)* abschlossen. Wo der Islam herrscht, muss noch heutigen Tages die Frau gekauft werden[7]). Eine hohe Verfeinerung und Milderung der Sitten verrät es, wenn schon durch Manus Gesetz im alten Indien die ehemalige Brautgabe, ein Joch Ochsen nämlich, streng abgeschafft wurde[8]). Der Bräutigam wird vielmehr am Tage der Vermählung vom Schwiegervater als Gast willkommen geheissen und empfängt die Braut unter der bei allen feierlichen Schenkungen gebräuchlichen Form[9]). Scheidungen sind überall, wo Polygamie herrscht, der Willkür des Ehemannes überlassen.

Sir John Lubbock hat zu behaupten gewagt, dass die Menschen

[1]) 3. Regum 2, 19—25.

[2]) Fritsch, Eingeborene Südafrikas. S. 112.

[3]) Dobrizhoffer, Geschichte der Abiponer. Bd. 2. S. 257. Musters, Unter den Patagoniern. S. 190.

[4]) J. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer. Göttingen 1854. S. 420.

[5]) Laband in der Zeitschrift für Völkerpsychologie. Bd. 3. Berlin 1865. S. 152.

[6]) Friedberg, Das Recht der Eheschliessung. S. 33, 38. Auch in den Niederlanden, in Spanien nach Westgotenrechte, im langobardischen Rechte sind Reste des Brautkaufes noch vorhanden. a. a. O. S. 66, 71, 75.

[7]) Warnkönig, Juristische Encyclopädie. S. 167.

[8]) Duncker, Geschichte des Altertums. Bd. 3. S. 196.

[9]) Colebrooke, Essays on the religion and philosophy of the Hindus. S. 141 f.

in dem Urzustande eheliches Zusammenleben nicht gepflogen haben, sondern dass die Frauen einer Horde Gemeingut aller Männer gewesen sein sollen. Für diesen hässlichen Gedanken hat er auch das hässliche Wort gefunden, denn er bezeichnet solche Zustände als Hetärismus. Reste davon will er noch in Australien wieder erkennen, indem er sich auf Aeusserungen John Eyres bezieht[1]). Allerdings könnte ein besserer Gewährsmann kaum gefunden werden, denn beseelt von Teilnahme für jene aussterbenden Menschenstämme würde er gewiss nicht aus Gehässigkeit oder Leichtsinn ungünstige Thatsachen über sie berichtet haben. John Eyre überzeugt uns wirklich, dass die Australier, mit welchen er bekannt geworden war, auf die eheliche Treue ihrer Frauen keinen Wert legten. Was er aber mitteilt, bezieht sich doch nur auf Stämme in der Nähe des Murrayflusses, die mit europäischen Ansiedlern schon vielfach verkehrten. Ein solcher Verkehr hat aber fast allerorten die besten Sitten der Eingeborenen verdorben. Ausserdem steht im Widerspruch mit den angeblich hetäristischen Gewohnheiten, dass nach Eyres eigenen Worten[2]) die väterliche Gewalt eine ganz unbeschränkte sein soll, sowie andererseits die von ihm mitgeteilten Züge leidenschaftlicher Zärtlichkeit für die Kinder. Von anderen Beobachtern werden gerade die australischen Männer der Eifersucht geziehen und behauptet, dass sie sich am Ehebrecher blutig rächten[3]). Neumayer endlich, der oft unter Eingeborenen übernachtete, will nie eine Verletzung des Anstandes oder besserer Sitten wahrgenommen haben[4]). Erinnern wir uns ferner, dass die Australier aus Scheu vor Blutnähe nur Frauen mit einem anderen Familiennamen ehelichen, so werden hetäristische Zustände sehr unwahrscheinlich und wir dürfen die von Eyre mitgeteilten Thatsachen als eine örtliche Sittenverwilderung betrachten, die nur dem Süden des Weltteiles angehört; denn dort giebt es wirklich Stämme, unter denen die Brüder fast völlige Weibergemeinschaft pflegen, die Ehefrau ihren Schwager sogar regelrecht als ihren Mitgatten bezeichnet[5]).

Sehr unglaubwürdig wird die Annahme eheloser Vorzeiten des Menschengeschlechtes, insofern wir schon bei Tieren eine strenge Paarung finden, nämlich bei Affen[6]), bei Raubtieren, Huftieren,

[1]) Central Australia. Bd. 2. S. 320.

[2]) a. a. O. Bd. 2. S. 307.

[3]) Waitz (Gerland), Anthropologie. Bd. 6. S. 774.

[4]) Zeitschrift für Ethnologie. 1871. S. 71.

[5]) Native Tribes of South Australia. Adelaide 1879. S. 223.

[6]) Leutnant C. de Crespigny stiess zwischen dem Padass und Papar im nördlichen Borneo auf eine Familie von Mias (Orang Utans), bestehend aus dem

Wiederkäuern, bei Sing-, Hühner- und Raubvögeln. Auch Charles Darwin hat die Wahrscheinlichkeit einer Frauengemeinschaft bei den vorgeschichtlichen Menschen aus dem Grunde bestritten, dass die Männchen vieler Säugetiere sehr eifersüchtig und mit Waffen zum Kampfe um die Weibchen ausgerüstet sind. Gerade die Veddas auf Ceylon, bei denen wir noch die meisten Reste der Urzeit anzutreffen hoffen dürfen, führen, wie wir sahen, das schöne Sprüchwort im Munde, nur der Tod vermöge Mann und Weib zu scheiden[1]). Da ferner die Jagd, die ursprünglichste Art des Nahrungserwerbes, nur ausnahmsweise von Frauen betrieben wird[2]), so lag darin ein Zwang, dass die Aufzucht von Kindern nur glückte, wo Vater und Mutter sie in den zarten Jahren ernährten. Ist es doch eine bekannte statistische Thatsache, dass auch in der modernen Gesellschaft die Sterblichkeit unehelicher Kinder, für welche nur eine Mutter und diese nicht genügend sorgen kann, eine vielfach grössere ist, als die der ehelichen, welche in einem Elternhause auferzogen werden.

Neuerdings hat indessen ein transatlantischer Gelehrter Lewis Morgan eine höchst verdienstvolle Arbeit über die Verwandtschaftsbestimmungen bei verschiedenen Völkern veröffentlicht, die sich auf den Thatbestand aus nicht weniger als 139 Sprachen meistens amerikanischer, aber auch asiatischer, malayischer und europäischer, stützt[3]). Durch diese neuen Hilfsmittel der Wissenschaft glaubt Morgan auch den Schleier von dem Geschlechtsleben in der grauen Vorzeit ein wenig heben zu können. Bei allen mongolenähnlichen Völkern Asiens, bei den Dravidas in Indien, bei den Eingeborenen Amerikas und bei Völkern der malayischen Familie finden wir nämlich eine völlig von der unserigen abweichende Bezeichnung der Blutsverwandten. Die Abkömmlinge eines gemeinsamen Ahnherrn oder einer gemeinsamen Ahnmutter geben sich, wenn sie derselben Geschlechtsfolge angehören, den Namen Bruder oder Schwester, sie nennen sämtliche Zugehörige der nächst früheren Geschlechtsfolge Vater und die der nächstfolgenden Söhne. Es wird also ein Mann

Männchen, dem Weibchen, einem grösseren und einem kleinen Jungen. Ihr Bündnis musste also schon längere Zeit bestanden haben. Proceedings of the R. Geogr. Soc. 1872. Bd. 16. S. 177. Das nämliche entnehmen wir über familienhaftes Leben des Gorilla im Waldland des äquatorialen Westafrika mündlichen Mitteilungen des Baron v. Koppenfels.

[1]) Darwin, Abstammung des Menschen. Bd. 2. S. 318 f.

[2]) z. B. von den Koluschen an der Küste des ehemals russischen Amerikas. v. Langsdorff, Reise um die Welt. Bd. 2. S. 113.

[3]) Systems of consanguinity and affinity in the human family. Washington 1871.

Bruder nennen: nicht blos alle Söhne seines Vaters, sondern auch die Söhne des Vatersbruders und alle Enkel seines Grossonkels. Er wird ferner als Sohn nicht blos anreden den eignen Leibeserben, sondern alle Söhne seiner Brüder, alle Enkel des Vatersbruders, alle Grossenkel des Grossonkels. Die Kinder seiner Schwester dagegen begrüsst er als Neffen oder Nichten, die Brüder der Mutter als Onkel. Umgekehrt wird eine Frau nicht blos ihre Erzeugerin, sondern auch deren Schwestern sowie die Töchter der grossmütterlichen Schwester als Mutter anreden. Alle Kinder ihrer Schwestern, alle Enkel ihrer Mutterschwester, alle Grossenkel der grossmütterlichen Schwester nennt sie ihre Kinder, die leiblichen Nachkommen der Brüder dagegen ihre Nichten oder Neffen[1]). Uebersehen dürfen wir aber nicht, dass in allen diesen Sprachen keine Sonderbezeichnungen für Bruder oder Schwester vorhanden sind, sondern eigene Worte für den älteren und jüngeren Bruder, für die ältere und jüngere Schwester gebraucht werden müssen. Selbst das Ungarische hat keine Sondernamen für Bruder und Schwester, sondern muss sich mit Umschreibungen helfen[2]). Das nämliche lässt sich bis ins südwestliche Afrika verfolgen, wo die Hereros keinen Ausdruck für Bruder und Schwester besitzen, sondern nur für Geschwister (stets im Sinn des anderen Geschlechts), für ältere oder jüngere Geschwister (stets im Sinn des eigenen Geschlechts), ferner die Geschwister von Vater und Mutter so gut wie diese selbst Vater und Mutter, die Geschwisterkinder gleich den leiblichen Geschwistern benennen, ja sogar alle diese Bezeichnungen auf die Stiefeltern und deren Geschwister samt den neuerworbenen Stiefgeschwistern beziehen, falls beim Tode des Vaters nach Stammessitte der nächste mächtige Verwandte sich in den Erbbesitz der Frauen und Kinder, der Knechte und des Viehs des Verstorbenen eingesetzt hat[3]).

Die unendliche Mehrheit der Völker unterschied also sprachlich weniger die Blutnähe als die verschiedenen Geschlechterstufen und innerhalb dieser wieder den Vorrang der älteren vor den jüngeren Gliedern. Diese einfachste Gestalt der Dinge, wie sie bei Irokesen und Senekas sowie bei den Tamulen herrscht, war verschiedener Verfeinerungen und Abänderungen fähig, so dass unser Wissenszweig durch Morgans Tafeln neue Einblicke über die Geistesverwandtschaft der einzelnen Volksstämme gewonnen hat. Bedauern

[1]) Schon Lafitau (Moeurs des sauvages amériquains. Paris 1724. Bd. 1. S. 552 f.) hat bei den Irokesen und Huronen dieses System genau beschrieben.

[2]) Steinthal in der Zeitschrift für Völkerpsychologie. Bd. 5. Berlin 1868. S. 97.

[3]) Büttner im Ausland. 1882. S. 856.

müssen wir nur, dass der amerikanische Gelehrte in dieser uns fremdartigen Auffassung der Verwandtschaftsgrade die Reste einer ehelosen Vorzeit zu erkennen glaubt[1]). Auch er vermutet, dass anfänglich die Begattung durch zufällige Begegnung, also in hetäristischer Art erfolgte. Später sei ein Zustand eingetreten, wo die Söhne einer Mutter mit allen ihren Schwestern gemeinsam lebten. Als Erbteil jener Vorzeit liesse sich vielleicht die Schwagerpflicht betrachten, welche dem Hebräer auferlegte, der Witwe seines Bruders Nachkommen zu erwecken, eine Satzung, die wir bei vielen Völkern schon angetroffen haben[2]). Andererseits könnte man noch erinnern, dass der Erzvater Jakob nach einander zwei Schwestern heimführt. Noch wichtiger ist es, dass, wie wir selbst mitgeteilt haben[3]), im südlichen Indien Ehen von einer Brüderzahl mit mehreren Schwestern geschlossen werden. Ferner herrschte ehemals bei den Polynesiern der Hawaii-Inseln unter dem Namen Pinalua die Sitte, dass Brüder gemeinsam ihre Frauen, Schwestern gemeinsam ihre Männer besassen[4]). Sehr gewagt bleibt es vorläufig, diese vereinzelten Bräuche, welche ebensogut als örtliche Verirrungen sich auffassen lassen, als notwendige Vorstufen zur strengen Ehe zu bezeichnen. Dass jemals irgendwo längere Zeit die Kinder gleicher Mütter geschlechtlich sich vermehrt haben sollten, klingt gerade in neuester Zeit höchst unglaubwürdig, seitdem es feststeht, dass selbst bei den Gewächsen mit zwittrigen Blüten die Befruchtung durch den seitens der Insekten von anderen Blüten geholten Blütenstaub möglichst befördert, die Selbstbefruchtung möglichst verhindert wird. Die eigentümlichen Verwandtschaftsstufen, welche malayische, asiatische und amerikanische Mongolenvölker, sowie die indischen Dravidas und etliche Neger sprachlich unterscheiden, begünstigen jene Auffassung, denn unmöglich kann auf eine geschlechtliche Erzeugung angespielt werden, wenn jemand den Grossenkel seines Grossonkels Sohn, oder wenn eine Frau die Grossenkelin ihrer Grosstante Tochter nennt. Fügen wir hinzu, dass bei den 80 amerikanischen Sprachen, die Morgan untersucht hat, mit nur zwei Ausnahmen Sonderausdrücke vorhanden sind, mit denen die Frau den Bruder ihres Mannes und den Gemahl ihrer Schwester als Schwager bezeichnet[5]), folglich zwischen Brüdern keine Gattengemeinschaft bestand. Gerade bei Völkerschaften mit urzeitlichen Zuständen haben wir eine ausser-

[1]) **Morgan** a. a. O. S. 480.
[2]) S. oben S. 23.
[3]) S. oben S. 231.
[4]) **Morgan** a. a. O. S. 453.
[5]) a. a. O. S. 378.

ordentlich entwickelte Scheu vor blutschänderischen Ehen bemerkt. Ferner konnte Frauengemeinschaft oder Vielmännerei unter solchen Menschenstämmen nicht bestehen, bei denen das männliche Kindbett[1]) vorgeschrieben wurde. Erwägen wir ferner, dass sämtliche Sprachen, in denen die Anrede Vater, Bruder, Sohn Familiengliedern zukommt, je nachdem sie von einem gemeinsamen Ahnherrn in einem höheren, gleichen oder ferneren Grade abstammen, mit Sondernamen den älteren und jüngeren Bruder oder Vatersbruder, die ältere oder jüngere Schwester oder Mutterschwester unterscheiden, so muss es uns klar werden, dass nicht die Grade der Blutnähe, sondern die Zeitfolge der Geschlechter und der Rang innerhalb der Familie bezeichnet werden sollten, weil sich an diese Stufen wichtige Folgen für den häuslichen Umgang, nämlich das höhere Ansehen der Eltern und, was noch wahrscheinlicher ist, strengere oder schwächere Pflichten der Blutrache knüpften. Es ist obendrein bekannt, dass die Eingeborenen der heutigen nordamerikanischen Union blutige Kriege führten und feierliche Verträge zu dem Zwecke schlossen, welche Nation der andern die Anrede Grossväter, Onkel, jüngere Brüder zu erteilen habe. Anderwärts bildeten die Abkömmlinge eines gemeinsamen Ahnherrn oder einer gemeinsamen Ahnmutter eine Rechtsgenossenschaft mit gegenseitiger Haftbarkeit. Wurde bei den Negern der Goldküste einem Verurteilten eine Geldbusse auferlegt, und konnte er sie nicht erschwingen, so wurden der Vater und der Onkel oder andere Verwandte in Mitleidenschaft gezogen, erforderlichen Falls als Sklaven verkauft[2]). Aehnlich hat auf den Palau-Inseln jedes älteste Familienhaupt für die Seinigen einzutreten[3]).

Gegenwärtig gebührt fast allerorten dem Erzeuger die väterliche Gewalt über seine Nachkommen, auch übt er bei roheren Völkern fast stets über die Frau die Rechte eines Leibherrn aus. Dennoch giebt es eine Mehrzahl von Völkerschaften, bei denen alle Familienrechte von der Mutter abgeleitet werden. Wie Bosman[4]) von der Goldküste berichtet, folgen der Mutter alle Kinder in dem gleichen Stand, wer auch immer der Vater sei. Sie werden für frei erachtet, wenn ihre Mutter frei, und für Sklaven, wenn sie eine Sklavin war. Dasselbe Recht galt bei den alten Lyciern, die sich auch nicht nach ihrem Vater, sondern nach ihrer Mutter

[1]) S. oben S. 25 f.

[2]) Bosman, Guinese Goudkust. S. 195. Reade, Savage Africa. London 1863. S. 135.

[3]) Semper, Palau-Inseln. S. 181.

[4]) a. a. O. S. 184.

nannten[1]). Ebenso vererben in Australien die Familiennamen immer von mütterlicher Seite samt der Kaste[2]). Nicht anders halten es die Fidschi-Insulaner[3]), die Maoris Neuseelands, die Mikronesier des Marshall-Archipels, bei denen Adel oder Rang von der Mutter ererbt wird[4]). Aehnliche Rechtsanschauungen gelten dort, wo der junge Ehemann das Haus seiner Schwiegereltern bezieht und in ihre Familie übertritt. Dies geschieht bei den Dajaken Borneos, und recht bezeichnend ist es, dass dort der Schwiegervater höher geehrt wird als der eigene Erzeuger[5]). Bei den Itelmen Kamtschatkas gehörte ebenfalls der Gatte zum Ostrog seiner Frau[6]). Solche Familiensatzungen waren auch weit verbreitet in Amerika. In Guyana folgte das Kind in allen bürgerlichen Beziehungen der Mutter, so dass die Nachkommen einer Makuschi-Indianerin und eines Wapischiana zur Horde der Makuschi, nicht zu dem väterlichen Stamm gerechnet wurden[7]). Noch schärfer gestalteten sich diese Rechtsanschauungen unter den nordamerikanischen Irokesen und Huronen. Die Verwandtschaft zum Vater wurde als sehr schwach angesehen, und die Kinder blieben von der Mutter abhängig[8]). Dieser allein stand das Recht der Adoption zu, um die Lücke eines erschlagenen Sohnes im Hause wieder auszufüllen. Daher entschieden die Frauen, ob die Kriegsgefangenen am Marterpfahle enden oder in den Stamm aufgenommen werden sollten[9]). Zur Huldigung wurde ihnen sogar die Entscheidung über Krieg oder Frieden eingeräumt, da ja der erstere Gelegenheit zum Erwerb von Kriegsgefangenen bieten konnte. Doch wurde es damit nicht ernst genommen, denn in Wahrheit erhielten sie gar keine Kenntnis von wichtigen politischen Unternehmungen[10]). War auch der junge Gatte in den ersten Jahren seinen Schwiegereltern Dienstleistungen schuldig, so wurde doch andererseits wiederum die Ehefrau verpflichtet, auf den Feldern ihrer Schwiegereltern zu arbeiten und

[1]) Herodot, lib. I. cap. 173.

[2]) Waitz (Gerland), Anthropologie. Bd. 6. S. 788. Einige andere Beispiele dieser Art finden sich bei Bastian, Rechtsverhältnisse. Berlin 1872. S. 171.

[3]) Ausland. 1859. S. 89 nach Williams.

[4]) Monrad, Das alte Neuseeland. Bremen 1871. S. 24. Journal des Museum Godeffroy. Heft 1. Hamburg 1873. S. 36.

[5]) Spenser St. John, Life in the forests of the Far East. London 1862. Bd. 1. S. 50 f.

[6]) Steller, Kamtschatka. S. 346.

[7]) Appun im Ausland. 1872. S. 683.

[8]) Charlevoix, Nouvelle France. Bd. 3. S. 287.

[9]) a. a. O. S. 244 f.

[10]) a. a. O. S. 269.

deren Haushalt mit Holz zu versorgen[1]). Es trübt daher die klare Auffassung dieser Verhältnisse, dass solche Familiensatzungen von dem Jesuiten Lafitau mit einem strabonischen Worte[2]) als Gynäkokratie bezeichnet worden sind, als hätten jemals irgendwo in der rauhen Vorzeit die Frauen im Haus geherrscht und die Männer unter ihrer Gewalt gestanden. In einem umfangreichen Werke hat J. J. Bachofen sogar die wenig glaubwürdige Ansicht zu verbreiten getrachtet, dass in den Anfängen der menschlichen Gesellschaft die Mütter als Familienhäupter gegolten hätten, als ob von den sogenannten Naturmenschen nicht das Recht des Stärkeren, sondern das Recht des Schwächeren anerkannt worden wäre. Auch hat Bachofen seine Behauptung nicht anders beglaubigen können als durch Mythen des Altertums, denen er eine erzwungene Deutung widerfahren lässt. Ihm genügt schon, dass die Männer in Altägypten am Webstuhl sassen, als Beweis einer Weiberherrschaft[3]), ja den erschöpfenden Untersuchungen von Martius gegenüber fährt er noch immer fort zu behaupten, dass es in Südamerika nicht blos in der erhitzten Phantasie spanischer Entdecker, sondern in Wirklichkeit Amazonengemeinden gegeben habe[4]).

Die Satzung, dass die Kinder in allen bürgerlichen Beziehungen der Mutter angehören, deutet nicht notwendig darauf, dass die Vaterschaft als etwas unsicheres angesehen wurde, sondern dass die leiblichen Beziehungen zur Mutter als ungleich stärker galten, wie denn selbst noch bis in die neuen Zeiten herein Physiologen an der Ansicht festhielten, dass die Thätigkeit des Vaters bei der Erzeugung der Kinder als eine ganz untergeordnete betrachtet werden müsse. Welche seltsamen Vorstellungen der sogenannte Wilde von der Zeugung hat, lehrt uns der Aberglaube der Saliva-Indianer am Orinoko, dass nämlich eine Frau, die Zwillinge gebärt, notwendig Ehebruch begangen haben müsse[5]). Aus obiger Auffassung erklärt sich das Vorkommen des Neffenerbrechtes, das heisst des Rechtes, den Bruder der Mutter mit Ausschluss von dessen Nachkommen zu beerben. So wird bei den Tuârik die Häuptlingswürde stets auf die Schwestersöhne übertragen[6]). An der Goldküste beerbte der Sohn den Bruder der Mutter, die Tochter die Schwester der Mutter[7]),

[1]) Lafitau, Moeurs des sauv. am. Bd. 1. S. 561, 577.
[2]) Strabo, Geogr. lib. III. cap. 4. § 18.
[3]) Bachofen, Das Mutterrecht. Stuttgart 1861. § 53. S. 102.
[4]) a. a. O. § 62. S. 127.
[5]) Gumilla, Orinoco ilustrado. P. I. cap. 13. S. 127.
[6]) Bulletin de la Soc. de Géogr. Paris 1863. S. 123.
[7]) Bosman, Guinese Goud-kust. Bd. 1. S. 193 f.

und noch heutigen Tages geht der Thron im Königreich der Aschantis nicht auf den nächsten Leibeserben, sondern auf den Bruder oder den Schwestersohn über[1]). Ein Neffenerbrecht fand Livingstone auch bei den Kebrabasa-Negern am Zambesi[2]), Pechuel-Lösche bei den Loango-Negern, bei denen nicht der Vater, sondern die Mutter und deren Anverwandte, namentlich der Erbonkel die wichtigste Verfügung über das Kind ausüben, die höchsten Geiseln und Bürgen darum auch nicht die eigenen Kinder eines Mannes, sondern die seiner Schwester sind[3]). Auf den Antillen schlossen wenigstens die Schwesterkinder die Bruderkinder als näherstehend von der Erbfolge aus[4]). Sonst finden wir das Neffenerbrecht in Amerika bei den Koluschen und anderen Küstenstämmen im Nordwesten[6]), bei den Montagnais in Labrador[5]) sowie bei den Huronen und Irokesen[7]); auch bei den Papuanen auf Duke of York ist beim Tode eines Häuptlings stets der älteste Sohn der ältesten Schwester zur Thronfolge allein berechtigt[8]). Diese Familiensatzung ist gewiss noch viel weiter verbreitet gewesen und mag bei allen Völkerschaften gegolten haben, bei denen die Kinder dem Stamm der Mutter folgten. Wurde von Europäern nach der Ursache dieser Familieneinrichtung geforscht, so lautete in Afrika wie in Amerika stets die Antwort, dass über die Verwandtschaft mit den Schwesterkindern nie ein Zweifel bestehen könne, wohl aber über die auf väterlicher Seite. Dies klingt freilich, als ob keine eheliche Treue beobachtet worden sei und die lockersten Sitten geherrscht hätten, doch sind wir noch immer geneigt, diese Auffassung lieber einer verkehrten physiologischen Ansicht über die Vaterschaft zuzuschreiben, da das Neffenerbrecht bei so vielen sittenstrengen Völkern, wie den eben genannten Koluschen, vorkommt. Unmittelbar nachdem Tacitus die eheliche Treue der Germanen gerühmt hat, erzählt er uns, dass bei ihnen zwar kein Neffenerbrecht gegolten habe, indessen die Schwestersöhne doch in ebenso innigem Verhältnis zu ihrem Oheim gestanden hätten wie dessen eigne Söhne, ja den letzteren bei der Auslese von Geiseln vorgezogen worden seien[9]). Winwood Reade, der uns von den Negern des westlichen Afrikas

[1]) Reade, Savage Africa. S. 43.
[2]) Zambesi. S. 162.
[3]) Zeitschrift für Ethnologie. 1878. S. 17.
[4]) Oviedo, Historia general. lib. V. cap. 3.
[5]) Waitz, Anthropologie. Bd. 3. S. 328, 340.
[6]) Hind, Labrador. London 1863. Bd. 2. S. 17.
[7]) Charlevoix, Nouvelle France. Bd. 3. S. 267.
[8]) Powell, Unter den Kannibalen von Neu-Britannien. S. 62.
[9]) Germania cap. 20.

ungünstig gefärbte Schilderungen geliefert hat, verschweigt doch nicht, dass unbeschadet des Neffenerbrechtes in Dahome und bei den Adija der Insel Fernando Po der Ehebruch sogleich oder im Wiederholungsfall mit dem Tod bestraft wird, ja er gesteht, dass in Westafrika, wenn ein Mädchen durch Fehltritte ihre Familie beschimpft hat, Ausstossung aus dem Hordenverband erfolgt[1]). Wir begegnen dem Neffenerbrecht ferner bei Völkern wie den Irokesen und Huronen, die Proben strenger Enthaltsamkeit ablegten, denn junge Ehegatten mussten ein ganzes Jahr wie Bruder und Schwester zusammenleben, um zu beweisen, dass edlere Neigungen als die Befriedigung von Sinneslust sie zusammengeführt hätten[2]). So äussert Josef Gumilla[3]) von den Indianern des Orinoko: „Alle empfinden schwer die Untreue ihrer Frauen, doch die Kariben allein bestrafen sie exemplarisch, denn die ganze Gemeinde erschlägt die Schuldigen auf dem öffentlichen Platze.“ Ein anderes Mal aber erzählt er von einer Indianerin, die sich vergiftete, um nicht die Ehe zu brechen. Ungewissheit über die Vaterschaft kann auch bei solchen Stämmen nicht zum Neffenerbrecht geführt haben, welche den Brauch des männlichen Kindbettes beobachten[4]). Die Bevorzugung der Schwesterkinder vor den eigenen Leibeserben und die Verehrung des Mutterbruders darf also, so lange nicht strenge Beweise beigebracht werden, nicht als ein Merkmal von ehelicher Sittenlosigkeit gelten. Am deutlichsten beweisen die Araber, dass hierbei eine rein physiologische Ueberzeugung obwalten kann und vermutlich ursprünglich stets obwaltete. Wie die Araber nämlich die edle Rasse ihrer Laufkamele und ihrer Rosse wesentlich durch das Muttertier bestimmt glauben, so sehen sie seit uralten Zeiten in dem Mutterbruder, nicht im Vater eines Mannes seinen Châl, d. h. seine Vorherverkündigung, gewissermaassen eine Präformirung desselben, so dass der Châl, auch wenn er längst nicht mehr unter den Lebenden weilt, als verantwortlich für schlimme wie für rühmliche Thaten seines Schwestersohnes gilt, und bei Erzählung von solchen gleich einem regelmässigen Echo der Ausruf der Zuhörer erschallt „Gott verdamme seinen Châl“ oder „Gott lohne es seinem Châl“[5]).

[1]) a. a. O. S. 48, 61, 261.

[2]) Lafitau, Moeurs des sauv. am. Bd. 1. S. 574. Charlevoix a. a. O. S. 286.

[3]) Orinoco ilustrado. S. 71, 342. Uebrigens kamen auch grobe Verachtungen der ehelichen Treue vor. a. a. O. S. 72.

[4]) S. oben S. 25 f.

[5]) Wetzstein in der Zeitschrift für Ethnologie. 1880. Verhandlungen. S. 244 f. Verschwiegen sei jedoch nicht, dass ein ausgezeichneter Kenner des Beduinenlebens in Zentralarabien versichert, eine Jahrhunderte lange Erfahrung

Da sich ein schicklicher Platz anderwärts nicht finden dürfte, sei uns an dieser Stelle der Zusatz verstattet, dass das Küssen nicht allerorten Brauch ist. Darwin hat bereits mitgeteilt, dass die Maoris Neuseelands, die Taïtier, die Papuanen, endlich die Australier diesen Ausdruck der Zärtlichkeit nicht kennen, in Amerika aber weder Eskimos noch Feuerländer[1]). Ferner küssen die Chinesen nicht, ja sie empfinden Ekel, wenn sie von der Sitte zu küssen nur reden hören[2]); ebenso verschmähen die Japaner den Kuss, wenigstens gegenüber Erwachsenen[3]). Winwood Reade erregte das Entsetzen eines Negermädchens, als er sie geküsst hatte, denn in ganz Westafrika sind solche Liebkosungen ungebräuchlich[4]), und ebenso stiess Bayard Taylor bei den Frauen Lapplands auf eine entschiedene Abneigung gegen jede derartige Berührung[5]). Sie ist selbstverständlich ausgeschlossen bei allen Völkern, welche die Lippen aufschlitzen und kleine Hölzer einsetzen, wie es die Stämme an den Küsten des Beringsmeeres und ihre Nachbarn, die Koluschen, ferner die Botokuden in Brasilien und die mittel- und südafrikanischen Neger thun, deren Frauen das Pelele tragen.

habe dort zu der Ansicht geführt, dass das Fohlen Temperament und Körperbeschaffenheit vom Hengst erbe, die Stute meist nur die Farbe des Felles gebe (v. Vincenti im 20. Bd. der Schriften des Vereins zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien. Wien 1880. S. 9). Wissenschaftlich bezeugt ist, dass die Fohlen etwas mehr der Farbe des Muttertieres nachschlagen, besonders bei schwarzer Farbe des letzteren (Göhlert in der Zeitschrift für Ethnologie. 1882. S. 151).

[1]) Auch die Marquesasinsulaner (v. Langsdorff, Reise um die Welt. Bd. 1. S. 98) und wahrscheinlich alle Polynesier, vielleicht alle Völker, bei denen der Malayenkuss (s. oben S. 24) gebräuchlich ist, verschmähen diese Liebkosung. Vgl. auch Jagor, Reisen in den Philippinen. S. 132.

[2]) Kreitner, Im fernen Osten. Wien 1881. S. 522.

[3]) Wernich, Geographisch-medizinische Studien. Berlin 1878. S. 129.

[4]) a. a. O. S. 193.

[5]) Nordische Reise. S. 135.

VIII.

Die Keime der bürgerlichen Gesellschaft.

Die Keime der bürgerlichen Gesellschaft liegen eingeschlossen in der Familie. Diesen Verband haben unter allen Völkern der Erde die Chinesen am stärksten befestigt, denn die Verehrung der Eltern steigert sich bei ihnen fast zu einem religiösen Dienst. Zu den heiligsten Pflichten, welche die Familienglieder verknüpfen, gehört die Blutrache, eine Satzung, die nicht etwa unsern Abscheu verdient, sondern in der wir den ersten Versuch zur Begründung eines Rechtsschutzes zu achten haben. Alle Völker der Erde haben in Vorzeiten dieses Gebot beobachtet, das in Europa unter den Albanesen sich noch bis in unsere Tage behauptet hat, auf Korsika erst jüngst seine Geltung verlor. Kongfutse legte dem Sohne die Pflicht auf, so lange Waffen zu tragen, bis er den Mörder seines Vaters erreicht und erschlagen habe. Auch die ausgestorbenen Tasmanier beobachteten die Rachepflicht [1]), und ebenso hafteten bei den ihnen blutsverwandten Australiern alle Glieder einer Horde für jede Blutthat, die einer der Ihrigen begangen hatte [2]). Martius bezeichnet diese Rechtssitte als ein Gemeingut aller Eingeborenen Brasiliens und gedenkt ihrer auch bei den Makuschis und Arowaken Guyanas [3]). Unter den Bewohnern der Fidschigruppe vererbte die Rache vom Vater auf den Sohn und von diesem auf die nächsten Verwandten [4]). Die günstigen Wirkungen dieser Schutzpflichten äussern sich auch, wenn der strafende Arm nicht den Thäter selbst ereilt, sondern nur auf einen fällt, der mit ihm in gleichem Racheverband steht.

Wunderbar mag es lauten, dass der Völkerkundige mit inniger Freude der Ausbildung dieser Pflichtenlehre nachforscht, aber eine Begebenheit, deren Schauplatz das nördliche Arabien ist, wird jedes

[1]) Waitz (Gerland), Anthropologie. Bd. 6. S. 814.
[2]) a. a. O. S. 744 f.
[3]) Ethnographie. Bd. 1. S. 127, 650, 693.
[4]) Greffrath in der Zeitschrift für Erdkunde. Berlin 1871. S. 543.

Befremden in Zustimmung verwandeln. Im Jahre 1863 wurde der Italiener Guarmani vom Kaiser Napoleon III. nach dem Nedschd geschickt, um Edelrosse einzukaufen. Er zog am Beginn des März 1864 mit den Beni Ehtebe, einer Beduinenhorde, umher, als diese von ihrem Feinde, dem Emir Abdallah ibn Feisal ibn Saʿud angegriffen wurde. Der Kampf währte mehrere Tage, bis zuletzt den Beni Ehtebe ein unerwarteter Helfer erschien, mit dem sie ihre Gegner in die Flucht trieben. Zu den Hilfsvölkern des Emir gehörten auch die Beni Kahtan, welche während der Gefechtstage vom 9. bis 14. März beständig gegen die Beni Ehtebe geplänkelt, aber zugleich in vorsichtiger Ferne sich gehalten hatten. Als die Sieger den Wahlplatz musterten, fanden sie unter den Erschlagenen nicht einen einzigen der Kinder Kahtan, welche übrigens die erste schickliche Gelegenheit zur Flucht ergriffen hatten. Da das Gesetz der Blutrache eine genaue Buchführung nicht blos über alle Tötungen, sondern auch über die Körperverletzungen erfordert, so war es bedeutsam, dass andererseits keiner der Beni Ehtebe seine Verwundung einem der Beni Kahtan zuschrieb[1]). Das Rätsel übrigens war für die Beduinen leicht zu lösen. Die Kahtan-Horde hatte mit den Ehtebe bisher in Frieden gelebt und nur gezwungen dem Emir in den Kampf folgen müssen. Wie auf Verabredung war zwischen diesen Stämmen nur zum Schein gefochten worden, und wenn daher beiderseitig kein Blut floss, so erwies sich gerade das Rachegesetz als wohlthätige Ursache, denn wäre es auch nur zu Verwundungen gekommen, so hätte sich daraus eine Kette von Gewaltthaten bis auf ferne Geschlechter vererbt. Wir erkennen daraus, dass die Blutrache zum Lebensschutz ersonnen worden ist. Wer daher unter Arabern seinen eigenen Verwandten umbringt, verfällt keinem Rächer, da er sich selbst geschädigt hat, und ebenso wenig zieht die Tötung eines Vogelfreien oder aus dem Stammverband Gestossenen irgendwelche Folgen nach sich[2]). Wo die Rache zur Pflicht wird, trifft Verachtung denjenigen, der sie nicht vollzieht[3]). Eben weil die Vergeltung zur Ehrensache erhoben wird, stösst aber die Beilegung der Blutfehden auf grosse Schwierigkeiten. Am leichtesten gelingt sie, wenn die Zahl der Tötungen und Verwundungen auf beiden

[1]) Guarmani, Itinéraire au Neged septentrional, im Bulletin de la Société de Géogr. Paris 1865. S. 283.

[2]) v. Maltzan, Sittenschilderungen aus Südarabien. Globus. Bd. 21. 1872. S. 123.

[3]) Bei den Kukis, einem südasiatischen Stamm, galten die Angehörigen des von einem Tiger Zerrissenen so lange entehrt, bis sie einen Tiger getötet hatten. Tylor, Anfänge der Kultur. Bd. 1. S. 282.

Seiten eine gleiche Höhe erreicht hat. Der Rest muss dagegen durch Geldeswert gesühnt werden. Die Anese-Beduinen fordern für das Blut eines Freien 50 weibliche Kamele, ein Reitkamel, eine Stute, einen schwarzen Sklaven, einen Panzer und eine Flinte, andere Stämme verlangen Gold im Werte von 50 Pfund Sterling, noch andere nur die Hälfte[1]).

Mildern sich die Sitten, so wird die Sühnung durch Geldeswert zur Gewohnheit, und es entwickelt sich daraus der Brauch des Wer- oder, was dasselbe sagen will, des Leutgeldes. Wo solche Bussen auferlegt werden, hat vormals überall Blutrache geherrscht. In Guinea wurde zu Bosmans[2]) Zeiten, also am Beginn des 18. Jahrhunderts der Totschlag jedes Freien mit schwerem Gelde gesühnt, welches den Verwandten zufiel. Wenig verträglich mit unserem Rechtsgefühl ist es, dass in Siam auf die Tötung eines Greises eine geringere Summe als auf die Tötung von rüstigen Männern gesetzt wird[3]). Unsere Vorfahren entrichteten das Wergeld teils an die Familie des Erschlagenen, teils an das Gemeinwesen[4]). Unter den Kaffern ist die Rechtsentwickelung schon so weit fortgeschritten, dass die Sühngelder nicht dem Beschädigten, sondern dem Häuptling zufallen, gleichsam als sei durch den Friedensbruch der Gesellschaftsverband, oder derjenige, der ihn vertritt, verletzt worden[5]). Dass die Angehörigen leer ausgehen, rechtfertigen sie mit dem schönen Worte: man könne sein eigen Blut nicht essen[6]). Die Blutrache fordert eine entsprechende Wiedervergeltung, nämlich nach den Bibelworten: Auge um Auge, Zahn um Zahn, Leben um Leben. Auch in der römischen Gesellschaft hat sich das Strafrecht aus dieser Vorstellung entwickelt, denn zur Zeit der Zwölftafelgesetze wurde noch immer, wenigstens bei schweren Körperverletzungen die Wiedervergeltung vollstreckt, wenn der Beschädigte nicht vorzog sich abfinden zu lassen[7]).

Wo irgend auf Erden der Mensch zu Brauch oder Genuss eine

[1]) Burckhardt, Notes on the Bedouins. London 1830. S. 87.

[2]) Guinese Goud-, Tand- en Slavekust. S. 159.

[3]) Broussard de Corbigny in Revue maritime et coloniale. Bd. 33. 1872. S. 73.

[4]) Tacitus, Germ. cap. 12: Pars multae regi vel civitati, pars ipsi, qui vindicatur, vel propinquis ejus absolvitur. Vgl. dazu J. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer. 2. Ausgabe. S. 652, und Geib, Lehrbuch des deutschen Strafrechtes. Leipzig 1861. S. 156.

[5]) Fritsch, Eingeborene Südafrikas. S. 97.

[6]) Maclean, Kafir Laws and Customs. Mount Coke 1858. S. 35.

[7]) Si membrum rupit, ni cum eo pacit, talio esto. Tab. VIII. fr. 2. Dirksen, Uebersicht der Zwölftafel-Fragmente. S. 517.

Sache ergriffen hatte, da hielt er sich von jeher für ihren Eigentümer. Ahnungen von den Rechten des Besitzers mangeln selbst in der Tierwelt nicht, in Bezug auf das Nest sind sie bei nistenden Vögeln vorhanden. Im Londoner Tiergarten bediente sich ein Affe mit schwachem Gebiss eines Steines zum Oeffnen von Nüssen und verbarg ihn nach jedesmaligem Gebrauch im Stroh, liess ihn auch von keinem andern Affen berühren[1]). Unser Fuhrmannsspitz bewacht die Güter seines Herrn und gebärdet sich aufs deutlichste als Schützer des Eigentums. Ein Beobachter wie Appun, der viele Jahre unter den Eingeborenen Guyanas gelebt hat, versichert, dass die Habe des Einzelnen von allen Mitbewohnern einer Hütte heilig gehalten werde[2]). Aber selbst Vorstellungen vom Recht an unbeweglichen Sachen entstehen in einer sehr frühen Zeit. Bei Jägern gilt das Revier immer als Gesamteigentum der Horde. Flüsse, Wasserfälle, Berge, Felsen und Bäume werden als Grenzzeichen von den Brasilianern benutzt[3]). Ein Duell zwischen zwei Botokudenhorden, welchem der Prinz von Neuwied beiwohnte, sollte als Sühne für den Einbruch in ein fremdes Revier dienen[4]). Bei den Australiern, auf welche die ältere Völkerkunde am tiefsten niederzublicken pflegte, wurde das Eigentum an Grund und Boden streng beachtet. Benilong, ein Eingeborener von Neu-Süd-Wales, hatte die Insel Memel (Goat Island der Engländer) von seinem Vater geerbt und gedachte sie einem Freunde zu hinterlassen[5]). Es kommen sogar Teilungen des Erbes bei Lebzeiten unter ihnen vor, und so streng wurden die Rechte des Eigentümers geachtet, dass niemand ohne Erlaubnis auf dessen Gebiete Bäume fällen oder Feuer anmachen durfte. Zustände, wo unter Menschen Eigentum nicht unterschieden worden wäre, liegen also jenseits der Grenze unseres Forschens. Wo der Acker von sesshaften Bewohnern bebaut wird, da sorgt man bereits für eine scharfe Teilung der Fluren. Auf den dichtbesiedelten nördlichen Nikobaren trifft man Grenzsteine, auf den südlichen, wo noch Raum genug ist, fehlen sie[6]). Unter den alten Bewohnern von Kumaná am karibischen Golfe sahen die Spanier die Felder mit baumwollenen Schnuren abgegrenzt, und jede Verletzung dieser Schranken wurde als ein Frevel angesehen[7]). Den Diebstahl be-

[1]) Darwin, Abstammung des Menschen. Bd. 1. S. 44.
[2]) Ausland. 1872. S. 682.
[3]) Martius, Ethnographie. Bd. 1. S. 81 f.
[4]) Reise nach Brasilien. Frankfurt 1820. Bd. 1. S. 370.
[5]) Dumont d'Urville, Voyage de l'Astrolabe. Bd. 1. S. 469.
[6]) Waitz, Anthropologie. Bd. 1. S. 440.
[7]) Petrus Martyr, De orbe novo. dec. VIII. cap. 6.

trachteten die Bewohner der Küste Venezuelas und der Antillen als das verwerflichste Verbrechen und bestraften ihn mit qualvollem Tode[1]). Zu den Ueberschwenglichkeiten despotischer Reiche gehört es, wenn die Krone in so dichtbevölkerten Gebieten wie im britischen und im malayischen Indien zum alleinigen Eigentümer von Grund und Boden erhoben, das Land aber an die Unterthanen nur verpachtet wird. Auch im alten China bestand diese Staatseinrichtung[2]). Ebenso war zur Inkazeit in Peru kein Eigentum denkbar, denn es herrschte dort eine strenge Gütergemeinschaft, oder besser, es gab nur einen einzigen Eigentümer, den Sonnensohn, der durch seine Beamten die Frohndienste den Unterthanen auferlegte und alle Erzeugnisse der Arbeit wieder unter sie verteilen liess. Uebrigens war diese Ordnung der Dinge nicht auf Peru beschränkt, sondern wie die Inkas verfuhren die Kaziken der Antillen[3]) und die Häuptlinge der Otomaken im heutigen Venezuela[4]). Wo den Häuptlingen göttliche Abkunft zugeschrieben wird und sie für höhere Wesen gelten, da kann ihnen gegenüber das Eigentum nicht streng aufrecht erhalten werden. Bei den Polynesiern und polynesischen Mischvölkern wird alles, was der Fürst betastet oder betritt, *tabu* oder unberührbar für jedermann, und es ist oft schon dargestellt worden, welchen lästigen Vorsichtsmaassregeln die Häuptlinge sich unterziehen mussten, um die unerwünschten Rechtsfolgen zu vermeiden, dass sie beispielsweise über Fluren hinweg getragen wurden, um deren Tabuirung abzuwenden.

Mit der Art des Nahrungserwerbes hängt am innigsten die Gliederung des Gemeinwesens zusammen. Wo sich der Mensch zum Menschen gesellt, da erhebt sich auch stets eine Obrigkeit. Am lockersten sind alle gesellschaftlichen Fesseln der herumstreichenden Jägerhorden Brasiliens, die aus wenigen, oft nur aus einer einzigen Familie bestehen. Aber auch diese haben ihr Revier zu beschützen und bedürfen wenigstens eines Anführers im Kriege. Bei allen Jägern und Fischern ist die Macht der Häuptlinge sehr beschränkt, oft nicht einmal erblich. Die Indianer Nordamerikas, die Australier, die Buschmänner, die Eskimos haben ihren Oberhäuptern nur den Schatten von Macht gegönnt. Die Jagd und der Fischfang sind eben diejenigen Erwerbsarten, zu denen der einzelne am wenigsten den Beistand von Mitmenschen bedarf. „In jedem Ameisenstaat“,

[1]) Gomara, Historia de las Indias. cap. 28 und 68.
[2]) Plath, Gesetz und Recht im alten China. München 1865. S. 18.
[3]) Peschel, Zeitalter der Entdeckungen. S. 192.
[4]) Gumilla, Orinoco ilustrado. P. I. cap. 11. S. 104.

ruft der Pater Gumilla[1]) mit Bezug auf die Indianer am Orinoko aus, „herrscht mehr Ordnung und Obrigkeit als bei den Völkerschaften, über die ich geschrieben habe.“ Günstiger urteilt ein anderer Jesuit, Charlevoix[2]), über die Indianer Nordamerikas. Ohne sichtbare Beherrscher, sagt er, geniessen sie alle Vorteile einer wohlgeordneten Regierung.

Hirtenstämme treffen wir meistens unter patriarchalischen Häuptern, denn die Herden gehören gewöhnlich nur einem Herrn, dem als Gesinde seine Stammesangehörigen oder ehemals unabhängige, später verarmte Herdenbesitzer dienstbar geworden sind. Dem Hirtenleben sind vorzugsweise, wenn auch nicht ausschliesslich die grossen Völkerbewegungen eigen, sowohl im Norden der alten Welt wie in Südafrika, die Geschichte Amerikas kennt dagegen nur Einbrüche von rohen Jägerstämmen in die lockenden Gefilde von Kulturvölkern. Dass ganze Völkerschaften ihre bisherigen Wohnstätten abbrechen, vorwärts drängen und grosse Erdräume durchwandern, ist überhaupt nur denkbar in Begleitung von Herden, welche auf dem Marsche die nötige Nahrung gewähren. Die Viehzucht auf Steppen nötigt ohnehin zum Wechsel der Weideplätze. Mit dem Sesshaftwerden und dem Ackerbau regt sich aber sogleich die Begierde nach Sklavenarbeit. Jäger, die nur unter beständiger Anstrengung sich und ihre Familien ernähren, können Unfreie nicht in ihrem Hausstande verwenden. Anders verhält es sich schon, wo Fischfang betrieben wird, denn dann treffen wir hin und wieder schon Sklaverei, wie an der Nordwestküste Amerikas bei den Konjaken und Koluschen, sowie bei den Aht der Vancouverinsel[3]), welche letzteren, beiläufig bemerkt, ihren Leibeigenen das Haar kurz scheeren. Früher oder später führt die Sklaverei stets zur Willkürherrschaft, denn derjenige, welcher die grösste Anzahl Sklaven besitzt, wird mit ihrem Beistande leicht alle Schwächeren unterdrücken. Sklaverei ist die Regel in ganz Mittelafrika, daher auch dort, wohin wir blicken, nur Despotien auf den Trümmern von Despotien erwachsen sind.

Mit der Unterscheidung von Freien und Unfreien gliedert sich die Gesellschaft in Stände, und selbst unter Negern, wenn auch selten, wie an der Goldküste oder im Kongolande, entsteht ein Adel[4]).

[1]) a. a. O. P. I. cap. 8. S. 70.

[2]) Nouvelle France. Bd. 3. S. 341.

[3]) Waitz, Anthropologie. Bd. 3. S. 313, 329. Sproat in Anthropol. Review. Bd. 6. London 1868. S. 369. Selbst bei den Botokuden will man kriegsgefangene Sklaven gesehen haben. Prinz zu Neuwied, Reise nach Brasilien. Bd. 2. S. 45.

[4]) Zucchelli, Missione di Congo. Venedig 1712. IX. 7. S. 148.

Das gleiche geschieht dort, wo eine erobernde Rasse sich einen fremden Volksstamm unterwirft. Dann werden die physischen Merkmale gewöhnlich zu Wahrzeichen der besseren Abkunft erhoben, wie ja der indische Ausdruck für Kaste, *varna*, soviel wie Farbe[1]), Hautfarbe nämlich, bedeutet. Wenn die Könige von Spanien einen eingeborenen Amerikaner in den Adelstand erhoben, so lautete die Formel, „er möge sich forthin als einen Weissen betrachten". Dass auch unter Jägerstämmen eine Scheidung nach vornehmer und niederer Abkunft eintreten solle, ist schwierig zu erklären. Bei den Australiern giebt es gleichwohl drei Kasten, die keine Zwischenheiraten verstatten[2]), obgleich nirgends beobachtet worden ist, dass Mitglieder einer Horde irgendwelche Bevorzugung genossen. Uebrigens ist noch sehr dunkel, was über das angebliche Patriziat unter diesen Menschenstämmen mitgeteilt wird[3]). Sollte diese Einrichtung nur auf die Koburg-Halbinsel im Norden beschränkt sein[4]), dann wäre sie einer Einwanderung aus den Inseln im Norden zuzuschreiben. Unter den Malayen nämlich, sowie bei den ihnen verschwisterten Polynesiern findet sich ein Adelstand, welcher letztere sich meistens wieder in viele Stufen gliedert[5]). Bei den Tonganern traf Mariner ausser den Fürsten einen hohen und niederen Adel und zwei Klassen von Plebejern[6]). Adelsvorrechte und Kastenwesen stehen auch bei papuanisch-polynesischen Mischvölkern, wie bei den Bewohnern der Fidschigruppe oder der Palauinseln, in üppiger Blüte. Da wir über die Zustände der unverfälschten Papuanen in Neu-Guinea noch lange nicht genügend unterrichtet sind, die Macht der Häuptlinge dort übrigens als sehr schattenhaft geschildert wird, die Neu-Kaledonier ferner, welche übrigens der Blutmischung nicht unverdächtig sind, ausser der Häuptlingswürde keine Standesunterschiede anzuerkennen scheinen, so dürfen wir es nur polynesischem Einflusse zuschreiben, wenn so viele papuanische Mischstämme nach Kasten sich gegliedert haben.

In Amerika treffen wir den Geburtsadel zunächst bei den Koluschen an der Küste des jetzigen Gebietes Alaska, sowie bei

[1]) Kuhn in Webers indischen Studien. Bd. 1. S. 331.

[2]) Earl in R. Geogr. Soc. Bd. 16. S. 240. Vergl. auch die merkwürdigen Satzungen der zentralaustralischen Schwarzen über ihre vier Volksklassen hinsichtlich der Heiratsverstattung und der Zugehörigkeit der Kinder bei Kempe in den Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle. 1883. S. 52.

[3]) Reise der Fregatte Novara. Anthropologie. Bd. 3. S. 8.

[4]) Waitz (Gerland), Anthropologie. Bd. 6. S. 789.

[5]) Beispielsweise in der Landschaft Holontalo in Nord-Celebes nach Riedel in der Zeitschrift für Ethnologie. 1871. S. 255.

[6]) Tonga Islands. Edinburgh 1827. Bd. 2. S. 87 f.

ihren Nachbarn, den Haidah der Charlotte-Inseln. Hier wie dort führen die Familien ihre Wappen, die aus Tierbildern bestehen[1]). Bei den südlicher sitzenden Stämmen der Nordwestküste Amerikas wurde die adelige Geburt an der künstlichen Abflachung des Kopfes erkannt, denn diese Auszeichnung gebührte nur, wie wir gesehen haben, den Freigeborenen[2]). Die Irokesen duldeten keine Standesunterschiede, die Algonkinen und ihre südlichen Nachbarn dagegen sonderten sich streng in Edle, Gemeine und Sklaven[3]). In Südamerika gründeten die Sonnensöhne Perus in ihrem Reiche einen doppelten Adel, denn ausser den zahlreichen Inkas oder Abkömmlingen des königlichen Blutes[4]) setzten sie in den eroberten Provinzen die Kurakas oder Ortshäuptlinge als Obrigkeiten ein, denen verstattet wurde sich das Ohr zu durchbohren, wie die Sonnenkinder[5]). Endlich finden wir bei den Guaranistämmen und bei den Abiponen am rechten Ufer des Paraguay eine scharfe Unterscheidung zwischen Leuten vornehmer und niederer Abkunft. Alte Frauen, berichtet Dobrizhoffer, deren Reichtum nur in den Runzeln ihrer Gesichter bestand, rühmten sich mit hohen Worten, dass sie nicht von gemeinen Eltern abstammten. Im Gespräche mit Adeligen wurden allen Zeit- und Hauptwörtern die Silben *in* oder *en* hinzugefügt, je nachdem die angeredete vornehme Person ein Mann oder eine Frau war[6]).

[1]) Waitz, Anthropologie. Bd. 3. S. 329. Ausland. 1868. S. 957.

[2]) S. oben S. 22.

[3]) Lafitau, Moeurs des sauvages amériquains. Bd. 1. S. 563.

[4]) Clements Markham vermutet, dass der Inkatitel ursprünglich nicht blos dem Herrscherhause, sondern allen Stammhäuptern des Inkavolkes zugekommen sei. Journ. of the R. Geogr. Soc. London 1871. Bd 41. S. 288.

[5]) Garcilasso, Comentarios. lib. I. cap. 21 und 22.

[6]) Geschichte der Abiponer. Bd. 2. S. 236.

IX.

Die religiösen Regungen bei unentwickelten Völkern.

Auf allen Gesittungsstufen und bei allen Menschenstämmen werden religiöse Empfindungen stets von dem gleichen inneren Drang erregt, nämlich von dem Bedürfnis, für jede Erscheinung und Begebenheit eine Ursache oder einen Urheber zu erspähen. Dazu gesellt sich bei den kindlich gebliebenen Völkern das Unvermögen, die Gegenstände der sinnlichen Wahrnehmungen anders als beseelt zu denken. Dass sie selbst Steinen und Felsen Willenshandlungen und menschliche Empfindungsfähigkeit zutrauen, werden wir sofort zu erwähnen haben. Nicht blos den Tieren, sondern auch den Gewächsen schreiben die Dajaken Borneos ein seelenhaftes Wesen, *semungat* oder *semungi* geheissen, zu. Kränkelt eine Pflanze, so sehen sie darin eine zeitweilige Abwesenheit ihres unsichtbaren Ichs, und wenn der Reis verfault, so ist seine Seele entwichen[1]). Als der Missionar Phillips an einem schwülen Tage gegen einen jungen Feuerländer über die Tageshitze klagte, rief der Knabe ärgerlich[2]): „Sprich nicht, die Sonne sei heiss, gleich verbirgt sie sich und der Wind weht kalt!“ Das Spiel einer musikalischen Dose hielten nordamerikanische Indianer für das Werk eines inwohnenden kleinen Geistes; der Geistesverwandtschaft halber meinten Eskimos, die Spieldose sei das Junge einer Drehorgel[3]). Werden daher die Dinge der Aussenwelt als beseelt, als willensmächtig und als leidenschaftlich vorgestellt, so können sie auch als Anstifter von Unfällen gelten, deren wahre Ursache sich dem Denkvermögen entzieht. Was bei solchen Stimmungen unter unentwickelten Menschenstämmen

[1]) Spenser St. John, Life in the forests of the Far East. Bd. 1. S. 177 f.

[2]) Ausland. 1861. S. 1011.

[3]) Prinz Maximilian zu Wied, Reise in das innere Nordamerika. Koblenz 1839. Bd. 1. S. 623.

im Dunkel der Gemüter sich vollzieht, wird durch eine oft benutzte Mitteilung des afrikanischen Reisenden Lichtenstein[1]) hell beleuchtet. Der Häuptling einer Kaffern-Horde, der Amaχosa, hatte von einem gestrandeten Anker ein Stück abbrechen lassen. Bald nachher starb der Mann, welcher seinen Befehl ausgeführt hatte, und da nun, wie wir beiläufig hinzusetzen wollen, eine ganze Reihe von Völkern aller Erdteile, zu denen auch die Kaffern gehören, jeden Tod eines Menschen übernatürlichen Ursachen zuschreibt, so genoss der verletzte Anker von jener Zeit an stets die Ehrfurchtsbezeigungen der Amaχosa. Die Australier in Neu-Süd-Wales halten es für einen Frevel in der Nähe von Felsen zu pfeifen, denn — so erzählten sie Dumont d'Urville[2]) — es hätten einst etliche der Ihrigen am Fusse einer Steinwand gepfiffen und wären deshalb durch herabstürzende Blöcke erschlagen worden[3]). Die Redensart, dass sich schon vom Klange der Glöckchen am Halse der Maultiere die Lawinen lösen sollen, beruht ganz sicherlich nicht auf Erfahrung, sondern deutet auf einen alten Aberglauben im Stile des eben erwähnten australischen, ebenso wie der Kalmüke es für ein Verbrechen hält im Herbst oder Winter zu pfeifen, weil seiner Meinung nach dadurch unfehlbar Sturmwetter und Schneefall herbeigelockt werde[4]). Ferner gehört hierher, dass die papuanischen Bergvölker oder Wuka in Neu-Nuinea ihre Schwüre bei einem hohen Berge ablegen, der sie im Falle des Meineides überschütten möge[5]). Am Attaranflusse in Pegu sollte etwa 40 Jahre vor dem Besuche der Gräfin Nostitz[6]) ein gewaltiger Thinganstamm zum Aushöhlen eines Kriegsbootes gefällt werden. Beim Umsinken erschlug er unglücklicherweise über hundert Menschen. Sogleich wurde die Stelle als ein Zauberort betrachtet, und auf dem Stumpfe des Baumes eine Kapelle für die Nat oder Waldgeister errichtet. Als im Jahre 1698 der König von Kumassie starb und ihm bald nachher sein bitterer Feind, der holländische Oberfaktor des Forts Elmina, ins Grab nachfolgte, sahen die Neger, die ihre Abgeschiedenen als göttliche Wesen verehren, in dem Tod des letzteren ein Werk ihres vorausgegangenen Fürsten[7]). Dem

[1]) Reisen im südlichen Afrika. Berlin 1811. Bd. 1. S. 411.

[2]) Voyage de l'Astrolabe. Bd. 1. S. 463.

[3]) Sehr merkwürdig ist es, dass auch auf den Tongainseln jedes Pfeifen als unehrerbietig gegen die Götter vermieden wurde. Mariner, Tonga Islands. Bd. 2. S. 124.

[4]) Bergmann, Streifereien unter den Kalmüken. Riga 1804. Bd. 2. S. 264.

[5]) Finsch, Neu-Guinea. S. 86.

[6]) Helfers Reisen in Vorderasien und Indien. Bd. 2. S. 155.

[7]) Bosman, Guinese Goud-, Tand- en Slavekust. Bd. 1. S. 152.

Kaiser Nero hatte eine unbekannte Person ein kleines Bild eines Mädchens gegeben als Schutzmittel gegen Verrat, und da er bald darauf eine Verschwörung gegen sein Leben entdeckte, so beschloss er dieses Bild in Zukunft als die höchste Gottheit zu verehren durch dreimaliges Opfer an jedem Tage[1]). Sehr leicht erkennen wir in allen diesen Fällen eine Schwäche des Denkvermögens, als müssten Begebenheiten, die der Zeit nach auf einander folgen, in einem ursächlichen Zusammenhang stehen. So verehrten auch die Itelmen Kamtschatkas die Bachstelzen als Verbreiter des Frühlings, weil mit ihrer Ankunft die bessere Jahreszeit sich einstellte[2]), und unsere Vorfahren müssen einen ähnlichen logischen Fehler begangen haben, wie uns die Redensart bezeugt, dass eine vereinzelte Schwalbe den Sommer nicht bringe. Stets also waren es die Urheber erschreckender oder ersehnter Begebenheiten, welche die religiöse Verehrung auf sich zogen. Von dem viel gefeierten König Tezcucos Netzahualcoyotzin versichert uns ein eingeborener mexikanischer Geschichtschreiber, er habe einen unbekannten Gott verehrt unter dem Namen *Ursache der Ursachen*[3]). Es ist also der Drang nach einem unsichtbaren Urheber, der dazu führt, auch leblosen Gegenständen, da sie für beseelt gehalten werden, eine göttliche Verfügung über die Schicksale der Menschen beizumessen. So erklärt sich ungezwungen der Ursprung des Fetisch-Wesens. Fetisch[4]) heisst eigentlich nur ein von Menschenhand gemachter Zaubergegenstand. Oberflächliche Beobachtung verschuldete das Missverständnis, dass die zuerst bei den Negern gesehenen Fetische Götzen seien, die Negerreligion in nichts als Fetischdienst bestehe. Jetzt wissen wir, dass Fetische gerade beim Neger vielmehr den Sinn von Amuleten haben, Träger zauberischer Kräfte, nicht diese selbst, noch viel weniger Götzen bedeuten. Will man Fetisch in erweitertem Sinn alles nennen, was betrachtet wird als von überirdischen Mächten geweiht, so giebt es keine Religion ohne Fetischismus, aber noch nie ist andererseits eine Religion unseres Wissens in letzterem aufgegangen[5]). Geleugnet soll indessen nicht werden, dass überall die Versuchung

[1]) Suetonius, Nero. cap. 56.

[2]) Steller, Kamtschatka. S. 280.

[3]) Ixtlilxochitl, Histoire des Chichimèques. Bd. 1. S. 354. Prescott, Conquest of Mexico. Bd. 1. S. 193.

[4]) Fetisch ist eine Verstümmelung des portugiesischen Wortes *feitiço* (abgeleitet vom lateinischen *facticius* = gemacht, künstlich), womit die portugiesischen Seefahrer des 15. Jahrhunderts die vermeintlichen Anbetungsgegenstände der westafrikanischen Neger bezeichneten. Vergl. Max Müller, Vorlesungen über den Ursprung und die Entwicklung der Religion. Strassburg 1880. S. 68 f.

[5]) Max Müller a. a. O. S. 115—120, 135.

nahe lag, Dinge, in denen man Ueberirdisches, also Göttliches, wohnhaft glaubte, in vergröberter Auffassung zuletzt götzendienerisch selbst für Götter zu erachten. Zeigte sich uns doch soeben ein Herrscher über das römische Weltreich als Fetischdiener.

Was die geisterspähenden Blicke des Wilden an sich zieht, kann ihm zum Sitze einer Gottheit werden. Stücke von Pflanzen, Schlangenhäute, Federn, Klauen, Muscheln, steinerne Pfeifen, lebendige Geschöpfe, ganze Tierarten, kurz was immer den rothäutigen Indianer nach vorausgehendem Fasten zuerst als Traumbild zu fesseln vermag, erkennt und verehrt er fortan als seinen Schutzgeist[1]). Auf den Palauinseln können göttlich verehrte Geister die Form von Tieren, Bäumen, Steinen annehmen, die dann ihre Amlais, d. h. ihre Fahrzeuge, genannt werden. Jeder Palauinsulaner erbt einen dieser Geister, welcher in eine Tierart verkleidet ist, als seinen Schutzgeist. Die Mutter sagt ihm frühzeitig, welche Fisch-, Schlangen- oder Vogelart sein Schutzgeist ist, von derselben darf er nie essen oder auch nur für andere zur Speise vorrichten, aber göttliche Verehrung durch Gebet oder Opfer hat er ihr nicht zu erweisen[2]). Unveredelt bleibt der Mensch nur, so lange sich seine Anbetung tragbaren Sachen zuwendet, weil diese samt ihrer vermeintlichen göttlichen Kraft in den Besitz eines Inhabers übergehen können. Die Dienstfertigkeit solcher Schutzgeister geniesst dann der Eigentümer. Laban, der seine Hausgötzen vermisst, jagt dem Erzvater Jakob nach, und Rahel, die sie entwendet hat, weiss durch Schlauheit sie dem Nachsuchenden zu verbergen. Lange nach der mosaischen Gesetzgebung, bis zu Davids Zeiten hüteten die Hebräer ihre Teraphim oder Penaten noch im Hause[3]). Selbst wo die reinsten Gottesgedanken schon die Gemüter gewonnen haben, hängt das Herz doch immer noch mit Zähigkeit an dem alten Hausrat seiner kindischen Verehrung fest, und es soll das Volk noch gefunden werden, welches sich völlig vom Aberglauben, das heisst von den Ueberresten früherer Religionsschöpfungen gereinigt hätte.

Einem Städte-Erbauer aus der nebelhaften Vorzeit Turkestans, Namens Sekedschket, brachte seine chinesische Gemahlin als Aussteuer etliche Fetische mit und in Bochara wurden zu Zeiten Götzenmärkte abgehalten[4]). Gehört der Fetisch zum beweglichen Eigentum oder gleichsam zum Gesinde des Hausherrn, so wird er für

[1]) Charlevoix, Nouvelle France. Bd. 3. S. 346.

[2]) Journal des Museum Godeffroy. Heft 4. Hamburg 1873. S. 48.

[3]) 1. Regum cap. 19. v. 13—16. Ewald, Israelitische Geschichte. Bd. 1. S. 372

[4]) Vámbéry, Geschichte Bocharas. Bd. 1. S. 2, 16.

seine angebliche Verstocktheit oder Bosheit bestraft, so oft er die Wünsche des Bittenden nicht erhört. Wenn dem Ostjaken ein Unglück widerfährt, wirft er seinen Götzen zu Boden, schlägt, misshandelt oder bricht ihn in Stücke[1]). Der letzte heidnische Lappe in Europa, Namens Rastus, hatte um die Mitte unseres Jahrhunderts seinem göttlichen Bautasteine einmal das gewohnte Branntweinopfer entzogen. Kurz nachher verlor er durch Blitzstrahl zwei Rene. Zornig warf er die Fleischstücke der zerlegten Tiere dem Götzen zu mit den Worten: „Nimm, was du dir geschlachtet hast!" — und kehrte ihm den Rücken, um zum Christentum überzutreten[2]). Vor jedem grossen Unternehmen schreitet der Neger Guineas, wenn kein älterer und erprobter vorhanden ist, zur Wahl eines neuen Fetisch, und worauf sein Auge beim Heraustreten aus dem Hause fällt, sei es ein Hund, eine Katze oder ein anderes Geschöpf, das erwählt er zum Abgott, dem sogleich Opfer gebracht werden. Glückt das Unternehmen, so steigt das Ansehen des Fetisch, misslingt es, so kehrt er wieder in den vorigen Stand zurück[3]).

Zu den leblosen Dingen, welche menschliche Andacht auf sich zogen, gehörten allerorten die Steine. Niemand wird überrascht werden, dass Meteoriten, die beim Herabfallen glühend in den Erdboden einschlugen, gern angebetet wurden. Ein Stein, der bei Chicomoztotl oder den *Sieben Höhlen*, einem wichtigen Ort in der mythischen Topographie der Alt-Mexikaner, herabfiel, wurde von diesen als ein Sohn des Götterpaares Ometeuctli und Omecihuatl verehrt[4]). Der schwarze Stein, das grösste Heiligtum der Mohammedaner in Mekka, soll anfangs hell geleuchtet, wegen der Sündhaftigkeit des Menschengeschlechts sich aber bald schwarz gefärbt haben[5]). Er ist ganz sicherlich der Rest eines Fetischdienstes der vorislamitischen Araber, wie der Stein, welcher jetzt eingemauert in der Omar-Moschee zu Jerusalem den Propheten gen Himmel getragen und dann herabgefallen sein oder vielmehr noch jetzt in der Luft schweben soll[6]). Aus anderen leicht zu deutenden Vorstellungen werden Steine von Phallusgestalt, vielleicht vereinzelt gebliebene Säulen eines Basaltganges auf den Fidschi-Inseln verehrt[7]). Noch neuerlich wurde Theodor Kirchhoff in Oregon ein Felsblock gezeigt,

[1]) Pallas, Voyages. Paris 1793. Bd. 4. S. 79.
[2]) Globus. Bd. 23. 1873. S. 35.
[3]) Bosman, Guinese Goud-, Tand- en Slavekust. Bd. 2. S. 153.
[4]) J. G. Müller, Amerikanische Urreligionen. S. 517.
[5]) Sepp in der Allgem. Zeitung. 1872. S. 4462.
[6]) Baierlein, Nach und aus Indien. S. 125.
[7]) Williams, Fiji and the Fijians. Bd. 1. S. 220.

zu welchem die Umpkwa-Indianer wallfahren. Die Propheten in Israel und die frommen Könige in Juda eiferten unablässig gegen den Dienst der ***Höhen***, worunter ein hoher Steinkegel, das Sinnbild des Heiligsten, zu verstehen ist[1]). Schon Jakob salbte den Stein zu Bethel, auf dem er geruht hatte. Im keltischen Europa begegnen wir den Steinkreisen als Andachtsstätten und den trilithischen Cromlechs oder Steintischen, die entweder als Opferstätten dienten oder unter denen der Gläubige hindurchkriechen sollte. An jene keltischen Steinkreise erinnert aus der samoanischen Vorzeit mitten im Wald des Inneren Upolus ein Ring von Basaltsäulen, welcher eine in der Mitte aufgerichtete Steinsäule umgiebt[2]). Noch im Jahre 567 musste ein Konzil in Tours den Kirchenbann gegen die Fortsetzung des Steindienstes androhen, ja in England ergingen solche Verbote im 7. Jahrhundert von Theodorich, Erzbischof von Canterbury, im 10. von König Edgar, im 11. noch von Knud[3]). Verzeihlicher wird in unseren Augen diese Verirrung, wenn die Andacht sich auf Bergspitzen erstreckt. Wir denken dabei weniger an Heiligung gewisser Gipfel, wie des Olymp als Sitz der epischen Götter oder wie des Sinai als Berg der Gesetzgebung, wollen aber nur in Bezug auf letzteren erwähnen, dass auf der Höhe des Serbâl ein Steinkreis sich befindet, den die Beduinen nur mit abgelegten Schuhen betreten[4]). Das gleiche ist der Fall mit dem benachbarten Dschebel Munâdschât, den die Araber *Berg des Zwiegesprächs* (nämlich Moses mit Jahve) nennen und in dessen Steinkreis sie Weihgeschenke niederlegen[5]). Die Verehrung von Fussabdrücken, wie der des Gottes Tezcatlipoca, den die Alt-Mexikaner bei Quauhtitlan zeigen[6]), oder der des Tütii auf Samoa[7]), oder endlich der des Buddha auf dem Adamspik Ceylons gehören jedoch nicht hierher, sondern sind nur Spielarten der Reliquienverehrung. Wir erwähnen dagegen den Schamanenstein der mongolischen Buräten, einen Felsen auf der Halbinsel Olchon im Baikal-See, den Felsblock bei Dudino, dem die Samojeden opfern, indem sie sagen, einen so schweren Stein könne doch nur der Schöpfer persönlich dahin gebracht haben[8]), sowie den Berg Tyrma oder Tirmak, bei dem die Guantschen, die Ur-

[1]) Ewald, Geschichte des Volkes Israel. 3. Aufl. Bd. 3. S. 418.

[2]) Schmeltz und Krause, Die ethnographisch-anthropologische Abteilung des Museum Godeffroy. S. 475.

[3]) Lubbock, Origin of civilization. S. 209.

[4]) Rüppell, Reise in Abyssinien. Frankfurt 1838. Bd. 1. S. 127.

[5]) Ebers, Durch Gosen zum Sinai. S. 204.

[6]) J. G. Müller, Urreligionen. S. 578.

[7]) Tylor, Urgeschichte. S. 147.

[8]) Finsch, Reise nach West-Sibirien. S. 559.

bewohner der kanarischen Inseln, ihre höchsten Eide schwuren und von dem Begeisterte freiwillig als Opfer sich herabstürzten [1]). Wenn Pausanias Verehrung von Steinen bei den Bewohnern Pharäs noch vorfand und ein anderesmal äussert, in Vorzeiten hätten sämtliche Hellenen statt Bildern Steine verehrt [2]), jedoch hinzufügt, dass sie ihnen die Namen ihrer vergötterten Naturkräfte beilegten, so ist es fraglich, ob wir es hier mit einem echten oder auch nur mit der Hinterlassenschaft eines echten Steindienstes zu thun haben.

Hat die Verehrung von Steinen für deutsches Verständnis etwas Fremdartiges, so regt sich viel beifälliger in uns das alte Heidenblut, so oft wir vernehmen, dass Bäume oder Haine als Gottheiten oder Sitze von Gottheiten aufgefasst wurden, denn noch heute verstehen wir die Empfindungen unserer Voreltern, als der heilige Bonifacius die Sachseneiche fällte. Das Flüstern im stillen, das Rauschen im erregten Walde, das Brechen oder Knarren des Holzes, der sichtliche Kampf einer entlaubten Krone mit ihren knorrigen, gelenkreichen Aesten im Sturme erweckt die Täuschung, als stehe man einer belebten Persönlichkeit gegenüber, und nur allzu willig gönnen wir uns den Trug, übersinnlichen Mächten uns physisch nähern zu dürfen. Ehemals war der Baumdienst über die ganze Erde verbreitet, so weit sie Bäume trug. Noch jetzt steht am Loch Siant auf der schottischen Insel Skye ein Eichengehölz, von dem seiner Heiligkeit wegen kein Zweig gebrochen werden darf [3]). Wo eine Zeder im Föhrenwalde vereinzelt aufragt oder wo sieben Lärchen eine Geschwistergruppe bilden, naht sich ihnen der Samojede in ehrfürchtiger Stimmung, dem Ostjaken wiederum sind Bäume heilig, auf denen Adler mehrere Jahre nach einander genistet haben [4]). In den Hainen der Mundakhol, eines dravidischen Volksstammes Indiens, darf kein Zweig verletzt werden [5]). Noch jetzt trifft man jenseits des Jordan Bäume, von denen Weihgeschenke, vorzüglich Haarflechten, herabwehen [6]). Auf seinem Marsche nach Sardes in Lydien behing Xerxes eine heilige Platane mit Goldschmuck und bestellte zu ihrem Schutze einen Hüter [7]). Im äquatorialen Afrika empfangen wiederum die gewaltigen Affenbrodbäume oder Adansonien

[1]) Peschel, Zeitalter der Entdeckungen. S. 54.

[2]) Pausanias, lib. VII. cap. 22.

[3]) Lubbock, Origin of civilization. S. 192.

[4]) Castrén, Ethnologische Vorlesungen. S. 115. Pallas, Voyages. Bd. 4. S. 81.

[5]) Zeitschrift für Ethnologie. 1871. S. 333.

[6]) Wolff im Ausland. 1872. S. 308.

[7]) Herodot, lib. VII. cap. 31.

fromme Gaben. Adolf Bastian sah den gleichen Gebrauch in Birma[1]), in Mexiko wird nach Tylor eine heilige Zypresse auf diese Weise verehrt, am westlichen Kolorado nach Möllhausen[2]) eine Eiche, am Ausfluss des oberen Sees steht die grosse Esche, welcher die rothäutigen Indianer ihre Opfer bringen, wie dem vereinzelten Wallitschu-Baum auf den Pampas unweit Patagones (Carmen), welchen Charles Darwin[3]) besuchte. Wir erinnern schliesslich an den Hain von Dodona, an die homerische Platane zu Aulis, von der Pausanias[4]) noch Reste sah, an die Verehrung der Pipal *(Ficus religiosa)* und der indischen Feige *(F. indica)* von Seiten der brahmanischen Hindus und der Buddhisten, an die geweihte Espe der Kirgisen[5]), an den letzthin gefällten Birnbaum auf dem Walser-Felde, sowie an die Weltesche Yggdrasil in unseren Mythen. Etwas anderes ist es, wenn sich die Baumverehrung an das Verweilen geheiligter Personen knüpft, wie es der Fall war mit dem Hain bei Mambre, weil Abraham dort rastete, oder mit der Sykomore bei Matarieh, unter deren Schatten die Madonna auf der Flucht nach Aegypten geruht haben soll. Je nach der Art der Weihgeschenke hatte die Verehrung der Bäume einen anderen Sinn. Wenn die Araber in den heidnischen Zeiten vor den Bäumen opferten und ihre Waffen an ihnen aufhingen[6]), so galt ihnen der Baum als Sitz einer Gottheit oder als Gott selbst, wenn dagegen Mungo Park[7]) in den Mandingoländern Bäume mit Läppchen und Zeugfetzen beladen sah, so bemerkt schon Bosman[8]), dass in Guinea die heiligen Haine oder Bäume besonders zu Zeiten von Seuchen besucht werden. Tylor hat uns belehrt, dass auch in Europa der Wahn herrscht, man könne aus dem Hause des Kranken sein Uebel mit einem Stück seiner Habe hinweg und auf einen anderen Gegenstand, einen Baum, am liebsten wohl auf einen Menschen übertragen. In Südeuropa bieten junge Mädchen dem Reisenden oft Blumensträusse feil, die aber aus dem Hause eines Kranken stammen[9]). Der Verfasser erinnert sich, dass man ihn in der Knabenzeit streng gewarnt habe,

[1]) Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. Bd. 5. Berlin 1868. S. 291. Bowers, Bhamo-Expedition. Berlin 1871. S. 27.

[2]) Vom Mississippi nach der Südsee. S. 387.

[3]) Journal of Researches. London 1845. 2. Aufl. S. 68.

[4]) Pausanias, lib. IX. cap. 19 und Ilias II. v. 307—316.

[5]) Nöschel, Reisen in die Kirgisensteppe. Beiträge zur Kenntnis des Russ. Reiches. Bd. 18. S. 154.

[6]) Krehl, Die Religion der vorislamitischen Araber. Leipzig 1873. S. 73.

[7]) Reisen im Innern von Afrika. Berlin 1799. S. 36, 59.

[8]) Guinese Goud-, Tand- en Slavekust. Bd. 1. S. 144. Bd. 2. S. 155, 170.

[9]) Tylor, Anfänge der Kultur. Bd. 2. S. 150.

nie eine Blume aufzuheben, die auf dem Wege liege, „denn man könne nicht wissen, mit welcher Krankheit derjenige behaftet gewesen sei, der sie weggeworfen habe“. Wohlverstanden, es erstreckte sich dieses Verbot ausschliesslich auf Blumen. Die Suaheli in Ost-Afrika bringen den Krankheitsdämonen Opfer in Lebensmitteln, die sie aber nicht selbst geniessen, sondern irgendwo an einem Fussweg niederlegen, damit ein Vorübergehender sie verzehre und somit die Seuche sich auflade[1]). Unter den Papuanen begegnen wir sogar dem Wahnglauben, dass man Bananenschalen oder ähnliche Speisereste sorgfältig verbergen oder gleich verbrennen müsse, weil sonst ein Feind durch dieselben einem irgend welche Krankheit anzaubern könne[2]).

Von allen Tieren haben die Schlangen am häufigsten Verehrung genossen, nirgends aber war die Schlangenanbetung oder die Naga-Religion so weit verbreitet wie in Indien, wovon Ortsnamen wie Nagapur, Wildschanagara, Baghanagara Zeugnis ablegen. Noch heutigen Tages empfangen die Kobra oder Brillenschlangen am Nagapanschmi-Feste öffentliche Verehrung von den Brahmanen. Auch Mose hat in einer schwachen Stunde die eherne Schlange anfertigen lassen, die mit den anderen Heiligtümern nach Jerusalem wanderte, wo sie erst der fromme König Hiskia um 720 v. Chr. aus dem Tempel entfernte. Selbst innerhalb des Christentums treffen wir auf die Sekte der Ophiten, welche den Schlangendienst fortsetzten oder erneuerten, wenn nicht das meiste, was ihnen aufgebürdet wird, auf Verleumdung beruht[3]). Die Schlangenverehrung erfreut sich noch voller Lebenskraft im Negerreiche Dahome[4]) und hat sich mit der Sklaverei nach der neuen Welt verbreitet, wo sie neuerlich auf Haiti wieder üppig aus den Wurzeln getrieben haben soll.

Das fliessende Wasser ist, abgesehen von der weitverbreiteten Verehrung von Quellen und namentlich der Gesundbrunnen, als etwas Göttliches hauptsächlich von den Hindus betrachtet worden. Da, wo Ganges und Dschamna aus Gletschern hervorbrechen, also in grossartiger Hochgebirgseinsamkeit, oder auch im Flachlande über dem Weiher mit der Narbada-Quelle stehen Heiligtümer und Wallfahrtsorte[5]). Dem Baden in den heiligen Strömen wird eine beseligende Wirkung zugeschrieben, und es fehlt nicht an frommen Hindus, die Ganges-Wasser von Benares bis nach Ramesseram, nahe

[1]) Journal of the Anthropological Institute. Bd. 1. S. 148.
[2]) Powell, Unter den Kannibalen von Neu-Britannien. S. 150.
[3]) Tylor, Anfänge der Kultur. Bd. 2. S. 243.
[4]) Bosman, Guinese Goud-, Tand- en Slavekust. Bd. 2. S. 155—170.
[5]) v. Schlagintweit, Indien und Hochasien. Bd. 1. S. 161.

der Südspitze Indiens, eine Entfernung, um weniges kürzer als die zwischen Madrid und Berlin, zu den Abwaschungen der heimatlichen Götzenbilder herbeitragen [1]). Auch den Bewohnern Altpersiens war das fliessende Wasser heilig, aber im Gegensatze zu den Hindus suchten sie jede Verunreinigung von ihm abzuwenden, so dass die Errichtung von Brücken, welche das Durchwaten der Flüsse beseitigte, zu den frommen Werken gehörte [2]).

Wenn selbst die Gottheiten der Meere nicht ganz sicher waren vor den Züchtigungen des rohen Menschen, wie der persische Grosskönig den Hellespont mit Ruten peitschen liess [3]), so versprach es Besseres, als die Menschen den Blick erhoben, um im gestirnten Himmel, dem für keine Menschenhand erreichbaren Höchsten, was man erblickte, die unbekannten Urheber zu suchen. Der Kultus von Sonne, Mond und Sternbildern, bei mongolischen Völkern Nord-Asiens vielfach anzutreffen, hat sich von dort über beide Hälften Amerikas verbreitet. Wenn auch die religiösen Erregungen viel früher innerhalb der menschlichen Gesellschaften auftreten als die Unterscheidung zwischen dem Guten und Bösen, also durchaus nichts zu schaffen haben mit späteren Sittengesetzen, so werden doch, sobald einmal zwischen Gliedern desselben Verbandes der Verkehr durch strenge Gewohnheiten geordnet worden ist, die menschlichen Satzungen aus Geboten der Gottheit abgeleitet, und von diesem Wendepunkte an wird die Religion das wirksamste aller Erziehungs- und Veredlungsmittel [4]). Unbewusst, indem er die Gottheit sittlich zu verherrlichen strebt, arbeitet der Religionstrieb an der Läuterung der menschlichen Gesellschaft. Erweitern wir den Begriff des Fetisch auf alle verehrten sichtbaren Gegenstände, so verspricht unter allen Fetischen die Sonne, als Sinnbild alles Reinen und Klaren, die Würde des menschlichen Verkehrs am kräftigsten zu heben. Wir denken dabei vorzüglich an die Herrschaft der peruanischen Inkas, die sich eine Abstammung von dem Tagesgestirn beilegten und durch Eroberungen ihre strengen Staatsgesetze und eine achtungswürdige Halbkultur von Quito bis nach Chile ausgedehnt haben. Aber schon der Apatsche zeigt auf die Sonne und spricht zu dem weissen Manne: „Glaubst Du nicht, dass diese Gottheit sieht, was

[1]) **Graul**, Reise nach Ostindien. Bd. 4. S. 43.

[2]) **Duncker**, Geschichte des Altertums. Berlin 1853. Bd. 2. S. 372.

[3]) **Herodot**, lib. VII. cap. 34, 54.

[4]) Aehnlich äussert **Fritz Schultze** (Der Fetischismus. Leipzig 1871. S. 123): „Darin, dass der Wilde so knechtisch unter der Gewalt seines Mokisso (Fetisch) und seines Gelübdes steht, liegt ein grosses pädagogisches Element des Fetischismus. Der Wilde legt sich Pflichten auf — er zügelt sich.“

wir thun, und uns bestraft, wenn es böse ist[1])?" Eine Huronenfrau, die aus dem Munde eines christlichen Priesters die Vollkommenheiten Gottes hatte preisen hören, brach in die Worte aus: „Immer hatte ich im stillen gedacht, dass unser Areskui (womit sie die Sonne und den grossen Geist bezeichnete) so sein sollte, wie Du Gott geschildert hast[2])."

Die Sonne ist nicht blos ein sichtbarer Gegenstand, sondern auch der Sitz von Naturkräften, und daher führt der Sonnendienst hinüber zur Anbetung von Erscheinungen, die nicht mehr unmittelbar wahrgenommen, sondern nur an ihren Wirkungen erkannt werden können. Dieses Fortrücken des Kausalitätsdranges bezeichnet einen grossen und erfreulichen Entwickelungsabschnitt bei jedem Volke, das ihn erreichte. Den Verehrern von Bäumen konnte auf die Dauer nicht die Erfahrung erspart bleiben, dass Altersersehöpfung oder vor dieser die Verheerung durch holzzehrende Parasiten oder ein Wetterstrahl den Pflanzengott vernichtete. Im letzteren Falle namentlich musste man sich eingestehen, dass über geringeren und vergänglichen noch höhere Mächte walteten. Völker, die Naturkräfte verehren, müssen aber schon deswegen eine grössere geistige Reife erlangt haben, weil nur solche Erscheinungen in der Körperwelt auf göttliche Thätigkeiten zurückgeführt werden, deren natürliche Ursachen zu ergründen dem menschlichen Verstande nicht gelungen war. Es musste also der Versuch einer Erklärung vorausgegangen sein, während gedankenlose Gemüter überhaupt nicht auf solche Untersuchungen sich einlassen. Ueberwiegend bei ackerbautreibenden Völkern, wenn auch nicht bei allen, finden wir eine Verehrung der Naturkräfte. Ihnen waren die Vorgänge im Luftkreise die wichtigsten, weil von ihnen Ueberfluss oder Mangel abhing. Die Vergötterung der Kraft, also von etwas sinnlich nicht mehr Wahrnehmbarem, konnte sich nur innerhalb einer Priesterkaste oder als Geheimlehre rein erhalten, für die Uneingeweihten aber, welche die sinnige Rätselsprache des Naturdienstes nicht verstanden und die Allegorien als buchstäbliche Wirklichkeiten auffassten, musste das Unsichtbare Fleisch und Blut annehmen. Aus einem Eigenschaftsworte, welches der Kraft beigelegt wurde, entstand ein Eigenname des Göttlichen, aus dem Namen entsprang wieder die Vorstellung eines Geschöpfes, welches sogleich männlich oder weiblich gedacht wurde, je nach dem grammatischen Geschlechte der üblich gewordenen Benennung, und die einmal erregte Phantasie träumte nun den Götterroman weiter. Es zeigt sich dabei sogleich, dass der

[1]) **Fröbel** bei **Tylor**, Anfänge der Kultur. Bd. 1. S. 286.
[2]) **Lafitau**, Moeurs des sauvages amériquains. Bd 1. S. 127.

Typus der Sprache bei diesen Schöpfungen thätig eingriff. Sprachen also, die ein grammatisches Geschlecht unterscheiden, wie die des arischen, semitischen und hamitischen Völkerkreises, enthalten grosse Verlockungen zur Mythenbildung. Nur darf man die Leistungen der Sprache nicht überschätzen, namentlich nicht ausser Acht lassen, dass selbst in den arischen Sprachen einige der für religiöse Betrachtung wichtigsten Worte, wie Himmel, Vater, Mutter, Berg und Fluss, ursprünglich kein sprachliches Zeichen an sich trugen, welches sich auf ein grammatisches Geschlecht bezöge[1]). Auch finden wir Mythen von Göttern und Göttinnen bei Völkern mit geschlechtsloser Grammatik, wie bei den Polynesiern und bei den Bewohnern Mittel-Amerikas. So ist auch der geistvolle Bleek[2]) in den Irrtum geraten, Ahnendienst nur bei Völkern zu suchen, die sich der Präfix-pronominal-Sprache bedienen, während er sich doch bei den Chinesen findet, deren Sprache aller grammatischen Formen entbehrt.

Wie aber die Sprache den Mythus gleichsam automatisch ausbildet, hat Delbrück mit grossem Scharfsinn an dem Heroenmärchen Hippolyt und Phädra gezeigt, dem ursprünglich nichts zu Grunde lag als die Erscheinungen am Abendhimmel vom ersten Sichtbarwerden der Sichel bis zum Vollwerden der Mondscheibe. Es sei uns daher erlaubt, die Beweisführung kurz zu wiederholen. Hippolyt ist, wie auch ein schwacher Hellenist es erraten kann, die Bezeichnung für jemand, der mit gelösten oder ungeschirrten Rossen fährt. In der Welt der Dichtung thut dies allein der Sonnengott. Als Phädra dagegen, als die *leuchtende* oder *glänzende*, wird der Mond gepriesen, denn die unendliche Mehrzahl der Völker hat die Sonne immer als männlich, den Mond immer als weiblich gedacht und nur wenig andere, zu denen die Deutschen und Hottentotten gehören, die Geschlechter umgekehrt verteilt. Es bleibt bekanntlich die Mondsichel jeden späteren Tag hinter der westwärts eilenden Sonne um ein beträchtliches Bogenstück zurück. Nach längstens zwölf Tagen geschieht es dann, dass die Sonne eben sinkt, wenn der Vollmond ihr gegenüber am Gesichtskreise aufsteigt. Der wachsende Mond eilt also der Sonne scheinbar nach, vermag die schnellere aber nicht einzuholen. In der Sprache des aufkeimenden Mythus lautet aber die Schilderung dieses Vorganges: Hippolyt flieht Phädra. Als nun ein Geschlecht aufwuchs, welches Sonne und Mond mit anderen Eigenschaftswörtern bezeichnete, dem die ursprüngliche Bedeutung von Hippolyt und Phädra aus dem Ge-

[1]) **Max Müller, Vorlesungen über den Ursprung und die Entwicklung der Religion. S. 217.**

[2]) **Ueber den Ursprung der Sprache. S. 16.**

dächtnis entschwunden war, dem aber vielleicht ein Sprichwort das Fliehen des Hippolyt vor der nacheilenden Phädra erhalten hatte, dann durfte sich wohl die Frage regen, warum mag wohl Hippolyt Phädra fliehen, wenn sie, wie ihr Name es anpreist, in aller Schönheit ihres Geschlechtes leuchtet? Bei diesem Stande der Vorstellungen war nun, wie Delbrück hinzufügt, nichts weiter nötig zur Vollendung des Sagengewebes als der Gedanke: sollte vielleicht Phädra die Stiefmutter des Hippolyt gewesen sein? Einmal in diesem Sinne gestaltet, wurde der Mythus dann in die Schicksale von Theseus' Haus verflochten und eignete sich ganz vorzüglich als Stoff für ein Trauerspiel. Euripides, Racine und der Uebersetzer des letzteren, unser Friedrich Schiller, würden aber wahrscheinlich tief betroffen gewesen sein, wenn ihre Heldenpaare sich vor ihnen als Sonne und Mond entschleiert hätten. Etwas willkürlich darf es genannt werden, dass Hippolyt gerade aus Furcht vor einer Blutschande Phädra flieht, denn näher hätte es gelegen, sich zu denken, dass er bereits ein anderes Mädchen geliebt habe. Sehr merkwürdig ist es daher, dass auch in anderen Völkerkreisen genau die nämlichen Deutungen der erwähnten Naturbegebenheit gegeben werden. Die Khasia im nordwestlichen Indien erzählen, dass der Mond bei jedem neuen Wechsel in Liebe zu seiner Schwiegermutter, der Sonne, entbrenne, die ihm aber aus Abscheu Asche ins Gesicht wirft, daher auch seine Scheibe uns befleckt erscheint[1]). Die Eskimos wiederum lassen die Sonne, die sie als weiblich denken, dem Monde, ihrem Bruder, das Gesicht mit Russ beschmutzen, als er sie mit seiner Liebe bedrängt. Aehnlich behaupteten die Bewohner der Landenge von Darien, der sogenannte „Mann im Monde“ habe Blutschande an seiner Schwester verübt[2]).

Die Thätigkeit der Mythenbildung musste mit der Zeit, namentlich solange die Schrift noch nicht im Gebrauch war, den ursprünglichen Kern eines Naturdienstes völlig verdunkeln, so dass es schliesslich nötig wurde, die nämliche Kraft unter einem anderen Namen zur Göttlichkeit zu erheben, um sie abermals in menschenähnliche Gestalt einzukleiden. Daher kommt es wohl, dass bei den arischen Völkern so viele Gottheiten für das nämliche Rollenfach vorhanden sind und namentlich die Thätigkeiten des Luftkreises so vielfältig vertreten erscheinen. Alle diese Götterkreise aber verraten ein Streben nach einem höchsten Wesen, dem sich die anderen Mächte früher oder später unterordnen müssen. Es ist beispiels-

[1]) Dalton Hooker, Himalayan Journals. London 1854. Bd. 2. S. 276.
[2]) David Cranz, Historie von Grönland. Barby und Leipzig 1765. Bd. 1. S. 295. Petrus Martyr, De Orbe novo. dec. VII. cap. 10.

weise nicht möglich, dass ein geistig sich entwickelndes Volk beim Dienste der Sonne verharren könne, weil früher oder später ein Zweifel sich regen muss, den der Inka von Peru Huaina Capac († 1525 n. Chr.) ausgesprochen hat[1]), dass nämlich das Tagesgestirn unmöglich der Schöpfer aller Dinge sein könne, weil ja während der Nachtzeit die Entwickelung des Lebendigen ohne Unterbrechung fortschreite. An diesem Falle bewährt sich auch wieder unser Satz, dass alle religiösen Regungen nur aus dem Drange nach Erkenntnis eines Urhebers hervorgehen, und dass jede Verehrung einer Gottheit in dem Augenblicke erlischt, wo sie das Kausalitätsbedürfnis nicht mehr befriedigt. Besser und länger als bei der Sonne gelang es, an der Göttlichkeit des lückenlosen, beständig sich selbstbewegenden Himmels festzuhalten. Er wurde immer als männlich gedacht im Gegensatz zu der weiblichen fruchttragenden Erde. Himmel und Erde verehrten die Huronen, verehren noch jetzt die Chinesen, und Himmelsverehrung kommt auch bei Negern an der Westküste Afrikas vor[2]). Im Lateinischen gab es für Gott und Himmel[3]) dasselbe Wort, Jupiter ist wie *Ζεὺς πατήρ* sogar wörtlich der Djaus-pitâ, d. h. der Himmel-Vater des Veda[4]), die alten Perser nannten den ganzen Himmelskreis, dem sie auf den Gebirgsgipfeln opferten, Zeus[5]), ähnlich wie die Griechen den Regen aus ihrem Zeus[6]) niederfallen liessen; und dass uns Deutschen in der Vorzeit der Himmel und die höchste Gottheit zusammenfielen[7]), daran mahnen uns noch jetzt die arglos heidnischen Redensarten: der Himmel behüte dich, oder: der Himmel erhalte dir dieses Kind. Dass bei einer Vielheit der Götter eine Rangordnung Bedürfnis wird und dieses Ordnen unwillkürlich für monotheistische Anschauungen empfänglich stimmt, bemerken wir selbst im alten Mexiko. In den berühmt gewordenen Ermahnungen einer aztekischen Mutter an ihre Tochter wird auf einen Gott verwiesen, „der auch im Verborgenen jeden Fehltritt sieht“[8]). Sahagun, der

[1]) A. v. Humboldt, Ansichten der Natur. Stuttgart und Augsburg 1860. Bd. 2. S. 276.

[2]) Tylor, Anfänge der Kultur. Bd. 1. S. 322 f. Bd. 2. S. 256, 258 f.

[3]) *sub divo* oder *sub dio* hiess soviel wie unter freiem Himmel.

[4]) Max Müller, Vorlesungen über den Ursprung und die Entwicklung der Religion. S. 318.

[5]) Herodot, lib. I. cap. 131.

[6]) *ἐκ τοῦ Διός.* Herodot, lib. II. cap. 13.

[7]) Der altdeutsche Gott Zio ist ebenso wie der altnordische Týr abgeleitet von einem altarischen Wort und Begriff, dem der vedische Ausdruck Djaus (der Leuchtende, der Himmel) am nächsten steht.

[8]) Sahagun bei Prescott, Conquest of Mexico. Bd. 3. S. 424.

uns dieses sittengeschichtlich so merkwürdige Stück erhalten hat, ist zwar verdächtigt worden, christliche Anschauungen in das altmexikanische Heidentum hineingeschwärzt zu haben, allein Waitz hat mit Recht die Glaubwürdigkeit der Aufzeichnung vertreten, weil spanische Geistliche weit eher bestrebt waren, die vorchristlichen Zustände der Amerikaner wie Teufelswerke gehässig darzustellen, als sie zu verklären.

Wird der Wert einer Religion einzig nach ihren Leistungen als Erziehungsmittel abgeschätzt, so kann auch der Dienst der Naturkräfte die menschliche Gesellschaft auf höhere Stufen heben. Bei sittenstrengen Völkern finden wir auch eine sittenstrenge Götterwelt und die Vorstellung einer gerechten Weltordnung, während im anderen Falle Lockerheit und Laster aus den Religionsschöpfungen durchblicken, welche letzteren sich stets zum sittlichen Werte der gesellschaftlichen Zustände verhalten wie ein spektroskopisches Farbenbild mit dunkeln Streifungen zu seinem Lichtquell. Die polynesischen Tonganer oder Freundschaftsinsulaner glaubten fest daran, dass ihre Götter einen Tugendwandel billigen und über Laster zürnen, sowie dass die Schutzgeister nur so lange über die Menschen wachen, als sie sich ehrbar betragen, verworfene aber alsbald verlassen[1]). Zur gesellschaftlichen Erziehung der Völker wird aber eine Verehrung der Naturkräfte auf die Dauer nur sehr weniges leisten. Hat einmal das göttlich Gedachte menschliche Züge in der Vorstellung gewonnen, so setzen sich mit der Mythenbildung fast immer die darstellenden Künste in Bewegung, und es mag dann der Bildhauer oder Maler noch so sehr in der Gottesdarstellung die Menschengestalt verklären, das sinnliche Abbild wird vor der verehrungsgierigen Menge alsbald zum Abgott, der seine Wunder verrichtet, der als bewegliche Sache in das Eigentum einer Gemeinde übergeht und schliesslich durch die Thorheit der Mehrzahl zum Fetisch herabsinkt.

Eine andere Richtung schlägt die religiöse Verehrung ein, wenn sie sich mit dem Glauben an eine Fortdauer nach dem Tode verknüpft. Dieser Glaube ist bei den amerikanischen Urbewohnern fast ausnahmslos, dann auch bei den Polynesiern, Papuanen und Australiern, bei der Mehrzahl der Asiaten, bei den Bewohnern Europas im Altertume, bei allen Hamiten Nord-Afrikas vom Nil bis zu den Kanarien angetroffen worden. Wo unmittelbare Zeugnisse fehlen, kann aus der Bestattungsweise der Toten auf den Unsterblichkeitsglauben geschlossen werden. Wenn wir über die Vor-

[1]) Mariner, Tonga Islands. Bd. 2. S. 110.

stellungen der Aegypter von einem künftigen Leben nicht besser unterrichtet wären, würden wir doch aus dem Umstande, dass sie ihre Mumien mit Weizen versahen, um sie mit dem Saatkorn nach der Auferstehung auszustatten, deutlich ihre Erwartungen erkennen. So wird uns auch die Hoffnung auf ein Jenseits bei den Altbabyloniern dadurch bestätigt, dass in ihren Gräbern sich stets Dattelkerne vorfinden[1]), und das gleiche gilt von den Anwohnern des karibischen Golfes, die ihren Toten Maiskörner in die Hand geben. Wenn der Leichnam eines Dajaken-Häuptlings in seiner Behausung aufgebahrt wird, so hängt man eine mit Wasser gefüllte Kokosschale über den Sarg und versieht den Toten täglich mit Nahrungsmitteln, damit er auf seiner langen Reise gen Himmel nicht hungere oder dürste[2]). Die Opfer von Menschen an den Gräbern von Häuptlingen oder Königen, wie es die Ada oder „grosse Sitte" vorschreibt, bezeugt uns den Unsterblichkeitsglauben in Dahome, und das Erdrosseln der Frauen beim Tode eines Fürsten bestätigt uns das nämliche für die Fidschi-Inselgruppe. Oder wenn wir nichts Näheres über die Ansichten der geistig so gutbegabten, früher so gröblich unterschätzten Hottentotten[3]) wüssten, so würde es schon genügen, dass sie den Verstorbenen vor der Beerdigung dieselbe Stellung geben, die sie einst als Keim im Mutterschoosse eingenommen hatten, denn die Bedeutung dieses sinnigen Brauches ist es, dass die Toten einer neuen Geburt im Dunkel der Erde entgegenreifen sollen. Da unentwickelte Völker, wie wir sahen, alle Dinge als beseelt betrachten, so erstrecken sie auch die Fortdauer nach dem Tode nicht blos auf die Menschen. Die Itelmen Kamtschatkas glaubten an eine Erneuerung aller Geschöpfe „bis auf die kleinste Fliege". Die Jesuiten Acosta, Lafitau und Charlevoix haben bereits ausgesprochen, dass die Inkaperuaner[4]), die Irokesen und andere Nordamerikaner genau nach Art der platonischen Träumereien in der unsichtbaren Welt für alle Seelen irgend einer Art ein Urbild oder ein Mutterwesen vorhanden sein lassen[5]). Die Fidschi-Insulaner gehen noch weiter, denn sie glauben nicht blos an ein Paradies für Menschen und Tiere, sondern sie hoffen, dass dort auch jede Kokosnuss wieder erneuert werde[6]).

[1]) Rawlinson, The five great monarchies. Bd. 1. S. 107.

[2]) Bock, Unter den Kannibalen von Borneo. S. 161.

[3]) Kolbe, Vorgebirge der Guten Hoffnung. S. 578.

[4]) Clements Markham, On the tribes forming the Empire of the Yncas, im Journ. of the R. Geogr. Soc. London 1871. Bd. 41. S. 291.

[5]) Lafitau, Moeurs des sauvages. S. 360. Charlevoix, Nouvelle France. Bd. 3. S. 353; vgl. dazu Tylor, Anfänge der Kultur. Bd. 2. S. 245, 247.

[6]) Hale, United States Explor. Exped. Ethnography. S. 55.

Nur bei Negern ist man bisher auf eine Leugnung der Unsterblichkeit gestossen. Kann ein toter Mensch aus seinem Grabe kommen, wenn man ihn nicht herausscharrt? äusserte der Häuptling Commoro im Latukalande östlich vom weissen Nil, als ihn Sir Samuel Baker[1]) vergeblich durch Kreuzfragen zur Anerkennung einer Fortdauer nach dem Tode nötigen wollte. Wenn Max Buchner Bantu-Neger fragte, wie sie sich ihre Zukunft nach dem Tode dächten, erhielt er stets die Antwort: „Dann ist der Atem zu Ende, dann werden wir eingegraben und dann fressen uns die Würmer der Erde[2])." Traumerscheinungen sind es wohl immer gewesen, welche den ersten Gedanken an eine Unsterblichkeit wachriefen. So lange ein Neger von einem Verstorbenen träumt, flösst ihm sein Andenken Furcht ein, der scheinbar Zurückgekehrte begehrt nach Nahrung und droht den Hinterlassenen Beschädigung an, während das Andenken an den Grossvater längst erloschen ist und keine Unruhe mehr einflösst. Fragt man im äquatorialen Westafrika, sagt du Chaillu[3]), nach einem lange Verstorbenen, so lautet die Antwort, es sei aus mit ihm. Mit dem Tode sei alles vorbei, gehöre dort zu den geläufigen Redensarten. Vielleicht gelang es im letzten Falle dem angeführten Gewährsmann nur nicht, das Vertrauen der Neger zu gewinnen. Sproat, ein Völkerkundiger ersten Ranges, der beinahe in ähnliche Irrtümer geraten wäre, wie wir sie bei du Chaillu vermuten, bemerkt sehr treffend: „Ein Reisender muss Jahre lang unter Wilden wie einer der ihrigen gelebt haben, ehe seine Ansicht über ihre geistigen Zustände irgend einen Wert beanspruchen kann[4])." Gerade in Mittel- und Südafrika bewegt der Unsterblichkeitsgedanke sehr lebhaft die Gemüter, wie uns teilweise schon oben[5]) die Mitbeerdigung von Frauen oder Hausgesinde lehrte. Im Kongolande, versichert Winwood Reade[6]), soll ein Sohn seine alte Mutter nur deshalb getötet haben, weil er erwartete, dass sie ihm als verklärter Geist mächtigeren Beistand leisten könne. So weit die Bantusprachen reichen, also durch ganz Südafrika, werden die Seelen der verstorbenen Eltern um Hilfe angerufen. Ein derartiges Gebet aus dem Munde eines Negers im Dschaggalande, also an der Ostküste, hat Rebmann aufgezeichnet[7]), ein anderes der Kaffern aus Natal,

[1]) Der Albert Nyanza. Bd. 1. S. 216.
[2]) Ausland. 1883. S. 108.
[3]) Explorations and Adventures in Equatorial Africa. S. 336.
[4]) Anthropological Review. London 1868. Bd. 6. S. 370.
[5]) S. 165 f.
[6]) Savage Africa. S. 247.
[7]) Krapf, Reisen in Ostafrika. Stuttgart 1858. Bd. 2. S. 28.

an einen abgeschiedenen Häuptling gerichtet, lautet wörtlich: „O Mossé, Sohn des Motlanka, wirf Deinen Blick auf uns! Du, dessen Hauch von jedermann gesehen wird, richte heute Deine Augen auf uns und beschütze uns, Du unser Gott!“ [1]) Auch die Buschmänner beteten in Gegenwart Livingstones am Grabe eines Vorfahren [2]). Da in Polynesien den Häuptlingen göttliche Abkunft zugeschrieben wird, so überrascht es gewiss nicht, wenn ihnen nach ihrem Tode Heiligtümer errichtet werden, wie dies Mariner bezüglich der Tonganer öfter erwähnt. Polynesischem Einflusse ist es ferner zuzuschreiben, wenn auf Tanna, einer Insel der neuen Hebriden, den verstorbenen Häuptlingen als Schutzgottheiten für den Erntesegen gedankt wird [3]).

Die dauernde Verehrung von Abgeschiedenen ist sehr angemessen als Ahnendienst bezeichnet worden. So erblicken die Kariben der westindischen Inseln in den Sternbildern ihre fortlebenden Helden wieder. Besonders stark entwickelt hat sich der Kultus der Abgeschiedenen bei den Chinesen, die den verstorbenen Kaisern eigene Tempel errichten. Als Kongfutse, der Moralphilosoph, selig gesprochen worden war, empfing er 194 v. Chr. das erste Opfer aus der Hand eines Kaisers und im Jahre 57 n. Chr. wurden für ihn religiöse Feste eingesetzt und Heiligtümer errichtet. Auch auf Religionsstifter erstreckt sich gern der Heroenkultus, und so ist ja nach und nach der Buddhismus gänzlich seiner ursprünglichen Reinheit entfremdet worden und zu einer Reliquienverehrung ausgeartet [4]).

Stellen wir uns jetzt die Frage, ob irgendwo auf Erden ein Volksstamm ohne religiöse Anregungen und Vorstellungen jemals angetroffen worden sei, so darf sie entschieden verneint werden. Auf jeder Stufe seiner geistigen Entwicklung fühlt der Mensch den Drang, für jede Erscheinung einer Thätigkeit und für jede Begebenheit einen Urheber zu ermitteln. Bei geringen Verstandeskräften befriedigt schon ein Fetisch das Kausalitätsbedürfnis, aber mit der geistigen Schärfe der Völker verengert sich der Kreis des Glaubwürdigen und wächst der Gottesgedanke an Würde, um zuletzt das edelste und höchste Erzeugnis menschlichen Nachsinnens zu werden. Ebenso führen die ersten rohen Versuche, die unbekannten Urheber zu ermitteln, so lange das Denkvermögen noch erstarkt, immer zur Verwerfung der ersten Nothilfe und zuletzt zu der Annahme eines

[1]) Casalis, Les Bassoutos. S. 260.

[2]) Südafrika. Bd. 1. S. 200.

[3]) Aus Turner bei Tylor, Anfänge der Kultur. Bd. 2. S. 114. Vgl. auch Schirren, Neuseel. Wandersagen. Riga 1856. S. 90.

[4]) Justi im Ausland. 1871. S. 878.

höchsten unerfasslichen Wesens. Allein die Geschichte und die Völkerkunde kennt ungezählte Menschenstämme, die sich nie bis zu einer solchen Höhe aufschwangen, ja viele, die von den errungenen besseren Vorstellungen zurücksanken zu groben Verstandestäuschungen, denen sie sich Jahrhunderte, ja wohl Jahrtausende nicht zu entziehen vermochten. Diese Verirrungen wollen wir als Schamanismus bezeichnen und ihren Ursprung zu ergründen versuchen [1]).

[1]) Der obige Abschnitt erschien abgekürzt und ohne Quellenangabe bereits früher in der Oesterreich. Zeitschrift für Kunst und Wissenschaft. 1872.

X.

Der Schamanismus.

Wenn wir fernerhin von Schamanismus sprechen, so muss man sich diesen Begriff stets so weit ausgedehnt denken, dass er alles Zauber- und Ritualwesen einschliesst. Der Name selbst ist tungusischen Ursprungs[1]) und gewiss nur zufällig dem Pâli-Wort Schamana und somit dem Sanskrit-Wort Schramana ähnlich, wie in Indien die buddhistischen Einsiedler und Büsser geheissen wurden. Schamanen nannte man bisher nur die Wunderkünstler bei den nordasiatischen Stämmen. Ihre Verrichtungen bestehen hauptsächlich in Zauberkuren, denn bei allen rohen Völkern der Gegenwart oder der Vergangenheit werden Krankheiten und Todesfälle nur einer Verhexung zugeschrieben[2]), gegen welche der Schamane seine Geheimmittel aufbieten muss.

Herkömmlich ist es in Sibirien wie in beiden amerikanischen Festlanden, dass der herbeigerufene Meister an der schmerzenden Körperstelle des Kranken saugt und aus dem Munde bald einen Dorn, bald einen Käfer, bald einen Stein oder irgend einen unerwarteten Gegenstand hervorbringt, den er als den ertappten und besiegten Verursacher des Uebels der ängstlich harrenden Menge zeigt. Nicht anders verfahren die Schamanen unter den Dajaken Borneos[3]), wie in Südamerika am Orinoko[4]); und eine Priesterin unter den Fingokaffern — denn es fehlt auch nicht an weiblichen Künstlern —, welche eine Anzahl Maiskörner trügerischerweise aus dem Leib des Patienten herausgezogen hatte, wurde von der Frau eines Evangelien-

[1]) **Schott**, Ueber den Doppelsinn des Wortes Schamane. Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1842. Berlin 1844. S. 462.

[2]) So von den Australiern (**Latham**, Varieties. S. 244), von den Kutschin- oder Loucheux-Indianern der Hudsonsbaigebiete (Ausland. 1863. S. 579), von den Hottentotten (**Kolbe**, Vorgebirge der Guten Hoffnung. S. 438) u. a. m.

[3]) **Spenser St. John**, Life in the Far East. Bd. 1. S. 177, 201.

[4]) **Gumilla**, Orinoco ilustrado. Bd. 2. S. 311.

verkündigers entlarvt. Sie hatte nämlich, um sich Brechreiz zu erregen, vor dem Possenspiel Tabaksblätter verschluckt[1]).

Ein anderer Erwerbszweig der Schamanen beruht auf der Gabe, in Verkehr mit unsichtbaren Mächten, bisweilen mit den Geistern der Abgeschiedenen zu treten und von ihnen Offenbarungen über Künftiges zu empfangen. Der religiöse Künstler weiss sich dabei in einen Zustand nervöser Aufregung zu versetzen, der sich bis zum Schäumen des Mundes und krampfhaften Zuckungen steigert[2]). Die Schamanen aller Weltteile wählen daher mit Vorliebe ihre Zöglinge unter Knaben, die epileptischen Heimsuchungen ausgesetzt sind[3]). Zwerge und Albinos werden von den Negern bevorzugt[4]).

Was von den sibirischen Priestern gesagt wurde, passt wieder so genau auf die sogenannten Medizinmänner der Rothäute in Nordamerika, dass diese Uebereinstimmung sogar zu den Wahrzeichen für die Annahme einer Bevölkerung der neuen Welt durch vormals nordasiatische Stämme gehört. Der einzige Unterschied zwischen dem sibirischen Schamanen und dem nordamerikanischen Medizinmann[5]) besteht nur darin, dass der erstere sich bei seinem Handwerk einer Zaubertrommel, der andere einer Zauberklapper bedient, phantastisch ausgeschmückte Mäntel aber sind beiden eigen. Der nordamerikanische Medizinmann kehrt in Südamerika unter dem Namen Piaje, Piaï, Paye wieder, und auch er führt eine Zauberklapper *(maraca)*[6]), die er sich aus einem hohlen Kürbis verfertigt, der mit harten Samenkörnern angefüllt wird[7]). Endlich begegnen wir, durch die Breite des atlantischen Meeres von ihren soeben erwähnten Berufsgenossen geschieden, den Fetischmännern in Südafrika, die bald mit Trommel oder Klapper, bald mit einem Zauber-

[1]) Tylor, Urgeschichte. S. 355.

[2]) S. ein Beispiel unter den Karen in Birma bei Bastian, Die Völker des östlichen Asien. Bd. 2. S. 415 Anm., und in Bezug auf die Kaffern vergl. Fritsch, Eingeborene Südafrikas. S. 99.

[3]) So unter den minussinskischen Tataren am südlichen Jenissei. Globus. Bd. 20. 1872. S. 278. Andere Beispiele bei Fritz Schultze, Der Fetischismus. Leipzig 1871. S. 145.

[4]) Reade, Savage Africa. S. 363.

[5]) Catlin, Die Indianer Nordamerikas. S. 28.

[6]) Brieflich sind dem Verfasser Zweifel geäussert worden, ob nicht das Wort maracá vom spanischen matráca abstamme. Abgesehen von der verschiedenen Betonung findet sich maracá in der Tupisprache; s. Lexikon bei Martius, Ethnographie. Bd. 2. S. 513.

[7]) Gumilla, Orinoco ilustrado. Bd. 1. S. 91. Dobrizhoffer, Geschichte der Abiponer. Bd. 2. S. 92, 342. Appun im Ausland. 1872. S. 684.

horn ausgerüstet, sich obendrein dem Berufe widmen, in jenen trockenen Ländern den heiss ersehnten Regen herbeizurufen[1]).

Wird eine Erkrankung der Fernwirkung eines Zauberers zugeschrieben, so muss auch der Tod, selbst wenn er bei Altersschwäche eintreten sollte, nur durch die Wirkung böser Künste herbeigeführt worden sein. Daher entdecken wir zu unserer Betroffenheit überall in allen Erdräumen, wo der Schamanismus sein Unwesen treibt, die Herrschaft des Wahnes, dass der Mensch bis in ungemessene Zeiträume die Dauer seines leiblichen Daseins verlängern könnte, wenn es ihm nicht durch die Tücke eines Zauberers verkürzt würde. Dieser Wahn beherrscht nicht blos Menschenstämme, die wie die Australier[2]), freilich mit Unrecht, sehr tief gestellt werden, sondern selbst die hochstehenden Abiponen versicherten dem Jesuiten Dobrizhoffer[3]), dass die Todesfälle aufhören müssten, wenn die Hexenmeister auf ihre traurigen Künste verzichten wollten. Der Patagonier Casimiro gestand dem Lieutenant Musters[4]), dass er nach dem Ableben seiner Mutter ein Weib ermorden liess, deren bösen Werken er jenen Todesfall zuschreiben musste. Versetzen wir uns weit hinweg von den Patagoniern in die Südsee auf die Insel Tanna unter den neuen Hebriden, die von Papuanen bewohnt werden, einem Menschenschlage, der körperlich und sprachlich nichts gemein hat mit Nordasiaten, Amerikanern oder Südafrikanern: auch dort sind die Schamanen anzutreffen, auch sie beschäftigen sich damit, den Regen herbeizuziehen, und gelten als die Schöpfer von Fliegen und Stechmücken. Anziehend für uns werden sie aber vorzugsweise dadurch, dass sie Krankheiten und Tod zu verhängen vermögen, so oft sie von irgend jemandem ein Nahak erbeuten. Dieses Wort besagt ursprünglich so viel wie Kehricht, wird aber bestimmter angewendet auf vernachlässigte Nahrungsüberreste, die nämlich nicht weggeworfen, sondern sorgsam und heimlich verbrannt oder verscharrt werden sollen[5]). Findet irgend ein papuanischer Zauberer eine Bananenschale, so rollt er sie samt einem Blatte in Baumrinde, und wenn die Nacht herabsinkt, setzt er sich an ein Feuer und lässt das Nahak langsam verbrennen. Ist alles in Asche verwandelt, so hat der Zauber Kraft und der Tod dessen, von dem der Fruchtabfall herrührte, ist besiegelt.

[1]) Auch in Amerika unter den Natchez des heutigen Louisiana beschäftigen sich die Schamanen mit Wetterbeschwörungen. Charlevoix, Nouvelle France. Bd. 3. S. 246.

[2]) Eyre, Central Australia. Bd. 2. S. 219.

[3]) Geschichte der Abiponer. Bd. 2. S. 106.

[4]) Unter den Patagoniern. S. 195.

[5]) Vergl. oben S. 264.

Allein die Kunde von dem nächtlichen Vorhaben verbreitet sich rasch und bei Zeiten. Weilt also in der Nähe irgendwer, dem das Gewissen mit Vernachlässigung seiner Speisereste belastet ist oder der schon krank darniederliegt, so lässt er von einem der Seinigen auf dem Muschelhorn blasen, zum Zeichen, dass der Schamane mit seinem Vernichtungswerk innehalten möge. Am nächsten Morgen werden dann Lösegelder für die Rückgabe des Nahak angeboten. Der Missionar Turner[1]) erzählt, dass ihm manche Nachtruhe durch jene unheimlichen Muschelhornklänge geraubt worden sei, waren doch bisweilen mehrere solcher klagenden Signale gleichzeitig aus verschiedenen Richtungen hörbar. Dass die papuanischen Schamanen ernsthaft auf ihre Kunst vertrauen, ist deshalb nicht zu bezweifeln, weil, so oft einer aus der Zunft von Krankheit und Todesfurcht befallen wird, er seinerseits ebenfalls einen Muschelbläser ins Freie schickt. Nur gegen die Krankheiten, welche die Europäer auf die Inseln eingeschleppt haben, gestanden sich die Eingeborenen, seien alle Gegenzauber unwirksam geblieben. Die Nahakzeremonie kehrt mit kleinen Abänderungen auf der Marquesasinsel Nukahiwa wieder[2]), also unter reinen Polynesiern, sie findet sich ferner auf den Fidschi-Inseln unter dem Titel „ein Vollbringen mit Blättern“[3]), ja sogar in Australien wird der Tod eines Erkrankten mit Sicherheit erwartet, wenn ein feindseliger Schamane das Pringurru, ein heilig gehaltenes Stück Bein, welches auch beim Aderlassen dient, verbrannt haben sollte[4]).

Begeben wir uns von Australien fast um ein Viertel des Erdumfanges nach Südafrika, so erfahren wir, dass die Kaffer-Fürsten, bevor sie zum Krieg ausrüsten, vor den Augen der Ihrigen, um deren Mut zu erhöhen, einen Kleidungsfetzen, einen Speerschaft, eine Tabaksdose, kurz irgend einen Gegenstand vorzeigen, den sie sich aus der Habe ihres Gegners zu verschaffen gewusst haben. Der Hofschamane hält einen Zaubertrank schon in Bereitschaft und würzt ihn vor der versammelten Gemeinde damit, dass er ein wenig von dem erbeuteten Kleinode hineinschabt. Sobald aber der Häuptling den Trank ausgeleert hat, besitzt er unfehlbare Macht über seinen Gegner. Wir verstehen daher, warum jeder Kaffer-König, so oft er eine neue Hütte bezieht, die alte sorgfältig ausfegen lässt; liess doch sogar der Zulu-König Dingan einmal einen ganzen Kraal niederbrennen, nur damit die Feinde sich nicht irgend eines von ihm

[1]) Nineteen Years in Polynesia. S. 89—92.
[2]) v. Langsdorff, Reise um die Welt. Frankfurt 1812. Bd. 1. S. 135.
[3]) Nach Williams im Ausland. 1858. S. 587.
[4]) Eyre, Central Australia. Bd. 2. S. 360.

gebrauchten Gerätes zur Verübung eines Zaubers bemächtigen sollten[1]).

Verweilen wir noch ein wenig bei dieser gewiss seltsamen Uebereinstimmung solcher Truggebilde. Wir könnten sie vielleicht erklären, wenn wir uns vorstellen, dass papuanische und kafferische Menschenstämme einst eine gemeinsame Heimat bewohnt und dann durch fortgesetzte Wanderungen sich von einander entfernt hätten. Es würde uns aber diese Annahme in Zeiträume zurückversetzen, die nach Jahrtausenden gezählt werden müssen, denn die Rassenunterschiede zwischen diesen Stämmen gehen sehr tief und solche Aenderungen erfolgen nur mit einer Langsamkeit, wie sie etwa bei geologischen Vorgängen beobachtet wird. Auch darf man sich nicht damit beruhigen, dass nur das ungeschärfte Denken der sogenannten wilden Völker solchen Verirrungen unterliege. Wie lange ist es her, dass nicht unter uns selbst der Aberglaube in Blüte stand, man solle abgeschnittene Nägel und Haare sorgfältig vernichten? Eine italienische Gelehrte, Karoline Coronedi, hat erst neuerdings gezeigt, dass in Bologna noch heutigen Tages die ausgekämmten Haare sorgfältig verbrannt werden, weil sich an ihnen Hexenkünste am leichtesten verüben lassen[2]). Tylor schenkt sogar einer Nachricht vollen Glauben, dass noch 1860 zu Kamargo in Mexiko eine Hexe verbrannt worden sei[3]). Fast überfällt uns bei diesen übereinstimmenden Verstandesirrungen die trostlose Vorstellung, als sei das menschliche Denkvermögen ein Mechanismus, der bei der Einwirkung gleicher Reize immer zu den gleichen Rösselsprüngen genötigt werde.

Am schwersten leiden unter der schamanistischen Geisteskrankheit die südafrikanischen Bantu-Völker. So oft ein Todesfall eingetreten ist, wird der Mganga oder Ortsschamane nach dem Urheber befragt. Ihm nämlich wird ein höheres Wissen zugetraut, wie denn alle Zeichendeuterei, alles Orakelwesen, auch das Geisterklopfen unserer Tage zum Wahne des Schamanismus gerechnet werden müssen. Bezeichnet der Seher einen Verdächtigen, so wird ein gottesgerichtliches Verfahren eingeleitet. Hier begegnen wir zugleich einer neuen Seite des Zauberwesens, denn der Glaube an gottesgerichtliche Wahrsprüche beruht auf dem Irrtum, dass eine unsichtbar ordnende Macht, kunstgerecht befragt, untrügliche Bescheide erteilen müsse. Das Gottesgericht ist aber noch gegenwärtig in Indien bei Dravida-Stämmen[4]) wie bei brahmanischen Hindus verbreitet, ebenso in Süd-

[1]) Globus. Bd. 20. 1871. S. 165.
[2]) Ida v. Düringsfeld im Ausland. 1872. S. 572.
[3]) Anfänge der Kultur. Bd. 1. S. 138.
[4]) Jellinghaus in der Zeitschrift für Ethnologie. 1871. S. 337.

Arabien[1]) und war auch bei unseren deutschen Vorfahren noch lange nach der christlichen Zeit, die Wasserprobe bei Hexenverfolgungen sogar bis ins 16. und 17. Jahrhundert in Gebrauch, ja Jakob Grimm will noch die letzten Spuren dieses Wahnes in dem modernen Duell erkennen[2]). Auch die Papuanen Neu-Guineas glauben die Schuld oder Unschuld eines Angeklagten durch Untertauchen ermitteln zu können[3]), und desselben Verfahrens bedienen sich die Neger der Goldküste[4]). Sonst wird das Gottesgericht in Südafrika, wo es sich von den atlantischen Stämmen bis zu den Masai erstreckt, vorzugsweise durch Ausleerung eines Bechers mit Mbunda-Saft vollzogen. Erbricht der Angeschuldigte nicht rasch den Gifttrank, so ist seine Schuld erwiesen. Als im Jahre 1865 am Rembo in Mayolo (südöstlich vom Ogowe-Delta) die Blattern ausbrachen, fielen bei du Chaillus Anwesenheit durch das gottesgerichtliche Verfahren zu den Opfern der Seuche auch die Opfer des schamanistischen Truges[5]).

Gerichtsszenen mit Folterungen von Verdächtigen unter den Amaχosa-Kaffern werden bei Maclean[6]) sehr ergreifend geschildert. Der Glaube an die Wirksamkeit böser Künste ist um so schwerer zu vertilgen, als hin und wieder Ueberführte geständig werden, Zauber verübt zu haben. Dass solche Versuche wirklich stattfinden, darf nicht bezweifelt werden, hat doch der Reisende Martius[7]) in einer brasilianischen Indianerhütte eine rachsüchtige Sklavin bei ihren nächtlichen Beschwörungen auf frischer That ergriffen. Aus diesem bösen Kreis ist nicht leicht der Ausweg zu erkennen, denn schlagen auch oft genug die Wunderwerke der Schamanen fehl, so wird dadurch in den Augen der Befangenen nicht etwa die Nichtigkeit der angewendeten Mittel bewiesen, sondern es heisst vielmehr, die Arzneien oder Beschwörungen seien zu schwach gewesen, um die schlimmen Werke eines entfernten Schamanen zu brechen. Alle Beobachter fremder Menschenstämme versichern uns übereinstimmend, dass die Zauberärzte selbst zu den Betrogenen gehören und fest an ihre Künste glauben[8]). Die sibirischen Schamanen, die nordamerikanischen Medizinmänner, die brasilianischen Piaï, die süd-

[1]) v. Maltzan im Globus. Bd. 21. 1872. S. 139.
[2]) Deutsche Rechtsaltertümer. S. 925–927.
[3]) Finsch, Neu-Guinea. S. 113.
[4]) Bosman, Guinese Goud-, Tand- en Slavekust. Bd. 1. S. 137.
[5]) Du Chaillu, Ashango-Land. S. 173–177.
[6]) Kafir laws and customs. S. 89–92.
[7]) Ethnographie. Bd. 1. S. 4.
[8]) So Dobrizhoffer in Bezug auf die Abiponen (Geschichte der Abiponer. Bd. 2. S. 91) und Mariner (Tonga Islands, Bd. 1. S. 102) in Bezug auf die polynesischen Bewohner der Freundschaftsgruppe.

afrikanischen Fetischmänner, die australischen und papuanischen Zauberer leben abseits von ihrer Horde, erziehen sich ihre Schüler unter Fasten und Selbstpeinigungen und überliefern ihnen dann erst die Schätze ihres Geheimwissens.

Der letzte, unter allen seinen verschiedenen Namen und Trachten immer gleiche Grundgedanke des Schamanismus beruht auf dem Irrtum, dass der Mensch mit unsichtbaren Mächten in Verkehr treten und sie zur Folgsamkeit zwingen könne. Beides geschieht durch die Anwendung von sinnbildlichen Gebräuchen und geheimen Kraftsprüchen, die sich gut bewährt haben, insofern nämlich bei der Schwäche des menschlichen Urteils eine einzige günstige Erfahrung, die sich unverwüstlich dem Gedächtnis einprägt, neun andere widersprechende Erfahrungen, die rasch vergessen werden, vollständig aufwiegt. Dieser Selbstbetrug in seiner höchsten Verfeinerung vermag in die reinsten Gemüter sich einzuschleichen. Er hängt sich an alles Symbolische und Rituelle und ist überall thätig, wo von einer sinnbildlichen Handlung eine bestimmte, nicht streng notwendige Wirkung erwartet wird. Wenn in protestantischen Ländern fromme Gemüter bei Lebensbedrängnissen eine Offenbarung sich erzwingen wollen, so pflegen sie das Gesangbuch oder die Bibel aufzuschlagen und im ersten Liede oder Verse, auf welche ihr Blick fällt, eine Antwort von oben zu erwarten. Unbewusst haben sie mit dem Gott in ihrem Innern den Vertrag geschlossen, dass er, auf diese gläubige Weise befragt, ihnen Rede zu stehen schuldig sei.

Nichts wird leichter schamanistisch missbraucht als das Gebet, denn es wird in dem Augenblick zur Zauberformel, sobald man seinen Worten irgend eine Wirkung auf den göttlichen Willen zuschreibt. Ob irgendwo eine solche Verirrung um sich gegriffen hat, lässt sich leicht daran erkennen, dass das Gebet möglichst vervielfältigt wird, und in diesem Selbstbetrug sind die Buddhisten so tief gesunken, dass sie ihre Gebetrollen ersannen, drehbare Walzen, über welche ein Papier mit den aufgeschriebenen Gebeten gerollt wird. Mit dieser Vorrichtung gedenkt man die Gottheit zu überlisten, indem man ihr zumutet, bei jeder Umdrehung der Trommel die Gebete als gesprochen in Empfang zu nehmen. Erfinderische Mongolen haben sogar die Gebetrollen durch Wind- oder Wasserräder in Drehung versetzt und durch solche Mühlenwerke sich Frömmigkeitsbelohnungen zu erwerben getrachtet.

Noch schlimmer droht den Menschen der Opferdienst zu verwirren. Die reinsten Beweggründe, ein Ueberströmen des Dankes, die Anerkennung eines Fehltrittes und der Wunsch nach einer Sühne führt die Gläubigen vielleicht zu dem Altar. Unmerklich, ja

fast unausbleiblich schleicht aber eine andere Auffassung des Opfers jener reinen nach. Die Gottheit erscheint sehr bald als der beschenkte Teil und der Geber erwartet eine Gegenleistung für seine Wohlthaten[1]). So erinnern homerische Helden, wenn sie die Hilfe ihrer unsichtbaren Beschützer anrufen, an die vielen saftigen Opfer, die sie ihnen dargebracht haben[2]). Am verderblichsten aber wirkt die Verirrung, wenn sich zu dem Opfer noch symbolisches Gepränge gesellt. Nirgend hat ein solcher Selbstbetrug verständige, ja scharfsinnige Denker so völlig überwältigt wie in Indien, denn an der Spitze aller Schamanen, methodisch geschult, verfeinert durch Gedankentiefe, gestützt auf tausendjährige Uebung, stehen die Brahmanen. Ihr höchstes Zaubermittel ist der Saft der Soma-Pflanze *(Sarcostemma viminale)*, mit dem sie ihre Opfer kräftigen. Gleich den südafrikanischen Regendoktoren bringen sie das ersehnte nasse Wetter herbei, denn erst wenn der Donnergott Indra durch ihre heiligen Riten gestärkt worden ist, vermag er die Wolken zu spalten und ihnen den befruchtenden Niederschlag zu entreissen. Dem Opfer selbst wurde eine schöpferische Kraft beigelegt, denn in ihm sollte der Brahma allgegenwärtig sein[3]). Nach ihren Lehren verleihen auch Bussübungen, wenn sie in ungemessene Zeiten fortgesetzt werden, wie die des Wischwâmitra, dem Dulder zuletzt so hohe Kraft, dass die epischen Götter von ihm eine Zerstörung des Himmels und der Erde fürchten[4]). Wenn aber nach der schamanistischen Hypothese durch Gebete und Hymnen, wenn vor allem durch Opfer, begleitet von wirksamen, sinnbildlichen Handlungen, die Götter zu den erwünschten Leistungen gezwungen werden können, so musste ein folgerichtiges Denken zu dem Satze führen, dass Bussübungen, Gebete und Opfer über den Göttern stehen. So gelangten die Inder zu dem Begriffe Brahma, der geistigen Macht nämlich, welche in den ritualistischen Geheimmitteln ruhe und die über den Göttern schwebe. Die Brahmanen selbst, als die Wissenden, denen allein der geheime Sinn und die Wirkungskraft der Bräuche und Sprüche bekannt war, mussten sich selbst schliesslich übermenschliche Eigenschaften beimessen und sich zu fleischgewordenen Göttern erheben. Nach ihren Lehren hing alles Glück von der richtigen Vollziehung der Opfer ab. Dieser Kunst verdankten sie ihren Rang und ihren

[1]) Mit Recht erinnert Tylor (Anfänge der Kultur. Bd. 2. S. 400) daran, dass Opfer (sacrifice) im Englischen (und im Deutschen, dürfen wir hinzusetzen) einen selbst auferlegten Verlust bedeutet.

[2]) Ilias I, 37—42.

[3]) Haug in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung. 1873. S. 2390.

[4]) Haug, Brahma und die Brahmanen. München 1871. S. 12, 21.

Lebensgenuss. Die Opfer selbst, anfangs einfach, wurden immer verwickelter. Bald erforderten sie mehr als einen Tag, dann Wochen, Monate und Jahre, und zugleich stieg die Zahl der dienstthuenden Priester durch beständige Vervierfachung bis auf vierundsechzig, wie man dies alles bei Martin Haug finden wird, der von allen Europäern zuerst hinter die letzten Geheimnisse der Brahmanen gedrungen ist.

Besteht das Wesen des Schamanismus in der Ausübung irgend eines Zaubers, der seinen Zwang auf göttlich gedachte Mächte erstreckt, ihnen die Erfüllung irgend eines Begehrens oder die Offenbarung künftiger Begebenheiten abnötigt, so ist es offenbar ganz gleichgiltig, ob das angewendete Mittel im Rühren einer Trommel, im Schütteln einer Klapper, in Opfern, in Gebeten, in Fasten oder Bussübungen, im Befragen tierischer Eingeweide oder des Vogelfluges bestehe. Alle Völker sind diesem Wahne erlegen, wenige haben ihn völlig abgestreift. Er treibt sein Spiel noch in Amerika, in Sibirien, im buddhistischen Asien, im brahmanischen Indien, als Amulet bei den Mohammedanern, im Gottesgericht und im Regenzauber bei den Afrikanern, als Nahak-Spuk bei den Papuanen. Wir selbst sind erst seit kurzer Zeit die Hexenprozesse los geworden, noch unser grosser Kepler musste in seine schwäbische Heimat reisen und es kostete ihm schwere Mühe, seine alte Mutter vor dem Feuertode zu retten, mit welchem ihr protestantische Schamanistenriecher drohten. Klar aber ist wohl nach allem Gesagten, dass die sittliche Erziehung des Menschen durch die Religion nirgends einer grösseren Gefahr begegnet als dem schamanistischen Wahn. Man lege irgend einer sinnbildlichen Handlung irgend eine übernatürliche Wirkung bei, und der Ritus thront als Brahma über dem Göttlichen [1]).

[1]) Der Inhalt dieses Abschnittes wurde, abgesehen von den Quellenangaben und neueren Zusätzen, bereits in der Beilage zur Wiener Zeitung, 1873. Nr. 49 und 50, abgedruckt.

XI.

Die Lehre des Buddha.

Als die Arier über das Fünfstromland und die Gangesebenen sich ausbreiteten, geschah es auf Kosten einer rohen Urbevölkerung, der sie an geistiger Begabung und körperlicher Schönheit überlegen waren. Das Innewerden dieser Rassenvorzüge führte in Manus Gesetzgebung zum Verbot der Zwischenheiraten und zu der lieblosesten Kastenordnung. Die Priester oder die Wissenden hatten die Kenntnis der schamanistischen Gebräuche, der Gebete und der Opfer, wie wir sahen, bis zur Macht über die alten Götter gesteigert, die zur dienenden Rolle herabgedrückt wurden. Die geschichtlich älteste Bedeutung von Brahma war Gebet[1]), und auch als man die ganze Schöpfung nur als eine Emanation des Brahma anzuschauen sich gewöhnte, behielt dieses Wort sein neutrales Geschlecht, es durfte nicht männlich noch weiblich sein, denn es sollte weit hinaus über die schwache menschenähnliche Natur das Höchste, den Urquell des All bezeichnen. Priesterlicher Dialektik wurde nun die Aufgabe gestellt, in den Brâhmana- oder Ritualbüchern durch künstliche Auslegung die Lehren der Vedas bis zur Uebereinstimmung mit den Neugeburten der Religionsphilosophie zu verzerren[2]).

Brahma oder die Allseele wurde als das einzig Seiende, die sinnlich wahrnehmbare Welt dagegen nur als ein Scheingebilde erklärt, als ein Werk der Mâjâ oder des Truges, unkörperlich wie das stille Bild des Mondes auf einer spiegelnden Wasserfläche. Diese Täuschung zu durchschauen, ihr zuzurufen, dass sie nicht sei, Brahma als das Seiende mit Du zu begrüssen und sich selbst mit ihm als Eins zu erkennen, führte zur Befreiung des Ich aus allen

[1]) Muir, Sanskrit texts. 2. Aufl. London 1872. Bd. 1. S. 241. Brahma hat kurzes a und gutturales h, muss also eigentlich bráchma ausgesprochen werden.

[2]) Duncker, Geschichte des Altertums. 1. Aufl. Bd. 2. S. 156.

Irrsalen der Sinnenwelt und zum Zurückfallen in das Brahma. Aehnlich wie diese Lehre des Vêdânta suchte auch die Sânkhja-Philosophie eine Erlösung der Seele aus dem Kerker des menschlichen Leibes, auch sie erkannte in allen Sinneswahrnehmungen nur eine Täuschung, aber sie erwartete eine Befreiung nicht durch ein Zerschmelzen in die Gottheit, sondern durch einen Rückzug der Seele in sich selbst und durch ihre Abtrennung von der Körperwelt. Der grosse Spruch des Vêdânta lautete: Ich bin das *Das*, ich bin das Brahma. Die Sânkhjaschule sagte hingegen: Ich bin nicht das *Das* (die Natur)[1]).

Die Gemüter der Inder wurden und werden noch beherrscht von der Vorstellung einer Unzerstörbarkeit der Seele. Neigung zum Trübsinn und zum Lebensüberdruss hat sie schon in den ältesten Zeiten beschlichen. Ein endloses Echo von Wanderungen der Seele begleitete sie als Drohung bei allen Schritten. Wie äusserst wenigen leicht gestimmten Herzen begegnen wir unter uns, die gern noch einmal ihr eigenes Leben mit seinen Enttäuschungen und finsteren Stunden von frischem beginnen möchten! Nach Erlösung seufzt die Kreatur, lauten auch die Worte des Apostels. Auf dem Hindu lastete als Judasqual die Vorstellung einer rastlosen Erneuerung, ohne Hoffnung, dass das ewig rollende Rad jemals still stehen könnte, und seine Einbildungskraft sah, beunruhigt von unheimlichen Zahlenausdrücken, in eine Zeit ohne Grenzen hinaus, die mit jedem Schritt vorwärts ihren Horizont ebenfalls um einen Schritt vorwärts schob. Wenn nun schon die höchsten Kasten nach einer Entfesselung der Seele sich sehnten, so war für die Gedrückten das Dasein ohne Abschluss eine Folter ohne Ruhepause.

Da trat nun nach den überlieferten Angaben im 6. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung der Sohn Schuddhôdanas, des Fürsten eines kleinen Reiches an den nepalesischen Vorhöhen des Himalaja, aus dem Stamme Gotama und dem Hause Schâkja, Namens Siddhârtha, mit einer Hoffnung auf Erlösung unter das indische Volk[2]). Der Anblick von körperlichen Uebeln, von Krankheit, Alter und Tod hatte ihn zum Nachdenken angeregt, wie der Mensch sich wohl dem Elend des irdischen Daseins entziehen möchte. Die Lehren brahmanischer Schulen befriedigten ihn nicht. Er erkannte vielmehr die Nichtigkeit des Gebetes, der Opfer und der Bussübungen. Schon diese Vernichtung der schamanistischen Verirrungen sichert ihm einen hohen Rang unter den Religionsstiftern. Er verkündete ferner

[1]) Köppen, Religion des Buddha. Berlin 1857. Bd. 1. S. 69.

[2]) Lassen, Indische Altertumskunde. Bd. 2. S. 66. Oldenberg, Buddha. Berlin 1881. S. 97 f.

seine Lehre nicht an Geweihte und wie ein Geheimnis, sondern er wirkte ganz im Gegensatze zu den Brahmanen durch die öffentliche Predigt in der Volkssprache[1]), er wendete sich auch nicht an auserwählte Kasten, sondern an die gesamte Menschheit. Niemals ist der Buddhismus national gewesen, sondern weltbürgerlich geblieben bis auf den heutigen Tag. Laut verkündete vielmehr der Schâkjamuni (d. h. der Weise unter den Schâkjas) oder Schâkjasingha (d. h. der Löwe unter den Schâkjas) oder Buddha (d. h. der Erleuchtete), wie Siddhârtha als grosser Religionsstifter nachmals gepriesen wurde, dass seine Lehre ein Gesetz der Gnade für Alle sei[2]), und bekannt ist die schöne Legende von seinem Lieblingsschüler Ânanda, welche so ähnlich klingt wie die Begegnung mit der Samariterin am Brunnen im vierten Evangelium. Er begehrt nämlich von einem Tschandâla-Mädchen, das Wasser schöpft, einen Trunk, und als es zögert, um ihn nicht durch Berührung zu beflecken, spricht er: „Meine Schwester, ich frage nicht nach Deiner Kaste und Deiner Abkunft, ich bitte um Wasser, wenn Du es mir geben kannst[3])." Anklänge an christliche Texte enthält auch die Legende von dem Armen, welcher den Almosentopf Buddhas mit einer handvoll Blumen füllt, während Reiche mit zehntausend Scheffeln nichts ausrichten; oder wenn die Lampen, welche Könige und Kanzler zu Ehren des Buddha angezündet hatten, verlöschen, aber nur die einzige, die ein dürftiges Weib dargebracht hat, die ganze Nacht hindurch brennt[4]).

Der Lebenslauf des Religionsstifters, wie er uns überliefert worden ist, war ziemlich eintönig. Durch Entsagung der weltlichen Macht und der sinnlichen Genüsse, den Almosentopf im Arm, gab der indische Edelmann Beweise von der Aufrichtigkeit seiner Pflichtenlehre. Hochbetagt sollte er noch erleben, dass der Feind seines Hauses die Vaterstadt Kapilavastu verwüstete. Begleitet von Ânanda durchwanderte er bei Sternenlicht ihre rauchenden Trümmer, stieg er in den Gassen über die Leichen Erschlagener und die Leiber verstümmelter Mädchen, Trost den Sterbenden spendend. Von dort schleppte er sich noch gen Kuschinara. Nahe dieser Stadt erlag der achtzigjährige Greis (um das Jahr 480) einer Krankheit, die ihn unterwegs befallen hatte. Er war mit seinen Jüngern an ein mit Sâlabäumen bestandenes Flussufer gelangt; dort liess er sich von

[1]) Burnouf, Introduction à l'histoire du Buddhisme indien. Paris 1844. Bd. 1. S. 195.

[2]) Burnouf a. a. O. Bd. 1. S. 198.

[3]) Burnouf a. a. O. Bd. 1. S. 205.

[4]) Köppen, Religion des Buddha. Bd. 1. S. 131.

Ânanda zwischen zwei blühende Sâlastämme betten, und unter deren Blütenregen verschied er. „Vergänglich ist alles, was da geworden ist; ringet ohne Unterlass!" waren die letzten Worte, die er an die Seinen richtete[1]).

Die Erlösung, die Buddha ersann, bezog sich nur auf den Wahn der Wiedergeburt. Heilung wird also in dieser Lehre nur derjenige finden, welcher diesen Wahn teilt. Die Wiedergeburt entspringt immer aus der Verschuldung in einem früheren Dasein, daher ist die Sünde der Grund alles irdischen Elends[2]). Durch ihr Haften und ihre Begier am Dasein wird die Seele beim Tode zu einem neuen Kreislauf gezwungen. Es bleibt nämlich beim Erlöschen des Lebens von ihr nichts zurück als die Summe ihrer guten und bösen Werke, und diese letzteren ziehen als eine gesetzliche Folge eine Neugeburt nach sich[3]).

Die buddhistische Weltanschauung, wie sie Schâkjamuni gelehrt, hat beinahe die Züge einer Gemütskrankheit. Das Leben selbst erscheint als die höchste Last, und seiner Erneuerung sich zu entziehen, „die Schale des Eies zu durchstossen", hinauszutreten aus dem Zwang der ewigen Wiedergeburten, galt als die höchste Stufe der Erlösung. Der Grundgedanke des Buddhismus war in den sogenannten vier Wahrheiten zusammengefasst: dass aus dem Sein unser Elend quelle, dass dieses Elend nur durch die fortgesetzte Anhänglichkeit an die Sinnenwelt entstehe, dass ein Abstreifen dieser Anhänglichkeit vom Dasein erlöse, und endlich, dass es einen Pfad zu einer solchen Erlösung gebe. Dieser Pfad zur Buddhahöhe forderte Entsagung und regungsloses Versenken in sich selbst. Nirvâna heisst der letzte und höchste Zustand, den der Fromme zu erreichen vermag, nur ist immer gestritten worden, ob Nirvâna überhaupt ein Zustand genannt werden darf. Zum Nirvâna gelangte Buddha selbst stufenweise. Zuerst genoss er das Gefühl der Befreiung von der Sünde, hierauf vernichtete er die Befriedigung darüber im Verlangen nach dem höchsten Ziele, dann erlosch ihm auch dieses Verlangen bis zu völliger Gleichgiltigkeit, in welche letztere sich aber noch ein Behagen über diese mischte. Auch dieses Behagen musste verschwinden, Freude, Qual, Erinnerung in die Unendlichkeit des Raumes oder das Nichts zerfliessen; im Nichts aber blieb ihm doch noch das Bewusstsein des Nichts, endlich erstarb auch dieses in den Gebieten der völligen Ruhe, die weder

[1]) Palladius, Das Leben Buddhas. Arbeiten der russ. Gesandtschaft zu Peking. Berlin 1858. Bd. 2. S. 263 ff. Oldenberg a. a. O. S. 204 ff.

[2]) Köppen, Religion des Buddha. Bd. 1. S. 290—293.

[3]) Köppen a. a. O. Bd. 1. S. 300.

durch das Nichts, noch durch etwas, was das Nichts nicht wäre, gestört wird. Das Nirvâna oder höchste Ziel des Buddhismus, über dessen Bedeutung die verschiedenen Sekten sich nicht geeinigt haben, war also ursprünglich und wörtlich zwar ein Verlöschen, welches jede Wiedergeburt ausschloss, aber weder eine Auflösung der Seele ins Allgemeine, noch ihre Verklärung, beides erst nach dem Tode, sondern die Befreiung des Seelenlebens von den irdischen Banden und Sorgen schon im Diesseits[1]). Buddha selbst erklärte das Nirvâna als das Ablassen von allem Irdischen, als das Erlöschen alles Verlangens und Begehrens; nicht erst im Jenseits, nein schon hienieden rettet sich der Weise aus den verzehrenden Flammen irdischer Leidenschaft in die kühle Stille des ewigen Friedens: indem er sich versenkt in die heilige Wahrheit, wird seine Seele frei vom Elend des Nichtwissens, des Werdens, der Lust[2]). Die nördlichen oder neugläubigen Buddhisten gingen freilich nachher so weit, im Denken selbst die Wurzel der Unwissenheit, also des Uebels, durch Zulassung eines Begriffes eine Verfinsterung des Geistes anzunehmen und Befreiung von Unwissenheit darin zu suchen, dass man nichts denke[3]).

Die Sittenlehre des Buddha war eine durchaus reine und lautere und fällt mit der christlichen vielfach zusammen. Obenan steht das Verbot, etwas Lebendiges zu töten. Es hat zur Abschaffung der Todesstrafe in Indien geführt, wenigstens zur Zeit, wo der Buddhismus die weltliche Herrschaft besass, gleichzeitig aber die Vertilgung der reissenden und der parasitischen Tiere verhindert. Achtung des Eigentums, eheliche Treue, Wahrhaftigkeit, Vermeiden von Verleumdung, Kränkung und Schmähung, Bekämpfen aller habsüchtigen und neidischen Regungen, des Zornes und der Rachsucht werden allen Bekennern eingeschärft. Nächstenliebe wie im Christentum ist die höchste Pflicht des Buddhisten, nur erstreckt sie sich auf alle Geschöpfe, so dass die Errichtung oder Erhaltung von Schutzorten und Heilstätten für Tiere ebenso zu den frommen Werken gehört wie die Stiftung von Armenhäusern für bedürftige Menschen. Sich selbst besiegen, lautet ein alter Sittenspruch, sei der beste aller Siege[4]). Zu Milde, Sanftmut und Nachsicht sollten die Menschen erzogen werden, und der Buddhismus selbst ging darin mit gutem Beispiel voran, dass er religiöse Duldsamkeit übte und beinahe nie

[1]) Davids im Ausland. 1882. S. 338.
[2]) Oldenberg a. a. O. S. 269.
[3]) Spiegel, Ueber Wassiljews Forschungen. Ausland. 1860. S. 1012.
[4]) Köppen a. a. O. Bd. 1. S. 451.

mit Verfolgung von Andersgläubigen sich befleckte[1]). Demut sollte auch die Priester zieren ganz im Gegensatz zu der Selbstüberhebung der Brahmanen. Keine Worte sind daher hoch genug, um die günstigen Wirkungen des Buddhismus auf die Milderung der Sitten auszusprechen. Man hat aber auch diese Religion gepriesen, dass sie den Menschen erziehe, ohne zur Gottesidee, ohne zum Gebet, ohne zu Verheissungen oder Drohungen im Jenseits ihre Zuflucht zu nehmen, und dass es ihr dennoch gelungen sei, vierhundert Millionen Bekenner zu gewinnen. Scheinbar wurden die Buddhisten der Götter los, oder vielmehr diese letzteren wurden erniedrigt zu willigen Gehilfen des Religionsstifters, auf dessen Gedanken schon sie diensteifrig herbeieilen. Wie aber die schamanistische Weisheit die Brahmanen über die Götter stellte durch Kenntnis der Gebete und durch die Kraft der Riten und Bussübungen, so erlangte auch Buddha durch seinen tugendhaften Wandel und durch die Stärke seiner Andacht eine Natur weit über den vedischen Göttern, er verrichtete Wunder und durchschaute Vergangenheit und Zukunft[2]). Getrost mögen ihn daher Bedrängte anrufen, er wird die Schiffsleute erhören und sie aus dem Sturm erretten[3]). Den Buddhismus, wie er sich gestalten musste, um von vierhundert Millionen ergriffen zu werden, wird die Völkerkunde niemals als einen ethischen Atheismus anerkennen, sondern nur als einen Ahnendienst oder Heroenkultus. Bald nach dem Tode des Lehrers begann nicht ohne Anstiften seiner Schüler eine Reliquienverehrung, die als ein Zurücksinken in den Fetischdienst bezeichnet werden darf. Acht Städte erhielten bei der Teilung die Asche des Abgeschiedenen und über den Reliquien erhoben sich dann Heiligtümer und Wallfahrtsorte[4]). Da der Buddha vor seiner Verklärung in früheren Erdenläufen nicht blos als Mensch, sondern auch als Tier geboren worden war, so werden in manchen Tempeln sogar Haare, Federn oder Knochen verehrt, die von seinen früher verlassenen Tierleibern herrühren sollen[5]). Nicht blos der Religionsstifter, sondern ein Schwarm heilig gesprochener Bodhisattvas empfing Verehrung, und so sehen wir den vielgepriesenen chinesischen Pilger Hiuën-thsang zu den Bildern solcher Schutzpatrone wallfahrten und in andächtiger Ver-

[1]) Vgl. die auf Toleranz bezüglichen Felseninschriften des Königs Aschoka bei **Max Müller**, Essays. Leipzig 1869. Bd. 1. S. 222 f.

[2]) **Burnouf** a. a. O. Bd. 1. S. 134 f., 153, 353.

[3]) **Burnouf** a. a. O. Bd. 1. S. 132.

[4]) **Stanislas Julien**, Histoire de la vie de Hiouēn-thsang. Paris 1853. S. 131. **Lassen** a. a. O. Bd. 2. S. 77.

[5]) **Tylor**, Anfänge der Kultur. Bd. 1. S. 408.

zückung auf rituelle Fragstellung ihre Orakelzeichen erbitten[1]). Das Gebet, das heisst der schamanistische Zauberspruch, war allerdings dem Schâkjamuni in der Seele fremd, aber gerade im Schoosse seiner vierhundert Millionen Anhänger sind die Rosenkränze und die Gebettrommeln erfunden worden. Seltsam klingt es, wenn dem Buddhismus von überschwenglichen Verehrern nachgerühmt worden ist, dass er weder verheisse, noch drohe. Die diesseitige Welt selbst ist ihm ja schon ein Fegefeuer, ein Rad, das sich von Ewigkeit dreht, und die Wiedergeburten in den Wonneräumen von Göttern oder in den Schaudern der Hölle, im unreinen Tierleib oder endlich in niederer wie in höherer Kaste waren genügend, Fromme oder Sünder zu locken oder zu ängstigen. Die Furcht vor einer unausbleiblichen Vergeltung hat auch die Buddhalehre als Zuchtmittel nicht verschmäht.

Der Buddhismus hat auch nichts gethan, die Inder von dem Wahn der Wiedergeburten zu heilen, er hielt diese Lehre vielmehr fest, ja er hat sie wie einen Krankheitsstoff auch auf fremde Völker übertragen. Die Kastenunterschiede stiess er nicht um, sondern liess sie gesellschaftlich bestehen, wenn er auch mit Vorliebe den Gedrückten und Missachteten das Nahen der Erlösung verhiess. Seine gepriesene Duldsamkeit anderen Religionen gegenüber hat doch einen zweifelhaften Wert, insofern sie unthätig blieb, um fremde Gottesgedanken aus ihrer Erniedrigung zu heben. Der Buddhismus behielt den Götterhimmel der Veden bei und gönnte den mongolischen Stämmen ihre Lust am Schamanenspuk. Reinere und reifere Vorstellungen können aber nur zur Herrschaft gelangen, indem sie unreinere und unreifere verdrängen. Werden die Bekenner der Lehre Gotamas auf mehr als vierhundert Millionen geschätzt, so rechnet man dazu das gesamte chinesische Volk, welches dem Dienst von Himmel und Erde sowie dem der Abgeschiedenen huldigt, Kongfutse aber noch immer als den sittlichen Gesetzgeber verehrt und eigentlich vom Buddhismus nur das Buddhabild, zu anderen Götzen einen Götzen mehr angenommen hat[2]).

Die Buddhalehre wurde nicht einem erwählten Volke, sondern der gesamten Menschheit verkündigt, und wie das Christentum im jüdischen, so ist sie auch im indischen Volke, freilich nach vielen Jahrhunderten einer unbestrittenen Herrschaft, erloschen oder wenigstens vom Festlande selbst verdrängt worden und nur auf Ceylon noch anzutreffen. In seinem westlichen Verbreitungsgebiet, in Kabul,

[1]) Stanislas Julien a. a. O. S 173.
[2]) Max Müller, Essays. Bd. 1. S. 339.

Taberistan und Kurdistan, hat den Buddhismus das Schwert des Islam ausgerottet. Früh spaltete er sich in eine südliche und eine nördliche Schule. Der südlichen oder älteren, deren in Pâli verfasste Schriften aller Wahrscheinlichkeit nach auf dem dritten buddhistischen Konzil im 3. Jahrhundert v. Chr. festgestellt worden sind, gehört die Insel Ceylon an, dann Birma, Siam, überhaupt die Länder der hinterindischen Mongolen. Auf Java, wo der Buddhismus das Brahmanentum glücklich verdrängt hatte, ist er im 15. Jahrhundert dem Islam erlegen. Die Schriften der nördlichen Schule, obwohl im Sanskrit verfasst, dennoch die jüngeren, erhielten erst auf dem vierten Konzil, etwa um Christi Geburt, ihre endgiltige Fassung. Dem neugläubigen Buddhismus folgten Nepál und andere Himalajagebiete, Tibet, die mongolischen Stämme im engeren Sinne, China und Japan. Nach China soll der erste Missionar schon 217 v. Chr. gelangt sein, aber erst vom Kaiser Ming-ti im Jahre 65 n. Chr. wurden die Lehren des Gotama als eine berechtigte Religion anerkannt[1]). Die Neugläubigen verehren eine grosse Anzahl Bodhisattvas, Wesen, die nur um eine Stufe von dem Buddha unterschieden sind, auch in das Nirvâna eingehen könnten, aus Barmherzigkeit aber und zur Erlösung ihrer Mitmenschen darauf verzichten, um frommen Seelen, die sie im Gebet anrufen, zu helfen. Seit den Mongolenkaisern gilt das Oberhaupt der Kirche in Tibet, das seine Residenz in Lâsa hat, als eine Verkörperung des Bodhisattva Padmapâni. Sein Titel Dalai Lama oder Weltmeer-Lama[2]) entstand erst im 15. Jahrhundert, als sich die nördliche Kirche über das priesterliche Cölibat spaltete. Das Oberhaupt derer, welche den Geistlichen die Ehe verstatten, hat unter dem Titel Bogda Lama seinen Sitz zu Táschilhúnpo. Auch dieser Lama gilt als die Verkörperung eines Bodhisattva, nämlich des Amitábha oder tibetisch Odpagméd, und führt den Titel Pan-tschen-rin-po-tsche[3]). Beide Kirchenhäupter haben sich versöhnt und schicken sich in echt buddhistischer Duldung gegenseitig ihren Segen.

[1]) Max Müller, Essays. Bd. 1. S. 223.

[2]) Tibetisch *bla-ma* Oberer, von *bla* oben. Fr. Müller, Reise der Fregatte Novara. Anthropologie. III. Abteilung. S. 180.

[3]) v. Schlagintweit, Indien und Hochasien. Bd. 2. S. 86.

XII.

Die dualistischen Religionen.

Alles, was dem Menschen drohend gegenübertritt, bezieht er auf sich und beseelt gern alles das, was sein Wohlbehagen stört, sei es Hitze oder Kälte, seien es Dürre, Hunger, Schmerz, Krankheit oder Tod. Ein ungeschärfter Verstand wird nun nicht leicht die Schwierigkeiten bewältigen, die sich der Vorstellung widersetzen, dass aus einer Hand das Erfreuliche und das Gefürchtete hervorgegangen sein solle. Wir stossen in der Geschichte wie in der Schöpfung auf Widersprüche, die sich mit der Annahme einer gütigen und gerechten Weltordnung schwer vereinigen lassen. Derselbe Gott, der das erhabene Firmament mit seinen Lichtreizen, der alle Lieblichkeiten der Erde, die stillen Blumen, den Tau mit seinen Farbenblitzen, das Kinderauge erschuf, erfüllte seine eigene Welt mit Fieber, mit Gift, mit Ungeziefer, mit Krieg, mit Grausamkeiten im Tierreich, wo oft das eine Geschöpf sich nicht entwickeln kann, ohne die Eingeweide eines anderen unter Qualen aufzuzehren. Weit und mühsam ist der Weg zu der Erkenntnis eines Leibniz, dass die sinnlich erfassbare Welt mit ihren Nachtseiten nicht sowohl nach menschlichem Ermessen die beste, sondern unter den möglichen Welten nur die beste sein möge[1]). Menschen mit ungeschultem Denkvermögen gelangen nie zur Einsicht, dass alles Ungemach doch nur eine Beschränkung der Süssigkeit des Daseins ist, und unersättlich im Geniessen fragen sie, weshalb die Lebensfreuden überhaupt gestört, beschränkt oder beendigt werden sollen. Noch weniger erkennen sie, dass selbst der leibliche Schmerz in einer Mehrzahl von Fällen nichts anderes als ein freilich unerbetener, aber gewissenhafter Warner vor nahenden Gefahren ist, welche unser Leben oder unsere Gesundheit bedrohen.

[1]) Tentam. Theodic. Pars II. §§ 168, 194, 206.

Aus der Verlegenheit, Wohlbehagen und Unbehagen von einer Quelle ableiten zu sollen, haben sich alle Völkerstämme auf früheren Stufen der geistigen Entwicklung damit geholfen, dass sie die Gegensätze auf unsichtbare Wesen übertrugen und neben freundlichen Beschützern sich auch von einer Schaar von Schadenstiftern umlauert wähnten. Sobald diese Schöpfung der Einbildungskraft vollzogen war, konnte nun die Veredelung des Menschen verschiedene Stufen durchlaufen. Auf der ersten und niedrigsten wird eine Versöhnung der unsichtbaren Bedränger versucht. In einem Hymnus der Madagassen werden Zamhor und Niang als Welterschaffer angerufen und hinzugefügt, dass an Zamhor keine Gebete gerichtet würden, da ja der gütige Gott deren nicht bedürfe[1]). Einen Dienst des bösen mit Vernachlässigung des guten Geistes finden wir bei den Kongo-Afrikanern[2]) und bei den Hottentotten[3]). Die Neger der Sklavenküste bekennen: Gott sei so erhaben und gross, dass er sich um die niedrige Menschenwelt nicht kümmere[4]). Genau von denselben Vorstellungen lassen sich in Amerika zunächst die Patagonier beherrschen, denn auch sie verehren nur den schädlichen Gualitschu[5]). Da auch die Abiponen nur den finsteren Gottheiten dienten, bezeichnete sie Dobrizhoffer als Teufelsanbeter[6]). Appun[7]), der uns die Namen der guten und der bösen Geister bei den Arowaken-, Warrau-, Arekuna-, Makuschi-, Kariben- und Atorai-Stämmen Guyanas mitteilt, fügt ebenfalls hinzu, der Schöpfer selbst werde als ein so unendlich erhabenes Wesen gedacht, dass es sich um den einzelnen nicht kümmere. Sonne und Mond vertreten bei den Botokuden die beiden Naturen des Göttlichen[8]). Dualistische Rollen verteilen die alten Aegypter zwischen Osiris und Set, die Chaldäer unter die Planeten: Jupiter und Venus waren die günstigen, Saturn und Mars die schädlichen Gestirne, der wankelmütige Merkur aber schloss sich stets den jeweiligen Beherrschern des astrologischen Himmels an. Die Verehrung des schrecklichen Schiva in Indien darf ebenfalls als ein Versöhnungsversuch betrachtet werden, und ein sogenannter Teufelsdienst hat sich in Vorderasien bei den Jesidi noch erhalten können, obgleich rings herum reinere Religionen zur Herr-

[1]) **Roskoff**, Geschichte des Teufels. Bd. 1. S. 47.
[2]) **Reade**, Savage Africa. S. 250.
[3]) **Kolbe**, Vorgebirge der Guten Hoffnung. S. 414.
[4]) **Bosman**, Guinese Goud-, Tand- en Slavekust. Bd. 2. S. 154.
[5]) **Musters**, Unter den Patagoniern. S. 193.
[6]) Geschichte der Abiponer. Bd. 2. S. 87.
[7]) Ausland. 1873. S. 683 f.
[8]) v. **Martius**, Ethnographie. Bd. 1. S. 327.

schaft gelangt sind. Gewiss muss im Menschen eine grosse sittliche Veredelung vor sich gegangen sein, bevor er sich entschliesst, der gutgesinnten Gottesmacht seine Verehrung darzubringen; es ist dann nicht mehr Furcht, die ihn bewegt, sondern ein dankbarer Drang. Auf dieser Stufe finden wir zu unserer Ueberraschung die Australier in Neu-Süd-Wales, die nicht dem übelgesinnten Potojan, sondern einer gütigen Macht unter dem Namen Kojan ihre Opfer bringen [1]). Auch von einer Anzahl Indianerstämme des Orinokogebietes, welche einen bösen Geist annahmen und ihn verschieden benannten, versichert der Pater Gumilla [2]), dass sie ihm keine Verehrung gezollt hätten.

Wenn auch geistig unreife Menschenstämme die Gesinnung der unsichtbaren Mächte als gut oder bös bezeichnen, so unterscheiden sie damit doch nicht das Sittliche und Unsittliche. Das Gute und das Böse ist vorläufig nichts weiter als das Erfreuliche und das Widerwärtige. Zur Genüge bekannt ist wohl die Antwort des Buschmanns, der dem fragenden christlichen Glaubensboten als Beispiel einer bösen That bezeichnete, dass ein anderer ihm sein Weib raube, und als Beispiel einer guten, wenn er selbst das Weib eines andern sich gewaltsam aneigne [3]). Als ein geselliges Geschöpf aber erkennt und begreift der Mensch sehr früh und später immer schärfer, dass das Zusammenleben ihm Pflichten gegen seinen Nächsten auferlege. Auf der untersten Stufe schon wird die Verletzung der sozialen Gebote als eine Versündigung angesehen. Die Vorschriften der geselligen Geschöpfe sind aber enthalten in den Sitten der Horde, des Stammes oder des Volkes. Die Ausübung der Blutrache ist daher überall dort, wo sie noch nicht durch bessere Einrichtungen ersetzt worden ist, gewiss eine sittliche That. Die brasilianischen Tupinamba hoffen, dass die Tugendhaften zu ihren Vätern in den glücklichen Gärten des Jenseits versammelt werden. Unter Tugend aber verstehen sie, tapfer das Eigentum der Horde zu verteidigen, viele Feinde zu erlegen und die Erschlagenen kannibalisch zu verzehren [4]). Ihre höchste Vollendung empfangen die Sittengebote erst, wenn sie sich über die gesamte Menschheit erstrecken und auch an fremden Völkern die Menschenrechte geachtet und gegen sie Menschenpflichten erfüllt werden. Auf allen nahen oder entfernten Strecken zu diesem im Christentum erkannten, aber in der christlichen Welt noch unerreichten Ziele begegnet dem Menschen die Versuchung, seinen

[1]) Dumont d'Urville, Voyage de l'Astrolabe. Bd. 1. S. 464.

[2]) Orinoco ilustrado. Bd. 2. S. 308.

[3]) Waitz, Anthropologie. Bd. 1. S. 376.

[4]) Lery bei Tylor, Anfänge der Kultur. Bd. 2. S. 86.

Genuss und Vorteil höher zu schätzen als das auferlegte gesellschaftliche Gebot. Sowie aber die sittlichen Begriffe die Vorstellungen von der Gottheit erfüllen, wirkt die Religion als der stärkste Hebel der Veredelung; der unsichtbare Urheber des Seienden erscheint als der Gesetzgeber und als der Richter über Recht und Unrecht. Sehr frühe nun haben die Iranier in Persien Göttliches und Sittliches innig zusammengeschmolzen.

Die Erforschung ihrer Altertümer hat übereinstimmend dazu geführt, dass die persischen und indischen Arier in einer nach Jahresmaass noch nicht befestigten Vorzeit eine gemeinsame Heimat bewohnten und die nämlichen Religionsvorstellungen teilten. Sie dachten sich das Unsichtbare erfüllt mit Wesen, die auf das Menschenschicksal Einfluss übten und die sie Dêva, d. h. „leuchtend“, und Asura (iranisch Ahura), d. h. „lebendig, geistig“ nannten. Mag nun infolge der Trennung eine Religionsspaltung oder infolge der Religionsspaltung eine Trennung eingetreten sein, später fassten die Iranier die Ahura als gütige, die Dêva (neupersisch *dîv*) als feindliche Mächte auf. Umgekehrt werden bei den indischen Ariern die Dêva (lateinisch *deus*) zu den heilbringenden und die iranischen Ahura zu den verderbenbringenden Gewalten gerechnet[1]).

Unter den Iraniern gab es eine geweihte Kaste, die Atharvan geheissen, die in Vorzeiten mit den indischen Atharvan genau übereinstimmten; beide nämlich waren, was auch ihr Name bezeugt, Feuerpriester[2]). Die Magier, deren Name erst auf den Inschriften des Darius vorkommt, vertraten im alten Medien die Verrichtungen der genannten Atharvan[3]). Sie trugen weisse Gewänder, enthielten sich der Fleischkost und dienten persönlich gedachten Naturkräften oder den hohen Formen von Fetischen, der Sonne (Mithra), dem Monde, den Sternen, der Erde, dem fliessenden Wasser, vor allem dem Feuer. Unter diesen Priestern erhob sich ein Religionsstifter Namens Zoroaster oder richtiger Sarathuschtra[4]). Er wird unter

[1]) In den ältesten Stücken der Rigveda-Samhitâ wird der Ausdruck Asura noch in einem guten und hohen Sinne, ja als ein Attribut der Dêva gebraucht. Haug, Essays on the sacred language, writings and religion of the Parsis. 2. Aufl. London 1878. S. 268.

[2]) Von den letzteren soll der Atharva-Veda stammen. Haug a. a. O. S. 294.

[3]) Spiegel, Das Leben Zarathustras, in den Sitzungsberichten der philos.-historischen Klasse der Münchner Akademie. München 1867. S. 70—80.

[4]) Der Name (mit englisch gelispeltem th zu sprechen) wird verschieden übersetzt von Windischmann (Zoroastrische Studien. Berlin 1863. S. 46), von Spiegel (Leben Zarathustras. S. 10) und von Haug (Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes. Bd. 2. S. 245 f.). Sogar der Uebersetzung „alte

den Griechen etwa um 470 v. Chr. von Xanthus dem Lydier zuerst erwähnt und sein Auftreten Jahrhunderte oder Jahrtausende vor Xerxes gesetzt. Sicherlich gehört er einem sehr hohen Altertume an [1]). Auch die Ermittelung seines Geburtsortes ist auf Schwierigkeiten gestossen, und wenn dieser gewöhnlich nach Ragha oder dem heutigen Râï bei Teheran verlegt wird, so muss sogleich hinzugefügt werden, dass er später in Baktrien weilte und dort wahrscheinlich seine Lehre die ersten Wurzeln schlug [2]).

Sarathuschtra verkündete nun, dass es unter den vielen gütigen Ahuras einen Masdâo oder Weltschöpfer [3]) gäbe, einen Vergelter des Guten und Bösen. Dieses höchste Wesen vereinigte doppelseitig in sich einen heiligen Geist *(spento manjusch)* und einen argen Geist *(angro manjusch)*, sodass also die nachmalige Zweiteilung in Ormasd (d. i. Ahura-Masdâo) und Ahriman (d. i. *angro manjusch)* der reinen Lehre Zoroasters nicht angehörte, sondern nach ihr aus derselben Schöpferkraft Gutes wie Böses hervorgegangen war, die Welt des Wahren und Wirklichen geschaffen vom heiligen Geist, die der Lüge *(drudsch)* und des Scheines als das Werk seines bösen Zwillingsbruders [4]). Diese tiefere Lehre aber verdunkelte sich im Laufe der Zeiten. Die Lichtseite und die Nachtseite des göttlichen Willens trennten sich ab als zwei von Anfang an geschiedene doppelte Wesen. Die Herren des Lichtes und der Finsternis streiten sich seitdem um den Sieg, der übrigens von Anbeginn entschieden ist. Ormasd allein weiss um das Dasein Ahrimans, und ehe dieser sich regt, hat er 3000 Jahre Zeit sich eine Schar unsterblicher Helfer auszubilden. Als Ahriman endlich zum Kampfe sich erhebt, stösst er auf einen wohlgerüsteten Gegner. Dreitausend Jahre währt das Ringen ohne Entscheidung. Erst in dem nächsten und letzten dreitausendjährigen Abschnitt sinkt Ahriman zur Machtlosigkeit herab [5]). An diesem Streite soll nun der sterbliche Mensch teilnehmen,

Kamele besitzend" hat man beigepflichtet. Vgl. Fr. Müller in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, phil.-hist. Klasse. Wien 1863. S. 635.

[1]) Martin Haug (Lecture on an original speech of Zoroaster. Bombay 1865. S. 27) glaubt ihn nicht jünger ansetzen zu dürfen, als 2300 Jahre v. Chr.; Rapp (Religion und Sitte der Perser, in der Zeitschrift der D. morgenl. Gesellschaft. Leipzig 1865. Bd. 19. S. 27) dagegen hat viele Gründe herbeigebracht für die Zeit vom 11. bis 13. Jahrhundert v. Chr.

[2]) Was für Baktra als Geburtsort spricht, hat wiederum Rapp (a. a. O. S. 32) mit grossem Geschick auseinandergesetzt.

[3]) Haug, Essays. S. 301.

[4]) Haug a. a. O. S. 303. Hübschmann, Ein Zoroastrisches Lied. München 1872. S. 5 f., 54 f.

[5]) Justi, Der Bundehesh. Leipzig 1868. S. 2.

zwischen Licht und Finsternis wählen, den Sieg des Guten durch das Gewicht seiner Werke herbeiführen und nicht durch böse Thaten die Siegesaussicht Ahrimans vergrössern. Gewiss konnte nicht leicht etwas heilsameres ersonnen werden, die besseren Regungen im Menschen wach zu erhalten, als die Verheissung von Gott selbst als Helfer zum Siege angesehen zu werden.

Daran schloss sich die Lehre von der Auferweckung der Toten, ein echt zoroastrischer Glaubenssatz, von dem die älteste Kunde am Schluss des 4. Jahrhunderts v. Chr. durch Theopompus in das Abendland gelangte[1]). Die Abgeschiedenen dachte man sich erstanden zu einem unvergänglichen, dem Stoffwechsel entzogenen, reinen Leben in Leibern, die keinen Schatten warfen und der Sättigung nicht bedurften. Drei Tage nach dem letzten Hauche des Sterbenden schwebt die Seele noch in der Nähe ihrer körperlichen Hülle. Um die vierte Morgenröte aber gelangt sie zu der Brücke des Seelenrichters *(tschinwato prtu)* und vor den Richter Sraoscha, der die guten und bösen Werke auf der Wage prüft. Dem Frommen, d. h. dem Wahrhaftigen, tritt mit himmlischem Grusse die Verkörperung seines guten Wandels entgegen in Gestalt eines 15jährigen Mädchens von strahlender Jugend, schlank und hochbusig mit weissen Armen und edelem Antlitz. Dem Gottlosen, d. h. dem Lügner, erscheint die Verkörperung seines Wandels in Gestalt einer hässlichen Dirne und bei ihrem Anblick erwacht ihm die Erinnerung an alle seine Lügen und Ungerechtigkeiten. Je nach dem Richtspruch wandelt die Seele über die Brücke in die Behausung der Lobgesänge *(garo dmâna)* oder in die Behausung der Lüge *(drudscho dmâna)*.

Es sei uns verziehen, wenn wir hier auf kurze Zeit die Iranier verlassen, um einzuflechten, dass über die ganze Erde ähnliche Vorstellungen von den Prüfungen der Seele nach dem Tode verbreitet sind. Bei dem Totengericht der Aegypter, als etwas hinreichend Bekanntem, brauchen wir nicht zu verweilen. Nach dem Glauben der Badagas im tamulischen Indien aber müssen die Seelen an einer Feuersäule vorüber, welche die Sündhaften verzehrt, und gelangen erst nach bestandener Gefahr auf einer Fadenbrücke an das Land der Seligen[2]). Ganz ähnlich berichteten Jesuitenprediger, dass nach dem Glauben der Huronen die Seelen der Verstorbenen auf einem Baumstamm über den Totenfluss gehen mussten, wobei manche von dem Wächter der Brücke oder einem Hunde angegriffen und hinab-

[1]) **Windischmann**, Zoroastr. Studien. S. 235—239.
[2]) **Baierlein**, Nach und aus Indien. S. 253.

gestürzt werden[1]). Weit verbreitet ist der Glaube an die verhängnisvolle Brücke unter den Moslimen: die Frommen überschreiten deren Messerschärfe sicher wie Akrobaten, die Bösen aber fallen hinab in den Höllenrachen. Tylor, der eifrig noch andere Beispiele des Mythus von der Seelenbrücke gesammelt hat, fand ihn auch in einem altenglischen Leichengesang, wo es heisst: *The brig of dread no brader than a dread*[2]).

Die ergreifende Vorstellung der Iranier von einer sittlichen Weltordnung hinderte nicht das Fortbestehen eines alten Fetischwahns, der übrigens geschickt mit dem Grundgedanken der Lehre Zoroasters versöhnt wurde. So verehrte man Mithra, die Sonne, als Auge Ormasds, aber von ihm geschaffen. Der schamanistische Haomatrank behielt gleichfalls seine ungeschwächte Zauberkraft, wie in der Vorzeit. Vor allem aber wurde und wird bis auf den heutigen Tag das Feuer als Ormasdssohn angebetet, keine Feuersbrunst darf daher anders als mit Erde erstickt, kein Licht ausgeblasen werden, weil jeder Hauch verunreinigt, weshalb auch die Priester bei heiligen Handlungen, und die anderen Parsen beim Gebet den Mund verhüllen. Das Feuer wird durch das Kochen und durch das Schmiedehandwerk beschmutzt, und auf Reinheit dringt überall das Sittengebot der Parsen. Gleichen Schutz vor Befleckung genoss das fliessende Wasser. Deshalb war es verdienstlich Brücken zu erbauen, um das Durchwaten der Ströme abzuwenden. Da die Toten weder verbrannt noch ins Wasser geworfen, noch die ebenfalls heilige Erde durch sie besudelt werden durfte, gab man die Leichen in ummauerten ringförmigen Plätzen, den *Türmen des Schweigens*, den Vögeln preis[3]).

Der Begriff der Sünde war bei den Anhängern Sarathuschtras (sowie überhaupt bei den Völkern des Altertums) ein sehr gemischter, denn sie konnte in einem Verstoss gegen die schamanistischen Vorschriften, also in einer Verunreinigung, wie in einer sittlich verwerflichen Handlung bestehen. Unter letzteren galt ihnen

[1]) Tylor, Anfänge der Kultur. Bd. 2. S. 92.

[2]) Urgeschichte der Menschheit. S. 451.

[3]) Auch in Medien wurden nicht eher die Leichen mit Wachs übergossen in die Erde gelegt oder wie in den Königsgrüften bei Persepolis bestattet, als bis die Knochen vom Fleisch entblösst waren. Dass Cyrus, als Feueranbeter, den Krösus zum Holzstoss verurteilt haben sollte, ist wenig glaubhaft, viel eher ist zu vermuten, dass der lydische König sich seinem Gotte Sandon verbrennen wollte. Justi im Ausland. 1871. S. 223. Rapp dagegen nimmt an, dass im westlichen Iran die oben angeführten Bestattungsgebräuche nicht üblich waren, sondern nur dem Osten angehörten.

das Lügen als eine schwere Schande[1]), der Betrug noch schlimmer als der Raub, der Diebstahl schon deswegen als Verbrechen, weil er im Geheimen betrieben wird, selbst Geld zu leihen schien sträflich, weil es mit einem Betruge des Gläubigers zu enden drohte[2]). Auf Redlichkeit und Reinheit drang und dringt das parsische Sittengesetz, und keine Religionsstiftung hat wie die altiranische bis auf den heutigen Tag die Achtung der Andersgläubigen in so hohem Maasse genossen. Freundlich gedenkt auch das erste Evangelium der Magier, die aus dem Morgenlande kamen.

[1]) Herodot, lib. I. cap. 138.

[2]) Duncker, Geschichte des Altertums. 1. Aufl. Bd. 2. S. 350—359.

XIII.

Der israelitische Monotheismus.

Für die Sittengeschichte des menschlichen Geschlechtes ist nichts bedeutungsvoller als die Entwickelung des Gottesgedankens in monotheistischer Richtung. Das alte Testament in seinen arglos und treuherzig gegebenen Sagen und Erzählungen lässt uns als treuer Spiegel das langsame Reifen dieser oft aufs höchste bedrohten Frucht beobachten. Weil wir alle schon in der Jugend die Wahrheit eingesogen haben, dass das Heilige und Ewige nur ein unteilbares sein könne, übersehen wir die Schwierigkeiten, welchen die Ausbreitung dieses Gedankens begegnen musste, als er neu, schwankend und unklar von wenigen geteilt, von der Mehrzahl anderen und älteren Vorstellungen zu lieb zurückgewiesen wurde. Ein Volk, welches zum Glauben an die göttliche Einheit gelangen soll, muss überhaupt vorher lange Zeiträume geistiger und sittlicher Entwickelung zurückgelegt haben, denn wie Tylor richtig bemerkt[1]), ist nie bei einem Stamm sogenannter Wilden der Monotheismus angetroffen worden. Kritisches Vertrauen kann jedoch die biblische Geschichte erst von dem Zeitpunkt an geniessen, wo das Volk Israel die Kunst der Schrift sich angeeignet hatte, also etwa seit der Zeit des Auszuges aus Aegypten.

In ihrem höheren Altertume gebrauchten die Hebräer andere Namen als Jahve für das höchste Wesen, und einer darunter (Elohim) trägt sogar die Pluralform, was indessen auf die Neigung des Hebräischen, abstrakte und vielumfassende, auch Macht und Hoheit bedeutende Begriffe pluralisch zu bezeichnen, zurückgeführt werden kann. Jedoch werden bei einer feierlichen Eidesleistung in der That mehrere Götter neben einander angerufen[2]). Es wurde auch

[1]) Anfänge der Kultur. Bd. 2. S. 333.

[2]) Vgl. zu Genesis cap. 31, v. 53. Ewald, Israelitische Geschichte. Bd. 1. S. 371.

früher schon erwähnt, dass Hausgötzen (Teraphim) noch unter David[1]) Verehrung genossen. Erst kurz vor der babylonischen Gefangenschaft liess Josia zwei Altäre mit heiligen Steinen vor den Thoren Jerusalems vernichten[2]). Dass überhaupt in den ältesten Zeiten die Juden nicht der reinen Gottesreligion anhingen, bezeugt ausdrücklich die heilige Schrift. Wenig glaubwürdig aber erscheint es, dass ein einzelner, wenn auch noch so feuriger und hochbegabter Geist, wie Mose, die Gemüter eines Volksstammes zu einer völlig neuen Welterklärung bekehrt haben sollte, wenn sie nicht schon für diese Wendung vorbereitet gewesen wären. Der Gedanke an den unteilbaren Gott erforderte aber, wie alle irdischen Vorgänge, eine lange Entwickelung. Das alte Testament zeigt uns diesen Gedanken oft dem Erlöschen nahe, verdunkelt wie die Sonne durch vorüberziehendes Gewölk an einem trüben Tage. Selbst Mose ist, wie die Sage ging, nicht unerschütterlich gewesen, sonst hätte er nimmer die eherne Schlange in der Sinaiwüste zur Heilung gegen Schlangenbiss errichten lassen[3]). Erst unter dem frommen König Hiskia, als eine viel reinere und schärfere Auffassung des Gottesgedankens zur Geltung gelangt war, wurde dieser Fetisch vernichtet. Spuren von Schamanismus wiederum enthält das gottesgerichtliche Verfahren bei Anschuldigung des Ehebruches. Das verdächtige Weib soll Wasser trinken, in welchem ein Papier mit schriftlichen Verfluchungen abgespült worden war[4]), genau wie mohammedanische Priester heutigen Tages Kranke durch Wasser heilen wollen, mit welchem aufgeschriebene Korânsprüche abgewaschen wurden[5]). Dass auch Frauen sich mit Totenbeschwörungen abgaben, bezeugt uns der heimliche Besuch Sauls bei der Zauberpriesterin von Endôr, und noch zu Josias Zeiten bestand ein geehrtes Orakel in Jerusalem. Gleich nach Josuas Tode hatte sich eine traurige Verwilderung der Gemüter bemächtigt, und der Jahvedienst besudelte sich mit Menschenopfern, die noch bis in die Königszeit fortdauerten[6]). Auch galt in den älteren Zeiten Jahve nur als der ausschliessliche Hort des Hebräerstammes, als ein Schutzpatron von grösserer Macht als die Gottheiten der feindlichen Stämme[7]). So lässt Jeftah dem

[1]) Siehe oben S. 259.

[2]) **Ewald**, Israelitische Geschichte. Bd. 3. S. 757.

[3]) Numer. cap. 21, v. 9.

[4]) Numer. cap. 5, v. 19 f.

[5]) Wie die schamanistischen Wahngebilde zur Zeit des Exils um sich griffen, ist aus Tob. cap. 6, v. 6—10 ersichtlich.

[6]) 1. Regum cap. 14, v. 23—45 und 2. Regum cap. 21, v. 6.

[7]) Exod. cap. 15, v. 11 und cap. 18, v. 11.

Ammonäerkönig durch seine Botschafter sagen: „Gehört nicht Dir von Rechtswegen alles, was Dein Gott Chamos besitzt? Sollte nicht auch alles, was unser Gott als Sieger erwarb, zu unserer Herrschaft gehören[1])?“ Auch wird der Machtbereich Jahves noch örtlich beschränkt gedacht, denn Gott willigt ein mit Jakob „hinabzuziehen nach Aegypten“ [2]). Oft geht die sinnliche Auffassung so weit, dass die Naturkräfte als Lebensäusserungen Gottes aufgefasst werden und der Gottesgedanke fast herabsinkt zu einem monotheistischen Naturdienst. Wir dürfen uns nicht durch die Erhabenheit der Sprache berauschen lassen, wenn im Donner eine hörbare Stimme, im Frost und Tauwetter der kühle oder warme Hauch Jahves wahrgenommen werden[3]). Allerdings nötigen uns die Fesseln unseres Denkvermögens, das unerfassliche Wesen Gottes immer wieder in Menschennatur zu kleiden, selbst die Evangelien sprechen von väterlichen Erregungen: nur ist es etwas anderes, wenn wir uns immer bewusst bleiben, dass wir nur aus Notbehelf anthropomorphosiren, ähnlich wie auch die strengen Wissenschaften nicht immer bildliche Ausdrücke vermeiden können. Wenn aber die Bibel Jahve durch den Opfergeruch erquickt werden lässt[4]), so redet sie die Sprache Homers. Kindlich, aber darum auch ohne Erhabenheit ist die Vorstellung von Jahve, den Mose auf dem Sinai an gegebene Versprechen erinnern muss, und der wankelmütig zurücknimmt, was er gedroht hat[5]). Auch hier fühlen wir uns gemahnt an Auftritte, wie sie in der epischen Zeit der Hellenen im Olymp spielten. Selbst die Trachten der Priester mit Putz und Stickereien werden noch auf göttliche Anordnungen zurückgeführt[6]). So dürftig, so menschlich schwach waren und blieben lange die Vorstellungen des höchsten Wesens[7]).

Darin liegt aber auch die hohe Bedeutung der Geschichte Israels, dass dieses Volk nur durch das, was es erleben und dulden sollte, zu einer immer tieferen und immer reineren Erfassung des Gottesgedankens genötigt wurde. Allein von allen Völkern des Altertums besitzen die Juden eine Geschichte, die in den irdischen Begebenheiten das Walten einer sittlichen Weltordnung zu erkennen

[1]) Jud. cap. 11, v. 24.
[2]) Gen. cap. 46, v. 4.
[3]) Hiob. cap. 37, v. 2 und 10.
[4]) Levit. cap. 1, v. 9.
[5]) Exod. cap. 32, v. 9—14.
[6]) Exod. cap. 38, v. 33 f.
[7]) Dagegen muss bemerkt werden, dass die Ansicht, Jahve habe die Israeliten, da er ihnen den Auszug aus Aegypten befahl, zur Veruntreuung silberner und goldener Gefässe angeleitet, auf einer irrtümlichen Auslegung von Exod. cap. 11, v. 2 beruht.

sich bestrebt. Sie wurde im Exil verfasst[1]), in der Stimmung des Elendes, als es keinen Priesterstand mehr gab, so dass nicht etwa, wie man die Thatsache hat verdrehen wollen, hierarchische List im Spiele war. Die vorausgehende Königszeit hatte die Erfahrung eingeprägt, dass die religiöse Verwilderung fast immer den weltlichen Verfall nach sich zog, aber die heilige Schrift ist auch in solchen Fällen der Wahrheit treu geblieben, wo fromme Herrscher ins Unglück gerieten oder abtrünnigen das Glück bis zu ihrem Ende hold blieb. Aus ihren Schicksalen in der Königszeit erwarben sich die Juden ihr unerschütterliches Gottvertrauen. Mit den Assyriern, lässt die heilige Schrift den frommen Hiskia ausrufen, sind nur die Sehnen des Menschenarmes, mit uns aber ist der Herr unser Gott, der für uns streitet[2]). So mahnt auch den verzweifelten Hiob Elischa daran, wie viele Unheilstifter und Trübsalsäer vor Gottes Hauche zu Grunde gegangen seien[3]). Mit voller Klarheit hatten die Juden erkannt, dass die Stärke eines Volkes sich nur begründen lasse auf ein festes Vertrauen zu einer sittlichen Weltordnung. Sie hatten aus ihrer Geschichte die Lehre gezogen, dass sie stets siegreich gewesen seien, so lange Sittenstrenge unter ihnen herrschte, und dass sie weggeführt worden, als sie vom Gesetze abfielen[4]). Welcher Trost und welches Licht ihnen aus dieser Erkenntnis in den dunkeln Stunden des Lebens sich ergoss, erklingt in den Versen des Psalters: Ob ich schon wandere im finstern Thal, fürchte ich doch kein Unheil, denn Du bist bei mir.

Wie vor, während und nach der Verbannung die religiösen Anschauungen ihre frühere kindliche Roheit abstreiften, merken wir an einzelnen Zügen. Den Gott des alten Testamentes, der nie vergab, der die Verschuldung der Voreltern an den Enkeln und Urenkeln rächte, kennt Hesekiel nicht mehr. Weder soll der Vater unter den Verirrungen des Sohnes, noch der Sohn unter denen des Vaters leiden. Ja der Schuldbelastete selbst, wenn er in echter Reue sich bessert, soll Vergebung hoffen; denn, lässt der Prophet den Herrn sagen, nicht an der Vernichtung des Frevlers ist mir gelegen, sondern an seiner Umkehr[5]). Väterliches Erbarmen verheisst auch allen Gottesfürchtigen ein Lied[6]), welches David zugeschrieben wird, und zu den vorauseilenden Schatten des Christen-

[1]) Nach **Ewald** (Bd. 4. S. 26) entstand das Buch der Könige um die Mitte der babylonischen Verbannung.
[2]) 2. Paralipom. cap. 32, v. 7—8.
[3]) Hiob. cap. 4, v. 7—9.
[4]) Judith. cap. 5, v. 15.
[5]) Ezech. cap. 18, v. 20 f.
[6]) Ps. 102, v. 13.

tumes gehört der Spruch des Sirach[1]), dass man dem Nächsten zuvor vergeben müsse, ehe man selbst Verzeihung erbitte. Den Propheten dankten die Israeliten unter anderem auch die Beseitigung von schamanistischen Verirrungen. War es uns zuvor[2]) klar geworden, mit welchen Gefahren jedes Opferwesen die sittliche Wendung der religiösen Regungen bedroht, so sei es uns verziehen, wenn wir die oft bewunderten Mahnworte aus Jesaia[3]) noch einmal wiederholen: „Eure Fluren", ruft der Prophet, „werden veröden, eure Städte eingeäschert liegen, eure Saaten vor euren Augen von Fremdlingen aufgezehrt werden, nichts wird mehr übrig bleiben von der Tochter Zion als gleichsam ein Sonnendach in Weinbergen oder eine Nachthütte im Gurkenfelde, oder der Schutt der Verheerung. Wenn uns der Herr nicht einige Nachkommenschaft aufgespart hätte, so würden wir Sodom gleichen und Gomorrha. Höret nun das Wort des Herrn, ihr Häupter der Sodomiter, vernimm den Befehl unseres Gottes, du Volk von Gomorrha. Was bedarf ich eurer zahllosen Opfertiere? Mir ekelt's! Die Schlächtereien von Widdern, das Fett der Masttiere, das Blut von Kälbern, Lämmern und Böcken, eure Neumondtage, Sabbathe und anderen Feste sind mir unerträglich und eure Jubelfeiern und schändlichen Gelage bis in die Seele verhasst. Wenn ihr eure Hände aufhebt, kehre ich meine Blicke ab; mögt ihr eure Gebete noch so oft wiederholen, ich erhöre sie nicht, denn eure Hände sind mit Blut befleckt. Reiniget, säubert euch, beseitigt eure schuldvollen Gedanken vor meinem Antlitz, verabschiedet eure Verkehrtheiten, übt euch im Wohlthun, trachtet nach Gerechtigkeit, helft den Gedrückten, setzt die Waisen in das Ihrige und schützt die Witwen. Dann kommt mich anzurufen, spricht der Herr. Und wenn eure Versündigungen dem Scharlach glichen, sollten sie wie der Schnee leuchten, und wenn sie wie Purpur erglühten, sollten sie wie Vliesse erbleichen."

Uebrigens werden schon Samuel die Worte in den Mund gelegt, dass Jahve am Gehorsam mehr Wohlgefallen habe als am Opfer[4]). Dass letzteres etwa als eine Art zweiseitigen Vertrages die Gottheit binde, wurde ausdrücklich von den Propheten verneint und dem Wahne gesteuert, als könnte durch irgend welchen Ritus auch der leiseste Zwang auf den göttlichen Willen ausgeübt werden. Sobald die innere sittliche Läuterung und die Abstellung gesellschaftlicher Gebrechen als ein göttliches Gebot gefordert werden, fällt das ethische

[1]) cap. 28, v. 2.

[2]) S. oben S. 281—283.

[3]) cap. 1, v. 7 f.

[4]) 1. Reg. cap. 15, v. 22 und Ewald a. a. O. Bd. 3. S. 55, ebenso Ps. 51, v. 18 f.

Gebiet mit dem religiösen zusammen. Soll die Verehrung dem höchsten Wesen durch strengen und gerechten Wandel bezeigt werden, dann strebt durch Verklärung des Gotteswillens der Mensch, bewusst oder unbewusst, mit der Erfüllung höherer Pflichten nach einem höheren Werte seines eigenen Daseins.

Auch die Vorstellungen von Gott selbst werden mehr und mehr der rohen Sinnlichkeit entrückt. Wenn Jahve noch wie ein Nomad abwärts zieht mit Jakob in ägyptisches Gebiet, so kann dagegen niemand mehr dem allgegenwärtigen Gott des Psalmendichters entrinnen, selbst nicht mit den Flügeln der Morgenröte[1]). Der räumlich unbeschränkte Gott wird auch als ewig anerkannt. Vor der sichtbaren Körperwelt wird er als vorhanden gedacht und menschlichen Zeitvorstellungen wird der entrückt, dem ein Jahrtausend wie der gestrige Tag oder eine Nachtwache sind.

So offenbart sich nicht plötzlich, wohl aber unvermerkt und in leisen Uebergängen ein immer neuer und neuerer Gott reiner und ethischer, entsprechend den reineren und ethischeren Auffassungen, zu welchen das jüdische Volk heranreifte, gross gezogen und geläutert durch harte Prüfungen.

Die heilige Schrift liegt für jedermann geöffnet, um noch einmal selbst historisch zu durchleben, was die Hebräer an sich erfahren mussten. Wenn ihr Monotheismus, wie ihn die Propheten lehrten, ein echter Gewinn gewesen, so musste er sich bewähren in der Stunde des namenlosen Elends, als auch die Bewohner Judäas, wie von den Assyriern früher die Zehnstämme, hinweggeführt wurden in die Gefangenschaft nach Babylonien. Von Zion und dem Tempel stand nur noch kahles Gemäuer, eine fremde Besatzung lag an dem verödeten Platze um jeden zu verscheuchen, der es wagen sollte, vielleicht verstohlen auf den geweihten Stätten seine Andacht zu verrichten. Die Zukunft war eine völlig lichtlose, nicht der fernste Schimmer einer Hoffnung glimmte noch, dass das einst starke und beneidete Volk, nunmehr versprengt und ausgeteilt in dem weiten babylonischen Reiche, sich jemals sammeln werde. Als sie, mit den Worten ihres Sängers[2]) zu reden, hinabweinten in die Wasser von Babylon, ihre Harfen an die Weiden hingen, weil der Lobgesang in fremdem Lande ersticken musste, da gaben sich die geängstigten Gemüter auf alle Fragen an die Zukunft immer nur die rauhe Antwort: Es ist alles vorbei! Es ist vorbei mit Judäa und Zion, wie das Zehnstämmereich schon zerflossen war bis auf die Schatten, welche etwa noch die Chroniken heraufbeschwören mochten.

[1]) Psalm 138, v. 7 f.
[2]) Psalm 136, v. 1.

Als die Zeit ihrer Könige, wo sie vom Meere bis zur Wüste die Gebieter waren, mit ihrem schrecklichen Ende wie ein verwehter Traum ihnen entfloh, sahen sie sich beim hellen Erwachen versetzt unter die asiatischen Wunder Babylons vor eine Tafel voller sinnlichen Genüsse[1]), und wer herzhaft zugriff, konnte damals mit der geniessbaren Wirklichkeit, mit dem bunten Luxus und in der Vergnügungssucht der schwelgerischen Grossstadt unter den Dattelhainen am Euphrat und in der Ueppigkeit kunstvoll bewässerter Gärten jedes Heimweh nach dem steinigen Palästina ersticken. So thaten auch die meisten, sie nützten das Exil zum gesteigerten Lebensgewinn aus und priesen es wohl als günstige Fügung, dass sie ihrem ärmlichen Einerlei entrissen worden waren. Hätten alle in ihre neue Lage so nüchtern und welterfahren sich geschickt, so wäre vom Judentum jetzt nichts mehr übrig als ein Völkername in den Keilschriften, den die heutige Wissbegier *hebr* oder ähnlich lautend entziffern würde. Ein Name mehr zu anderen kalten Namen.

Der unverdorbene Kern des jüdischen Volkes vergass aber nicht und vererbte auf das nächste und zweite Geschlecht die Sehnsucht nach den Orten, wo er von besseren Regungen durchschauert worden war. Wenn die Verbannten ihre neuen Gebieter in der Nähe besahen, wenn das stärkere, klüger beherrschte, von der Natur begünstigte, durch Geschick und technische Fertigkeit bereicherte Volk dennoch durch die Albernheiten eines Bilderdienstes täglich sich erniedrigte, durften sie sich im stillen gestehen, dass sie noch immer das auserwählte Volk geblieben waren. Uns aber, die wir den weiteren Gang der Geschichte überschauen, gleicht das Exil nur der Krümmung einer Parabel um ihren Brennpunkt. Nicht vorbei war es mit dem Judentum, sondern gerade das, was ihm den höchsten Wert verliehen hatte, der Gedanke an die Gotteseinheit, sollte nur die Richtung seiner Bahn zu höherer Verklärung ändern. Das Unglück verhärtete die Juden nicht, sondern stimmte sie, die selber ihr Brot mit Thränen assen, nur milder gegen alles Leiden, was sie um sich erblickten. Jeder einzelne unter uns, der nach Klarheit gerungen hat, gelangt zu irgend einer Welterklärung, die nicht blos die Summe dessen ist, was er durch eigene Einsicht oder durch die Erfahrungen anderer sich angeeignet hat, sondern auch alles dessen, was an ihm vorüber und über ihn hinweggegangen ist. So fallen auch bei einem Volke seine historischen Schicksale mächtig ins Gewicht, wenn es eine eigene Religion erschaffen, eine fremde annehmen, eine angenommene festhalten soll.

[1]) Dixon, Das heilige Land. Jena 1870. S. 48 f.

XIV.

Die christlichen Lehren.

Als die Hebräer vor den Gefangenschaften mehr oder weniger genau, in der Gefangenschaft selbst aber aufs genaueste mit den Weltanschauungen und den Gottesbegriffen der Iranier vertraut geworden waren, konnte diese geistige Berührung und Befruchtung nicht gänzlich ohne Folgen bleiben. Ihr müssen wir zunächst zuschreiben, dass in vereinzelten Stücken des alten Testamentes plötzlich ein verkörperter Unheilstifter auftritt, wenn auch der bereits erstarkte Begriff von der Einheit Gottes den Teufel nicht als ebenbürtigen Ahriman, sondern nur als einen Diener des Herrn und als ein Werkzeug seiner Absichten duldet[1]). Aber weit bedeutungsvoller als der nur spärlich ausgenützte Erwerb des Satans wirkte die Bekanntschaft mit den iranischen Ansichten von der Unsterblichkeit der Seele. Letztere Vorstellung war ursprünglich den Israeliten so fremd, dass noch zu Christus' Zeiten die Sadduzäer[2]) eine Fortdauer nach dem Tode als schriftwidrig verwarfen. Eine Mehrzahl von Stellen des alten Testamentes vernichtet sogar jede Hoffnung auf ein Jenseits. Mit Verheissung eines langen Lebens und reichen Kindersegens wird der Fromme belohnt oder wohl gar irdischer Ueberfluss in Scheune und Keller für religiöse Ehrfurcht und strengen Gottesdienst ihm in Aussicht gestellt[3]). Was nützt Dir, ruft der

[1]) Ewald (Israelitische Geschichte. 3. Aufl. Bd. 3. S. 704) setzt die Entstehung des Buches Hiob in die Zeit der letzten Könige in Juda, allein Bd. 4. S. 237 macht er es wahrscheinlich, dass die Bekanntschaft mit sarathuschtrischen Lehrsätzen schon seit dem 10. und noch merklicher seit dem 8. Jahrhundert auf die religiösen Vorstellungen der Hebräer namentlich in einer freieren Auffassung des Gegensatzes von Gutem und Bösem zur Geltung gelangte. Ueber die wenigen Stellen des alten Testamentes (ausser Hiob), wo der Satan auftritt, vgl. Roskoff, Geschichte des Teufels. Leipzig 1869. Bd. 1. S. 186.

[2]) Matth. cap. 22, v. 23.

[3]) Proverb. cap. 3, v. 9 f.

Psalmist[1]) dem Herrn zu, mein Leib, wenn er zur Verwesung hinabsteigt? Wird etwa Staub und Asche Dich anrufen oder Deine Wahrheiten verkündigen? Bei Hiob finden wir die geradezu hoffnungsleere Stelle, dass wohl der abgehauene Baum noch einmal grünen könne, dass aber den Erdensohn, wenn er sich niedergestreckt hat, nichts mehr aus seinem Schlummer wecken werde[2]). So kann auch der Schluss dieses dramatischen Gedichtes uns nicht befriedigen. Auf die Prüfungen des Dulders öffnet sich nicht, wie wir erwarten, der Blick auf eine Welt der Verklärung, sondern Hiob wird mit Gesundheit erfrischt, mit Herden und Nachkommenschaft neu ausgestattet und stirbt dann lebenssatt *(plenus dierum)*. Wohl spricht das alte Testament wiederholt von einer Behausung der Toten, die in der lutherischen Uebersetzung Hölle genannt wird, aber nicht als ein Ort der sittlichen Verbüssung gedacht werden darf, sondern, wie Hiob es ausmalt, als lichtloser Raum, erfüllt mit ewigem Grausen. Ja dieses Scheôl, welches übereinstimmt mit dem Hades der Griechen, wird nirgends in gesetzlichen Aussprüchen des alten Testaments erwähnt[3]). Erst in späteren Stücken keimt eine andere, erhabenere Ansicht. Ein schöner Abschnitt (cap. 2) im Buche der Weisheit[4]) z. B. geisselt die Meinung roher Menschen, dass man sich in aller Niederträchtigkeit nur sorglos des Lebens freuen möge, ohne sich durch den Wahn einer Vergeltung nach dem Tode beunruhigen zu lassen; Gott, heisst es, hat den Menschen zum ewigen Leben geschaffen, und ein ehrbares Leben im Diesseits darf auf einstige Belohnung hoffen.

Sollen wir aber nun in aller Kürze aussprechen, worin die Völkerkunde das innere Wesen der christlichen Lehre von den religiösen Regungen anderer Zeiten oder der Heidenwelt zu unterscheiden habe, so muss zuerst betont werden, dass die Verkörperung der Naturkräfte in Gott, wie sie sich noch im alten Testamente findet[5]), mit dem Satze beseitigt wird, dass Gott als etwas Geistiges aufzufassen sei[6]). Wohl legen die Evangelien dem Religionsstifter

[1]) Psalm 30, v. 10.

[2]) Hiob. cap. 14, v. 7—12.

[3]) Ewald a. a. O. Bd. 2. S. 122. Wie Tylor (Anfänge der Kultur. Bd. 2. S. 81) richtig bemerkt, übersetzen die LXX Scheôl mit Hades und Ulfilas mit Halja, welches letztere in der alten Bedeutung ein Schattenreich der Toten unter der Erde war; Hölle, richtiger Helle, hängt ursprünglich nach Laut und Begriff aufs innigste mit dem gotischen Halja zusammen.

[4]) Es soll nach Ewald dem zweiten Jahrhundert v. Chr. angehören. Israelitische Geschichte. Bd. 3. S. 436.

[5]) Hiob. cap. 37 und 38.

[6]) Joh. cap. 4, v. 24: *Πνεῦμα ὁ θεός.*

noch immer eine anthropomorphosirende Sprache in den Mund, insofern Gott als ein Vater bezeichnet wird, allein dies rechtfertigt sich durch die Schranken des menschlichen Denkvermögens. Einen Geist uns vorzustellen sind wir unfähig, denn was wir so zu nennen belieben, gleicht immer einem denkenden Geschöpf, wie wir selbst sind, gebunden an die Arbeit eines Organismus. So lange wir Menschen bleiben, werden wir immer gezwungen, das Göttliche in Menschenform uns vorzustellen, doch geschieht dies in den Evangelien mit einer Einschränkung des Sprachgebrauches. Darf Gott als Vater angerufen werden, so sollen wir doch den geheiligten Vaternamen nur auf Gott allein anwenden[1]).

Eine Lehre aber ist es vorzüglich, die im Christentum zuerst und einzig nur mit ihm auftritt, nämlich die Annahme einer gütigen Vorsehung. Es ist, um mit Leibniz zu reden, der Plan der möglichst besten Schöpfung bis auf das Kleinste durchdacht, bis zur Zahl der Haare auf dem Menschenhaupte und bis auf das Dasein der schwächsten Geschöpfe[2]). Sowie die Erkenntnis einer solchen Vorsehung feststeht, wird die gefährlichste Verirrung der Menschen, nämlich aller Schamanismus beseitigt. Ueberwindet auch vielleicht das menschliche Nachdenken die gröberen Versuche, durch Spruch und Zauber sich eine vorgespiegelte Macht über den Lauf der Naturvorgänge anzumaassen, so bleibt doch noch viel länger das Vertrauen in die Wirksamkeit der sinnbildlichen Handlungen, der Opfer, der Fasten, Bussübungen und Gebete zurück. Die indischen Brahmanen gelangten, wie wir sahen, durch scharfsinnigen Selbstbetrug bis zu dem Wahne, dass sie, als Inhaber solcher Mittel, göttliche Naturen geworden seien. War in der Gefangenschaft bei den Hebräern das Gebet zuerst zur Bedeutung und Macht gelangt[3]), so musste doch schon Zacharias[4]) gegen das erzwungene Fasten und Trauern warnen, durch welches man sich einbildete, die Ratschlüsse Gottes zu ändern. Der strenge Christ darf bei der Annahme einer gütigen Vorsehung keinen Eingriff Gottes in den gesetzlichen Ablauf der Naturvorgänge begehren. Für alle wirklichen Bedürfnisse des Menschen, sagt unser Religionsstifter, sei schon vorher gesorgt, ehe sich noch die Bitte darum geregt habe[5]). Durch diese notwendige

[1]) Matth. cap. 23, v. 9: *Καὶ πατέρα μὴ καλέσητε ὑμῶν ἐπὶ τῆς γῆς. εἷς γάρ ἐστιν ὁ πατὴρ ὑμῶν, ὁ ἐν τοῖς οὐρανοῖς.*

[2]) Matth. cap. 10, v. 29 f.

[3]) Ewald a. a. O. Bd. 4. S. 32.

[4]) cap. 7, v. 5.

[5]) Matth. cap. 6, v. 8: *Οἶδε γὰρ ὁ πατὴρ ὑμῶν, ὧν χρείαν ἔχετε, προ τοῦ ὑμᾶς αἰτῆσαι αὐτόν.*

Schlussfolgerung aus der Lehre von einer gütigen Vorsehung unterschied sich das Christentum von allen anderen Religionsschöpfungen. Nicht die Erfüllung des kleinsten, des heissesten, des reinsten Herzenswunsches verspricht das Christentum. Man kann sich daher nicht weiter vom Ziele der ursprünglichen und reinen Religion verirren, als wenn, da irdische Wünsche nicht mehr zu dem himmlischen Vater empordringen sollen, eine Anzahl polytheistischer Mittelwesen zu Fürbittern ersonnen werden und auf einem Umwege wieder das schamanistische Gebet zurückkehrt.

Die Gebetworte, welche Christus seine Jünger lehrte, enthalten nichts weiter als eine Anleitung, gleichsam wie in einem Spiegel die jeweiligen sittlichen und religiösen Zustände unseres Ichs wahrzunehmen, sich selbst zu bestärken in der Heiligung durch die Gottesidee, in dem Wunsche, dass das Reich der christlichen Anschauungen uns durchdringen möge, sowie in der Erinnerung daran, dass alles, was uns widerfahren mag, der Wille einer gütigen Vorsehung ist. Es ergeht die Mahnung an uns selbst, denen zu vergeben, die sich etwa im Unrecht gegen uns befinden[1]), endlich die Bitte, dass der christliche Glaube nicht in uns erschüttert, sondern die Zweifel mehr und mehr zurückgedrängt werden mögen. Der einzige irdische Klang in diesem Gebete ist das Erflehen des täglichen Brotes. Das Vaterunser verlangt die höchste innere Sammlung, wenn sein Inhalt nicht spurlos durch das menschliche Gemüt ziehen soll. So unverwüstlich aber kehrten die schamanistischen Gelüste zurück, dass trotz der Warnung des Religionsstifters vor gedankenlosen Wiederholungen[2]), welche der Mitteilung des Vaterunsers hart vorausgeht, es doch als Paternoster in unverständlicher Sprache Jahrhunderte lang nicht mehr gebetet, sondern nach Buddhistenart[3]) unter Abzählung der Rosenkranzperlen hergesagt worden ist.

Der Schwerpunkt dieses Gebetes oder dieses Verkehres mit sich selbst liegt in der sogenannten dritten Bitte, die alles, was über den Menschen verfügt werden möge, als erwogen in gütiger Vorsehung, geduldig und dankbar uns empfangen heisst. Selbst harte Schick-

[1]) In gleichem Sinne heisst es bei Jesus Sirach (cap. 27, v. 2): Vergieb Deinem Nächsten, was er Dir zu Leid gethan hat, und bitte dann, so werden Dir Deine Sünden auch vergeben.

[2]) Matth. cap. 6, v. 7: *Μὴ βαττολογήσητε ὥσπερ οἱ ἐθνικοί. δοκοῦσι γὰρ ὅτι ἐν τῇ πολυλογίᾳ αὐτῶν εἰςακουσθήσονται.*

[3]) Da der ähnlichen Erscheinung buddhistischer Gebetmühlen bereits gedacht worden ist, so wollen wir noch hinzufügen, dass selbst bei den Altspaniern gewisse Gebete in 100- und 1000facher Wiederholung vorgeschrieben wurden. Duncker, Geschichte des Altertums. Bd. 2. S. 334.

salsschläge können sich zu innerem Gewinn verwandeln, da sie, abgesehen von den Fällen, wo sie verhärten und erbittern, die Gemüter in diejenige Stimmung zur Milde und Vergebung setzen, in welcher sie den christlichen Wahrheiten am zugänglichsten sind. Nicht für die gesunden und starken, sondern für die gebrochenen Herzen war ja der Trost der neuen Lehre bestimmt[1]). Die Selbsterziehung des sittlichen Menschen aber sollte mit der Einsicht in die eigenen Fehler beginnen. Nachsicht gegen die Mitmenschen, Bekämpfen der eigenen Härte und der Lieblosigkeit sind die immer wiederholten Vorschriften der Evangelien. Die Satzungen des alten Testamentes wurden nicht umgestossen, sondern verschärft und verfeinert. Nicht blos der Mord, sondern jede Gehässigkeit, nicht der Ehebruch, sondern jedes sträfliche Begehren sollte unterdrückt werden. Kein Verdienst sei darin zu suchen, Liebe mit Liebe zu vergelten, denn das geschehe auch von den heidnischen Völkern, sondern Gott ähnlich, der Gerechte und Ungerechte mit seinem Licht erquickt, Fluch mit Segen, Hass mit Wohlthaten, Kränkungen mit Fürbitten zu vergelten, wurde als neue Pflichtenlehre den Christen auferlegt[2]). Ueberall wird eine Ueberwindung der menschlichen Natur gefordert, ein Anstreben des göttlichen Reiches und eine Veredelung der irdischen Gesellschaft geboten. Dem Jünger, der Aufschub erbittet, um seinen Vater erst noch zu bestatten, ruft Christus zu, er solle die Toten den Toten begraben lassen[3]), gleichsam als sei ein jeder, dem nicht die eigene Verklärung über alles gehe, ein lebendiger Toter. Die Liebe zu Eltern und Kindern oder Geschwistern, die im Grunde nichts ist als eine erweiterte Selbstliebe, soll sich auf das ganze Menschengeschlecht ausdehnen[4]).

Innerhalb der menschlichen Gesellschaft erzwingt sich das bürgerliche Recht von selbst seine Beachtung. Die Fortschritte unseres Geschlechtes beruhen auf einer so durchgebildeten Gliederung von Arbeiten und Leistungen, dass sie nicht denkbar sind ohne strenge Beobachtung der Rechte anderer. Wo sich der Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit abstumpft, geht jede Gesellschaft zu Grunde und die Weltgeschichte wird für sie zum Weltgericht. So ist schon durch diese unerbittliche sittliche Ordnung für die bürgerliche Erziehung unseres Geschlechtes gesorgt. Das Christentum aber erstrebt noch Höheres als eine Verfeinerung des menschlichen Geselligkeitstriebes. Von dem Reisenden Kennan wird uns das milde Herz der

[1]) Luc. cap. 5, v. 31.
[2]) Matth. cap. 5, v. 44–46.
[3]) a. a. O. cap. 8, v. 22.
[4]) Matth. cap. 10, v. 37. Marc. cap. 3, v. 33.

Korjäken gerühmt; nie sah er ein Kind schlagen, nie hörte er ein hartes Wort gegen eine Frau fallen, aber die Altersschwachen und die hoffnungslosen Kranken werden durch Lanzenstiche mit anatomischer Meisterschaft, Vater oder Mutter gewöhnlich vom Sohne, umgebracht, denn die harte Notwendigkeit des Hirtenlebens verstattet keine Belastung der wandernden Gemeinde mit den Hinfälligen, und der gesellige Instinkt setzt das Wohl der Genossenschaft über das Erbarmen gegen den einzelnen. Erkennen wir, dass solche Satzungen unverträglich sind mit Christenpflichten, so gestehen wir damit, dass unsere Sittenlehre sich über und bisweilen gegen den Gesellschaftstrieb erhebt. Dass wir für Geisteskranke sorgen, kann als eine egoistische Vorsicht betrachtet werden, denn niemand weiss voraus, ob er nicht selbst von diesem Schutz der Gesellschaft Nutzen ziehen möchte. Wir verpflegen aber auch menschliche Missbildungen, wie die Kretinen und Mikrocephalen. Sicherlich wäre es für die Gesellschaft viel erspriesslicher, solche Geschöpfe ihrem Schicksal preiszugeben und den Aufwand, den ihre Pflege erheischt, lieber zu nutzbringenden Zwecken zu verwenden. Wenn wir es dennoch nicht thun, so befriedigen wir ein Pflichtgefühl, das sich nicht aus unserem sozialen Instinkte ableiten lässt[1]). Die Sklaverei der Neger und viele Leibeigenschaftssatzungen liessen sich damit rechtfertigen, dass die Unfreien der Zucht, namentlich des Zwanges zur Arbeit bedurften, dass sie selbst unter dem Drucke viel besser gediehen und ein grosser Teil ihrer Leistungen nach der Freisprechung für das Gesamtwesen verloren ging. Dennoch wird jedes veredelte Herz diese schnöden Vorteile als zu teuer erkauft halten, weil jeder Zwang ihm gehässig ist. Diese Empfindsamkeit unseres Gewissens verdanken wir aber den Lehren der Evangelien, welche uns in der Jugend eingeflösst worden sind.

Werden dem Christentume seine Ketzerverfolgungen, seine Inquisitionen, seine Religionskriege, überhaupt seine Unduldsamkeit zur Last gelegt, so treffen die Vorwürfe doch nur diejenigen, welche die Lehren der Milde in ihr Gegenteil verwandelten. Um den sittlichen Inhalt des Christentums hat sich aber nie Streit erhoben, sondern nur um die Glaubenssätze, wie sie durch Konzilienbeschlüsse

[1]) Bei den Altmexikanern kommt die Pflege der Kretinen ebenfalls vor (Oviedo, Historia general. Bd. 3. S. 307), allein sie beruht höchst wahrscheinlich auf abergläubischer Scheu (wie man in unseren Ostalpen die Kretinen oft sorglich in der Familie gepflegt findet, weil man meint, sie büssten für die Sünden der Familiengenossen) oder geschah aus Liebhaberei, wie die Häuptlinge der Fidschi-Inseln zu ihrem Vergnügen Krüppel fütterten. Waitz (Gerland), Anthropologie. Bd. 6. S. 626.

festgesetzt wurden. Christus selbst kämpfte mit dem, was sich das rechtgläubige Judentum hiess, er, der den Sabbath um des Menschen willen vorhanden erklärte und gegen Dogmenverfertiger das vernichtende Wort hinterlassen hat[1]): „Vergeblich dienen sie mir mit dem Verbreiten ihrer Lehrmeinungen, Satzungen menschlichen Ursprungs.“

Die Verächter der evangelischen Lehren in unserer Zeit übersehen gewöhnlich, dass alle menschenfreundlichen Bestrebungen immer in der christlichen Lehre ihren stärksten Helfer gefunden haben. Der Abschaffung der Negersklaverei wurde bereits gedacht, aber auch die Bewilligung gleicher Rechte im öffentlichen Leben für alle hatte im christlichen Pflichtgefühl ihren wärmsten Fürsprecher gefunden. Dem Gebote, Hungrige zu speisen und Nackte zu kleiden, verdanken wir unsere heutige Armenpflege. Manches andere, was uns in Evangelienlehren befremden mag, kann vielleicht auf einem Missverständnis der Jünger beruhen oder der Sinn der syrisch gesprochenen Worte hat beim Uebergang in die griechische Sprache mehr oder weniger gelitten. Nur auf Entstellungen beruht es, wenn zur Verdunkelung des Christentums der Buddhismus ihm vorgezogen wird, der angeblich 400 Millionen Bekenner gewonnen haben soll, ohne weder eine Belohnung guter Werke, noch eine Bestrafung böser Handlungen zu verheissen. Wie es sich in Wirklichkeit verhält, haben wir bereits dargestellt. Der Buddhismus der 400 Millionen entbehrt weder eines reich ausgeschmückten Himmelreiches, noch einer Hölle mit erfinderischen Qualen. Auch in seiner anfänglichen Reinheit diente ihm schon die Wiedergeburt als Schreckmittel gegen Uebertreter seiner Gebote, denn Aschokas Sohn erlitt nur deswegen eine grausame Blendung, weil er nach buddhistischer Deutung in einem früheren Dasein Hunderten von Gazellen die Augen ausgestochen hatte[2]).

[1]) Marcus, cap. 7, v. 7: *Μάτην δὲ σέβονταί με, διδάσκοντες διδασκαλίας, ἐντάλματα ἀνθρώπων.*

[2]) Burnouf, Introduction à l'histoire du Buddhisme. Paris 1844. Bd. 1. S. 414.

XV.

Der Islâm.

Vor dem Auftreten ihres Propheten verehrten die Stämme der arabischen Halbinsel Steine, Felsen, Bäume und Bilder, aber auch die Sonne, den Mond und die Gestirne[1]). Mohammed selbst gesteht, dass er in seiner Jugend die Götter seiner Väter angebetet habe. Der Meteorstein in der Ka'aba zu Mekka war schon längst das Ziel von Wallfahrten gewesen, an die sich gewinnreiche Messen knüpften, und um diese Erwerbsquelle seiner Vaterstadt nicht zu entziehen, verschmähte der Religionsstifter es nicht, die Steinverehrung in den neuen Gottesdienst mit hineinzuflechten. Ausserdem wurde an unsichtbare nicht menschliche Geschöpfe, an Dschinnen und an Engel geglaubt und ihre Gewogenheit durch Verehrung zu erwerben gesucht. Die Beduinen übrigens erkannten schon in älteren Zeiten einen Schöpfer des Himmels und einen Weltherrscher unter der Bezeichnung Allâh, ein Name, der mit dem hebräischen *Elóah* wurzelgleich ist[2]). Eine Fortdauer nach dem Tode wurde verneint, so dass gerade mit seiner Auferstehungslehre Mohammed bei den Angesehenen unter seinen Landsleuten verstiess[3]).

Der Prophet, eine frühe Waise, in der Jugend zur erniedrigenden Beschäftigung als Schaf- und Ziegenhirt gezwungen, verbesserte seine Lebensstellung dadurch, dass er 24jährig eine mindestens 14 Jahre ältere begüterte Witwe heiratete. Er litt Zeit seines Lebens an hysterischen Anfällen und wäre schon deswegen unter afrikanischen, nordasiatischen oder amerikanischen Menschenstämmen sicherlich ein mächtiger Schamane geworden. Wie diese allerorten glaubte auch er fest daran, dass seine Offenbarungen ihm von aussen zukämen und eine höhere Macht aus ihm redete. Als im späteren Alter die Begeisterung allmählich erkaltete und die Uebung ihm die

[1]) Krehl, Religion der vorislâmitischen Araber. Leipzig 1863. S. 45.
[2]) v. Kremer, Herrschende Ideen des Islâm. Leipzig 1868. S. 3.
[3]) Sprenger, Das Leben des Mohammed. Berlin 1861. Bd. 1. S. 358.

Meisterschaft gewährte, seine krampfhaften Verzückungen, die sich bis zum Schäumen des Mundes steigerten, beliebig hervorzurufen, veranstaltete er Offenbarungen zu den schmählichsten Zwecken. Bevor er seine achte Gemahlin heimführte, verlangte diese, dass ihre Ehe durch ein göttliches Wort befohlen werde, welches auf diese Bestellung nicht ausblieb[1]). Nachdem er einer anderen Gemahlin zugeschworen hatte eine koptische Geliebte zu verstossen und das Versprechen ihn hinterdrein reute, liess er sich von Gott offenbaren, dass solche Eide vor Frauen nicht verbindlich sein sollten[2]). Um die Wunder der Offenbarung mit der Wirklichkeit zu versöhnen, wurde angenommen, dass der Wille Gottes nur dem Sinne nach dem Propheten kund werde, dieser aber Zeit behalte, den Inhalt in jene dichterische Prosa umzuformen, welche die Gemüter der Gläubigen bald so tief erschütterte, dass wiederholt fromme Moslimen, wenn sie unvorbereitet die Drohworte eines Korânverses vernahmen, vor Schrecken bewusstlos umsanken, ja sogar getötet worden sein sollen[3]). Der Prophet durfte daher, um die Göttlichkeit seiner Eingebungen zu beweisen, den Zweiflern zurufen, wenn der Korân nur von ihm, Mohammed, erdacht sei, so möchten sie es versuchen, nur eine einzige Sure zu verfertigen, die den seinigen gliche[4]).

Der Korân selbst enthält 114 Psalmen oder Suren von verschiedener Ausdehnung, von drei Versen bis zur Länge einer Predigt. Wie in einem ordnungslosen Haufenwerk sind Erzählungen von Strafgerichten nach biblischen oder altarabischen Legenden, mit bürgerlichen Vorschriften und den eigentlichen göttlichen Offenbarungen durch einander gemengt. Werden sie nach der Zeit ihrer Entstehung geordnet, so erlangen wir Einblick in das Wachstum und die Entwickelung des neuen Glaubens, der nur eine Umprägung jüdischer und christlicher Gedanken gewesen ist. Die Vorläufer des Propheten unter den Arabern waren die Hanyfe, welche einen Schöpfer verehrten und bei einer künftigen Auferstehung der Toten ein sittliches Strafgericht erwarteten. Mohammed nannte sich selbst einen Hanyfen und Abraham den Stifter des Hanyfentums, welches in seinem Munde einen gereinigten Monotheismus bedeuten soll und dem der Name Islâm gebührt, ein vieldeutiges Wort, welches den scharfen Gegensatz gegen die Gottesleugnung wie gegen die Vielgötterei enthält[5]). Grossen Einfluss auf den Propheten hatten die

[1]) a. a. O. Bd. 3. S. 76.
[2]) Korân, Sure 66. ed. Wahl. S. 609 f.
[3]) Beispiele bei v. Kremer a. a. O. S. 80 f.
[4]) Korân, Sure 10. ed. Wahl. S. 164.
[5]) Sprenger a. a. O. Bd. 1. S. 72.

Glaubenssätze der ebionitischen Judenchristen zu Jerusalem und Pella, welche nur das erste Evangelium als echt anerkannten und die Lehre von der Menschwerdung wie von der Erlösung verwarfen [1]). Mohammed selbst verehrte Christus, welchen er für den heiligen Geist ansah, ja selbst die fleckenlose Empfängnis der Jungfrau Maria gehörte zu seinen Glaubenssätzen [2]). Der Prophet war anfangs auf dem Wege, eine judenchristliche Gemeinde unter den Arabern zu stiften. Da er aber wahrscheinlich nie lesen konnte, widerfuhr es ihm häufig, dass er sich auf das alte Testament und die Evangelien aus Missverständnis berief. Als ihm solche Irrtümer vorgehalten wurden, rettete er sich durch die Ausflucht, die seitdem im Munde aller Moslimen fortlebt, dass die Offenbarungen im alten und neuen Testament zwar göttlichen Ursprungs gewesen, aber aus Eigennutz und Lasterhaftigkeit von Juden und Christen dermaassen verdreht und verdorben worden seien, dass sie nun frisch und unverfälscht wieder dem Propheten offenbart werden mussten. „Dir Mohammed", heisst es in der fünften Sure, „haben wir das Buch der Wahrheit gegeben, welches das Gesetz Moses und das Evangelium bestätigt. Hätte es Gott beliebt, so hätte er aus euch, ihr Völker, ein Volk gemacht; so aber hat er euch durch verschiedene Gesetze von einander unterschieden, um eines jeden Gehorsam gegen das ihm offenbarte Gesetz zu prüfen [3])." Später jedoch war von dieser Duldung und Gleichberechtigung nicht mehr die Rede. Am 16. Januar 624 befahl der Prophet die Kibla oder die Richtung, in welcher die Gebete gesprochen werden sollten, zu ändern, früher musste das Gesicht gegen Jerusalem, jetzt sollte es gegen Mekka gekehrt werden, obgleich der Prophet noch in derselben Sure, die diese Anordnung einschärft, wie zur Beruhigung seines Gewissens hinzufügt: Ihr mögt euer Gebet richten, wohin ihr wollt, überall ist Gott da, denn Gott ist allgegenwärtig und allwissend [4]). Gegen christliche Glaubenssätze, vorzüglich gegen die Dreieinigkeitslehre wurde die 112. Sure geschleudert, welche das Bekenntnis der Moslimen erschöpft und bei dem heiligsten Momente der Pilgerfahrt, beim Küssen des schwarzen Steines in der Ka'aba gesprochen werden soll. Sie lautet bekanntlich: „Sprich: Gott ist einer! Der ewige Gott! Er zeugt nicht, ist auch nicht gezeugt! Kein Wesen ist ihm gleich!"

Die sittliche Ordnung, welche der Prophet auf seine Sendung gründete, ist mit Nachahmung der sinaitischen Gesetzgebung in

[1]) a. a. O. S. 22.
[2]) Korân, Sure 21. ed. Wahl. S. 284.
[3]) a. a. O. S. 91.
[4]) a. a. O. S. 20—24.

folgenden zwei mal fünf Vorschriften abgefasst: 1) Neben Gott keine anderen Götter zu erkennen; 2) Ehrfurcht den Eltern zu bezeigen; 3) Kinder aus Besorgnis vor Nahrungsmangel nicht zu töten; 4) Keuschheit zu beobachten; 5) das Leben anderer zu schonen ausser in den Fällen, wo die Gerechtigkeit es anders verlangt. Dieser ersten Reihe liess er noch als Befehle folgen: 6) Unverletzlichkeit des Vermögens der Waisen; 7) redliches Maass und Gewicht; 8) keine Ueberbürdung der Sklaven; 9) Unparteilichkeit der Richter; 10) Heilighaltung des Eides und des Bundes mit Gott[1]).

An Einfachheit ist das mosaische Gesetz jedenfalls diesem Zehngebote überlegen. Eine Heiligung des Sabbaths wurde nicht vorgeschrieben; sie sei den Juden, behauptet Mohammed, nur wegen ihrer Hartnäckigkeit aufgebürdet worden, weil sie die Feier des Samstags, nicht, wie Mose gewollt habe, die des Freitags durchgesetzt hätten[2]). Die Verstattung von vier gesetzlichen Frauen und einer unbeschränkten Zahl von Sklavinnen zeigt uns die Schwäche des Propheten, der seiner eigenen Genusssucht keinen Zügel anlegte. Nur mit Unrecht aber würde man in der Polygamie den wesentlichen Gegensatz zwischen dem Islâm und unserer Religion finden. Die Einzelehe war lange vor dem Christentum Gesetz bei vielen Völkern und ist es noch jetzt bei heidnischen Stämmen, ja in den ältesten Zeiten konnte man der christlichen Kirche angehören und doch mehrere Frauen besitzen. Wie alle Völker auf früheren Entwickelungsstufen hatten sich die Araber in ihrer Heidenzeit sehr verwickelte Speiseverbote auferlegt. Der Prophet beschränkte sie auf das Fleisch der Schweine sowie der gefallenen Tiere und den Genuss des ausgeflossenen Blutes[3]).

Um seinen Offenbarungen Glauben zu verschaffen, suchte der Prophet seine Anhänger mit den Schrecken der Auferstehung und eines jüngsten Tages zu ängstigen; er versäumte keine Gelegenheit, an die bereits vollstreckten Strafgerichte biblischer und altarabischer Legenden zu mahnen. Andererseits verhiess er in ermüdenden Wiederholungen den Gläubigen und den Gerechten einen Wonneaufenthalt nach volkstümlichem Geschmack, einen schattigen Garten mit sprudelndem Wasser, köstlichen Früchten, schwellenden Ruhekissen und einem Frauengeschlecht, das alle geforderten Reize vereinigte, um ewige Begierden ewig zu stillen. Allerdings enthält der Korân Stellen, welche jene berauschenden Schilderungen nur auf

[1]) Sure 6. a. a. O. S. 114 f.
[2]) Sure 16, 125. a. a. O. S. 223.
[3]) Sure 6, 146. a. a. O. S. 114.

Gleichnisse für menschliches Verständnis herabsetzen[1]), andere bezeichnen das Anschauen der Herrlichkeit Gottes als den Lohn des Frommen[2]), aber die unheimliche Anziehungskraft des Islâm gründete sich auf das buchstäbliche Verständnis jener sinnlichen Verheissungen, und die späteren Ueberlieferungen haben nicht gesäumt, die gierigen Erwartungen der Gläubigen mit märchenhaften Schilderungen des Paradieses zu sättigen[3]).

Der bedenklichste Inhalt des Korân betrifft die Leugnung der menschlichen Willensfreiheit. Das Schicksal eines jeden Menschen ist vorher bestimmt und aufgezeichnet, so dass der Lebenswandel sich zu dieser Schrift verhält wie das Schauspiel zu dem Texte einer dramatischen Dichtung[4]). Die Verdammnis ist nach einem unwiderruflichen Ratschluss Gottes über diejenigen verhängt, die sie treffen wird; denn, fährt der Korân fort, hätte Allah gewollt, so würden alle Menschen geglaubt haben, ohne seinen Willen aber gelange keine Seele zum Glauben[5]). Die Lehre von der Gnadenwahl wurde von den Rechtgläubigen immer festgehalten, und wenn auch die freieren Sekten die Unvereinbarkeit der Schicksalsbestimmung und des Strafgerichtes mit der göttlichen Gerechtigkeit und Barmherzigkeit klar erkannten und mildere Ansichten vertraten[6]), so blieb wie anderwärts die gedankenschwache Masse der Gläubigen an dem Buchstaben hängen. Neben dieser Lehre konnte auch niemals in der islamitischen Gesellschaft ein Priesterstand zur Macht gelangen, da er nichts zu binden und zu lösen hatte. Obendrein standen die Kalifen und ihre Nachfolger immer an der Spitze der Gläubigen.

Ausser dem Korân hat die Sunna oder das Herkommen und die Rechtsgewohnheit, wo sie nicht der Offenbarung widerspricht, volle Kraft und enthält Rechtssätze in bürgerlichen oder peinlichen Sachen sowie Nahrungs- und Kleidungsvorschriften. In Persien wurde die Sunna nicht anerkannt und daher trat eine Spaltung unter den Gläubigen in Anhänger der Sunna oder Sunniten und in Abtrünnige oder Schiiten ein.

Kurz nach der Stiftung überflutete der Islâm Aegypten und Nordafrika, überschritt an der Schwelle des 8. Jahrhunderts die

[1]) Sure 2. a. a. O. S. 7.

[2]) Sure 75. a. a. O. S. 649.

[3]) Vgl. die Beschreibung des Paradieses bei Wolff, Muhammedanische Eschatologie. Leipzig 1872. S. 185—207.

[4]) Sprenger, Mohammed. Bd. 2. S. 307.

[5]) Korân, Sure 10. a. a. O. S. 168 f.; vgl. auch Sure 76, 30 und v. Kremer, Ideen des Islâm. S. 9.

[6]) v. Kremer a. a. O. S. 280.

Meerenge von Gibraltar und erhielt sich bis zum Falle von Granada 1492 im westlichen Europa. In dem nämlichen Jahrhundert, wo er aus Spanien nach Afrika zurückgedrängt wurde, hatte er Südeuropa an der östlichen Halbinsel siegreich betreten und im Jahre 1453 errang er die Herrschaft über die Meerengen, die unseren Weltteil von Kleinasien scheiden.

Am Beginn des 8. Jahrhunderts drangen die Araber erobernd in das Indusgebiet, aber ihre Fürstentümer Multan und Mansura fielen bald vom Kalifate ab. Arabische Gemeinden gab es in allen Küstenstädten an der Malabarseite Ostindiens, aber vorläufig genoss der Islâm dort nur Duldung. Erst um das Jahr 1000 n. Chr. unter den Ghasneviden fasste er festen Fuss in Indien[1]) und unter Baber, dem Stifter des Grossmogul-Thrones, fiel die Hauptmacht der Halbinsel an mohammedanische Fürsten. Auf Sumatra gelangte die Lehre des Propheten erst im Reiche Atschin 1206 zur Herrschaft und in dem Reiche Malaka kurz nach der Stiftung im Jahre 1253, während sie auf Java erst nach dem Sturze des Staates Madschapahit im Jahre 1478 den Buddhismus verdrängte. Die Insel Celebes erreichte sie 1512, doch widerstanden noch um 1640, wiewohl vergeblich, die Buginesen ihrer dortigen Ausbreitung. Noch immer setzt der Islâm seine Wanderung gegen Morgen fort. Sein äusserstes östliches Ziel bezeichnet vorläufig eine kleine Moschee auf Dobbo unter den Aru-Inseln, einem Zubehör von Neu-Guinea[2]). Doch giebt es auf Neu-Guinea selbst unter den Papuanen der Landschaft Namototte eine Anzahl Neubekehrter[3]).

In Afrika hat die Lehre des Propheten sich zuerst in dem Mittelmeergebiete eingebürgert. Ueber die Wüste drang sie 1086 bis 1097 n. Chr. in Bornu ein, am Beginn desselben Jahrhunderts hatte sie sich aber schon nach dem grossen Reiche der Sonrhay am mittleren und am Beginn des 13. Jahrhunderts am oberen Niger unter den Herrschern von Melli verbreitet[4]). Nach Wadaï, Dar For und Kordofan gelangte sie erst am Beginn und um die Mitte des 17. Jahrhunderts[5]). Ob die Tuârik vormals Christen waren, wie Barth vermutete, bedarf noch strengerer Bestätigung, ebenso ob im ehemaligen Reiche Ghana, welches westlich von Timbuktu lag, das Christentum erst 1075 dem Islâm erlegen sei, wie in Nubien, wo es

[1]) Reinaud, Géographie d'Aboulféda. Introduction, S. CCCXLIII f.

[2]) Wallace, Malay Archipelago. Bd. 2. S. 278.

[3]) Finsch, Neu-Guinea. S. 76.

[4]) Barth, Reisen in Nord- und Zentralafrika. Bd. 2. S. 309. Bd. 4. S. 417, 603, 609.

[5]) Waitz, Anthropologie. Bd. 2. S. 21.

nach guten Berichten noch in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts herrschte [1]). Noch gegenwärtig verdrängt der Islâm in Abessinien langsam das Christentum. In unseren Zeiten haben ihn die Fellata weit ins Innere des heidnischen Afrika bis nach Adamaua hineingetragen, arabische und indische Händler lassen den Gebetruf der Gläubigen von den Moscheen westmadagassischer Küstenstädte ertönen [2]). Die Lehre des Propheten legt den Afrikanern keine Aenderung der Lebensgewohnheiten auf. Dem Neger, der den Islâm ergreift, wird obendrein verheissen, dass er höher steige und wegen seiner reinen Lehre Gott näher stehe als die Christen. Die Verkündiger der Prophetenlehre in Afrika endlich sind unbesoldet und arm, während die christlichen Missionare, obgleich sie Geringschätzung des Reichtums predigen, bisweilen mit Ueberfluss sich umgeben. Dies sind nach der Ansicht eines klaren Beobachters die Ursachen, weshalb unter den Negern die christliche Religion dem Islâm unterliegt [3]). Selbst in China vermochte sich diese Lehre frühzeitig zu verbreiten, teils über Kaschgarien und die fruchtbaren Striche am Südabhange des Tianschan, teils zur See den grossen morgenländischen Handelsstrassen folgend nach den Küstenplätzen [4]). Auch als gegen das Ende des neunten Jahrhunderts mit der sinkenden Macht der Tang-Dynastie eine Fremdenverfolgung in China ausbrach und alle arabischen Handelsfaktoreien daselbst vernichtet wurden, erstarb der Islâm nicht, und in unserer Zeit zählen seine Bekenner in Nord- und Süd-China nach Hunderttausenden. Vor kurzem hatte sich im Südwesten des chinesischen Reiches in Talifu unter mohammedanischen Chinesen ein Herrscher aufgeworfen und fast die ganze Provinz Jünnan für ein paar Jahre vom Kaiserreich losgerissen. Die Briten, die über Birma mit diesem jungen Reiche Handelsverbindungen angeknüpft hatten, waren voller Lob über die Redlichkeit und Sittenstrenge der Panthay, wie diese abtrünnigen Bekenner des Islâm genannt wurden [5]).

[1]) Kunstmann, Afrika vor den Entdeckungen der Portugiesen. München 1853. S. 28.

[2]) Sibree, Madagaskar. S. 121.

[3]) Rohlfs im Ausland. 1870. S. 485.

[4]) Peschel, Geschichte der Erdkunde. 2. Aufl. S. 111, 119 f.

[5]) Bowers, Bhamo-Expedition. Berlin 1871. S. 72.

XVI.

Die Zone der Religionsstifter[1]).

„Die Kenntnis von dem Naturcharakter verschiedener Weltgegenden", so lautet eine der tiefsten Stellen in A. v. Humboldts Physiognomik der Gewächse[2]), „ist mit der Geschichte des Menschengeschlechts und mit der seiner Kultur aufs innigste verknüpft. Denn wenn auch der Anfang dieser Kultur nicht durch physische Einflüsse allein bestimmt wird, so hängt doch die Richtung derselben, so hängen Volkscharakter, düstere oder heitere Stimmung der Menschheit grossenteils von klimatischen Verhältnissen ab. Wie mächtig hat der griechische Himmel auf seine Bewohner gewirkt! Wie sind nicht in dem schönen und glücklichen Erdstriche zwischen dem Euphrat, dem Halys und dem ägäischen Meere die sich ansiedelnden Völker früh zu sittlicher Anmut und zarteren Gefühlen erwacht! Und haben nicht, als Europa in neue Barbarei versank und religiöse Begeisterung plötzlich den heiligen Orient öffnete, unsere Voreltern aus jenen milden Thälern von neuem mildere Sitten heimgebracht? Die Dichterwerke der Griechen und die rauheren Gesänge der nordischen Urvölker verdanken grösstenteils ihren eigentümlichen Charakter der Gestalt der Pflanzen und Tiere, den Gebirgsthälern, die den Dichter umgaben, und der Luft, die ihn umwehte. Wer fühlt sich nicht, um selbst nur an nahe Gegenstände zu erinnern, anders gestimmt in dem dunklen Schatten der Buchen, auf Hügeln, die mit einzeln stehenden Tannen bekränzt sind, oder auf der Grasflur, wo der Wind in dem zitternden Laube der Birke säuselt? Melancholische, ernst erhebende und fröhliche Bilder rufen diese vaterländischen Pflanzengestalten in uns hervor. Der Einfluss der physischen Welt auf die moralische, das geheim-

[1]) Der nachfolgende Abschnitt, abgesehen von Kürzungen, Zusätzen und Aenderungen, wurde bereits abgedruckt im Ausland. 1869. S. 409 f.

[2]) Ansichten der Natur. Bd. 2. S. 18.

nisvolle Ineinanderwirken des Sinnlichen und Aussersinnlichen giebt dem Naturstudium, wenn man es zu höheren Gesichtspunkten erhebt, einen eigenen noch zu wenig erkannten Reiz."

Hier liegt also die verführerische Aufgabe vor uns, auf dem Wege vorsichtiger Vergleiche zwischen den grössten Begebenheiten in der menschlichen Gesellschaft und den Schauplätzen, auf welchen sie sich zutrugen, einem inneren Zusammenhange nachzuspüren. Bei wem könnten wir uns aber besser vorbereiten für solche Untersuchungen als bei Thomas Buckle, der nicht blos bei seinen Landsleuten, sondern auch bei uns eine ungeschwächte Beliebtheit noch geniesst und vielen als ein Born des klarsten Lichtes gilt? Geben wir ihm Gehör, so wäre nichts einfacher und fasslicher als die Rückwirkungen des Wohnortes auf die Erscheinungen der Gemütswelt. Da, wo die Natur mit grossen Schreckmitteln den Menschen beängstigt, wird die Einbildungskraft stärker entwickelt werden als der Verstand, und dort wird der Wunderglaube am üppigsten ins Kraut schiessen. Italien, Spanien und Portugal, sagt Buckle[1]), werden in Europa unter allen Ländern von Erdbeben am meisten heimgesucht; Erdbeben schüchtern das menschliche Gemüt ein, folglich hat sich bei den Bewohnern Südeuropas zäher als anderwärts der Glaube an Eingriffe übersinnlicher Mächte in die physische Weltordnung erhalten. Dass Portugal unter die erdbebenreichsten Länder gerechnet wird, mag die schwere Katastrophe, welche Lissabon vor mehr als 100 Jahren betraf, einigermaassen rechtfertigen, obgleich sie in ihrer Grossartigkeit vereinzelt steht, aber Spanien, obgleich nicht gänzlich verschont, gehört doch nicht unter die vorzugsweise oder nur streng heimgesuchten Länder. Japan, welches so oft unter dem Dreizack des Poseidon erzittern muss, wird von einem heiteren, zu Schelmerei und Kurzweil stets aufgelegten und in religiösen Dingen sorglosen Menschenschlag bewohnt. Russland wiederum ist fast gänzlich frei von Erdbeben, aber von einem Exorcismenspuk, wie er in der griechischen Kirche noch vorherrscht, ist Italien doch schon längst gereinigt.

Unter den Tropen, fährt Buckle fort, trete die Natur gewaltsamer und schrecklicher dem menschlichen Kleinmut gegenüber, daher habe sich bei den Bewohnern Indiens die Einbildungskraft am meisten mit Wahngeburten bevölkert. „Dort waren", behauptet er, „Lebenshindernisse jeder Art so zahlreich, so beunruhigend und scheinbar so unerklärlich, dass die Tagesbeschwerden nur durch beständiges Gnadenerflehen an die unmittelbare Thätigkeit über-

[1]) History of civilization in England. Leipzig 1865. Bd. 1. S. 113, 121.

natürlicher Kräfte gehoben werden konnten.“ Dort erschaute die beängstigte Einbildungskraft solche Schaudergestalten wie Schiva oder seine Gemahlin Durga-Kali, deren innere Handflächen von frischem Blute sich beständig röteten und deren Nacken eine Schnur von Menschenschädeln zierte.

Da sich die indische Kultur vorzugsweise im eigentlichen Hindostan, also in dem Gangesgebiet mit Ausschluss Bengalens, entwickelte, so hätte nach Buckle die Natur dort ganz besonders die Gemüter der Bewohner mit Furcht und Grausen erfüllen müssen. Erdbeben kommen freilich nicht vor, einen Ersatz für sie sollen wir jedoch in den furchtbaren Orkanen finden. Ganz sicherlich ist auch der bengalische Meerbusen die Brutstätte jener Cyklonen oder Wirbelstürme, welche im siebenten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts zweimal die Stadt Kalkutta furchtbar heimsuchten. Die Tragweite jener Geisseln ist jedoch nur auf die Küste beschränkt und ihre Verheerungen überschreiten nie die Grenze Bengalens. Auch der Himalaja soll nach Buckle einschüchternd gewirkt haben, allein er ist von den dicht bewohnten Strichen entweder gar nicht sichtbar oder nur als eine anmutige Begrenzung des nördlichen Horizonts. Wenn Buckle Pestilenzen in dem tropischen Asien mit vorzugsweise zermalmendem Tritt einherschreiten lässt, so dachte er dabei doch nur an die Cholera, die just als er schrieb in Europa einen erneuten Umzug hielt. Allein unser Weltteil ist in vorigen Zeiten von Würgengeln betreten worden, die mit der ziemlich modernen Brechruhr in Indien sich leicht messen können, von dem schwarzen Tod und der Pest: es wurde also die gemässigte Zone nicht mehr verschont als die tropische. Seltsamerweise nennt der Schotte gar nicht Indiens schrecklichsten Genius, nämlich den Hunger, den rüstigsten der Totengräber, der zeitweise, wenn die Regen fehlen oder die Ströme sparsam rinnen, selbst noch heutigen Tages grössere Verheerungen anstiftet als alle Pestilenzen und Wirbelstürme, ja dicht bevölkerte Striche in Einöden verwandelt, wie gleich am Beginn der britischen Herrschaft (1770) infolge eines Misswachses zehn von fünfundzwanzig Millionen Bengalesen dahinsanken. Ueben die Drohungen und Beängstigungen, welche mit irgend einem Wohnort verknüpft sind, über die Gemüter einer Bevölkerung jene Herrschaft aus, die ihnen Buckle zumutet, so müssten die Holländer viel wundergläubiger sein, als die Belgier. Ihnen droht beständig und ganz vorzüglich zur Zeit der Syzygien ein Gegner, der so wenig Erbarmen kennt wie das Erdbeben, nämlich das Meer, das sie als Bewohner unterseeischer Fluren um ein Erbstück geschmälert haben. Oft genug schon hat sich die verdrängte Macht gerächt, wie damals, als die Zuider See

und der Dollart durch plötzliche Einbrüche sich füllten und alle Ortschaften samt ihren Bewohnern hinabschlangen.

Wir müssen also wohl eingestehen, dass die grösseren Lebensbedrohungen an irgend einem Wohnorte nicht die übermässige Entwickelung der Einbildungskraft verschuldet haben. Selbst Alexander v. Humboldts schöne Worte von der Rückwirkung des griechischen Himmels auf die hellenische Gemütsstimmung erregen uns Bedenken. Wenn einem Fleck der Erde vor anderen der Name eines Paradieses gebührt, so ist es sicherlich Mexiko mit seinen Seen, seinem Pflanzenschmuck, seinem landschaftlichen Hintergrund, den Schneevulkane zieren, seinem ewig heiteren Wetter und seiner erquickenden Höhenluft. Und dennoch hat unter diesem Wonnehimmel der schwermütige Sinn der Eingeborenen Anahuaks alle Schrecken eines finsteren und blutigen Götterdienstes ausgebrütet.

Versuchen wir darum lieber zu ergründen, ob nicht die übliche Volksernährung mit den Gemütserscheinungen in einem ursächlichen Zusammenhange stehe. Hindostan, der Herd der brahmanischen Religion, und Mittelchina, die Heimat des Kongfutse, bescheint beinahe die nämliche Sonne und bedeckt ein ähnliches Pflanzenkleid. Die Natur, müsste Buckle zugeben, ist an beiden Orten gleich gross und fast gleich schrecklich, von Südchina wenigstens lässt sich dies mit grosser Strenge behaupten, und doch hat die Einbildungskraft im Reiche China einen ganz anderen Flug genommen als in Indien, oder sie hat vielmehr beinahe keinen Flug genommen. Nun sind die Chinesen pantophag, das heisst sie essen alles, selbst Holothurien (Trepang), bei deren Anblick schon den Ungewohnten ein Schauder überläuft. Die strenggläubigen Hindus der höheren Kasten verabscheuen dagegen aufs strengste alle Fleischnahrung. Doch hielten sie es nicht immer so. In den Zeiten der Veden war der Genuss animalischer Kost noch nicht verboten und zugleich war die vedische Religion noch nicht verdüstert durch die Schöpfung blutgieriger Götzen, noch nicht erfüllt mit Schrecken und Grauen, wie in den späteren epischen Zeiten. Die Belastung der Gemüter, die Neigung zum Ungeheuerlichen und Grotesken, die Lebensübersättigung, das Grauen vor der endlosen Kette der Wiedergeburten begann sich bei den Hindus zu entwickeln mit dem gleichzeitigen Uebergang zur reinen Pflanzenkost. Dass unsere geistige Thätigkeit aber von der Ernährung abhängig sei, kann jedermann an sich selbst wahrgenommen haben, denn der tiefe erquickende Schlaf, der echte Schlaf ohne Bewusstsein, flieht uns bei stark überladenem Magen. Aber auch der Hunger, die halbe und die ungenügende Befriedigung erstrecken, wie alle Begierden, ihre Herrschaft über die

Einbildungskraft. Auf dieser biologischen Wahrnehmung beruhten und beruhen noch die strengen Fastenübungen, die von so verschiedenen Religionssatzungen vorgeschrieben werden und deren sich die Schamanen aller Weltteile bedienen, wenn sie mit unsichtbaren Mächten in Verkehr treten wollen. So oft der Kreislauf der gewöhnlichen Ernährung unterbrochen oder nur gestört wird, sobald er kein regelrechter ist, gewinnt die Einbildungskraft ungewöhnliche Macht, und der Mensch in diesem erschütterten oder geschwächten Zustand ist empfänglicher für alles, was er übersinnlichen Wirkungen zuschreibt.

Hier also glauben wir endlich den Schlüssel gefunden zu haben, der uns einen Einblick gewährt in das Walten physischer Gesetze auf dem Gebiete der geistigen Erscheinungen, doch wollen wir wieder zu Buckle unsere Zuflucht nehmen, diesesmal aber soll er uns nicht mehr als Ratgeber, sondern als warnendes Beispiel dienen. „Was die Tagesnahrung betrifft", bemerkt er[1]), „so sind die Datteln für Afrika das nämliche wie der Reis in den fruchtbarsten Teilen Asiens. Die Dattelpalme ist heimisch in allen Ländern vom Tigris bis zum atlantischen Meere und sie versorgt Millionen menschlicher Geschöpfe mit täglicher Nahrung in Arabien und beinahe ganz Nordafrika." Nachdem er noch hinzugefügt, dass an verschiedenen Orten die Kamele sogar mit Datteln gefüttert würden, was ausnahmsweise auch der Fall ist, bemerkt er weiter[2]), dass der Reis eine ungewöhnliche Menge Stärkemehl enthalte, nämlich zwischen 83,08 bis 85,07 Prozent, und dass die Datteln genau die nämlichen Nährstoffe besitzen, mit dem Unterschiede nur, dass bei ihnen die Stärke bereits in Zucker umgesetzt sei. Diese Wahrnehmung wird für ihn zur Offenbarung, denn in Indien wie in Aegypten sieht er das Volk sich willenlos in die Knechtung durch Priesterkasten fügen.

Dass die Nahrungsmittel ihre Rückwirkung auf die Denkkräfte der Menschen äusseren, dass manche von ihnen eine entschieden gefärbte Gemütsstimmung hervorrufen, darf nur derjenige leugnen, der noch nicht an sich oder an anderen die Wirkungen von Wein und anderen alkoholischen Getränken, von Thee, Kaffee und Tabak, überhaupt von narkotischen Genussmitteln beobachtet hat. Wir sind indessen noch weit entfernt, etwas über die dauernde Wirkung der

[1]) [illegible] a. O. Bd. 1. S. 76. Das Obige wurde bereits im Jahre 1869 gedruckt. S[illegible]m ist Buckle gestorben, und heutigen Tages würde wohl gern jeder minder [illegible]ng über die gefährlichen Irrtümer des glänzenden Geschichtschreibers urteilen.

[2]) a. a. O. S. [illegible]

täglichen Nahrung ergründet zu haben, zumal der menschliche Leib in grossem Umfang die Befähigung besitzt, sich verschiedenen Ernährungsweisen anzubequemen, so dass selbst die narkotischen Stoffe mit dem Gebrauch viel von ihrer Wirkung verlieren. Buckle endlich führt sich selbst und leichtgläubige Leser in die Irre, wenn er behauptet, dass die alten Aegypter daktylophag gewesen seien. Dass sie die Dattelpalme kannten und anbauten, sind wir weit entfernt zu bestreiten, denn eine erste Musterung ihrer Denkmäler, die uns wie Bilderbücher den Lauf ihres täglichen Lebens vorführen, müsste uns schon beschämen. Wir leugnen aber, dass die Dattel ein beständiges oder nur ein wichtiges, wir behaupten vielmehr, dass sie nur ein aushelfendes oder ergänzendes Nahrungsmittel des pharaonischen Volkes gewesen sei[1]. Oder dachte Buckle etwa, dass der biblische Josef während der sieben fetten Jahre in den Speichern des Königs Datteln aufgehäuft hätte? Meint er vielleicht, dass Jakob seine Söhne zur Zeit der sieben mageren Jahre nach Aegypten gesendet hätte, um Datteln zu kaufen? Als in Moses Tagen göttliche Plagen über Aegypten verhängt wurden, zerstörte ein Hagelschlag nicht die Dattelhaine, sondern die Gerste und den Leinen gänzlich, verschonte aber die anderen Saaten, weil sie noch nicht hoch standen. Nur in den Datteloasen Arabiens, aber noch weit mehr in denen Nordafrikas, in Fessân und im Süden Algeriens, also am Rande und im Schoosse der Sahara, ist die Dattel die tägliche Nahrung, und gerade dort zieht sie unabhängige und streitbare Wüstenstämme gross, die nicht die entfernteste geistige Verwandtschaft und eine völlig andere Sinnesart zeigen wie die von Weizen oder Reis lebenden Hindus.

Wir vermögen sogar auf einem Umwege zu ermitteln, dass die religiösen Schöpfungen in keiner Abhängigkeit stehen von der Ernährungsweise der Bevölkerung. Dieselben Indier nämlich, welche durch ihre ungezügelte Phantasie die Schaudergottheiten in der epischen Zeit erschufen, waren auch die grössten Märchendichter, die es jemals gegeben hat. Es ist längst ergründet worden, dass der Schatz von Erzählungen, der unter dem Namen „Tausend und eine Nacht“ durch die Araber ins Abendland gekommen ist, in Indien ersonnen worden sei, und dass es ausser dieser Sammlung ganze Reihen von Erzählungen giebt, die bald aus dem Munde eines Totengerippes, bald aus dem eines klugen Papageien, bald aus dem plötzlich belebter Holzbilder gesprochen werden. Wenn Buckle in

[1] Erst die arabischen Eroberer haben sich anerkannte Verdienste um die Hebung und Ausbreitung der Dattelkultur in Aegypten erworben. Stephan, Das heutige Aegypten. Leipzig 1872. S. 82.

den Zahlenschwelgereien der Hindus, mit ihren endlosen Weltaltern, in ihrer Sprache selbst, die einen Ausdruck hat für Ziffern, die mit 51 Stellen geschrieben werden, eine knechtische Demut für das hohe Altertum erkennen will, so möchten wir doch viel eher dahinter eine Art arithmetischer Liebhaberei suchen, denn das Volk, welches mit hohen Grössenbegriffen so gierig spielte, hat zugleich der menschlichen Gesittung auch das höchste Bildungsmittel nach Erfindung der Schriftzeichen geschenkt, nämlich die Kunst, den Wert der Zahlen durch ihre Stellung zu bezeichnen, oder wie wir nachlässig uns auszudrücken gewöhnt haben, die Erfindung der arabischen Ziffern.

Es liegt sehr nahe und wird hier nicht zum erstenmale ausgesprochen, dass die Schöpfung der religiösen und der profanen Märchen nur als verschiedene Aeusserungen derselben geistigen Befähigung zu denken sind. Völker von epischer und dramatischer Zeugungskraft, Völker, die gern bauen, malen und meisseln, besitzen auch die Gabe und den Drang, einen Olymp mit mancherlei Gestalten zu bevölkern, mit heiteren oder düsteren, je nach den vorherrschenden Gemütsstimmungen. Nun aber lässt sich leicht zeigen, dass die Märchenschöpfung nicht ein ausschliessliches Eigentum von reisessenden Hindus sei. Märchen und Sagen von ergreifender Wirkung werden namentlich in Island gesammelt unter einer an Zahl sehr spärlichen Bevölkerung. In Island reift kein Getreide mehr und wächst nur Buschwerk, denn ein einziger geschützt stehender Vogelbeerbaum in Akreyri wird von den Eingeborenen mit Stolz als *der Baum* der Insel gezeigt. Die Bewohner leben daher nur vom Ertrag der Viehzucht und der Fischerei, also ausschliessend von Fleischkost. Wollte man auch zugeben, dass viele der schönen Sagen von den Isländern nur gehütet und aufbewahrt worden wären, und dass sie aus der altnordischen Heimat stammten, so lässt sich doch von einer Mehrzahl nachweisen, dass sie in Island selbst ersonnen worden sind, und selbst wenn sie aus Norwegen herrühren sollten, so herrschte auch dort Fischfang und Viehzucht entschieden vor, in früheren Zeiten noch viel stärker als jetzt. Daraus gewinnen wir aber die Einsicht, dass die Thätigkeit der Phantasie ganz unabhängig davon ist, ob die tägliche Nahrung ausschliesslich aus Pflanzen- oder Tierstoffen bestehe.

So wären wir denn zu dem Ergebnis gelangt, dass sich kein Zusammenhang zeige zwischen der höheren Lebensgefährdung an einem Wohnsitze oder der Volksnahrung und den örtlichen Religionsschöpfungen. Vielleicht finden wir aber etwas brauchbares, wo wir es am wenigsten erwarten, bei den alten arabischen Geographen.

Schüler der alexandrinischen Griechen und mit der Gradeinteilung des Ptolemäus wohl vertraut, zerlegten sie gleichwohl die Erde, wenn sie populär ihre Wissenschaft vortragen wollten, in Klimate, oder, wie wir zu sprechen gewohnt sind, in Zonen. Diese Gürtel besassen nicht immer eine gleiche Breite, sondern ihre Abstände betrugen bald mehr, bald weniger als sieben Grad. Jedem Gürtel, so meinte man, gehörten gewisse Erzeugnisse der drei Reiche in besonderer Vollkommenheit an; und noch am Schlusse des Mittelalters wussten es auch unsere Scholastiker nicht besser, als dass schwarze Menschen nur dicht über oder unter dem Aequator sich finden könnten und dass Gold in Fülle sowie Edelsteine sich nicht über die Grenze des zweiten Klimas verirrten. In der Sprache dieses methodischen Irrtums äussert Schemseddin[1]), nach seiner Vaterstadt Dimeschqui geheissen, dass die Völker heller Hautfarbe und hoher geistiger Begabung nur auf das dritte und vierte Klima d. h. auf die Breite zwischen 20° und 33° 49′ n. Br. beschränkt wären und dass unter dieser Zone alle grossen Religionsstifter, Weltweisen und Gelehrten (auch unser Damaszener) geboren worden seien. Diese Zone beginnt etwas südlicher als der Parallel von Mekka (21° 21′), um vieles südlicher als der Parallel von Kapilavastu (lat. 27°), dem Geburtsort des Buddha Gautama; dagegen umfasst ihr Nordrand nicht mehr Râï bei Teheran und noch weniger Balch (Baktra). In einer dieser beiden Städte erblickte, wie wir schon anführten, Zoroaster das Licht der Welt. Jedenfalls liegt eine Wahrheit in der Beobachtung des arabischen Geographen, dass die Stifter der höheren und jetzt noch bestehenden Religionen, Zoroaster, Mose, Buddha, Christus und Mohammed, der subtropischen Zone angehören, denn nur der Geburtsort des jüngsten der Propheten fällt noch innerhalb des Wendekreises, liegt jedoch immerhin nur etwa 19 deutsche Meilen von dessen Grenze entfernt. Wenn wir Kongfutse nicht nennen, so geschieht es nicht wegen der Polhöhe seines Geburtsortes im Kreise Jentschau der Provinz Schantung, sondern weil wir die anderen Religionsstifter herabsetzen würden, wollten wir den chinesischen Sittenlehrer ihnen beizählen.

Dass die Zone der Religionsstiftung sich fern hält von den gemässigten Erdgürteln, könnte darin eine Erklärung finden, dass nur, wo reifere geistige Zustände bereits bestanden, die Bevölkerungen empfänglich dafür waren, dem menschlichen Dasein durch Unterlegung idealer Zwecke eine höhere Würde zu verleihen, und dass gerade in den subtropischen Klimaten die ältesten höheren Gesell-

[1]) Nouvelles Annales des voyages. Paris 1860. 6 ième série. Bd. 6. S. 309.

schaftsgliederungen gediehen waren. Doch selbst nachdem die fortschreitende Gesittung schon entschieden von den Wendekreisen sich entfernt hatte, blieb immer noch das subtropische Asien der fruchtbare Schooss der Religionen. Nicht in dem überfeinerten europäischen Reiche der Römer, sondern in Palästina trat das Christentum, nicht in Byzanz, sondern in Arabien trat sechs Jahrhunderte später der Islâm auf. In der kühlen gemässigten Zone hat von jeher der Mensch sauer kämpfen müssen um sein Dasein, weit mehr arbeitend als betend, so dass ihn die Last der Tagesgeschäfte beständig wieder abzog von einer strengen innerlichen Sammlung. In den warmen Ländern dagegen, wo die Natur leicht hinweghilft über den Erwerb der Notdurft und die heissen Tagesstunden ohnehin körperliche Anstrengungen verhindern, sind die Gelegenheiten zu inneren Vertiefungen viel reichlicher gegeben.

Der Wohnsitz ist jedoch nicht gänzlich entscheidungslos für die Richtung, welche das religiöse Denken einschlägt. Die drei monotheistischen Lehren, Judentum, Christentum und Islâm, entstanden im Schoosse semitischer Völker, allein der Hang zum Monotheismus war nicht ausschliesslich eine Rassenbegabung, denn andere Semiten, wie die Phönizier, Chaldäer und Assyrier, gingen andere Wege, und selbst bei den Juden traten immer Rückschläge zur Vielgötterei ein, in Aegypten zumal versanken sie völlig in den Bilderdienst. Wenn der Monotheismus stets aufs neue sich verjüngte, so leistete ihm dabei ein benachbarter Naturschauplatz mächtigen Beistand.

Wer immer die Wüste betreten hat, rühmt ihren wohlthätigen Einfluss auf das körperliche Befinden. Aloys Sprenger gesteht, dass ihre Luft ihn mehr gestärkt habe, als die unserer Hochalpen oder die des Himalaja, und in einem Briefe an den Verfasser heisst es: „Die Wüste hat den Arabern ihren merkwürdigen welthistorischen Charakter aufgedrückt. Die Phantasie, welche die Menschen in ihrer Kindheit leitet, wird in den unbegrenzten Ebenen mit ganz anderen Bildern erfüllt, als in Wäldern. Sie sind wenig zahlreich, aber grossartig, und zwar schafft sich der Mensch aus seinem eigenen Kraftbewusstsein eine kühnere Persönlichkeit, auf die er bei seinen Wanderungen angewiesen ist, einen persönlichen Gott." Im Nomadenleben endlich trägt es sich häufig zu, dass ein Hirt wochenlang allein, von Hunger und Durst gequält, herumirrt. Dann leidet auch der Gesündeste an Sinnestäuschungen. Sehr oft kommt es in dieser Lage vor, dass verlassene Wanderer sich rufen und Stimmen zu sich sprechen hören; daher ist für solche Stimmen in der arabischen Sprache ein eigenes Wort *Hâtif* vorhanden. In Afrika wiederum

bedeutet *Ragl*, abgeleitet von *Radschol*, der Mann, menschenähnliche Phantome, die sich dem getäuschten Auge darbieten[1]).

Jeder Reisende, der noch die Wüsten Arabiens und Vorderasiens durchzog, spricht begeistert von ihren Schönheiten, alle rühmen sie Luft und Licht, preisen sie das Gefühl der Erquickung und eine merkliche Steigerung der geistigen Spannkraft; fast scheint es uns daher notwendig, dass unter dem Eindruck einer ungestörten Regelmässigkeit der des Menschen Auge und Sinnen hier weit mehr als ausserhalb der unendlichen, öden Flächen fesselnden Himmelserscheinungen eine monotheistische Stimmung die Kinder der Wüste ergriff, vorbereitet etwa durch die Verehrung der Hauptgestirne. Mose, ein Priester von Heliopolis, vergass erst das Getümmel des ägyptischen Götterkreises, die schönen Bilder aus Stein, die geheiligten Tiere, die Menschengestalten mit den Hieroglyphenköpfen und Symbolen, als er nach dem Sinai entwichen war, dem ältesten Steine, den die Geologie kennt, den nach Oskar Fraas[2]) auch nicht der kleinste Fetzen von Bildung irgend eines späteren Zeitalters bedeckt, als ob er sich nie ins Meer getaucht, nie sich emporgerichtet, niemals gewankt hätte. Dort in der Wüste musste erst das alte Judengeschlecht mit seinem ägyptischen Heidentum begraben werden, ehe sich bei einem neuen unter Wüstengedanken und Wüstenbildern erwachsenen der Monotheismus verhärtete. Auch sonst wird in der heiligen Schrift die günstige Wirkung der Wüste bestätigt. Der feurige Elia zog sich in die Wüste zurück, der Täufer wieder predigte in der Jordanswüste in Beduinentracht, nämlich in einem Gewand aus Kamelhaaren, und ernährte sich von Heuschrecken und wildem Honig. Auch Christus bereitete sich vor zu seiner Laufbahn vierzig Tage und vierzig Nächte in der Wüste. Mohammed endlich war zwar ein Stadtkind, sog aber die Milch einer Beduinenamme ein, war längere Zeit Hirt und durchzog auf seinen Karawanenreisen die Landstriche zwischen seiner Heimat und Palästina. Die Pilgerfahrten nach Mekka, obgleich sie weit älter sind als der Islâm, dienen nicht wenig zur Befestigung des Glaubens, insofern ihnen eine Wüstenreise voranzugehen pflegt. Doch sitzen die Bekenner des Propheten ohnedies schon in der Nähe von Wüsten, denn die Lehre Mohammeds hat sich fast nur in dem Wüstenraum der Ostfeste verbreitet. In Indien dagegen konnte sie nur eine beschränkte Verbreitung gewinnen, und auch diese nur durch politische Nachhilfe.

[1]) Sprenger, Das Leben des Mohammed. Bd. 1. S. 216.
[2]) Aus dem Orient. Geologische Beobachtungen. Stuttgart 1867. S. 7 f.

Das ist so ziemlich alles, was sich streng ermitteln lässt über die Rückwirkung der Ländernatur auf die Richtung des religiösen Sinnes der Bevölkerung. Die Wüste ist zur Weckung des Monotheismus sehr hilfreich, weil sie bei der Trockenheit und Klarheit der Luft die Sinne nicht allen jenen reizenden Wahnbildern des Waldlandes aussetzt, den Lichtstrahlen, wenn sie durch Lücken der Baumkronen auf zitternden und spiegelnden Blättern spielen, den wunderlichen Gestalten knorriger Aeste, kriechender Wurzeln und verwitterter Stämme, dem Knarren und Seufzen, dem Flüstern und Rauschen, dem Schlüpfen und Rascheln, überhaupt allen jenen Stimmen und Lauten in Busch und Wald, bei denen uns so gern das Truggefühl unsichtbarer Belebtheit überschleicht. In den Wüsten schleppen und schleichen auch keine Nebelschweife über feuchten Wiesengrund. In solchen Dunstgebilden, wenn sie über den Wäldern Neu-Guineas aufsteigen, verehren die Eingeborenen Dorehs das Sichtbarwerden Narvojés, ihres guten Geistes[1]). Wohl lässt sich daher behaupten, dass mit der Ausrottung der Forste nicht blos das örtliche Klima verändert, sondern auch Poesie und Heidentum mit der Axt getroffen worden seien. Begünstigt aber auch ein sonniges Land die monotheistischen Regungen, so ist doch zugleich jede Religionsschöpfung wiederum ein Ausdruck der Rassenbegabung. Die Semiten haben keine rechte epische und eine weniger als dürftige dramatische Literatur besessen, da für solche Erzeugnisse ihnen die arische Gestaltungskraft fehlte. Ueberhaupt würde es auf Irrwege führen, wenn man alle inneren Erzeugnisse der Völker nur aus physischen Vorbedingungen ableiten wollte. Gewiss sind auch sie einem gesetzlichen Entwickelungsgang unterworfen und nichts anderes als der notwendige Ausdruck einer Kette von Ursachen. Zu diesen Ursachen gehören aber auch ganz sicher die geschichtlichen Verhältnisse der Völker. „Es ist ein alter Satz", äussert in diesem Sinne Delbrück[2]), „dass die Erfahrungen des Lebens jeden einzelnen seinen Gott finden oder verlieren lassen."

[1]) **Finsch**, Neu-Guinea. S. 107.
[2]) Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. Bd. 3. S. 488.

DIE MENSCHENRASSEN.

In einem früheren Abschnitt gelangten wir zu dem Ergebnis, dass alle körperlichen Merkmale, die Schädelform, die Grössenverhältnisse der Gliedmaassen, die Farbe der Haut innerhalb der nämlichen Menschenrasse beträchtlich schwanken, dass selbst die Beschaffenheit des Haares nicht zu den beharrlichen Wahrzeichen gerechnet werden dürfe und dass daher bei der Verteilung des Menschengeschlechtes in grössere Gruppen oder Rassen alle vorherrschenden Eigentümlichkeiten berücksichtigt werden müssen. Die Grenzen solcher Gruppen sind oft leicht, noch öfter sehr schwierig zu ziehen. Unstatthaft aber ist es, sie dort zu ziehen, wo die gemeinsamen Kennzeichen einer Gruppe durch leise Abstufungen zu den gemeinsamen Kennzeichen einer anderen Gruppe übergehen, es müssten denn solche Abstufungen mit geschichtlicher Glaubwürdigkeit auf Zwischenheiraten sich zurückführen lassen und durch Mischlinge vertreten werden.

Wenn wir diesem Grundsatze huldigen, werden wir genötigt, das Menschengeschlecht in sieben Gruppen, Rassen, Unterarten oder Spielarten, wie man sich ausdrücken will, zu sondern. Es sind dies erstens die Bewohner Australiens und Tasmaniens, zweitens die Papuanen Neu-Guineas und benachbarter Inseln, drittens die mongolenähnlichen Völker, zu denen wir nicht blos Festlandsasiaten, sondern auch die Malayopolynesier und die Eingeborenen Amerikas zählen, viertens die Dravidas oder die Bewohner Vorderindiens von nichtarischer Abkunft, fünftens die Hottentotten und Buschmänner, sechstens die Neger, siebentens die mittelländischen Völker, welche den Kaukasiern Blumenbachs entsprechen. Die Rechtfertigung der Abgrenzung wie der Zusammenstellung der sieben Gruppen muss den einzelnen Abschnitten vorbehalten bleiben. Wir betrachten ferner die Abschätzung der bürgerlichen, sittlichen und geistigen Entwicklung der einzelnen Rassen als eine unerlässliche Aufgabe der Völkerkunde. Die Reife der verschiedenen menschlichen Gesellschaften entspricht jedoch nicht streng der wechselnden Begabung der Rassen, sondern sie steht auch in Abhängigkeit von der Gunst oder Ungunst des Wohnortes, so dass auch dessen Rückwirkung auf die Kulturgeschichte der einzelnen Menschengruppen erwogen und wo möglich abgewogen werden soll.

I.

Die Australier.

Die Bewohner des australischen Festlandes, samt den Küsteninseln und Tasmanien, bilden ihrer Körpermerkmale wegen eine scharf abgesonderte Menschengruppe. Bei einem mittleren Breitenindex von 73 und einem Höhenindex von 75[1]) gehören sie zu den ziemlich hohen Schmalschädeln. Sie sind zugleich prognath und phanerozyg. Die Nase, an der Wurzel schmal, verbreitert sich stark nach abwärts, dass sie unten oft viel breiter als hoch ist, krümmt sich jedoch nicht wie bei den Papuanen. Der Mund ist weit geöffnet und unförmlich. Der dritte obere Backzahn besitzt regelmässig drei Wurzeln, eine Erscheinung, die unter Europäern zu den Seltenheiten gehört[2]). Der Körper ist reichlich behaart[3]). Die schwarzen Haare selbst, im Querschnitt stark elliptisch, bilden abstehend um das Haupt eine zottige Krone, nur schwächer als bei den Papuanen, kräuseln sich und zeigen sogar Anlage zur Verfilzung. Wenn an der Koburg-Halbinsel auch schlichte Haare und schief gestellte Augen unter den Eingeborenen angetroffen werden, so sind diese Wahrzeichen einer Mischung mit Malayen zuzuschreiben, die sich dort als Trepangfischer einfinden. Wird doch daselbst von vielen Eingeborenen makassarisch gesprochen[4]) und bezeugen uns Felseninschriften mit buginesischen oder makassarischen Buchstaben die Anwesenheit von Malayen[5]). Die Farbe der Haut ist immer dunkel, bisweilen schwarz, bisweilen wie an der Süd- und Südostküste hell kupferrot[6]). In allen diesen Merkmalen glichen die Tasmanier den Australiern vollständig, nur war ihr Haarwuchs

[1]) Vgl. den Anhang (Tabelle I).

[2]) Latham, Varieties of man. S. 244.

[3]) Vgl. die trefflichen Photographien in The folklore of the South Australian Aborigines, edited by Taplin. Adelaide 1879.

[4]) Earl im Journal of the R. Geographical Society. Bd. 16. London 1846. S. 244. Daraus erklären sich auch die oben (S. 254) erwähnten unaustralischen Adelssatzungen.

[5]) Waitz (Gerland), Anthropologie. Bd. 6. S. 762.

[6]) a. a. O. S. 711.

noch papuanischer, das heisst zur büschelförmigen Verfilzung noch mehr geneigt[1]). Auch zeigen die wenigen Schädel, die bis jetzt gemessen worden sind, ein wenig höhere Prozente bei Breite wie Höhe[2]). Wie sie auf ihre Insel gelangt seien, hat vielen ein Rätsel geschienen, weil irrigerweise die Tasmanier gar keine Fahrzeuge besessen haben sollten. Flossartige Kähne waren indessen vorhanden[3]) und eine Einwanderung von Australien her über die inselreiche Bass-Strasse erforderte keine hohen Leistungen. Dass solche Fahrten unternommen wurden, bezeugt der Umstand, dass die Tasmanier dieselben symmetrischen Hautnarben trugen wie die Australier[4]). Im Jahre 1803 wurde ihre Insel von Europäern besiedelt, 1876 starb die letzte Eingeborene, Lalla Rookh. Die Geschichte ihrer gewissenlosen Ausrottung hat uns ein Bewohner Tasmaniens wahrheitsgetreu geschildert[5]).

Als Verwandte stehen den Australiern und Tasmaniern nicht etwa die afrikanischen Neger, noch weniger die Urbevölkerung Vorderindiens, sondern die Papuanen am nächsten. Ausser körperlichen Verschiedenheiten trennt sie aber von diesen der Bau ihrer Sprachen, denn alle Präfixe fehlen den Australiern, die vielmehr den Sinn der Wurzeln nur durch nachgesetzte Silben begrenzen. Aehnlichkeiten zwischen den australischen und südindischen oder dravidischen Sprachen, die zwar in den Fürwörtern, jedoch nur sehr schwach vorhanden sind, haben Bleek[6]), wenn auch sicher nicht mit hinreichender Berechtigung[7]), eine Sprachverwandtschaft zwischen jenen Bevölkerungen vermuten lassen. Die Worte in den australischen Sprachen sind mehrsilbig, in der Regel beginnen sie mit einem Konsonanten und lauten mit einem Vokal, seltener mit einem flüssigen Konsonanten aus[8]). Den Wortschätzen nach zerfallen aber die Sprachen der Australier in unendlich viel Bruchteile. Um so merkwürdiger ist es, dass dieselben Familiennamen zugleich in Westaustralien und in Südaustralien wie auf der Karpentaria-Halbinsel angetroffen werden[9]). Wenn alle australischen Mundarten arm sind an Zahlenausdrücken, die festländischen in der

[1]) Lehrreiche Abbildungen nach Photographien bei Mantegazza, Archivio per l'Antropologia. Firenze 1871. Bd. 1. Taf. 1—3.

[2]) Davis, Thesaurus craniorum. S. 272, 358.

[3]) Waitz (Gerland) a. a. O. S. 812.

[4]) a. a. O.

[5]) Bonwick, The last of the Tasmanians. London 1870.

[6]) Journ. of the Anthropol. Institute. London 1872. Bd. 1. S. 90.

[7]) Fr. Müller, Grundriss der Sprachwissenschaft. Bd. 2. S. 95 f.

[8]) Fr. Müller, Allgemeine Ethnographie. 2. Aufl. Wien 1879. S. 219.

[9]) Grey bei Eyre, Central Australia. Bd. 2. S. 329.

Regel nur bis 2 oder 3 zählen, die tasmanische bis 4 [1]), so folgt daraus doch nicht, dass die Eingeborenen grössere Mehrheiten nicht hätten unterscheiden können, denn sie bedienen sich 18 verschiedener Worte zur Benennung von Kindern, je nachdem der erst- bis neuntgeborene Knabe oder die erst- bis neuntgeborene Tochter bezeichnet werden soll [2]).

Bevor wir uns mit ihren geistigen und gesellschaftlichen Zuständen beschäftigen, wird es ratsam sein, einen Blick auf ihren Wohnort zu werfen. Nirgendwo lässt sich nämlich die verspätete Entwicklung des Menschengeschlechtes durch die missliche Gestaltung der Erdräume besser rechtfertigen als in Australien. Hinausgerückt in abgelegene Planetenräume und doch wiederum zu klein, um eine Welt für sich zu bilden, erlitt Australien die Missachtung, dass sich ihm nie bis vor kurzer Zeit ein Kulturpfad genähert hatte. Von allen Festlanden wurde es zuletzt entdeckt, von allen Entdeckungen blieb es am längsten, nämlich volle zwei Jahrhunderte vernachlässigt, und als es von Europäern zuerst besiedelt wurde, erschien es nur tauglich zur Entfernung der Unverbesserlichen aus der Gesellschaft. Seine wagerechte Gliederung, oder, was dasselbe sagen will, seine Küstenumrisse nähern sich unter allen Weltteilen am meisten der Kreisform, bei welcher der Umfang die geringste Entwicklung zum Flächeninhalt besitzt. Nur an zwei Stellen zeigt es den Ansatz von Gliedmaassen: es ist dies die Karpentaria- oder Kap-York-Halbinsel und die Insel Tasmanien, welche letztere, wie wir es anderwärts schon ausgesprochen haben, eine überflutete Zunge des Festlandes ist, und die pyramidalen Zuspitzungen der anderen südlichen Festlande, nämlich Südamerikas und Südafrikas, als Homologie kümmerlich genug vertritt. So ungenügend auch die eben genannten Gliederungen erscheinen mögen, so hat doch wenigstens die eine ihren Zauber bewährt, denn die Karpentaria-Halbinsel blieb bis in die neuesten Zeiten das einzige Organ, wodurch Australien sich noch einen, wenn auch schwachen Verkehr mit höheren Gesittungen rettete. Das dortige Kap York verlängert sich nämlich als eine Kette hoher felsiger Inseln bis nach Neu-Guinea, und da wir gezwungen sind, Australien ursprünglich als menschenleer, seine heutige dunkle Bevölkerung aber als eingewandert zu denken, wenn auch dieses Ereignis in eine vorläufig unermessbare Vergangenheit zurücktritt, so ist der Uebergang über die Torresstrasse der bequemste Weg für eine Einwanderung wenig seetüchtiger Stämme.

[1]) Fr. Müller, Grundriss der Sprachwissenschaft. Bd. 2. S. 89. Vgl. jedoch oben S. 113.

[2]) Journal of the Anthrop. Inst. a. a. O. S. 97.

Wir könnten sogar die Australier von Neu-Guinea aus trockenen Fusses hinüberführen in ihre jetzige Heimat, denn gerade längs jener Inselkette beträgt die Meerestiefe der Torresstrasse nirgends über 10 Faden (18 Meter)[1]), und ihre Sohle könnte sich seit dem Auftreten der Menschen leicht um diesen Abstand gesenkt haben, wenn auf Sardinien, 60 Meter über dem Meere, Thonscherben mit Seeschaltieren und Schlamm fossil verbacken angetroffen worden sind. Indessen deutet der viel mehr indische als australische Pflanzenschmuck Neu-Guineas und auch dessen nur noch entfernt an Australien erinnernde Tierwelt auf eine, wohl lange vor dem Auftreten des Menschen, bereits im Tertiäralter vollzogene Abgliederung dieser grossen Insel vom australischen Festland[2]).

Aus den Wortschätzen, die auf der Erforschungsexpedition unter Kapitän Blackwood gesammelt wurden, ergiebt sich ferner deutlich, dass die Stämme am Kap York eine verwandte Sprache reden wie die Bewohner der Inseln in der Endeavourstrasse, dann auf den Murray-Inseln, ferner auf Masid und auf Errub, lauter Eilanden östlich vom Eingang in die Torresstrasse[3]). Verfolgen wir also diese linguistische Fährte, so werden wir hinübergeführt bis hart an die Küste Neu-Guineas. Zwar sind die Papuanen, die Bewohner jener Insel, von den Australiern durch so scharfe Rassenmerkmale getrennt, dass ein geübtes Auge, wie Jardine bemerkt hat, unter den Australiern am Kap York die herkulischen Gestalten von einzelnen Auswanderern Neu-Guineas leicht herauskennen wird, immerhin sehen wir doch aus diesen Wanderungen, die noch heutigen Tages vorgehen, und aus den eben angeführten Spuren der Sprachverwandtschaft, dass von Neu-Guinea herüber die Verbindungen mit der Karpentaria-Halbinsel beständig fortgewirkt haben, und diese Thatsachen sind die einzigen Fingerzeige nach dem Pfade, auf welchem die ersten Menschen das australische Festland dermaleinst betreten haben mögen. Hier rechtfertigt sich zugleich, dass wir oben der Karpentaria-Halbinsel eine kulturhistorische Wichtigkeit beigemessen haben, da sie das einzige Organ war, womit das australische Festland seine jetzt vielfach zerstückte Verbindung mit der alten Welt einigermaassen noch aufrecht zu erhalten strebt. Hat es von dorther seine ersten menschlichen Bewohner aufgenommen, so empfing es noch bis zur Gegenwart auf jenem Weg etliche Schätze einer rohen Civilisation. Denn die Papuanen Neu-Guineas sind, un-

[1]) **Jukes**, Voyage of H. M. S. Fly. Bd. 1. S. 153.

[2]) **Peschel-Leipoldt**, Physische Erdkunde. 2. Aufl. Leipzig 1884. Bd. 1. S. 527.

[3]) **Latham**, Opuscula. S. 234.

beschadet ihrer Blutgier und Menschenfresserei, im Vergleich zu den Australiern verfeinerte Völkerschaften, deren geräumige Wohnungen neben den Laubhütten der Australier als stattliche Paläste erscheinen, und von denen einige Ueberläufer die Stämme am Kap York bereits mit dem Gebrauche von Bogen und Pfeil vertraut gemacht haben, also mit Wurfmaschinen, welche die Sicherheit des Treffens beträchtlich steigern. Gleichzeitig hat durch sie ein wesentlicher Aufschwung im Schiffsbau stattgefunden, denn die alten Rindenkähne sind jetzt durch lange ausgehöhlte Piroguen mit Auslegern nach papuanischem Muster verdrängt worden, endlich haben sich bereits die ersten Anfänge von Feldbau, wenn sie sich auch vorläufig nur auf die Anpflanzung von Knollen- und Wurzelgewächsen erstrecken, von Neu-Guinea auf die Inseln nördlich vom Kap York verbreitet[1]). Wären daher die Europäer um etwa 500 Jahre später im indischen Ozean erschienen und wäre somit den Australiern noch länger ihre Inselruhe gegönnt gewesen, so würden sehr leicht durch die Einwirkung der papuanischen Stämme die Bewohner des Festlandes auf eine Stufe gehoben worden sein, die sie etwa gleichstellen möchte den edleren Jägerstämmen Südamerikas.

Nach der Vermutung eines unserer besten Kenner Australiens würde ein Steigen des Meeresspiegels von wenigen Hunderten von Fussen genügen, um jenes Festland in Gruppen zahlreicher Inseln aufzulösen, denn die Bergländer, welche vorzugsweise am Rande um den Kern herumlagern, sind durch Einsenkungen oder Arme der Tiefländer vielfach getrennt[2]). Doch sollte damit nicht der völlige Mangel von inneren Hochebenen behauptet werden[3]). Die Abwesenheit von erhabenen Gebirgsketten und folglich auch der Mangel grosser Ströme ist einer der auffallendsten Züge australischer Landesnatur. Es gesellt sich also zur tellurischen Abgelegenheit und zur Armut an aus- und einspringenden Umrissen auch eine Vernachlässigung der plastischen Gliederung. Ja als hätte Australien uns das warnende Beispiel eines verkehrt angelegten Erdraumes bieten sollen, finden sich seine kräftigsten Bodenerhebungen, die sogenannten Alpen, mit Gipfelhöhen bis gegen 2200 Meter gerade wieder an der am meisten entlegenen Ecke des Festlandes, und infolge dessen hat sich auch sein einziges grosses Stromsystem, auf

[1]) Jardine, Journal of the R. Geographical Society. Bd. 36. London 1866. S. 76—86.

[2]) Meinicke, Australien. Ergänzungshefte zu Petermanns Mitteilungen. Nr. 29. Gotha 1871. S. 21.

[3]) Vgl. z. B. die Höhenangaben für Punkte des inneren Westaustraliens in Petermanns Mitteilungen 1870. S. 151.

dem etliche tausend englische Meilen für Dampfer schiffbar gefunden worden sind, nach einer von den Kulturräumen der alten Welt abgekehrten Seite des Festlandes entwickelt. Die höheren Gebirge Australiens oder vielmehr die Abstürze des östlichen Festlandes, eine ähnliche plastische Erscheinung wie die Ghats in Indien, sind aber geradezu zum Nachteil für das seewärts liegende Festland aufgestiegen, denn die hochaufgerichteten Ostküsten fangen den feuchten Passat auf und zwingen ihn, sein Wassergas an ihren Abhängen zu verdichten, so dass er beträchtlich ausgesogen die dahinter gelegenen Ebenen erreicht und diesen nur wenig Benetzung zuführen kann [1]). Wäre statt dessen, wie in Südamerika, eine hohe Gebirgskette am Westrande des Festlandes aufgestiegen, der Ostrand dagegen flach gewesen oder mässig angeschwollen, so würde sich ein Strom, wenn auch nicht von der Herrlichkeit des Amazonas, doch wenigstens von der Mächtigkeit des Orinoko entwickelt haben, und die Eingeborenen hätten sich an seinen Ufern vielleicht auf die Stufe der brasilianischen Jägervölker schwingen können.

Jetzt, wo wir die Natur Australiens in allen seinen Teilen einigermaassen kennen, ist das alte Trugbild verscheucht worden, als sei das Innere völlig von einer pflanzenleeren Wüste ausgefüllt. Eine australische Sahara, ja auch nur vereinzelte völlig regenlose Striche giebt es nicht. Kurze, oft nur zu heftige Regengüsse haben die Forschungsreisenden selbst tief im Innern erlebt. Mitten im Kontinent sah sich Mac Kinlay [2]) von Regenfluten gefesselt, wenn nicht ernstlich bedroht, denn beinahe auf der Hälfte des Gesichtskreises war nichts als eine unbegrenzte Wasserfläche zu sehen, aus der nur höhere Bäume und inselartig etliche Bodenerhebungen hervorragten. Aehnliches erlebte Gilmore im äussersten Westen von Queensland [3]). Auf eine solche jähe Entladung des Wasserdampfes aus den Luftströmen folgt eine ebenso hastige Verdunstung, und wenige Wochen nach den Ueberflutungen gähnt der Boden wieder vor Dürre. Infolge dieser ungeregelten Verteilung der Niederschläge ist Australien, so weit wir es kennen [4]), vorzugsweise ein Grasland

[1]) Die Küstenflüsse richten daher durch ihre Ueberschwemmungen oft grosses Verderben an, wie der Hawkesbury 1867 plötzlich um 19 Meter über seinen mittleren Spiegel stieg. Petermanns Mitteilungen 1868. S. 347.

[2]) Journ. of the R. Geogr. Soc. Bd. 33. London 1862. S. 45 f.

[3]) Vgl. Petermanns Mitteilungen. 1872. Tafel 22.

[4]) Ein Schäfer Namens John Ross will allerdings unter 24° 30′ s. Br. und 137° östl. L. Greenw. nicht blos reiche Weidegründe, sondern auch auf einer Strecke von 60 d. Meilen ausdauernde fliessende und stehende Gewässer entdeckt haben, die sich für Dampfschiffahrt eignen sollen. R. Murchison in Proceedings of the R. Geogr. Soc. Bd. 15. London 1871. S. 297.

mit parkartigem oder die Flüsse säumendem Baumwuchs, wenn es auch nirgends an grossen Oasen von Buschland fehlt. Dies wäre an sich der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft nicht hinderlich gewesen, wenn sich nicht dazu das geologische Verhängnis Australiens gesellt hätte.

Dass der australische Erdteil der jüngstgeborene unter allen sei, ist ein längst überwundener Irrtum[1]). Weite Räume seines Inneren sind zwar von Tertiärboden erfüllt[2]), beinahe der ganze Zug der östlichen Küstenländer besteht hingegen aus den ältesten Schichtgesteinen. Der weitaus grösste Teil jener Planetenstelle ist mindestens seit den sekundären und tertiären Zeiten nicht mehr unter das Wasser getaucht, sondern ohne Wiedergeburt oder Erholung blieb er allen Unbilden des Luftkreises seit dieser Zeit ausgesetzt und verlor darüber mehr und mehr von seinen plastischen Jugendreizen. Denn die hohen Gebirgszüge der primären und sekundären Zeit müssen durch die lange Dauer der Verwitterung und Abwaschung herabgeschleift und dem Meeresniveau näher gebracht worden sein. Selbst dieses Los wäre noch erträglich gewesen, wenn nicht Australien zugleich seinen ehemaligen trockenen Zusammenhang mit dem grossen Länderbau der alten Welt eingebüsst hätte. Die Trennung oder das Selbständigwerden Australiens erfolgte aber in einem unreifen Zeitpunkte, nämlich schon damals, als die Entwicklung der Fauna erst bis zu den Beutel- und Nagetieren, noch nicht aber bis zu den Huftieren fortgeschritten war. Während in der alten Welt und in Amerika durch den fortdauernden Kampf um das Dasein immer höhere Geschöpfe hervorgerufen wurden, denen die altertümlichen Marsupialgestalten beinahe gänzlich weichen mussten, bewegte sich in Australien der Kampf in einem viel engeren Kreise, und daher blieb seine Tierschöpfung mit geringen Aenderungen auf der Stufe stehen, die sie zu der Zeit erreicht hatte, als die inselartige Abtrennung erfolgte. Vor allem vermissen wir deshalb die reissenden Tiere, denn der Dingo oder australische Hund wanderte wahrscheinlich erst mit dem Menschen ein, wenn er auch jetzt verwildert in Jagdgenossenschaften angetroffen wird. Sollte er aber auch, wie man aus den Funden von Dingoresten in alten Knochenhöhlen[3]) schliessen möchte, schon vor den Menschen Australien betreten haben, so ist dies doch wohl immer nur in einer, geologisch gesprochen, kurzen Vergangenheit ge-

[1]) F. v. Hochstetter in Petermanns Mitteilungen. 1859. S. 208.

[2]) Marcou, Explication de la carte géologique de la terre. Zürich 1875. S. 195 f., 200.

[3]) Pagenstecher in Petermanns Mitteilungen. 1866. S. 133.

schehen. Da die Raubtiere als grosse Gegner günstig auf die Erziehung des Menschen einwirken, so gehört ihr Mangel unter die Nachteile des Wohnortes. Noch bedauerlicher aber erscheint die Abwesenheit aller Huftiere, wodurch von vornherein für die Menschen die Möglichkeit ausgeschlossen war, sich zu den höchsten Gesittungen zu erheben; denn mit Ausnahme des Hundes hätte sich wohl kein australisches Säugetier zähmen lassen, da ein gewisses Maass von Intelligenz nötig scheint, wenn die Tiere als Ernährer oder Gehilfen von dem Menschen in seine Gesellschaft aufgenommen werden sollen, die Beuteltiere aber dieses Maass geistiger Fähigkeiten nicht besitzen. Wie wir alle wissen, ist Australien zur Zucht von Schafen, Rindern, Pferden, Kamelen wie auserlesen, aber alle diese wichtigen Kulturgeschöpfe konnten das Festland nicht mehr erreichen, seitdem es keine Brücke mit der alten Welt mehr verknüpfte. So kann man denn füglich von Australien behaupten, es sei eine Insel ohne die Vorteile eines Inselklimas, ein nahrungsreiches Steppenland ohne Steppenhuftiere, ein Land der Inselruhe oder eines schläfrigen Kampfes um das Dasein und daher ein Asyl für die Tier- und Pflanzentrachten der Vorzeit. Friedfertigkeit, wenn wir die Vorgänge der belebten Schöpfung richtig verstehen, bedeutet aber so viel wie Erstarrung, denn verglichen mit den hoch gestiegenen Säugetieren der alten Welt erscheinen uns die australischen wie hüpfende Fossilien. War die Uhr dann abgelaufen, landete das erste Schiff Geschöpfe aus der alten Welt, hörte mit der Absonderung Australien auf eine Insel zu sein, gab es wieder eine Brücke, wenn auch nur eine fliegende, die es abermals mit der alten Welt verband, und sollte nun der allzufrüh abgebrochene Kampf um das Dasein von neuem beginnen, aber zwischen streitgewohnten und streitgerüsteten gegen kampfentwöhnte Wesen, so mussten in kurzer Zeit die letzten überlebenden und überlebten Formen der Vergangenheit erliegen, Australiens Fauna in das paläontologische Buch geschrieben werden, und mit dem Känguru auch der Kängurujäger verschwinden. So hat es von jeher die neuerungssüchtige Natur gehalten: ihr gilt nur die Berechtigung des Stärkeren, und das Stärkere muss immer auch etwas Neueres sein, denn wäre das Neuere schwächer, so würde es unterdrückt, ehe es nur aufkäme.

Wo immer Australien von europäischen Wanderern betreten wurde, sind sie den Eingeborenen oder ihren Spuren begegnet. Wenn der eine Entdecker vielleicht eine Einöde zu durchschreiten meinte, sah sich der nächste auf demselben Raume von Schwarzen umschwärmt. Wo Sturt einen menschenleeren Raum vermutete,

wurde Mac Kinlay[1]) bei seiner Wanderung durch das Festland 1861—62 in dem merkwürdigen Seengebiet durch die Dichte der Bevölkerung überrascht, und wenn er wiederum weiter nördlich zwischen 26° und 22° südl. Br. auf keine Eingeborenen mehr stiess, so traf Mac Douall Stuart[2]), der fast gleichzeitig, aber mehr als 6 Grad östlicher, Australien zum zweitenmale durchzog, am 3. März 1862, just als er den Wendekreis überschritt, wo er sich im mathematischen Mittelpunkte Australiens befand, mit Eingeborenen zusammen. Ebenso sahen Burke und Wills[3]) am 5. Januar 1861, kurz bevor sie den Wendekreis berührten, frische Spuren von Eingeborenen, denen sie weiter nördlich dann wirklich begegneten.

Abgesehen von den Bewohnern der Karpentaria-Halbinsel finden wir die Stämme des übrigen Festlandes auf sehr verschiedenen Stufen der Gesittung, wie sie denn auch physisch sich wesentlich unterscheiden. Lange galten uns die Jammergestalten am King George-Sund an der Südwestecke des Festlandes, welche Dumont d'Urville hatte abbilden lassen, als Muster der australischen Menschen, die wir uns abgezehrt bis auf das Knochengerüste, mit schmalen Becken selbst bei Frauen, dünnen, schwächlichen Gliedmaassen und aufgeschwelltem Unterleib vorzustellen pflegten. Im Innern des Festlandes aber bessert sich nach den Aeusserungen aller Entdecker der Typus. Mac Kinlay[4]) fand in dem Seegebiet an der Nordostgrenze Südaustraliens die schönsten Stämme, die er je auf dem Festland gesehen hatte. Landsborough[5]) stiess im April 1862 unter 23° s. Br. weit von der Küste am Thompson-River und Stuart[6]) im Norden auf Eingeborene, die beide fast mit denselben Worten als stattliche und urkräftige Erscheinungen schildern. Ebenso werden die Stämme an den Küsten von Queensland als gut gebaut und stark gegliedert von dortigen Ansiedlern uns beschrieben. Was aber die gesellschaftliche Entwicklung betrifft, so nimmt sie sichtlich ab, zugleich von Nord nach Süd, wie von Ost nach West: d. h. von Kap York, dem Punkte, welcher noch am meisten an einer Verbindung mit der alten Welt festgehalten hat, wird die Lebensweise, der sich die Eingeborenen unterwerfen, immer niedriger. So besassen vor Einführung der papuanischen Piroguen die Stämme der Karpentaria-Halbinsel von alter Zeit her schon Fahrzeuge, wenn

[1]) Journal of the R. Geogr. Society. Bd. 33. London 1863. S. 21.
[2]) a. a. O. S. 282.
[3]) Petermanns Mitteilungen. 1862. S. 74.
[4]) Journal of the R. Geogr. Soc. Bd. 33. London 1863. S. 30.
[5]) a. a. O. S. 113.
[6]) a. a. O. Bd. 32. S. 355.

auch die besten Muster davon sich höchstens nur mit den Rindenkähnen der nordamerikanischen Rothäute messen konnten. An der Nordküste von Queensland vermochten die Beobachter an Bord der Fly südlich von Rockingham-Bai (18° 5′ s. Br.) keine derartigen Kähne mehr zu entdecken[1]). An der Botany-Bai fand Cook die Eingeborenen nur im Besitze von Rindenstücken, die als Fahrzeuge dienen mussten, und nicht besser waren die Stämme am Murray versehen[2]). Roher Flösse bedienten sich die Bewohner in der Umgebung von Port Essington an der Nordküste, und der Botaniker Ferdinand v. Müller[3]), der mit August Gregory 1856 von der Nordküste aus den Viktoriafluss und den Sturts Creek entdeckte, bemerkte im Binnenlande ebenfalls nur Flösse aus zwei oder drei Stämmen, denen man sich aus Furcht vor den Alligatoren zum Ueberschreiten von Gewässern anvertraute. Endlich wurde Gregorys Schiff Dolphin, als es hinter den Dampier-Inseln der Nordküste lag (1861), von Eingeborenen besucht, die unausgehöhlte Baumstämme als Fahrzeuge benutzten. An der Südküste sind die Australier noch nicht zur See angetroffen worden und von den Westaustraliern am Swan River versichert James Browne[4]), dass ihnen nicht blos alle Fahrzeuge fehlen, sondern sie sogar des Schwimmens unkundig sind.

Am King George-Sund besteht das Obdach der Eingeborenen nur aus Lauben. Ueber Stäbe, die gebogen und deren Enden in die Erde gesenkt werden, breiten sie Blätter als Bedeckung aus. In Neu-Süd-Wales, in Queensland und am Karpentaria-Golf dient auch die abgelöste Rinde eines Baumes, halb aufgerollt auf den Boden gestellt, einer einzelnen Person, oder etliche Rindenstücke über ein Gestell aus Stäben ausgebreitet mehreren Personen zum Wetterschutz. Der Australier baut also kein ständiges Obdach, sondern als herumstreifender Jäger lebt er in einem Zelt aus Blättern oder Rinden verfertigt. Doch finden sich Holzhütten in Westaustralien und geräumige Gebäude an der Koburg-Halbinsel, sowie solche mit zwei Stockwerken am Karpentaria-Golf[5]). An den beiden letzteren Orten freilich ist an einen günstigen Einfluss von Malayen und Papuanen zu denken.

Die Australier befanden sich zur Zeit der Entdeckung im Zeitalter der undurchbohrten Steingeräte. Ihre Waffen und Jagdgewehre sind Wurfgeschosse, vor allen Dingen der Speer, dessen Spitze ent-

[1]) **Jukes**, Voyage of H. M. S. Fly. Bd. 2. S. 243.
[2]) **Angas**, Australia and New-Zealand. Bd. 1. S. 90, 93.
[3]) Ausland. 1859. S. 1018.
[4]) Petermanns Mitteilungen. 1856. S. 452.
[5]) **Waitz (Gerland)**, Anthropologie. Bd. 6. S. 730.

weder am Feuer gehärtet zur Jagd, mit eingekerbten Widerhaken versehen als Fischharpune, oder mit scharfen Kieseln oder Muscheln bewehrt für das Gefecht dient. Der Bumerang, dieses merkwürdige Wurfholz unscheinbaren Aussehens (platt, nicht von Armeslänge und stumpfwinklig ellenbogenartig gebogen), — dabei insofern die merkwürdigste Schusswaffe der Welt, als sie, nachdem in rasch wirbelnden Kreisen das Ziel oft in bedeutender Lufthöhe erreicht ist, wieder in die Nähe des geschickten Schützen zurückkehrt[1]), — befindet sich in den Händen fast aller Stämme, fehlt jedoch den Bewohnern der Karpentaria-Halbinsel, einigen Stämmen am unteren Murray und blieb auch den Tasmaniern unbekannt. Schilder als Schutzwaffen werden bei sämtlichen Stämmen an der Küste wie im Innern angetroffen und nur in Westaustralien vermisst. Die Bewohner der Ostküste verfertigen für den Fischfang Schnüre und Angelhaken, die letzteren aus Vogelklauen oder Muschelschalen, während an der Westküste, wo das Angelgerät fehlt, Netze gebraucht werden[2]). Ein ästhetisches Bedürfnis nach Verhüllung des Körpers ist noch nirgends erwacht, zum Schutze gegen rauhe Witterung aber werden kragenartige Mäntel aus Tierfellen an der West-, Süd- und Ostküste umgeworfen. Sonst gürten sich viele Stämme die Hüften mit Schnuren, die zur Zeit von Nahrungsmangel fester zusammengezogen werden, um die Empfindung der Leerheit zu unterdrücken. Spuren von Bekleidung treten erst auf, wo der gute Einfluss der Papuanen fühlbar wird, nämlich auf der Karpentaria-Halbinsel[3]). Die Kunstwerke und Denkmale, welche die Australier hinterlassen haben, bestehen fast nur in Verzierungen von Grabstätten oder in den kahnartig ausgehöhlten Särgen, die nicht blos an der Ostküste vorkommen, sondern von denen einer mit einer Kinderleiche von Mac Douall Stuart am 12. Mai 1861 im Ashburton-Gebirge nördlich vom Centrum des Festlandes wahrgenommen und von ihm als das höchste bisher gesehene Meisterstück der Eingeborenen bezeichnet wurde[4]). Sonst erinnern wir noch an die Menschen- und Tiergestalten, die mit Kreide und Ocker an Felsen des Viktoriaflussbettes von den Eingeborenen gezeichnet und von Gregory und Müller[5]) 1856 bemerkt worden waren, sowie an die noch merkwürdigeren zolltiefen Einritzungen von Felsen an der Ost-

[1]) Erdmann, Erklärung der Bahnen des Bumerangs, in Poggendorffs Annalen der Physik und Chemie. Bd. 137. 1869. S. 1—19.

[2]) Lubbock, Prehistoric times. 2. Aufl. S. 430.

[3]) Waitz (Gerland) a. a. O. S. 738.

[4]) Journal of the R. Geogr. Society. Bd. 32. London 1862. S. 350.

[5]) Ausland. 1859. S. 1017.

küste, unter anderen bei Camp Cove, unweit Sydney, welche in rohen Umrissen Menschen- und Tiergestalten erkennen lassen[1]). Endlich zeigten auch die Frauen der Stämme am Murray sowie in Neu-Süd-Wales grosse Fingerfertigkeit im Flechten von Binsenkörben.

Bei der früheren Aufzählung der Waffen wurde absichtlich noch nicht des Wurfbrettes gedacht, einer Erfindung, die allen Stämmen gemeinsam ist (nur den Tasmaniern gleich dem Bumerang unbekannt blieb) und die viel grösseren Scharfsinn verrät als der Bumerang, der mehr durch die Seltsamkeit seiner Flugbahnen überrascht, stets aber ein unsicheres Geschoss bleibt und dessen Bekanntschaft wahrscheinlich nur einem Zufall verdankt wird. Das Wurfbrett, auf der Innenfläche der Hand befestigt oder mit den drei letzten Fingern festgehalten, mit einer Längsrinne zur Aufnahme des Speers sowie am oberen Ende mit einem Haken versehen, der in das ausgehöhlte Fussende des Speers eingreift[2]), vermehrt die Schleuderkraft des menschlichen Armes um das doppelte. Man denke sich, sagt Jukes[3]), dass unser Zeigefinger an Länge dem Wurfbrett gleich käme, und dass, während wir mit dem Daumen und dem Mittelfinger den Speer hielten, er sich mit dem äussersten Gliede um das Ende des Speeres krümmen könnte, so ist das Geheimnis erklärt, um wie viel durch das Wurfbrett die Anfangsgeschwindigkeit des Speeres beschleunigt werden kann. Leider lässt sich nicht mit Sicherheit entscheiden, ob die Australier nicht vielleicht diese Erfindung entlehnt haben, denn auch die Neu-Kaledonier gebrauchen, wenn auch nicht das Wurfbrett, doch eine Wurfschlinge. Wir finden übrigens dieses Hilfsmittel noch anderwärts, nämlich bei den Altmexikanern, bei den Alëuten sowie den ihnen benachbarten Eskimos[4]), und ähnlich benutzen die Sachalin-Giljaken bei der Jagd auf den Seehund eine hölzerne Rinne, in welche sie das dickere Hinterende des Wurfspiesses einlegen, um mindestens dessen Treffsicherheit zu steigern[5]).

Die nicht geringe geistige Begabung der Australier ist erst zur Anerkennung gelangt, seitdem wir einen Einblick in ihre Sprachen gewonnen haben. Wenn der Reichtum von Formen zum kurzen

[1]) Angas, Australia and New-Zealand. Bd. 2. S. 203, 275.

[2]) Vgl. die Abbildung bei Jung, Der Weltteil Australien. Bd. 1. 1882. S. 134.

[3]) Voyage of H. M. S. Fly. Bd. 1. S. 112.

[4]) v. Langsdorff, Reise um die Welt. Bd. 2. S. 40. Cranz, Historie von Grönland. Bd. 1. S. 194. Virchow in der Zeitschrift für Ethnologie. Verhandlungen von 1878 S. 188 und von 1880 S. 269. Tylor, Anfänge der Kultur. Bd. 1. S. 67.

[5]) Seeland in Röttgers Russischer Revue. 1882. S. 120.

Ausdruck feiner Beziehungen über den Rang einer Sprache entscheiden sollte, so müssten uns und allen Völkern Westeuropas die beinernen Menschenschatten am King George-Sund Neid einflössen, denn ihre Sprache besitzt sogar vier Kasusendungen mehr als die lateinische, und ausser Einheit und Mehrheit noch einen Dual. Das Verbum, an Zeiten so reich wie das lateinische, hat ebenfalls Endungen für den Dual, ja drei Geschlechtsformen für die dritte Person, sonst aber ausser den Aktiv- und Passiv- noch Reflexiv-, Reziprokal-, Determinativ- und Kontinuativformen[1]). Was die Gabe der Sprachbildung betrifft, so müssen also vor dem erfinderischen Australier selbst die hochgesitteten Polynesier, ja noch mehr ein graues Kulturvolk wie die Chinesen sich beugen. Wir finden auch bei ihnen poetische Versuche und hochgefeierte Dichternamen. Sind ihre Gesänge auch roh, so enthalten sie doch Ausdrücke, die nicht mehr im Tagesverkehr vorkommen[2]). Sie haben ferner für Fixsterngruppen manche hübsche Bildernamen erdacht. In der Milchstrasse sehen sie eine Abspiegelung des Darlingstromes, an dessen Ufern ihre verklärten Abgeschiedenen Fischfang treiben, in den Magelhâesschen Wolken aber zwei alte Zauberinnen, die wegen ihrer Verbrechen an den Himmel geheftet wurden[3]). Am meisten überrascht uns, dass sie Namen für acht verschiedene Windstriche besitzen[4]), denn mit der Teilung des Horizontes in Azimuthe beginnt überhaupt die Teilung des Kreises. Durch Bilderzeichen, welche sie auf Holzstäbe einschneiden, verstehen sie sich detaillirte Mitteilungen zuzusenden, so dass man bei ihnen von Briefschneiden reden dürfte[5]). Ungemein erfinderisch sind sie in Höflichkeitsausdrücken, die sie im Verkehr fordern und freigebig erteilen.

Schon anderwärts haben wir mitgeteilt, dass bei ihnen grosse Scheu vor Blutschande, daher auch Frauenraub herrscht, dass sie die Pflichten der Blutrache heilig halten, Eigentum an unbeweglichen Sachen anerkennen und von der Mutter den Familiennamen erben[6]). Selbst auf der Stufe der Australier ist der gesellige Verband schon durch mancherlei Satzungen geregelt. Zwar soll den

[1]) Reise der Fregatte Novara. Linguistischer Teil v. Friedrich Müller. S. 241 f.

[2]) Waitz (Gerland), Anthropologie. Bd. 6. S. 756—759.

[3]) Charnock im Journal of the Anthropological Institute. Bd. 1. London 1872. S. 147.

[4]) Waitz (Gerland) a. a. O. S. 763.

[5]) Abbildungen solcher an die Botenstöcke des Altertums erinnernden Stäbe findet man in der Zeitschrift für Ethnologie, 1880 Taf. XIII und 1882 Taf. X.

[6]) S. oben S. 233, 235, 243, 248, 251.

Sprachen der Australier jeder Ausdruck für Häuptling fehlen[1]), auch suchen wir vergebens, dass bei den westlichen Stämmen irgend etwas vorkomme, was man mit starker Dehnung des Begriffes noch einen Priesterstand nennen könnte. In Neu-Süd-Wales und in Queensland, also an den bevorzugten Kulturstreifen Australiens, begegnen wir dagegen den Koradschi oder Leuten, welche den Pöbelschauder vor dem Finsteren so weit abgestreift haben, dass sie auf den Gräbern Verstorbener eine Nacht ausharren. Auch vermögen sie den Kranken durch ihre Schamanenkunststücke Trost und neue Zuversicht einzuflössen und wissen dabei rohe Linderungsmittel, unter anderen das Aderlassen anzuwenden. Ueberrascht werden wir, dass bei den Menschengespenstern der Westküste die Unverletzlichkeit von Botschaftern als Völkerpflicht beobachtet wird, so lange eine klaffende Verwundung, durch welche der Abgesendete gezeichnet zu werden pflegt, nicht völlig vernarbt ist[2]). Dass ferner die heutigen Australier zur Hebung auf die nächsten höheren Stufen völlig befähigt waren, beweisen die Erfahrungen in Queensland, Neu-Süd-Wales und Südaustralien, wo viele Eingeborene rasch und richtig das Englische sprechen und schreiben lernten[3]), zu gewandten und kühnen Reitern sich ausbildeten, als Hirten wegen ihrer Brauchbarkeit im Busche den Europäern vorgezogen wurden, und dass man aus ihnen eine sehr wirksame Sicherheitswache für entlegene Weideplätze sich erziehen konnte.

Wenn sie dennoch ihre Zustände nicht veredelt haben, so trägt einen Teil der Schuld die Abgelegenheit ihres Weltteiles, welche eine Berührung mit anderen Völkerschaften erschwerte. Am frühesten wurden daher die Bewohner der Karpentaria-Halbinsel durch einwandernde Papuanen geweckt und wirkten wieder günstig auf ihre südlichen Nachbarn, wie sich denn alle neuen Volksgesänge und alle dabei aufgeführten Tänze nach Angas[4]) an der Ostküste von Norden nach Süden fortgepflanzt haben. Was aber die Australier so tief erniedrigt, ist die Unkenntnis des Ackerbaues, ohne dass sie etwa streng maritime Völker gewesen wären, wie die Feuerländer oder die Eskimos. So mussten sie sich mit dem Ertrag der Jagd, an den Küsten der See und den Ufern der Flüsse mit dem des Fisch- und Muschelfanges und mit den Nährstoffen wildwachsender Wurzeln begnügen. Bei dieser Abhängigkeit vom Tagesglück

[1]) Wilkes, Unit. States Exploring Expedition. Bd. 2. S. 186.

[2]) Browne in Petermanns Mitteilungen. 1856. S. 449.

[3]) Vergl. die facsimilirten Briefe Eingeborener im Anhang zu The folklore of the South Australia Aborigines, ed. by Taplin.

[4]) Australia and New-Zealand. Bd. 2. S. 216.

schaudert der Mensch noch nicht vor kaltem Getier, wie Raupen, Eidechsen, Ameisen und Würmern. Als Jäger wären sie, ohne Bogen und Pfeil zu führen, selbst mit dem Wurfbrett zeitenweis grossen Misserfolgen ausgesetzt gewesen, wenn sie nicht das Mittel der Grasbrände reichlich zum Zutreiben des Wildes angewendet hätten. Die Jagd selbst nötigte sie aber zu raschem Wechsel der Wohnsitze. Wenn die Lachen der letzten Regenzeit zu versiegen begannen, mussten sie ihre Reviere verlassen und die wohlbekannten Stellen aufsuchen, wo in tiefen natürlichen Becken noch dauerndes Wasser zurückgeblieben war. So könnte es vielleicht die Steppennatur des Festlandes zu verantworten haben, dass die Eingeborenen von jedem Gedanken eines Feldbaues aufgescheucht worden seien.

Wenn man die Berichte der neuen Erforscher jenes Festlandes, abgehärteter und verdienstvoller, aber meistens ungebildeter Männer liest, so hört man oft von ihnen die australischen Gramineen als „Hafer-“ und als „Gerstengras“ bezeichnen[1]). Von vornherein wäre zu vermuten gewesen, dass auf einem so ausgedehnten sonnigen Steppengebiet wilde Getreidearten sich finden sollten. Sie sind auch wirklich vorhanden und allem Anschein nach in relativ grösserer Mannigfaltigkeit als in Amerika. So fand der Botaniker Ferdinand v. Müller[2]) am Sturts-Creek und am Viktoria auf Sumpfland wilden Reis, den die Eingeborenen zu Mehl zwischen Steinen verrieben, ferner essbare Samen einer wilden Getreideart aus der Gattung Panicum, zu der auch unsere Hirse zählt, und im Nordwesten Australiens hin und wieder eine Art wilden Hafers. Ebenso hat Mac Douall Stuart[3]) am 28. April 1861 bei seinem zweiten Versuch das Festland zu kreuzen am Tomkinson-Creek (etwa 18° 20′ s. Br.) eine Getreideart entdeckt, die dem Weizen völlig glich, nur dass die Körner kleiner, das Stroh aber um vieles zäher war. Ferner bemerkte Mac Kinlay[4]), als er im Herbst 1861 an dem merkwürdigen Seengebiet zwischen 28° und 26° s. Br. etwas östlich vom Meridian Adelaides verweilte, dass auf den Fluren, welche die Ueberschwemmungen der Regenzeit zu bedecken pflegen, eine wickenartige Fruchtpflanze wuchs. Die Eingeborenen fegten die ausgefallenen Körner zusammen, reinigten sie durch Worfeln, zerrieben sie zu Mehl und buken daraus flache Kuchen. Sehr wahrscheinlich sind dies die nämlichen Körner, aus welchen die Stämme am Cooper-Creek und anderwärts das Nardubrot bereiten. Die Nardu- oder

[1]) Landsborough, im Journal of the R. Geogr. Society. Bd. 33. S. 93.
[2]) Ausland. 1859. S. 1016.
[3]) Journal of the R. Geogr. Society. Bd. 32. S. 343.
[4]) a. a. O. Bd. 33. S. 24.

Ardu-Pflanzen sind niedrige, kleeblättrige Wasserfarne der Gattung Marsilia, und jene kleinen Körner sind deren Sporenfrüchte. Letztere, flach und beinahe eirund, verdecken, wenn das Kraut abstirbt, buchstäblich den Boden und werden, nachdem sie vom Sand gereinigt worden, von den Eingeborenen zermalmt und in Brot verwandelt[1]).

Diese Thatsachen bereichern uns um eine wichtige Erkenntnis, dass nämlich die Mehlbereitung und das Brotbacken älter sind als der Ackerbau. Wie es aber gekommen sei, dass die Eingeborenen nicht auf den Gedanken verfielen, jene nützlichen Früchte durch künstlichen Anbau zu vervielfältigen, sich auf diese Art Vorräte zu schaffen und ihre Abhängigkeit vom Ertrag der Jagd zu lockern, vom Zwange des Umherziehens sich zu befreien und zugleich eine zahlreiche Nachkommenschaft aufziehen zu können, dafür lassen sich verschiedene Gründe anführen. Australien besitzt eine grosse Mannigfaltigkeit von Fruchtbäumen, ganz besonders der tropische Teil, so dass fast keiner der Erforscher heimkehrt, ohne irgend eine neue oder vermeintlich neue Entdeckung solcher Schätze mitzubringen. Selbst Bananen werden im Karpentarialand als wildwachsend aufgeführt, und Ferdinand v. Müller stiess im Norden auf eine traubentragende Rebe, die er für identisch hält mit unserem Weinstock. Im Süden aber war die sogenannte Hottentottenfeige, das heisst die Frucht einer Mesembryanthemum-Art, ein Nahrungsgeschenk der Natur. Mehr noch als Obst, dessen Geniessbarkeit auf eine kurze Dauer eingeschränkt blieb, verzögerte das Vorkommen essbarer Wurzeln, die nicht wie die Cerealien einer mühsamen Aufbewahrung bedürfen, den Fortschritt der australischen Menschen zum Ackerbau. So erzeugt die Karpentaria-Halbinsel und die Gegend südwestlich von ihr echte Yams *(Dioscorea Carpentariae)*, der Süden aber die Wurzeln des Sorrel, einer Oxalis-, und des Grasbaumes, einer Xanthorrhoea-Art. Letztere werden von den Frauen mit spitzigen Hölzern ausgegraben und bleiben immer eine letzte Zuflucht gegen Misserfolge der Jagd und des an manchen Orten auch des Innern nicht geringfügigen Fischfanges. Am Swan River der Westküste war noch neuerdings die örtliche Dichtigkeit der Kängurus so gross, dass die Eingeborenen, als man ihnen 9 Pence (75 Pfennig) für das Stück versprach, so viel einlieferten, dass die Ansiedler damit ihr Borstenvieh fütterten[2]). Ebenso versicherte James Morill, der 17 Jahre lang unter Küstenstämmen Queenslands, in der Nähe von Kap Bowling Green (19° 17′ s. Br.) lebte, dass es ihnen an Nahrung

[1]) Petermanns Mitteilungen. 1862. S. 79 f.

[2]) Ferdinand v. Müller im Ausland. 1859. S. 1018.

nicht gefehlt hätte. Im Tagebuch des unglücklichen Astronomen Wills lesen wir, dass er sich nebst seinen Reisegefährten im Februar 1861 südlich vom Karpentariabusen am Cloncurry von Yams nährte, welche die Eingeborenen ausgegraben, aber als für sie nicht gut genug weggeworfen hatten[1]). Daher liesse sich mit Glück der Satz verteidigen, dass die australische Gesellschaft für den Uebergang zum Ackerbau noch nicht reif gewesen sei, d. h. noch nicht die erforderliche Dichte besessen hätte, denn die Bevölkerung ist nicht höher als auf 200 000, von manchen sogar nur auf 60 000 Köpfe geschätzt worden, für welche die Jagdgründe mehr als ausreichten.

Einwenden lässt sich freilich dagegen, dass die Australier durch die Mika-Operation am männlichen Glied, wodurch die Begattung nicht oder selten zur Zeugung führte[2]), offenbar auf Beschränkung ihrer Volkszahl hinstrebten, was bei genügendem Nahrungsvorrat doch nicht verständlich erscheinen würde. Auch ist das Ausgraben von Wurzeln so mühsam und die Wurzelkost so wenig nahrhaft, dass es immerhin befremden müsste, warum die Australier, nachdem ihnen doch die Natur deutlich durch das gesellige Wachstum der oben aufgezählten Brotfrüchte den Weg und die Vorteile des Ackerbaues zeigte, nie auf den Gedanken kamen, den Boden mit Saaten zu bestellen. Aber nur weil uns die Gewohnheit gegen das Ausserordentliche abgestumpft hat, übersehen wir meistens, welche ungewöhnliche Begabung dazu erforderlich gewesen sei, dass ein Mensch die ersten Samenkörner erwartungsvoll ausstreute. Den alten Hellenen, welche den ersten Regungen menschlicher Gesittung näher standen als wir, und die sich die grossen Anfänge noch nicht von einem Schwarm kleiner Neuigkeiten in den Hintergrund der gemeinen Dinge drängen liessen, erschien ein planvolles Erdenken des Ackerbaues für menschliche Verstandeskräfte zu unerfasslich und sie schrieben es daher einer Gottheit zu, gerade so wie die Aegypter auf ihren Osiris zu anderen Ehren auch noch den Ruhm häuften, die Menschen zur Bestellung der Saaten angeleitet zu haben. Mit dem ersten Pflanzenbau, selbst wenn er nur von Wanderhorden am Sommerlagerplatz betrieben wird, sind alle künftigen Fortschritte im Keime gegeben, denn der Mensch hört auf als Almosenempfänger in den Wild- und Wurzelgärten der Natur von der Laune und dem Zufall des Tages abzuhängen. Auch bleibt ihm, weil die Anstrengung der Jagd seine Kräfte nicht beständig erschöpft, noch Zeit, über

[1]) Petermanns Mitteilungen. 1862. S. 75.

[2]) Zeitschrift für Ethnologie. 1880. Verhandlungen. S. 85 f. und 1882. S. 27, 29.

Besseres nachzusinnen. Die hohen geistigen Anlagen, die man bei vielen Jägerstämmen antrifft, werden nämlich durch die Jagd selbst vollständig erschöpft, da sie scharf und beständig auf die äusserliche Beobachtung der Natur des Wildes wie des Reviers gerichtet bleiben müssen, auch ermüdet dieser Nahrungserwerb den Menschen zugleich körperlich. Ehe er daher nicht auf eine andere Ernährungsweise verfällt, ist an eine geistige Entwicklung, die stets eine physische Ruhe erfordert, nicht zu denken.

Fassen wir alles zusammen, so fehlte selbst in dem wüstendürren Australien der rechte Zwang zum Ersinnen des Ackerbaues. Gerade die Wasserarmut trieb zumeist unstet von Ort zu Ort, und wo man in wasserreicherer Gegend vielleicht hätte rasten können, da war auch regelmässig Nahrung genug vorhanden, um bei geringer Kopfzahl der Horde das freie Leben des schweifenden Mannes fortzuführen, im Notfall lieber einmal darbend, statt der goldenen Freiheit zu entsagen.

II.

Die australischen und asiatischen Papuanen.

Zu den australischen Papuanen gehören die Bewohner Neu-Guineas, der Palau-Inseln, Neu-Irlands und Neu-Britanniens, der Salomonengruppe, der Neuen Hebriden, Neu-Kaledoniens mit den vorliegenden Loyalitäts-Inseln, endlich die des Viti- oder Fidschi-Archipels. Am reinsten hat diese Rasse ihre Merkmale auf Neu-Guinea bewahrt, obgleich auch dort schon, namentlich auf der westlichen Hälfte, seit neuerer Zeit Mischungen mit asiatischen Malayen sich vollzogen haben. Auf den anderen genannten Inseln sind es dagegen Polynesier, die sich unter die ältere Bevölkerung gedrängt und besonders auf Sprache und Sitten, viel weniger aber auf die körperlichen Kennzeichen gewirkt haben, so dass z. B. die Bewohner der Fidschigruppe noch unbedenklich zu der papuanischen Rasse gezählt werden dürfen. Auf den Palau-Inseln, den Karolinen und Marianen, den Marshall- und Gilbert-Atollen hat sich ebenfalls polynesisches und papuanisches Blut gekreuzt, aber das erstere überwiegt zumeist, so dass jene als polynesische Mischvölker, sogenannte Mikronesier, richtiger in die nächste Völkergruppe gestellt werden.

Das beste Kennzeichen der australischen Papuanen besteht in dem stark abgeplatteten, üppigen, langen Haupthaare, welches sich zu Büscheln vereinigt und das Haupt perrückenartig als eine manchmal mehrere Decimeter mächtige Krone umgiebt, wozu allerdings die beständige Pflege mit Hilfe eines dreizinkigen Kammes sehr viel beitragen mag[1]). Die büschelartige Vereinigung der Haare haben die Papuanen mit den Hottentotten gemein, jedoch ist ihr Haarwuchs einerseits viel reichlicher, andererseits nicht ungleich

[1]) S. die Illustration bei Wallace, Malayischer Archipel. Bd. 2. S. 283.

dicht über den Kopf verteilt wie bei den letzteren [1]). Auch durch ihren starken Bartwuchs und durch ihre sonstige reichliche Behaarung unterscheiden sich die Papuanen von der Urbevölkerung der Kapländer [2]). Die Haut der Papuanen ist gewöhnlich dunkelbraun, fast schwarz auf Neu-Kaledonien und Neu-Guinea, wo sie jedoch bisweilen wie im Neu-Britannia-Archipel in rostfarbenes Braun übergeht, blauschwarz bei den Fidschis, letzteres eine Färbung, welche dem Wachstum eines hellen Flaumes auf der Haut zu verdanken ist [3]). Welckers Messungen, die bei Neu-Kaledoniern einen Breitenindex von 72, einen Höhenindex von 76.6, bei anderen Papuanen aber die Ziffern 73 für den einen, 75 für den anderen ergeben, würden die Schädelform als hoch und schmal erkennen lassen. Damit stimmen die Ergebnisse bei Barnard Davis für die Bewohner der Salomonen, Neuen Hebriden und Neu-Kaledoniens überein, nämlich 72 als Breiten-, 76—79 als Höhenindex, desgleichen diejenigen Krauses bei den Fidschileuten, nämlich 69,5 als Breiten- und 76 als Höhenindex [4]). Auch nach diesen Ziffern gehören die Papuanen unter die hohen Schmalschädel. Die Kiefer sind prognath, wenn auch nicht in so hohem Grade, wie dies bei Negern in äussersten Fällen vorkommen kann. Die Lippen sind fleischig und etwas aufgeschwollen. Die breite Nase krümmt sich mit Spitze nach unten, wodurch der Gesichtsausdruck einen jüdischen Anstrich erhält, der keinem Beobachter bisher entgangen ist. Er ist dem Bewohner Neu-Kaledoniens so gut eigen wie dem Aneytums unter den Neuen Hebriden [5]), ferner den Fidschi-Insulanern, den Bewohnern von Errub und von Darnley Island [6]), der Nordküste von Neu-Guinea bei Doreh [7]), der Südküste am Utanatafluss [8]), sowie endlich denen des Britannia-Archipels [9]). Abgesehen von örtlichen Schwankungen

[1]) Noch neuerdings hat der Schiffsarzt unserer „Gazelle" wohl das zottige Zusammenhängen der Haare, aber durchaus nicht die bürstenartige (hier engere, dort weitere) Vereinigung der Haarwurzeln auf Neu-Britannien und Neu-Irland bestätigt gefunden. v. Schleinitz in der Zeitschrift für Erdkunde. Berlin 1877. S. 249.

[2]) Nieuw Guinea ethnographisch en natuurkundig onderzocht en beschreven. Amsterdam 1862. S. 118, 170 f.

[3]) Waitz (Gerland), Anthropologie. Bd. 6. S. 535.

[4]) Schmeltz und Krause, Museum Godeffroy. S. 549.

[5]) Waitz (Gerland) a. a. O. Bd. 6. S. 525.

[6]) Jukes, Voyage of H. M. S. Fly. Bd. 1. S. 170. Bd. 2. S. 236.

[7]) Wallace, Malayischer Archipel. Bd. 2. S. 412.

[8]) Natuurlijke geschiedenis der nederlandsche overzeesche bezittingen. Land en volkenkunde door Salomon Müller. S. 44. Pl. 6 und 7.

[9]) v. Schleinitz a. a. O. S. 248.

gehören die Papuanen nach den Ausdrücken, deren sich ihre Beschreiber bedienen, unter die Völker von mittlerem Wuchse, jedenfalls nicht unter die grossen Völker.

Während die Bewohner der Inseln an der neuguineischen Küste, wie Wagen und Misole, ferner der Aru- und Kei-Gruppe, sowie von Larat und Timorlaut von Wallace noch zu den reinen Papuanen gerechnet werden[1]), finden wir auf den westlicher liegenden Inseln, auf der Molukkengruppe mit Halmahera, den Banda-Inseln, der östlichen Hälfte von Floris, ferner auf Pulo Tschindana und auf allen Inseln, die östlich von den letztgenannten liegen, Reste einer Urbevölkerung, stark vermischt mit malayischem Blut, die der papuanischen Rasse angehört hat. Weit schwieriger ist die Stellung der Urbevölkerung auf den Philippinen, sowie auf denjenigen Inseln zu bestimmen, die aus geologischen Gründen zu Asien und nicht mehr zu Australien zu rechnen sind[2]). Wir bezeichnen sie nicht, wie dies häufig geschieht, als Melanesier, Alfuren, Harafuren, Negritos oder Australneger, denn alle diese Benennungen sind durch schwankenden Gebrauch so zweideutig geworden, dass die Völkerkunde, wenn sie sich eine klare Sprache aneignen will, sie streng verpönen muss. Das gilt besonders von dem Alfuren- oder Harafuren-Namen, welcher im niederländischen Indien nur sogenannte Wilde bedeutet, auch wenn über ihre malayische Abkunft, wie bei den Battas auf Sumatra und bei den Dajaken Borneos, gar kein Zweifel besteht[3]). Deshalb nennen wir die Reste der Urbevölkerung auf jenen Inselgebieten asiatische Papuanen. Zu ihnen gehören vermutlich die Etas der Philippinen, welche von den Malayen Aitas (Aëtas), von den Spaniern Negritos, d. h. kleine Neger, genannt werden[4]). Ihre Rassenmerkmale haben sich am reinsten bewahrt

[1]) Der malayische Archipel. Bd. 1. S. 415.

[2]) Ueber die Naturgrenze zwischen Asien und Australien s. Peschel, Neue Probleme der vergl. Erdkunde. 3. Aufl. S. 26.

[3]) Riedel in der Zeitschrift für Ethnologie. 1871. S. 364. Veth in der Tijdschrift van het aardrijkskundig genootschap. Amsterdam 1881. S. 72.

[4]) Schadenberg in der Zeitschrift für Ethnologie. 1880. S. 134. Namentlich wegen der allerdings sehr auffälligen Schädelbreite pflichtet dieser Forscher (a. a. O. S. 159 f.) Virchow bei, diese Negritos gänzlich von den Papuanen zu trennen, während A. B. Meyer (Petermanns Mitteilungen. 1874. S. 20) sowie Miklucho-Maclay (a. a. O. S. 23) an jener Vereinigung festhalten; letzterer fand bei den Papuanen Neu-Guineas eine zwischen 62 und 86 schwankende Schädelbreite, dabei zwar stark überwiegende Dolichocephalie, indessen doch über 10 % meso- bis brachycephal (vergl. Ausland. 1883. S. 645). Die stattliche Arbeit, welche wir A. B. Meyer verdanken „Ueber 135 Papúa-Schädel von Neu-Guinea und Mysore“ (Separat-Abdruck aus den Mitteilungen des Kgl. Zoolog. Museums

bei den wenig zahlreichen Horden an der Ostküste des nördlichen Luzon. Karl Semper fand dort für die Körpergrösse bei den Männern durchschnittlich 1489, bei den Weibern 1407 mm. Alexander Schadenberg bestimmte die durchschnittliche Körperhöhe der schwächlich gebauten Etas zu nur 1420 mm. und bezeichnet den Unterschied zwischen beiden Geschlechtern als nur geringfügig[1]). Mit den australischen Papuanen haben sie die „glanzlose wollig-krause Haarkrone“, die Vereinigung der Haare zu Büscheln[2]), die flache, unten breite Nase gemein. Ihre Körperhaut ist nicht ganz schwarz, aber doch dunkelkupferfarbig. Die Lippen sind ein wenig wulstig und die Kiefer zeigen einen milden Prognathismus. Man findet bei diesen Jägerstämmen Bogen und Pfeil, die sonst nicht bei Malayen vorkommen[3]). Nach den angeführten Merkmalen können auch die Negritos von Mariveles und die Negritos des nördlichen Luzon nach einer Photographie, welche Jagor abgebildet hat[4]), zu den Etas gerechnet werden.

Soweit stände kein Hindernis im Wege, diese von Malayen verdrängte und beinahe ausgerottete Urbevölkerung mit den australischen Papuanen zu einer Rasse zu vereinigen. Wenn wir sie wieder als eine besondere Abteilung von ihnen trennen, so geschieht es aus Vorsicht, weil erst künftige genauere Untersuchungen uns volle Klarheit über ihre Rassenstellung bringen können. Einige Schädel nämlich, die durch Schetelig unter dem Namen von Negritos der Insel Luzon nach Berlin gelangten, zeigten nach den Messungen von Virchow eine relative Breite von 80,8 bis 90,6 bei einer relativen Höhe von 77,6 bis 82,8. Es waren also Breitschädel von geringer Höhe, bei denen ausserdem der Prognathismus, hauptsächlich durch die Stellung der Zahnfächer, stark hervortrat und deren Jochbogen weit vorsprangen. Die Schädelform weicht hier zu stark in brachycephaler Richtung ab, um uns nicht über die Verwandtschaft mit den australischen Papuanen zu beunruhigen. Karl Semper versichert zwar, dass die fraglichen Schädel sämtlich aus den Gebirgen von Mariveles in der Nähe Manilas herstammen, deren Bevölkerung längst durch Mischung ihre Reinheit verloren habe[5]). Indessen auch

zu Dresden. 1878), ergiebt allerdings (S. 407) auch nur wie die soeben (S. 352) angeführten Messungen von Barnard Davis für den Papua-Schädel einen mittleren Längenbreitenindex von 72.

[1]) a. a. O. S. 146.

[2]) a. a. O. S. 162.

[3]) Semper, Die Philippinen. Würzburg 1869. S. 49—52.

[4]) Reisen in den Philippinen. S. 63, 376.

[5]) Die Palau-Inseln. S. 364.

die von Schadenberg an echten philippinischen Negritoschädeln vorgenommenen Messungen ergeben eine mittlere Breite von 85, und dabei wird nur einer dieser Schädel (mit einem Breitenindex von 90) als ganz sicher künstlich breitgedrückt bezeichnet[1]). Versprengte Reste einer ehemaligen papuanischen Urbevölkerung sind bei Sohoe (Sohu) und Galela auf Halmahera von Wallace gesehen worden. Sie haben die Haarkrone der Papuanen, sind bärtig, am Leibe behaart, aber dabei so hell wie die Malayen[2]).

Endlich stossen wir weit westlich noch auf die Minkopies[3]) der Andamaninseln, einen kleinen Menschenstamm mit papuanischem Haarwuchs[4]). Da sie sich den Kopf mit den Scherben zerbrochener Flaschen, wenn solche an den Strand gespült werden, oder mit Muscheln ganz glatt scheren, so darf diese Angabe einigermaassen befremden[5]), doch wurde die büschelförmige Verfilzung der Haare an gefangenen Minkopies von Fytche in Moulmein beobachtet, der ausserdem ihre Haut als „russig, nicht tief schwarz“ beschreibt und bei ihnen jeden Bartwuchs vermisst[6]). Wer sich ausschliesslich nach der Beschaffenheit des Haarwuchses richtet, kann die Minkopies als den westlichsten Vorposten der papuanischen Rasse betrachten. Ein Mittelglied zwischen den Minkopies und den Papuastämmen der malayischen Inselwelt würden dann die echt papuanischen Semang und Sakai im Inneren der Halbinsel Malaka darstellen, welche nach Miklucho-Maclay durch ihre Schädelbreite (von 74—84) sich bedeutsam den Etas an die Seite stellen und denselben auch durch geringe Körperhöhe (1350—1620 Mm.) am meisten ähneln[7]).

Die Sprachen der australischen Papuanen bedienen sich ein- und mehrsilbiger Wurzeln und vollziehen die Sinnbegrenzung durch

1) a. a. O. S. 150, 154 f.

2) Der malayische Archipel. Bd. 2. S. 415.

3) S. oben S. 146 f. ihre Sittenschilderung.

4) Vgl. die photographischen Aufnahmen, welche Dobsons Aufsatz On the Andamans and Andamanese (Journal of the Anthrop. Institute. Bd. 4. London 1874. S. 457—467) beigefügt sind. Dobson fand unter einer grossen Schaar Minkopies von jedem Alter keine Gestalt höher als 1626 Mm. und die Kleinheit der Frauen ganz besonders auffällig (a. a. O. S. 464).

5) Helfer beschreibt indessen in seinem Tagebuch einen Minkopie unter anderem mit den Worten: „Sein Haar, zu beiden Seiten abgeschoren, bildete einen krausen wolligen Kamm.“ (Helfers Reisen in Vorderasien und Indien. Leipzig 1873. Bd. 2. S. 259.) Auch Dobson sah den Kopf eines christlich erzogenen Minkopie-Mädchens „mit einer tüchtigen Masse von schwarzem, wolligem Haar bedeckt“ (a. a. O. S. 464).

6) Fytche in Petermanns Mitteilungen 1862. S. 236.

7) N. v. Miklucho-Maclay, Ethnologische Exkursionen in der Malayischen Halbinsel. S. 8 f. Vergl. auch Ausland. 1883. S. 647.

Präfixe und Suffixe, deren ursprüngliche Bedeutung meist dem Sprachverständnis entschwunden ist. v. d. Gabelentz, der zehn papuanische Inselsprachen untersucht und verglichen hat, entdeckte bei aller sonstigen Verschiedenheit der Wurzelschätze eine Uebereinstimmung in den Hilfsmitteln zur Wortbildung. Ausserdem zeigte sich überall Verwandtschaft mit den polynesischen Sprachen, wenigstens stimmten die persönlichen Fürwörter überein, ebenso etliche Ortsadverbien und eine Anzahl von Präfixen. Zu den letzteren gehört auch *faka*, welches in allen papuanischen und polynesischen Sprachen nur als Präfix auftritt, im Fidschi dagegen noch als selbständiges Wort, sowie obendrein als Suffix gebraucht werden kann[1]). Die Untersuchung führte überhaupt zu dem Schluss, dass die papuanischen Sprachen mehr mit den polynesischen gemein haben als aus einer blossen Entlehnung der einen aus den anderen hervorgehen kann. Diese vor Zweifeln gesicherten Thatsachen enthalten ein grosses Rätsel, denn es würde durch die Uebereinstimmung der Sprachen auf eine gemeinsame Abstammung geschlossen werden müssen zwischen zwei Rassen, die durch Körpermerkmale sehr scharf geschieden sind. Doch verstatten v. d. Gabelentz' Ergebnisse noch eine andere Auslegung. Die Sprachenschätze, welche er untersuchte, wurden nämlich auf der Fidschigruppe, auf den neuhebridischen Inseln Annatom, Tanna, Erromango und Mallikolo, auf den Loyalitätsinseln Marré und Lifu, sowie auf dem benachbarten Neu-Kaledonien, endlich auf Bauro (San Christoval) und Guadalkanar der Salomonengruppe gesammelt. Auf allen diesen Inseln sind Mischungen mit Polynesiern nachgewiesen worden und infolge dessen haben die Papuanen auch polynesische Gebräuche und Sitten sich angeeignet. Erst eine genauere Untersuchung papuanischer Sprachen auf Neu-Guinea würde daher genügendes Licht über die linguistische Verwandtschaft bringen können, sie fehlt aber unseres Wissens noch gänzlich[2]).

Durch sein lärmendes, geschwätziges, ausgelassenes, wissbegieriges Wesen und seine rastlose Beweglichkeit unterscheidet sich der Papuane Neu-Guineas scharf von dem verschlossenen und bedachtsamen asiatischen Malayen. Die Papuanen Neu-Guineas wie

[1]) v. d. Gabelentz, Ueber die melanesischen Sprachen, in den Abhandlungen der philol.-histor. Klasse der kgl. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften. Leipzig 1861. Bd. 3. S. 254—266.

[2]) Eine Zusammenstellung von Vokabularen der philippinischen Negritos veröffentlichte Blumentritt in den Mitteilungen der Geogr. Gesellschaft in Wien (Bd. 27, 1884, S. 319 ff.), indessen sind auch diese Idiome stark mit malayischem Tagalisch versetzt.

der Fidschigruppe und Neu-Kaledoniens kochen in irdenen Geschirren, die allen Polynesiern fehlen. Ihre Erfindungsgabe bekunden die Fidschileute darin, dass sie ihre Kleiderstoffe aus Baumrinde (Tapa) färben und wie Kattun mit hölzernen, ausgeschnitzten Modeln oder mit Schablonen aus Bananenblättern bunt zu mustern verstehen, indessen könnten sie das auch wie so manches andere von ihren polynesischen Nachbarn gelernt haben. So zeichneten auch die Anwohner der Humboldtsbai (Neu-Guinea), als ihnen holländische Seefahrer Papier und Bleistift gaben, obgleich sie beides sicher zum erstenmale sahen, mit fester Hand Fische und Vögel[1]). Wallace legt grosses Gewicht darauf, dass der Papuane sein Haus, sein Fahrzeug und seine Geräte mit Schnitzwerk verziert und daher einen Kunsttrieb verrät, den er der malayischen Rasse fast gänzlich abspricht[2]). Allein das letztere gilt höchstens nur von den asiatischen Malayen und kann auch bei diesen dem Umstande zugeschrieben werden, dass die Gewerbe und Künste der Halbkultur nach längerem Handelsverkehr mit verfeinerten Völkern vernachlässigt werden und erlöschen. Die polynesischen Malayen dagegen überbieten durch kunstsinnige Schnitzereien und Tätowirungen leicht alle Papuanen. Die letzteren haben sich, wie ihre weite überseeische Verbreitung bezeugt, frühzeitig und vielleicht vor den Malayen auf die See gewagt, sind aber von diesen an nautischer Geschicklichkeit später weit überboten worden. Die Werkzeuge der Papuanen sind undurchbohrte Steingeräte[3]), doch hat sich über den Westen von Neu-Guinea bereits die Kenntnis der Eisenerze und ihrer Ausschmelzung verbreitet. Da bei letzterer der malayische Blasebalg mit Röhren und Pumpen angewendet wird[4]), so wissen wir auch, dass jener Fortschritt aus dem Westen stammt.

Das weibliche Geschlecht bedeckt sich nach der Altersreife gewöhnlich mit dem Liku oder Fransengürtel, bei den Männern ist ein Lendentuch gebräuchlich, doch genügt an den abgelegenen Küsten und Inseln oft ein Stück Bambusrohr, ein zusammengerolltes Blatt, ein Kürbis, ein Schneckenhaus, die man an einer Hüftenschnur festbindet, um das Geschlechtswerkzeug zu verstecken[5]). Gänz-

[1]) Nieuw Guinea, ethnographisch onderzoocht. Amsterdam 1862. S. 178.

[2]) Der malayische Archipel. Bd. 2. S. 413.

[3]) Wood, Natural History of man. London 1870. Bd. 2. S. 325.

[4]) Finsch, Neu-Guinea. S. 113.

[5]) Dieselbe Sitte herrschte zur Zeit der Entdeckung am karibischen Golf in Kumaná und auf der Landenge von Darien. Peschel, Zeitalter der Entdeckungen. S. 321, 454. Noch jetzt findet sich dieselbe bei brasilianischen Stämmen und bei den Kaffern, z. B. den Amaχosa. v. Martius, Ethnographie

liche Nacktheit der Männer und öfters auch der Frauen scheint nur auf der neubritannischen Inselgruppe vorzukommen [1]). Bogen und Pfeile kennen wir als Jagdwaffen nur auf und in nächster Nähe von Neu-Guinea und auf den Salomonen [2]). An der Südküste von Neu-Guinea wurde schon von Kapitän Cook, aber nur aus der Ferne den Händen der Eingeborenen ein Rohr wahrgenommen, welches die letzteren wie zum Zielen anlegten und aus dessen Mündung sie plötzlich eine Wolke hervorstiessen. Wäre auch ein Knall gehört worden, so hätte man den Papuanen den Besitz von Feuergewehren zuschreiben müssen. Nach Salomon Müllers Erklärung wird aber aus dem Rohr nur ein feiner Staub herausgeblasen, um je nach der Richtung der Wolke weithin sichtbare Signale zu geben [3]).

Die Papuanen leben vom Ertrag des Ackerbaues wie der Baumzucht, und zwar findet sich der Brotfruchtbaum in ihrem Verbreitungsgebiet nur in samenlosen Spielarten, demnach als Kulturgeschöpf und entlehnt von fremden Völkern [4]). Die Felder und Gärten werden eingezäunt, zu ihrer Benetzung erbauen obendrein die Neu-Kaledonier Wasserleitungen nach weiten Entfernungen [5]). Nur ihnen fehlt das Schwein, neben dem Hund das einzige sonst überall vorhandene Haustier der Papuanen.

Durch Menschenfresserei hat sich diese Rasse tief entwürdigt. Bezeugt ist das noch heutige Fortbestehen des Kannibalismus auf Neu-Guinea, dem Archipel von Neu-Britannien, den Salomonen und Santa Cruz-Inseln sowie auf Neu-Kaledonien; auf den Fidschis hat ihm erst die englische Besitzergreifung ein Ende bereitet, auf den Hebriden arbeitet die englische Mission gleichfalls mit Erfolg an der Ausrottung des uralten Lasters [6]).

Sonst werden die Papuanen Neu-Guineas und der kleineren Inseln wegen Keuschheit und Sittsamkeit, wegen ihrer Ehrfurcht vor den Eltern und ihrer Geschwisterliebe gerühmt [7]). Wenn Greise

Amerikas. S. 211. Fritsch, Eingeborene Südafrikas. S. 58. Das Zusammenschnüren der Vorhaut, ebenfalls eine papuanische Sitte, wiederholt sich bei den brasilianischen Machakaris am Belmonte sowie bei den Patachos. Prinz v. Neuwied, Reise nach Brasilien. Frankfurt 1820. Bd. 2. S. 377.

[1]) v. Schleinitz in der Zeitschrift für Erdkunde. Berlin 1877. S. 245 f.

[2]) S. oben S. 187.

[3]) Natuurlijke Geschiedenis der nederlandsche overzeesche bezittingen. Land en Volkenkunde. Leiden 1839—44. S. 55.

[4]) Waitz (Gerland) a. a. O. Bd. 6. S. 521.

[5]) Knoblauch im Ausland 1866. S. 448.

[6]) v. Schleinitz a. a. O. S. 253, 257.

[7]) Finsch, Neu-Guinea. S. 101. v. Schleinitz a. a. O. S. 246, 254.

auf den neuen Hebriden lebendig begraben werden, so geschieht es wahrscheinlich, wie auf den Fidschi-Inseln, auf ihr eigenes Verlangen. Der Glaube an die Fortdauer nach dem Tode herrscht nämlich unerschütterlich und wie der Mensch das Diesseits verlässt, so denkt man sich seine jenseitige Erneuerung, daher ein frühzeitiger Tod der gänzlichen Entkräftung vorgezogen wird. Grässlicher und doch zugleich auch rührender Weise wird auf den Loyalitätsinseln beim Tode eines geliebten Kindes, damit es nicht im Jenseits ganz verlassen sei, die Mutter oder die Tante getötet[1]). Die Schauderscenen, die Williams[2]) bei der lebendigen Beerdigung eines Fidschihäuptlings beschreibt, dessen Frauen gleichzeitig erdrosselt wurden, erklären sich aus dem eigentümlichen Wahn, dass an einer gewissen Stelle auf dem Wege zur Unterwelt ein schrecklicher Gott lauere, welcher die Ehelosigkeit nachsichtslos bestrafe und deshalb jeden Abgeschiedenen, den er ohne Gattin daherschreiten sieht, unerbittlich an einem Felsen zerschmettere, so dass es bis vor kurzem auf den Fidschi-Inseln die besondere Pflicht des Bruders der Witwe war, seine Schwester gleich nach dem Tode ihres Gemahls mittels eines Tapastranges zu erdrosseln[3]). Damit verknüpft sich eng ein Dienst der Abgeschiedenen, deren Schädel oder Korwars, d. h. kleine Nachbildungen in geschnitzten Figuren[4]), als Hausgötzen aufgestellt, um Wahrzeichen befragt und um Unterstützung in schwierigen Unternehmungen angerufen werden. Da diese Sitte bei den Papuanen Neu-Guineas beobachtet worden ist[5]), so kann sie nicht von den Polynesiern entlehnt worden sein. Man trifft ebendaselbst grosse hohe leere Gebäude auf Pfahlrosten, die als Andachtsstätten oder Tempel dienen. Die Papuanen huldigen dabei dualistischen Ansichten, denn sie schreiben einem bösen Wesen, Manuwel, alles Unheil zu, verehren und opfern aber nur dem guten Schutzgeist unter dem Namen Narvojé[6]). Berufsschamanen fehlen den unvermischten Völkerschaften, ein jeder verlegt sich vielmehr auf das Erraten der Zukunft; indessen treiben z. B. auf Neu-Britannien die Wundärzte

[1]) Waitz (Gerland), Anthropologie. Bd. 6. S. 641.

[2]) Fiji and the Fijians. Bd. 1. S. 193.

[3]) Lorimer Fison bei Schmeltz und Krause, Museum Godeffroy. S. 546. Nach demselben Berichterstatter genügte es hingegen nach dem Ableben einer Frau, wenn ihr Gatte seinen Bart abschnitt und ihr denselben unter die linke Schulterhöhle legte, auf dass sie mit diesem Trauschein den furchtbaren Nangga-Nangga besänftige.

[4]) A B. Meyer im 12. Jahresbericht des Vereins für Erdkunde in Dresden. Dresden 1875. S. 23—39 (mit trefflichen Abbildungen einiger Korwars).

[5]) Finsch a. a. O. S. 105.

[6] a. a. O. S. 107.

auch Wind- und Regenzauberei[1]). Die Unschuld eines Angeklagten wird gottesgerichtlich, entweder durch die Probe mit siedendem Wasser oder durch langes Untertauchen ermittelt[2]). Auf Neu-Guinea und überall dort wo die polynesischen Eindringlinge nicht ihre Gebräuche und gesellschaftlichen Anschauungen eingebürgert haben, herrscht Freiheit und Gleichheit, die Macht der Häuptlinge ist daher schattenhaft.

Die höchste geistige und gesellige Entwickelung hat die papuanische Rasse auf den Fidschi-Inseln sich erworben, freilich indem sie durch den innigen Verkehr mit den Tonganern polynesische Erfindungen und Satzungen gelehrig sich aneignete. Dahin gehört das Trinken der Jakona oder der Kawa, die Einteilung in Zünfte und in Kasten, endlich die Tabusatzung, welche die Häuptlinge zur Mehrung ihrer Macht eifrig verbreitet haben. Jetzt brauchen sie nur ihr Gewand über die Fluren schleppen zu lassen, um alle berührten Feldfrüchte für ihren eigenen Genuss zu heiligen. Die Häuptlinge von Mbengga, einem Eilande an der Südküste von Gross-Fidschi, führten den Titel *Gali-kuva-ki-lagi* oder „nur dem Himmel unterthan“. Die kleinen Inseldespoten lagen beständig in Fehde und ihre Geschichte bietet vielen Stoff zu Vergleichen mit dem peloponnesischen Kriege. Eine Art von diplomatischem Corps war an den einzelnen Höfen verteilt und verstand sich auf alle macchiavellistischen Künste[3]). Bei Sendungen von Botschaften waren zur Nachhilfe des Gedächtnisses Stäbchen und Netze im Gebrauch, worin wir einen ersten Versuch zur sinnbildlichen Befestigung des Gedankens und ein Bedürfnis nach Schrift erblicken müssen. Uebrigens dienen auch auf den Palau-Inseln Schnüre mit Knoten und Verschlingungen, um sich gegenseitig Nachricht zu geben oder irgend einen Auftrag, den ein Dritter überbringen soll, zu beglaubigen; sie heissen in der Ortssprache *rusl*, und bedeutsam ist es, dass dieses Wort jetzt auch für die Briefe der Europäer angewendet wird[4]). Einen ähnlichen an unser Kerbholz und den Knotenriemen des Königs Darius erinnernden Gedächtnisanhalt kennen auch die Karons auf Neu-Guinea, welche z. B. in eine biegsame Wurzel so viele Knoten schlingen als sie sich Tage merken wollen[5]), und die

[1]) Powell, Unter den Kannibalen von Neu-Britannien. S. 147 f.

[2]) Finsch a. a. O. S. 113.

[3]) Hale, Ethnography. S. 51.

[4]) Semper, Die Palau-Inseln. S. 138, 263, 323.

[5]) Tijdschrift van het aardrijkskundig genootschap. Amsterdam 1878. Bd. 3. S. 106.

Neubritannier, welche sich die Anzahl von Tagen, Monden, Kokosnussbündeln oder dergleichen an der Zahl von Verknotungen irgend eines Stranges merken [1]). Im geselligen Umgange sind die Fidschileute bedacht ihrer Rede gefällige Formen und glatten Schliff zu geben, ihre Sprache enthält nach der Versicherung von Williams Ausdrücke, die dem französischen *Monsieur* und *Madame* genau entsprechen [2]). Selbst den Europäern gegenüber haben sie sich noch immer ein hohes Nationalbewusstsein bewahrt, das freilich uns nur dünkelhaft vorkommt.

Ausserordentlich reich sind sie an mythologischen Dichtungen, die in gebundener Rede und gereimt sowie in einer gehobenen Sprache vorgetragen werden. Ein Europäer, der ihnen die Märchen aus „Tausend und eine Nacht" erzählte, erwarb sich viel Geld von den Zuhörern [3]). Der Glaube an eine Fortdauer nach dem Tode ist in ihnen wie in allen Papuanen so mächtig, dass er zu Selbstmord und zu Menschenopfern am Grabe der Verstorbenen führt. Selbstverständlich herrscht daher auch eine Verehrung der Abgeschiedenen, neben denen aber auch ein Welt- und Menschenschöpfer Ndengei, sinnbildlich als Schlange, angebetet wird [4]).

Zu ihren gewerblichen Erfindungen gehört unter anderem ein Netz zum Schutze gegen die Moskitos, welches wir bei den benachbarten Polynesiern ebenso vergebens suchen würden wie irdene Geschirre, die aus rotem oder blauem Thon von den Fidschi-Insulanern verfertigt, durch reine und gefällige Umrisse sich auszeichnen. Sind sie auch im Schiffbau Schüler der Polynesier, so zimmern sie doch Fahrzeuge bis zu 118′ Länge und 24′ Breite, versehen sie mit einem Mast von 68′ Höhe und schmücken sie reichlich mit Schnitzwerk. Dazu bedienen sie sich nur der undurchbohrten Steinäxte, ferner der Rattenzähne zu feineren Skulpturen, der Pilzkorallen und der Haut des Stachelrochens als Feilen, sowie endlich des Bimssteines zum Poliren. Zu weiteren Reisen bedienen sie sich zusammengebundener Doppelcanoes, welche bis zu 300 Personen fassen können und bis zu 16 Knoten in der Stunde zurücklegen. Auf der die Canoes verbindenden brückenartigen Plattform befindet sich die Hütte für die Hauptleute und die beiden Steuerleute, die *Tumaluas*, die ohne Kompass allein nach den Gestirnen die Fahrt lenken [5]).

[1]) Powell a. a O. S. 223.
[2]) Williams, Fiji and the Fijians. Bd. 1. S. 155.
[3]) Waitz (Gerland), Anthropologie. Bd. 6. S. 605.
[4]) Williams a. a. O. Bd. 1. S. 217.
[5]) Gräffe bei Schmeltz und Krause a. a. O. S. 170.

In ihrer Kriegskunst waren sie so weit gekommen, dass sie Wassergräben zur Befestigung ihrer Ortschaften zogen und in ihren Befestigungen Mundvorräte für mehrere Jahre aufspeicherten [1]. Leider zeigen sie mehr Neigung zur List als zu heldenhaftem Mut, auch wird ihnen allgemein Verschlagenheit, Falschheit und Sucht zu Argwohn schuld gegeben. Und gerade bei diesem gewiss geistig hoch begabten und strebsamen Volke herrschte die Menschenfresserei aus Lüsternheit.

[1] Waitz (Gerland), Anthropologie. Bd. 6. S. 642.

III.

Die mongolenähnlichen Völker.

Zu dieser Rasse zählen die polynesischen und asiatischen Malayen, die Bevölkerungen im Südosten und Osten Asiens, die Bewohner Tibets sowie etliche Bergvölker des Himalaja, ferner alle Nordasiaten samt ihren Verwandten in Nordeuropa, endlich die amerikanische Urbevölkerung. Gemeinsam ist allen das lange, straffe, walzenförmige Haar, Armut oder gänzlicher Mangel an Bartwuchs wie an Leibhaaren, eine Trübung der Hautfarbe, vom Ledergelb bis zum tiefen Braun, bisweilen ins Rötliche spielend, vorstehende Jochbogen, begleitet bei den meisten von einer schiefen Stellung der Augen. Für alle sonstigen Merkmale sind Uebergänge vorhanden, so dass die örtlichen Typen in einander verschmelzen, wie dies bei jeder Gruppe gezeigt werden soll. Die Sprachmerkmale allein gewähren die Mittel zur Aufstellung von Unterabteilungen.

1. Der malayische Stamm.

Die malayischen Sprachen vereinigt eine Gemeinsamkeit der Wurzeln, nicht der Worte[1]). Das bedeutet, dass die Glieder dieser Völker-Familie sich früher trennten, ehe die Sprachbildung schon zu einem festeren Gefüge gelangt war. Die Ursprache selbst entwickelte sich selbständig und stand vereinzelt auf der Erde. Ihre sinnbegrenzenden Wurzeln werden teils vorgesetzt, teils angehängt. Die polynesischen Mundarten sind ärmer an Lauten und altertümlicher geblieben, die westlichen oder asiatischen Mundarten sind reicher, und zugleich werden bei ihnen durch Lautveränderungen Form und Stoffelemente der Wurzelgruppen inniger mit einander verbunden[2]). Die Heimat, in welcher jene Ursprache sich entwickelte,

[1]) Ueber das Typische der Malayensprachen s. oben S. 119 f.

[2]) Fr. Müller, Reise der Fregatte Novara. Anthropologie. 3. Abteilung. S. 20, 45.

lag im südöstlichen Asien, entweder auf den grossen Sunda-Inseln oder auf den Ausläufern des Festlandes. Von diesem Herde aus schwärmte ein Teil der seetüchtig gewordenen Familie gen Osten aus und bevölkerte die Eilande der Südsee bis zur Hawaiigruppe im Nordost und der Osterinsel im äussersten Osten. Dieser Bruchteil der Malayen kam in vielfache Berührung mit Papuanen und es entstanden dadurch Mischlinge, die wir jetzt als Mikronesier zusammenfassen.

Die Zeit, wann sich die polynesischen Malayen von ihren asiatischen Geschwistern trennten, lässt sich bis jetzt auch nicht annähernd begrenzen. Wohl bemerkte schon ein geistvoller, vorzeitig uns entrissener Botaniker, Berthold Seemann, dass der Palmwein, der aus den Wunden der Kokosblütenscheide abgezapft wird, Toddy oder Taddy bei den Malayen der Sundainseln heisse. Dieses Wort stammt aus dem Sanskrit, folglich haben brahmanische Hindus die wichtige Kunst der Palmweinbereitung erst auf den ostasiatischen Inseln eingebürgert[1]). Da nun die Kokospalme sehr wahrscheinlich aus dem tropischen Amerika sich von Ost nach West verbreitet hat, keiner tropischen Insel der Südsee fehlt, ihre Nuss den Bewohnern der Koralleneilande als tägliche Nahrung, ja oft als das einzige Mittel zur Stillung des Durstes dient, so ist es kaum glaublich, dass die Polynesier, wenn sie vor ihrer Auswanderung das Geheimnis der Palmweinbereitung gekannt hätten, letztere jemals wieder aufgegeben haben sollten. Da ihnen aber zur Zeit der ersten europäischen Besucher jenes Genussmittel völlig fremd war, so muss ihre Auswanderung vor der Ankunft sanskritredender Inder auf Java erfolgt sein, also jedenfalls vor dem Beginn der Zeitrechnung des Saka oder Salivana, die etwa um das Jahr 78 v. Chr. eingeführt wurde[2]). Wir gelangen mit dieser Schlussfolgerung aber nur zu einer allzukurzen Vergangenheit. Weit längere Zeit erforderte die Ausbildung der Sprachverschiedenheiten. Wir können noch hinzufügen, dass die Kunst Thongeschirre zu fertigen beim Ausschwärmen der Polynesier in der Urheimat noch nicht bekannt war, denn alle Polynesier kochten ihre Nahrung mit erhitzten Steinen. Dagegen herrschte im Ursitze bereits der Brauch, Personen oder Gegenstände bis zur Unberührbarkeit zu heiligen, denn Ueberreste der Tabusatzungen in der Form von Interdikten haben sich auf der Insel Timor und unter den Dajaken Borneos noch erhalten[3]).

[1]) Seemann, Dottings on the roadside. S. 153.

[2]) Crawfurd, Dictionary of the Indian Islands. S. 137.

[3]) Waitz (Gerland), Anthropologie. Bd. 6. S. 355. Spenser St. John Life in the Far East. Bd. 1. S. 175 f.

Der Ausbreitung der Polynesier von West nach Ost erwuchsen keine unüberwindlichen Schwierigkeiten durch die herrschenden Ostpassate und westlich gerichteten Strömungen, denn es fehlt nicht an gelegentlichen Gegenwinden und Gegenströmungen. Die ältere Ueberschätzung jener Hindernisse beseitigt vollständig die von J. R. Forster veröffentlichte, von Horatio Hale aber zuerst richtig erklärte Karte[1]) eines Polynesiers Tupaia, der alle Inselgruppen zwischen den Marquesas im Osten und dem Fidschi-Archipel im Westen kannte, so dass also zu Kapitän Cooks Zeiten von Taïti aus immer noch ein Verkehr bestand, der sich über vierzig Längengrade erstreckte. Obendrein gewähren die Vergleiche polynesischer Mundarten und die Ueberlieferungen der Eingeborenen uns die Mittel, die Reihenfolge der einzelnen Besiedelungen festzustellen.

Die Bewohner von Rapa-nui oder der Osterinsel wollen von Oparo oder Rapaiti (27° 35′ s. Br., 144° 20′ w. L. Greenw.) abstammen und werden daher auf der Fahrt nach ihrer Heimat Pitkairn berührt aber wieder verlassen haben, weil auf dieser Insel Reste von alten Steinbauten stehen[2]). Nach den Ueberlieferungen der Eingeborenen landeten sie, an Zahl 400, unter einem Anführer oder König Tu-ku-i-u oder Tokujo, der auch Hotu oder Hotu motua genannt wird[3]). Seit ihrer Ankunft bis auf unsere Tage waren 22 Häuptlinge zur Herrschaft gelangt, so dass, wenn die mittlere Dauer jeder Regierung auf 20 Jahre bemessen wird, die Besiedelung der Insel höchstens in das Jahr 1400 n. Chr. hinaufreicht. Die Ueberlieferung gewinnt dadurch an Glaubwürdigkeit, dass die neuerlich bei den Osterinsulanern gefundenen Holztafeln mit Bilderzeichen aller Wahrscheinlichkeit nach in rohen Schriftversuchen die Namenfolge der Könige enthalten[4]). Die Einwohner haben bis über 8 m hohe Steinbilder mit unförmlich grossen Menschengesichtern aus

[1]) United States Exploring Expedition. Ethnography. Philadelphia 1846. S. 122. Die Karte ist abgebildet in J. R. Forster, Bemerkungen auf seiner Reise um die Welt. Berlin 1773. Wie wichtig den Eingeborenen für ihre Seefahrten die sehr verschieden gerichteten Strömungen waren (unter denen sie dauernde und blosse Windtriften genau unterschieden), lehrt Kubary in den Mitteilungen der Geogr. Gesellschaft in Hamburg, 1878—79, S. 291 f. und zeigen gleichfalls die merkwürdigen Seekarten der Marshall-Insulaner durch Wiedergabe der durch Strömung verursachten Dünungen mittels eines Netzes von Bambusrohrstäbchen (Schmeltz und Krause, Museum Godeffroy. S. 271 f. und Tafel XXXII).

[2]) Waitz a. a. O. Bd. 5. S. 224.

[3]) Bericht von de Lapelin in Revue maritime et coloniale. Paris 1782. Bd. 35. S. 105. Palmer, Visit to Easter Island, im Journal of the R. Geogr. Society. Bd. 40. London 1870. S. 108.

[4]) Geiseler, Die Oster-Insel. Berlin 1883. S. 24 f.

einer leicht zerreiblichen Trachytlava zu Hunderten verfertigt[1]) und auf der Insel zerstreut aufgestellt, vielleicht zur Erinnerung an Verstorbene; die grössten dieser Idole führen Eigennamen, einige trugen einst ungeheure Mützen aus einem roten Tuffstein[2]). Die Idolmacher bildeten eine erbliche Kaste auf der Insel und sollen noch im vorigen Jahrhundert ihre Kunst betrieben haben[3]). Auch erbauten die Osterinsulaner grosse steinerne Terrassen, die an die Morai der übrigen Polynesier erinnern. Endlich fand man auf ihrer Insel niedrige ovale Gebäude aus Steinplatten, die jetzt verfallen liegen, aber mindestens noch vor 160 Jahren bewohnt gewesen sein müssen, denn an ihren Wänden stellen Bilder in weisser, roter und schwarzer Farbe ausser dem Gott der Seevögeleier (von welchen die Eingeborenen vor Einführung des Huhnes grossenteils gelebt zu haben scheinen) auch Schafe, Pferde und europäische Segelschiffe dar[4]); Roggeveen aber war der erste Seefahrer, der 1721 einen Verkehr mit den Bewohnern eröffnete. Die übrigen Polynesier errichten zwar heutigentags nur hölzerne Gebäude, aber Reste vormaliger Steinbauten sind auf verschiedenen Südseeinseln aufgefunden worden[5]).

Auf dem Hawaii-Archipel kehren in Insel- und Ortsnamen wie Hawaii, Upolu und Lehua Inselnamen der Samoagruppe (Sawai, Upolu, Lefuka) wieder. Doch kamen die ersten Besiedler der Hawaii-Inseln nicht unmittelbar von der Samoagruppe, wenn auch ihre Vorfahren dort ihren Ursitz gehabt haben. In ihren alten Gesängen werden nämlich auch Inseln des Marquesas-Archipels wie Nukahiva und Tahuata, ausserdem aber auch Taïti erwähnt[6]). Da ferner die Mundart der Kanaken oder Hawaiier sich eng an diejenige der Marquesaner anschliesst, so lässt sie deshalb Horatio Hale von letzteren abstammen, während ihre Sagen und Sprichwörter wieder nach Taïti zurückverweisen[7]). Ihre Königslisten enthalten 67 Namen, doch müssen davon mindestens die ersten 22 als sagenhaft wegfallen, so dass nur 45 übrig bleiben, die bei einer durchschnittlichen Regierungsdauer von 20 Jahren die Besiedelung der Gruppe in die

[1]) a. a. O. S. 6—15. Tafel 3 und 6.

[2]) a. a. O. S. 11.

[3]) a. a. O. S. 13.

[4]) a. a. O. S. 15—18. Tafel 8—18.

[5]) Eine Aufzählung solcher Altertümer giebt Waitz (Gerland), Anthropologie. Bd. 5. S. 224. Vgl. Kubary im Journal des Museum Godeffroy. 4. Heft. Hamburg 1874. S. 123, sowie Schmeltz und Krause a. a. O. S. 577 f.

[6]) Jarves, History of the Hawaian or Sandwich Islands. Boston 1844. S. 26.

[7]) Waitz (Gerland), Anthropologie. Bd. 5. S. 220.

Mitte des 10. christlichen Jahrhunderts zu setzen erlauben[1]). Die wichtige Entdeckung, dass die Brotfrüchte, wenn man sie einer Gährung überlassen hat, lange Zeit aufbewahrt werden können, wie dies auf Taïti und auf den Marquesas-Inseln geschieht[2]), fällt erst nach der Auswanderung der Hawaiier, denn auf dem Hawaii-Archipel war sie nicht bekannt[3]). Wir gewahren dabei abermals, wie ungünstig die räumliche Absonderung nach schwer zugänglichen Inseln wirkte, weil sie die Verbreitung glücklicher Gedanken verzögern musste.

Beträchtlich früher landeten die ersten Seefahrer auf der Marquesasgruppe, in deren Mundarten tonganische und taïtische Eigentümlichkeiten wiederkehren, weshalb auf eine Besiedelung sowohl von den Gesellschafts- wie von den Freundschaftsinseln geschlossen werden darf. Von Vavau, einer Insel der letzteren Gruppe, leitete der nukahivische Häuptling Gattanewa, richtiger Keatanui, die ersten Bewohner seiner heimatlichen Gruppe her, und nicht weniger als 88 Herrschernamen konnten noch aufgezählt werden[4]). Dies würde uns in die ersten Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung zurückführen, wenn nicht auch hier am Beginn der Liste sagenhafte Gestalten beseitigt werden müssten.

Keine Ueberlieferungen sind über die Anfänge der Besiedelung von Paumotu oder der Inselwolke vorhanden, auch enthält der dortige Sprachschatz ausserordentlich viele Besonderheiten, dagegen stimmt er im Satzbau mit der taïtischen Mundart gut zusammen, sodass also wahrscheinlich eine Einwanderung von den Gesellschaftsinseln stattfand[5]). In frischem Schmucke glänzen dafür die Ueberlieferungen der Maoris Neu-Seelands, denn sie wollen noch Zahl und Namen der Schiffe festgehalten haben und die Küstenstellen kennen, wo ihre Vorfahren landeten. Es war die Nordinsel, welche zuerst und von Osten her erreicht worden war, doch nennen die Maoris ihre Urheimat Hawaiki und deuten damit auf die Samoagruppe, wenn auch später unter Hawaiki ein weit entrücktes glückliches Land verstanden wurde, wohin die Seelen der Abgeschiedenen heimkehrten[6]). Die Maoris brachten die Haustiere der Urheimat

[1]) Hale (United States Explor. Exped. Ethnography. S. 129—136) nimmt 30 Jahre für die Dauer einer Herrschaft an. Wem das besser gefällt, der kann danach die obige Rechnung umgestalten.

[2]) v. Langsdorff, Reise um die Welt. Bd. 1. S. 107.

[3]) Tylor, Urgeschichte. S. 229.

[4]) Hale a. a. O. S. 127—129.

[5]) Waitz (Gerland) a. a. O. Bd. 5. S. 221.

[6]) Schirren (Wandersagen der Neuseeländer. Riga 1865. S. 98) und nach ihm F. v. Hochstetter (Neu-Seeland, S. 55) verlegen Hawaiki nach

nicht mit nach ihren neuen Sitzen, doch hat sich in ihrer Sprache das polynesische Wort für Schwein *puaka* erhalten [1]). Ferner müssen ihre Vorfahren die Kokospalme gekannt haben, denn das polynesische Wort für die Nuss hat sich die Maorisprache bewahrt, aber nur für ein Werkzeug der Wahrsagung [2]). Die Verzeichnisse der neuseeländischen Häuptlinge erstrecken sich rückwärts auf 18—20 Geschlechter [3]), so dass also kaum 400 Jahre seit der ersten Besiedelung verstrichen wären. Uebrigens sollen Nachzügler noch vor etwa einem Jahrhundert aus Hawaiki eingetroffen sein und die Kumara oder süsse Kartoffel nach Neuseeland eingeführt haben [4]).

Für die kleineren Inselgruppen sind ebenfalls frühere oder spätere Besiedelungen nachgewiesen worden, und wenn man auch auf obige Zeitberechnungen kein grosses Gewicht legen darf, so ist doch die Thatsache vor jedem Zweifel gesichert, dass Polynesien von den Samoa-Inseln nach und nach bevölkert wurde, und dass dies nicht in einer allzu entfernten Zeit geschehen sein kann, da Ueberlieferungen von einer Einwanderung nirgends völlig verklungen waren. Auf der Samoa- und der ihr benachbarten Tongagruppe finden wir auch den breiteren malayischen Schädeltypus am deutlichsten ausgeprägt und Humboldts treffende Wahrnehmung, dass die Völkerstämme recht wohl mit ihren körperlichen Abzeichen bekannt zu sein pflegen und diese in menschlicher Eigenliebe jedesmal besonders schön finden, daher künstlich zu vervollkommnen suchen, bestätigt sich auf den Samoa-Inseln gerade hinsichtlich des Schädels. Wahrscheinlich im Gegensatz zu den schmalschädeligen Papuanen will nämlich jede Mutter dort ihrem Kinde die breitere Schädelform nach Möglichkeit verleihen und presst daher, falls die Natur nicht selbst dazu verhalf, vorsichtig den vorher mit Zeug umhüllten Kopf des eben geborenen in vier flache Lavascherben ein. Wenigstens bei jeder keilköpfigen Geburt wird dieser Brauch noch heute daselbst befolgt, damit einst den Erwachsenen die sonst wohl zu hörende Schelte nicht treffe: „O welch' ein Keilkopf! hat denn der Mann keine Mutter gehabt, die ihm den Kopf machte?“ [5]).

Die Polynesier konnten keine Jagd betreiben [6]), wohl aber

der Unterwelt und wollen ihm nur eine sagenhafte Bedeutung zugestehen. Gerland hat jedoch geschickt die ältere Ansicht von Horatio Hale wieder zu Ehren gebracht. Waitz (Gerland), Anthropologie. Bd. 5. S. 205.

[1]) Waitz (Gerland) a. a. O. S. 209.

[2]) Tylor, Anfänge der Kultur. Bd. 1. S. 81.

[3]) Bastian, Die heilige Sage der Polynesier. Leipzig 1881. S. 122.

[4]) Hale, Ethnography. S. 146.

[5]) Kubary bei Schmeltz und Krause, Museum Godeffroy. S. 472.

[6]) S. oben S. 188 f.

Fischfang. Sonst lebten sie vom Ertrage der Kokoshaine, der Brotfrucht und einiger Knollengewächse, wie des Taro und der süssen Kartoffel. Hund und Schwein waren ihre Haustiere und fehlten auf Neuseeland wahrscheinlich nur deswegen, weil bei der langen Ueberfahrt die mitgeführten Zuchttiere schon an Bord aufgezehrt werden mussten, sonst nämlich wurde die Besiedelung neuer Inseln stets vorbedächtig ins Werk gesetzt. Die Verteilung des Flüssigen und Festen im Südosten Asiens enthielt an sich schon den Antrieb zum Aufsuchen überseeischer Wohnplätze, denn nirgends auf Erden haben sich ehemalige Festlande so deutlich wie hier zunächst in geräumigere, dann in immer mehr verkleinerte Inseln aufgelöst. Die niedrigen Korallenketten sind nur ungenügend gegen Sturm und Brandung gesichert, bald werden diese, bald jene Atolle zerstört und ihre Bewohner genötigt, eine neue Heimat aufzusuchen. Wie alle Malayen sind die Polynesier geschickte Seefahrer und ihrem Scharfsinn verdanken sie die Erfindung der einfachen oder doppelten Ausleger, welche ihre schmalen Segelfahrzeuge vor dem Umschlagen bei heranrollenden Wogen sichern.

Ihre gewerblichen Leistungen gehören der Stufe geschliffener, aber undurchbohrter Steingeräte an. Speer und Keule sind die gewöhnlichen Kriegswerkzeuge. Thongeschirre fehlen, daher die Nahrungsmittel mit glühenden Steinen gekocht werden. Die Wohnungen bestehen aus Pfählen mit einem Blätterdache und die Kleidung aus der Rinde des Papier-Maulbeerbaumes, obgleich die Baumwollenstaude auf den Inseln heimisch ist.

Die religiösen Regungen der Polynesier äusserten sich in Verehrung von Naturkräften, die in menschlicher Gestalt gedacht und deren Thaten und Wandel, mit geologischen Sagen verwebt, vom Mythus eben so sinnig und erfinderisch ausgeschmückt wurden, wie es von den Hellenen mit ihrer epischen Götterwelt geschah. Die Maoris Neuseelands, sonst so verabscheuungswürdig wegen ihrer kannibalischen Laster, besitzen gleichwohl anmutige Schöpfungssagen, denen zufolge in der Urnacht zuerst als Feinstes der Gedanke keimte, auf welchen dann das Begehren folgte, oder nach einer abgeänderten Erzählung zuerst der Gedanke sich regte, dann der Geist und zuletzt die Körperstoffe entstanden[1]). Neben den Naturkräften genossen auch die abgeschiedenen Häuptlinge göttliche Verehrung[2]), und Orakel befanden sich an ihren heiligen Stätten. Eine Priesterzunft

[1]) Waitz (Gerland), Anthropologie. Bd. 6. S. 247. Bastian, Die heilige Sage der Polynesier. S. 19 f., 29—35.

[2]) Mariner, Tonga Islands. Edinburgh 1827. Bd. 2. S. 73, 84.

war in allen schamanistischen Gaukeleien wohl geübt, stand aber an Ansehen tief unter den Fürsten, die sich einer göttlichen Abkunft rühmten und einer göttlichen Verehrung nach dem Tode sicher waren. Eng knüpfte sich daran ihre Macht zu tabuiren, kraft welcher sie durch Berührung Fluren als unbetretbar und Ernten als ungeniessbar zu erklären vermochten. Uebrigens konnte manches Tabu auch von Plebejern verhängt werden. Es diente ferner zum Schutz des Eigentumes und zur Beobachtung nützlicher Polizeivorschriften[1]). Ein Bruch dieses Bannes war unerhört, weil zeitliche und ewige Strafen den Ruchlosen bedrohten. Die unbewusste Uebertretung dieser Satzung führte zu blutigen Rachethaten der Eingeborenen gegen Europäer, und Kapitän Cook, obgleich von den Sandwichinsulanern als Gott vor und nach seiner Ermordung verehrt, fiel zur Sühne für einen Tabubruch. Aus Missverständnis dieser Gebräuche ist lange Zeit auf die Gemütsart der Polynesier ein tiefer Schatten gefallen. Ein Maori kam vielleicht verdurstet an das Haus eines europäischen Ansiedlers und bat um einen Trunk, der ihm in einem Kruge oder Glase gereicht wurde. Hatte er sich gelabt, so zertrümmerte er entweder das Gefäss oder steckte es ruhig ein, denn durch seine Berührung war es geheiligt, also jedem Gebrauch durch einen andern entzogen[2]), während der Beraubte seitdem wegen der vermeintlichen schnöden Undankbarkeit einen tiefen Groll gegen alle Neuseeländer nährte. Den Störungen im täglichen Verkehr, welche jene wunderliche Einrichtung nach sich ziehen musste, wurde dadurch abgeholfen, dass kriegsgefangene Sklaven von Tabusatzungen befreit galten.

Die polynesische Gesellschaft zerfiel in Fürsten, Adelige und Plebejer. Nach diesen Abstufungen richteten sich die Umgangsformen, und durch strenge Etikette war für die Befriedigung aristokratischer Eitelkeit hinreichend gesorgt. Auf den Gesellschafts-Inseln treffen wir ausserdem den Bund der Areoi, halb Ordens- halb Künstlerbrüderschaft zur Aufführung dramatischer Tänze. Zu ihnen gehörten, in sieben Stufen abgeteilt und durch Tätowirung kenntlich, Fürsten, Adelige und Gemeine, Männer wie Frauen, deren Kinder nach der Geburt getötet werden mussten. Die Areoi zogen zur Aufführung ihrer Festspiele von Insel zu Insel und wurden überall mit Gelagen bewirtet. Gewiss wird ihnen mit Recht nachgerühmt, dass sie als Pfleger der Kunst höhere Bildung und geselligen Schliff verbreitet haben[3]).

[1]) v. Langsdorff, Reise um die Welt. Bd. 1. S. 114 f.
[2]) Monrad, Das alte Neu-Seeland. Bremen 1871. S. 32.
[3]) Waitz (Gerland), Anthropologie. Bd. 6. S. 363.

Die asiatischen Malayen, welche den Ursitzen näher blieben, sind noch auf der Halbinsel Malaka anzutreffen oder dorthin zurückgewandert. Sie bewohnen die grossen Inseln, welche jetzt unter holländischer Herrschaft stehen, ebenso die Philippinen, ja selbst Formosa. In Bezug auf letztere Insel war schon längst bekannt, dass die gesitteten ackerbauenden Strandbewohner eine malayische Sprache reden[1]). Es giebt aber in den inneren Gebirgen einen unbezähmbaren streitbaren Stamm, den die Chinesen als Chinwan oder „rohe Wilde" bezeichnen. Man vermutete bisher in ihnen Verwandte der Philippinenbevölkerung. Schetelig, der zuerst ihre Sprache untersucht hat, gelangte jedoch zu dem Ergebnis, dass jene Chinwan nur den sechsten Teil ihres Wortschatzes von ihren malayischen Nachbarn entlehnt haben, sonst aber durch ihre Sprache sich von ihnen trennen und der Bevölkerung des nahe gelegenen chinesischen Festlandes körperlich sehr nahe stehen[2]).

Gegen Westen, sollte man vermuten, hätten die inselleeren Räume des indischen Ozeans dem Wandertrieb der Malayen eine Grenze setzen sollen. Schon Joseph Banks, dem botanischen Begleiter Cooks auf der ersten Reise, und dem Sprachforscher Hervás war jedoch die Aehnlichkeit malagassischer Worte mit malayischen nicht entgangen, aber erst seit Wilhelm v. Humboldts Untersuchungen über die Kawisprache ist die Thatsache fest begründet worden, dass, während die Inseln Rodriguez, Mauritius und Bourbon von europäischen Seefahrern leer angetroffen wurden, Madagaskar von Malayen bevölkert worden sei[3]). Spuren von Tabugebräuchen fehlen dort nicht, denn die Fetischhüter vermögen durch einen Grasbüschel an der Spitze einer aufgesteckten Stange das Betreten geheiligter Orte durch Ungeweihte abzuwehren[4]), und vielerlei ist den Malagassen *fadi*, d. h. unantastbar, heilig, unglückbringend (übrigens auch den Sakalaven Madagaskars, die zu den Bantunegern gehören und denen das *fadi* vielleicht von den malayischen Hovas

[1]) Latham, Opuscula. London 1860. S. 193.

[2]) Schetelig in der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. Bd. 5. Berlin 1868. S. 436—450.

[3]) Banks in Hawkesworth, Discoveries in the South-Sea. London 1773. Bd. 3. S. 776. Hervás, Catálogo de las lenguas. Madrid 1800. Bd. 2. S. 10. W. v. Humboldt, Ueber die Kawisprache. Berlin 1836. Bd. 2. S. 223. Vergl. auch Le Jean, Étude comparative des langues malgache et malaise im Bull. de la soc. de géogr. 7. série. Bd. 5. Paris 1884. S. 135—144.

[4]) Leutn. Oliver im Journal of the Anthropol. Society. Bd. 6. London 1868. S. CXXIII.

mitgeteilt wurde)[1]. Keine Ueberlieferung über ihre Herkunft hat sich bei den Malagassen selbst erhalten, und dennoch gehört ihre Einwanderung vielleicht einer viel näheren Vergangenheit an, als die Abtrennung der Polynesier von ihren asiatischen Geschwistern. Nach Ellis'[2]) Beschreibung bedienen sich nämlich die Hovas auf Madagaskar beim Anschmelzen der Eisenerze eines Blasebalges aus zwei Bambusrohren, durch welche abwechselnd mit einer Pumpenbewegung Luft herausgedrückt wird. Diese scharfsinnige Erfindung kommt sonst nirgends anders als auf den malayischen Inseln vor und Tylor[3]) erscheint daher zu dem Schlusse berechtigt, dass die Besiedelung Madagaskars erst stattgefunden habe, nachdem die Eisengewerbe auf den Sunda-Inseln bekannt wurden. Dazu gesellt sich noch der Umstand, dass die Hovas ihre Boote echt polynesisch durch Ausleger vor dem Umschlagen bewahren und mit ihnen sich weit in See wagen[4]). Verknüpfen wir damit die Thatsache, dass der südliche Rand der Insel Ceylon sowie die Malediven malayisch sprechende Bevölkerungen besitzen, so erhalten wir etwas Licht darüber, auf welchen Wegen die Vorfahren der Hovas nach Madagaskar gelangten.

Es ist sehr schwierig, die Begabung der asiatischen Malayen für bürgerliche Gesittung richtig abzuschätzen, denn sie verloren frühzeitig ihre Selbständigkeit. Erst brahmanische und später buddhistische Ansiedler brachten indisches Wissen, indische Religionen, indische Kunst und indische Schriftzüge sowie eine Zeitrechnung nach Java[5]); auch Sumatra und die Halbinsel Malaka blieben von ihrem Einflusse nicht unberührt. Mit dem Erlöschen des Buddhismus

[1]) Hildebrandt in der Zeitschrift für Erdkunde. Berlin 1880. S. 83, 95, 111, 121. Uebrigens sind Tabubräuche doch auch den festländischen Bantunegern nicht fremd, bei denen von malayischer Uebertragung keine Rede sein kann. So erzählt Lux (Von Loanda nach Kimbundu. Wien 1880. S. 89), dass den schwangeren Weibern der Songo jenseit der Ostgrenze der Provinz Angola Branntwein *kissile* ist und man überhaupt bei den dortigen Negern unter *kissile* alles versteht, was zu thun oder zu geniessen durch heilige Satzung verboten ist. Denselben Verbotsbegriff, mit *tschina* bezeichnet, fand Pechuel-Lösche bei den Bafiote der Loango-Küste (Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig. 1876. S. 40).

[2]) Three visits of Madagascar. London 1858. S. 265.

[3]) Urgeschichte der Menschheit. S. 215.

[4]) Das Buckelrind Madagaskars darf dagegen nicht als Beweis der asiatischen Abkunft der Hovas angesprochen werden, weil es dem in ganz Ostafrika gehaltenen gleicht (Hildebrandt a. a. O. S. 108).

[5]) Fr. Müller, Reise der Fregatte Novara. Anthropologie. 3. Abteilung. S. 90.

sanken auch die ehemaligen Tempelbauten auf den Sunda-Inseln in Trümmer. Seitdem ergaben sich die Malayen dem Islâm, dessen Vorschriften jetzt den Inhalt ihres bürgerlichen Rechtes bilden. Die ältesten Begebenheiten ihrer geschriebenen Geschichte gedenken eines Reiches auf Sumatra, das in Menangkabao seinen Brennpunkt besass und von wo aus seekundige Abenteurer auszogen, um sich angeblich 1160 n. Chr. auf Singapore festzusetzen. Seitdem waren es vorzüglich die Araber, welche ihre Bildung auf die Völker der Sunda-Inselwelt übertrugen. Fast unberührt von fremden Einwirkungen sind nur die Dajaken Borneos und die streitbaren Battas auf Sumatra geblieben[1]). Die ersteren haben sich durch eigene Entfaltung kaum höher gehoben als die Polynesier. Bei ihnen gilt, obwohl der Radscha Sir James Brooke ihr in seinem Reiche von Serawak ein Ende bereitete, noch heute, wenigstens in den der niederländischen Gesittungseinwirkung verschlossenen Teilen der grossen Insel, die altertümliche Sitte des Schädelraubes[2]), früher wahrscheinlich allen asiatischen Malayen eigentümlich, denn sie ist neuerdings von Bechtinger auf Formosa bemerkt worden[3]) und herrschte noch im 15. Jahrhundert bei den Battas auf Sumatra[4]). Der Sinn der seltsamen Sitte, sich irgendwoher durch Gewalt oder List einen Kopf oder einen Schädel zu verschaffen und ihn wie ein teures Besitztum mit in das Grab zu nehmen, erklärt sich durch den Volkswahn, dass in der Behausung der Abgeschiedenen der vormalige Träger des Schädels dem späteren Inhaber Sklavendienste leisten werde[5]). Von den anthropophagen Battas endlich haben wir bereits gerühmt, dass sie ein eigenes Alphabet, freilich nur eine Nachbildung indischer Schriftzeichen, sich erdacht haben[6]).

Der asiatische Malaye gewährt bei seiner Verschlossenheit, seinem Schweigen, seinem Knechtssinn gegen Obere, seiner Härte gegen Niedere, seiner Grausamkeit, seiner Rachsucht und seiner leichten Verletzlichkeit kein freundliches Gemälde, doch gewinnt er wieder durch seine Sanftmut gegen Kinder, seinen würdevollen Anstand und sein geschliffenes Betragen. Wallace, der lange Zeit

[1]) Ueber ihre Sitten s. oben S. 162, 190, 243, 256, 275.

[2]) Veth im Vorwort (S. VI) zu Rosenberg, Der Malayische Archipel. Bei den Dajaken Borneos ist die Jagd nach Menschenschädeln unter den Männern dermaassen verbreitet, dass man die Verminderung der Volkszahl davon herleitet. Bock, Unter den Kannibalen auf Borneo. Jena 1882. S. 246 ff.

[3]) Ausland. 1872. S. 559.

[4]) Kunstmann, Indien im 15. Jahrhundert. S. 40.

[5]) Tylor, Anfänge der Kultur. Bd. 1. S. 452.

[6]) Junghuhn, Die Battaländer. Berlin 1847. Bd. 2. S. 255 f.

unter Malayen und Papuanen lebte, hält die letzteren für begabtere Menschen.

Die dritte Gruppe von Malayenvölkern finden wir östlich von den Philippinen, nördlich vom oder hart am Aequator auf den Marianen, der Palaugruppe, der Karolinenkette sowie den Marshall- und den Gilbert-Atollen. Neuerdings fasst man sie zusammen unter dem Namen Mikronesier. Die Bewohner jener Inseln sind Mischlinge von Polynesiern und Papuanen; der Sprache, den Sitten und den bürgerlichen Einrichtungen nach aber gehören sie zu den Polynesiern. Bei den Bewohnern der Palau-Inseln findet man das schwarze Haar bald glänzend und dann meist malayisch glatt, bald glanzlos, und dann stets kraus und büschlig sich vereinend, zwar nie rein papuanische Profile, indessen öfters die gebogenen, fast jüdischen Nasen, welche nie bei reinen Malayen vorkommen[1]). Weiter nach Osten wird der Typus polynesischer, immerhin aber unterscheiden sich selbst noch an den äussersten Grenzen ihres Wohngebietes die Mikronesier von den reinen Polynesiern, noch unter den Marshall- und Gilbert-Insulanern findet man vereinzelt papuanisch gebogene Nasen[2]) wie unter den Karolinern Männer mit ansehnlich dichtem Bartwuchs[3]), während wieder mit der Annäherung an Japan die schiefe Stellung der Augen häufiger wird.

Unter asiatischen wie polynesischen Malayen sind Schmalschädel sehr selten. Der Breitenindex der Polynesier ist indessen oft merklich niedriger als bei den asiatischen Malayen; diese steigen bis zu hohen Graden der Brachycephalie, jene sind meist nur meso- bis dolichocephal[4]). Dass niedrigere Grade der Mesocephalie bei den Polynesiern nicht gleich auf Mischung mit schmalschädligen Papuanen gedeutet zu werden brauchen, zeigen die vor solchem Verdacht fast am meisten gesicherten Insulaner von Paumotu, deren Schädel manchmal durchaus an fidschianische Form erinnern[5]), während die sehr schwankenden Schädelmaasse auf den Karolinen von reiner Dolichocephalie (auf Ponapé) gerade westwärts sich immer mehr entfernen, bis wir auf den sicher gutenteils papuanischen Palau-Inseln die volle Brachycephalie treffen[6]). Hingegen dürfen wir die

[1]) Semper, Die Palau-Inseln. S. 361 f.

[2]) Finsch in der Zeitschrift für Ethnologie. Berlin 1880. S. 303.

[3]) Kubary in den Mitteilungen der Geogr. Gesellschaft in Hamburg. 1878—79. S. 232.

[4]) Vgl. die Tafel bei Davis, Thesaurus craniorum, S. 359, mit unserer Tabelle II im Anhang und die Zusammenstellung der Messungen Krauses in Schmeltz und Krause a. a. O. S. 549—577, auch oben S. 53.

[5]) Schmeltz und Krause a. a. O. S. 562.

[6]) a. a. O. S. 558.

innerhalb des Fidschi-Archipels ostwärts verfolgbare Verbreiterung der Schmalschädel bis zur untersten Stufe der Mesocephalie mit grösster Wahrscheinlichkeit auf die von Osten, nämlich von der Tongagruppe, geschehene polynesische Zuwanderung beziehen[1]). Bei beiden Abteilungen der malayischen Familie ist die Höhe des Schädels nahezu ebenso gross wie die Breite, nach der Welckerschen Bezeichnungsweise sind daher sowohl die asiatischen als die polynesischen Malayen stets entweder hypsicephal oder orthocephal[2]). Der Prognathismus bleibt innerhalb mässiger Grenzen, aber die Jochbogen sind mehr oder weniger vorstehend. Alle Völker dieser Familie haben eine dunkle, nie völlig schwarze, bei den asiatischen Malayen sogar nur schmutziggelbe Haut. Schwarzes, langes, straffes Haupthaar, Spärlichkeit des Bartwuchses und des Leibhaares, welches übrigens künstlich entfernt wird, sind die Merkmale, die sie mit anderen Gliedern der mongolischen Rasse gemein haben. Je näher ihre Sitze dem asiatischen Festlande liegen, desto häufiger wird die schiefe Stellung der Augen, so z. B. auf Sumatra[3]), jedoch auch in Mikronesien, auf den Samoainseln[4]) und bei den Hovas auf Madagaskar trifft man sie, dass manche unter letzteren davon einen fast chinesischen Gesichtsausdruck haben[5]). Durch diese Besonderheit rücken sie den Bevölkerungen im Osten der alten Welt sehr nahe. Nicht nur sind sie ihnen ähnlicher als irgend anderen Menschenstämmen, sondern es ist überhaupt gar keine feste Grenze zwischen ihnen zu ziehen, das Typische fliesst vielmehr in einander über. Den Bewohnern der Nias- und Battu-Inseln vor der Südwestküste von Sumatra ist deswegen, wenn auch ganz unberechtigt, eine chinesische Abkunft zugeschrieben worden[6]). Semper glaubt bei verschiedenen Stämmen der Philippinen wie bei den Iraja chinesische oder japanische Aehnlichkeiten durch Blutmischung erklären zu müssen, obgleich er gesteht, dass nur in „einigen wenigen Fällen ein schwacher historischer Beleg sich auffinden lasse“[7]). Entscheidend ist es, wenn Wallace[8]) schreibt: „Sehr betroffen war ich, als mir auf der Insel Bali chinesische Händler zu Gesichte kamen,

[1]) Schmeltz und Krause a. a. O. S. 552.
[2]) Vergl. die angehängte Tabelle III.
[3]) Bock, Unter den Kannibalen auf Borneo. S. 317.
[4]) Südsee-Typen. Anthropologisches Album des Museum Godeffroy. Hamburg 1881. Tafel 5, Nr. 456 und Tafel 6, Nr. 560. Dasselbe Merkmal bei den Eingeborenen der Karolinen erweist Nr. 433 und 436 auf Tafel 27.
[5]) Sibree, Madagaskar. Leipzig 1882. S. 123.
[6]) Waitz, Anthropologie. Bd. 5. S. 92 f.
[7]) Die Philippinen. S. 54 f.
[8]) Der malayische Archipel. Bd. 2. S. 419.

welche die Sitten jenes Landes angenommen hatten und von den Malayen nicht unterschieden werden konnten. Andererseits habe ich Eingeborene von Java gesehen, die in Bezug auf ihre Physiognomie sehr gut für Chinesen gelten konnten.“ Latham bezeichnet die Körpermerkmale der Malayen als „echt indochinesisch“ [1]) und an einer anderen Stelle sagt er wieder, bei den Mikronesiern finde sich der Mongolentypus ausgeprägter als bei den Chinesen [2]), was jedoch nur von den Bewohnern der Marianen zugegeben werden dürfte. Wir begegnen daher unseren eigenen Gedanken in Moritz Wagners Worten, wenn er äussert: „Schädelbildung, Form und Farbe des Gesichtes, wie überhaupt die ganze Körperbeschaffenheit der malayischen Rasse, sind der mongolischen so nahe verwandt, dass man bei gleicher Tracht beide Rassen kaum von einander unterscheiden kann“ [3]). Wir werden daher auf keinen Widerstand stossen, wenn wir den malayischen Stamm unter die mongolenähnlichen Völker zählen. Doch gebührt ihm wegen seiner Sprachmerkmale eine abgesonderte Stelle. Wir trennen ihn weiterhin in mikronesische Mischvölker und dann in polynesische (oder wenn man lieber will pacifische) und in asiatische Malayen. Diese letzteren aber lassen sich am besten mit Friedrich Müller [4]) wiederum zergliedern in: 1) die Bewohner der Philippinen, Tagalen und Bisaya genannt, 2) die Malayen im engsten Sinne, als Bewohner der Halbinsel Malaka, auf Sumatra als Atchinesen, Passumahs, Retschangs und Lampongs, 3) die Sundanesen im westlichen, 4) die Javanen im östlichen Teile Javas, 5) die Battas auf Sumatra [5]), 6) die Dajaken Borneos, 7) die Makassaren und Buginesen auf der Insel Celebes. Als versprengte Glieder endlich gehören zu diesem Stamme die eingewanderten Ansiedler der Inseln Formosa, Ceylon und Madagaskar.

2. Südostasiaten mit einsilbigen Sprachen.

Zu dieser Gruppe gehören zunächst die Bewohner von Hinterindien, die wir am besten nach ihrem Wohnraum hinterindische Mongolen nennen können, damit endlich der unpassende Name

[1]) Man and his migrations. London 1851. S. 187.

[2]) Varieties of man. S. 186.

[3]) Allgemeine Zeitung. 1872. Beilage Nr. 188. S. 2886.

[4]) Reise der Fregatte Novara. Anthropologie. 3. Abteilung. S. 33.

[5]) Ihre Stellung zu den Malayen ist neuerdings gründlicher, als es von Junghuhn geschehen konnte, durch A. Schreiber (Die Battas in ihrem Verhältnis zu den Malayen Sumatras. Bremen 1874. S. 45) festgesetzt und eine enge Verschwisterung des Batta und des Nationalmalayischen von ihm nachgewiesen worden.

Indochinesen verdrängt werde. Es schliessen sich an sie gegen Westen die Bevölkerungen von Tibet und der südlichen Abhänge des Himalaja und gegen Norden und Nordosten die Chinesen. Ihnen allen sind straffes, schwarzes Haar, Mangel an Bartwuchs und Leibeshaar, eine farbige, meist ledergelbe Haut und schiefgestellte Augen eigen. Schmalschädel gehören unter ihnen zu den Seltenheiten; ihrem Breitenindex nach ordnen sich vielmehr diese Völker fast alle unter die Mesocephalen, teils unter die Brachycephalen. Die Höhe des Kopfes steht der Breite desselben in der Regel nach. Prognathismus tritt nicht überall und stets in mässigem Grade auf. Doch ist die Zahl der gemessenen Schädel ausserordentlich dürftig. Selbst Welcker verfügte nur über 54 Chinesenköpfe beiderlei Geschlechtes, und was sind 54 Köpfe, wenn es sich darum handelt, die mittleren Grössenverhältnisse von beinahe 400 Millionen Menschen, zerstreut über eines der grössten Reiche der Erde, festzustellen!

Bei der guten Uebereinstimmung der wichtigen Rassenmerkmale können diese Völker nur nach ihren Sprachen geschieden werden. Die Sprache der Bod-dschi oder der Bewohner Tibets, obgleich streng einsilbig, besitzt doch Präfixe, die zwar nicht ausgesprochen, wohl aber geschrieben werden [1]), und bietet daher der vergleichenden Linguistik noch ein dunkles, ungelöstes Rätsel [2]). Im Himalaja, vorzüglich an den südlichen Abhängen, sitzen eine Anzahl kleiner Stämme, deren Namen aufzuzählen hier nicht beabsichtigt wird. Sie stehen leiblich wie sprachlich den Tibetern sehr nahe, sind aber nur teilweis rein geblieben, meistens sonst mit indischem Blute gemischt. Zu den rein gebliebenen gehören die Leptschas, welche Sikkim beherrschen [3]); dagegen sind nach Ujfalvys neueren Forschungen die Baltis im westlichsten Kleintibet, obwohl sie eine tibetische Mundart reden, Angehörige unserer eigenen Rasse [4]). Nicht unbeachtet darf es bleiben, dass auch die nomadischen Tanguten, von den Chinesen Sifan genannt, sprachlich noch zu dem tibetischen Völkerkreise gehören; dieselben unterscheiden sich jedoch durch gerade Augenstellung und viel stärkeren, wenn auch durch Rasur fleissig zurückgedrängten Bartwuchs, sie bewohnen die Provinz Kansu, die Gegend um den Kuku-nor, Tsaidam, das nordöstliche Tibet und finden sich,

[1]) Die Städtenamen Thashilhúnpo und Tassisudon werden beispielsweise geschrieben *b Kras shis lhun po* und *b Kras shis chhos krong*. v. Schlagintweit, Indien und Hochasien. Bd. 2. S. 44.

[2]) Whitney, Language and the study of language. S. 337.

[3]) v. Schlagintweit a. a. O. S. 46.

[4]) v. Ujfalvy, Aus dem westlichen Himalaja. S. 184.

z. B. längs des Jang-tse-kiang, auch im südwestlichen China[1]), wo sie von den Chinesen immer mehr verdrängt werden[2]).

Eine andere Gruppe von Völkern schart sich um die Birmanen, deren Sprachtypus uns schon beschäftigt hat[3]). Verschwistert mit ihnen sind die Bewohner Arakans, die Khyeng, in dem Grenzgebirge zwischen Arakan und der Irawadi und die kleinen Stämme zwischen Irawadi und Brahmaputra. Eine andere Abteilung bilden die Thaï oder Siamesen, von denen die Laosvölker im Innern Siams nur durch mundartliche Verschiedenheiten getrennt werden. Die roh gebliebenen Miautse in den hochgelegenen Teilen der Südhälfte des chinesischen Reiches, welche dort als Urbewohner gelten, sollen ebenfalls zur Thaïgruppe gehören[4]). Vereinzelt stehen dagegen die Annamiten in Tongking und Cochinchina.

Ausserdem lassen sich noch nicht irgend einer der vorigen Gruppen anschliessen die Karen in Pegu und im südlichen Birma, die Mon im Delta der Irawadi, die Khomen oder Urbewohner von Kambodscha, die Tschampa an der Küste östlich von den Mekongmündungen, die zu Marco Polos Zeiten ein Königreich errichtet hatten, die Kwanto, Urbewohner von Tongking, und verschieden von den Annamiten, die Moi oder Myong in den Gebirgen, welche den Mekong von Tongking trennen[5]). Diese kleineren Stämme üben auf den Völkerkundigen wenig Anziehung aus. Sie stehen nicht mehr auf altertümlichen Stufen, was sie aber an Gesittung sich angeeignet haben, ist fremden Ursprungs, ein Edelreis auf wildem Stamme. Dies gilt sogar von den grösseren Reichen Birma, Siam und Tongking. Sind auch in allen drei Ländern ansehnliche Reste grossartiger, jetzt meist verfallener Bauten entdeckt worden, so tragen sie doch sämtlich das Gepräge indischer Herkunft und indischen Geschmackes, welcher letztere mit dem Buddhismus sich eingebürgert hatte. Uebrigens gehören sie alle der nachchristlichen Zeit, überhaupt keinem sehr hohen Altertume an. Tongking hat dagegen seine Kulturschätze vorzugsweise aus China empfangen, wie denn auch Siam zu den indischen Bildungsmitteln in neuerer Zeit chinesische aufgenommen hat. Dürfen wir also rasch von den

[1]) v. Prschewalski, Reisen in der Mongolei, im Gebiet der Tanguten und den Wüsten Nordtibets. Jena 1877. S. 330 f. Unter den daselbst (S. 332—338) mitgeteilten Worten der Tanguten-Sprache fällt die nicht geringe Anzahl mehrsilbiger auf.

[2]) v. Richthofen in der Zeitschrift für Ethnologie. 1873. Verhandlungen. S. 41 f.

[3]) S. oben S. 119.

[4]) Fr. Müller, Allgemeine Ethnographie. 2. Aufl. S. 409.

[5]) Fr. Müller, Reise der Fregatte Novara. Anthropologie. Bd. 2. S. 149 f.

hinterindischen Mongolen hinwegeilen, so müssen wir um so länger bei dem grössten Kulturvolke der mongolischen Rasse, bei den Chinesen verweilen, über deren Sprache bereits das Nötigste mitgeteilt wurde[1]).

Bei einer bedauerlichen Mehrheit unserer Landsleute beschränkt sich das Wissen vom chinesischen Reich auf den Zopf, den die Chinesen doch erst seit 1644 tragen und ablegen werden, sobald die Mandschu-Dynastie fällt, sowie auf die grosse Mauer, welche gegenwärtig weder bewacht noch ausgebessert wird, und von der man sprichwörtlich, aber fälschlich behauptet, sie sei von den Chinesen als eine Art spanischer Wand zur Abwehr gegen abendländische Belehrungen errichtet worden. Seit Jahrhunderten, sagen die Bescheidenen, seit Jahrtausenden die Dreisteren, sei China China geblieben, ohne sich vorwärts oder rückwärts zu bewegen, so dass zur Widerlegung dieses Irrtums bei der späteren Aufzählung von Neuerungen, die im Reiche China so wenig ausgeblieben sind wie anderwärts, stets Zeitangaben beigefügt werden sollen, aus denen sich stillschweigend ergeben wird, dass die Bewohner dieses Reiches fort und fort, teils durch eigenes Nachdenken, teils durch Aufnahme fremder Gedanken, ihre Zustände verbessert haben.

Wohl haben uns die Chinesen bis zur Eroberung Pekings „Barbaren“ und „Teufel“ geheissen. Ob wir aber als Chinesen nicht das nämliche gethan und mit Recht gethan hätten, soll ein jeder entscheiden, nachdem er sich von einem gerecht und menschlich fühlenden Gelehrten der Vereinigten Staaten über die Roheiten der Europäer in China hat unterrichten lassen. Ein aufgefrischter Dampfer, erzählt Pumpelly[2]), sollte von Schanghai aus seine erste Probe bestehen, und was sich in der Stadt an angesehenen Namen befand, wurde zu der Spazierfahrt eingeladen. Zu den Geladenen gehörte auch unser amerikanischer Gewährsmann. Der Dampfer ging den Wusangfluss hinauf und fegte mit voller Kraft durchs Wasser, als oberhalb ein chinesisches Fahrzeug bemerkt wurde, bis zum Bord mit Backsteinen beladen, so dass es den Rudern der vier einheimischen Schiffsknechte schwer gehorchte. Da das Fahrwasser sehr schmal war, trachteten die Chinesen seitwärts auszuweichen und arbeiteten aus Leibeskräften. Trotzdem wich das bleierne Fahrzeug nicht völlig bei Seite. Der Lootse fragte daher: „Soll der Dampfer halten?“ „Nein,“ schrie der Kapitän, „vorwärts!“ Atemlos harrte Pumpelly der Dinge. Die Spitze des Schiffes stiess an das Ziegel-

[1]) S. oben S. 117 ff.

[2]) Across America and Asia. London 1870. S. 206.

boot, und der Stoss drehte letzteres so heftig, dass es gegen den Radkasten geschleudert wurde. Der Dampfer bebte beim Zusammenstoss, fuhr aber lustig weiter. Als Pumpelly auf dem Hinterteil über Bord schaute, sah er von Schiff und Schiffern nichts mehr als einen einzigen Chinesen anscheinend bewegungslos im Wasser. Das Vergnügen der Spazierfahrer litt übrigens nicht das mindeste unter diesem Zwischenfalle; besonders nachdem die Offiziere mit gutem Ergebnis untersucht hatten, ob etwa der Radkasten erheblich beschädigt worden sei.

Als Gegenstück wollen wir hier ein anderes Erlebnis einschalten[1]). Wir befinden uns mit Pumpelly im Norden auf der Heimkehr aus den Gebieten des Steinkohlenbergbaues. Dort gab ihm und seinem Gefährten Murray von der britischen Gesandtschaft, einem meisterhaften Sinologen, der Strassenpöbel von Ta-hwei-tschang das Geleite. Pöbel bleibt Pöbel! Der chinesische ergötzte sich durch Witze an den fremden Gestalten, geradeso wie englischer und amerikanischer Pöbel an bezopften Chinesen sich ergötzt haben würde. Nach dem Lachen aber wurde die Stimmung saurer, denn das Volk warf allerlei widerwärtige Projektile gegen die fremden Teufel, unbekümmert dass diese unter der Obhut dreier Mandarinen reisten. Da kehrte Murray sein Ross um, erhob die Hand, um der Menge Schweigen zu gebieten, und begann in trefflichem Chinesisch: „O Volk von Ta-hwei-tschang, übst du so die Gastlichkeit? Befolgst du so die Vorschriften deiner Philosophen, dass man den Fremdling in den Mauern sanft behandeln solle? Hast du den Spruch deines grossen Meisters Kongfuste vergessen: Was ich nicht will, dass ein anderer mir zufüge, das soll auch ich ihm nicht thun?“ Im Nu änderte sich der Auftritt, die alten Chinesen schüttelten wohlgefällig den Kopf, die Buben aber bemühten sich, durch Gefälligkeit den Eindruck ihrer früheren Unarten wieder zu verwischen. Nun frage sich ein jeder, was hätte eine amerikanische oder englische Strassenbevölkerung gethan, wenn ein Chinese, um sich gröblichen Belästigungen zu entziehen, ihr einen Satz aus der Bergpredigt vorgehalten hätte?

In der alten Welt sind vorzugsweise die Chinesen dasjenige Volk, von welchem mit grosser Wahrscheinlichkeit sich behaupten lässt, dass es seine Erkenntnisse beinahe vollständig aus sich selbst geschöpft habe. Abgesehen von den undeutlichen Nachrichten bei den Geschichtschreibern und Geographen des Altertums über ein Volk im fernen Morgenlande, welches Seidenzeuge webte[2]), besitzen

[1]) Pumpelly a. a. O. S. 299.

[2]) H. Kiepert, Lehrbuch der alten Geographie. Berlin 1878. S. 44.

wir in den Berichten arabischer Reisenden aus den letzten Zeiten der Abbasiden die ersten Beobachtungen der gesellschaftlichen Zustände Chinas, welche Staunen zugleich und Bewunderung der Zeitgenossen erregten. Etwa ein halbes Jahrtausend später kehrten die Poli aus China nach Venedig zurück, und ihre Mitteilungen von der Bevölkerungsdichte und den Riesenstädten des chinesischen Reiches klangen so unglaubwürdig, dass man den jüngsten der Reisenden, Marco, als einen Millionenschwätzer *(Messer Milione)* verspottete. Jetzt ist es längst entschieden, dass der Venetianer ein treuer und genauer Berichterstatter dessen gewesen ist, was er gesehen oder gehört hatte. An der Schwelle des 14. Jahrhunderts, als Marco Polo die Wunder der ostasiatischen Gesellschaft beschrieb, hatte Europa in der That das chinesische Reich noch um vieles, China in Bezug auf bürgerliche Ordnung und technische Leistungen Europa noch um weniges zu beneiden.

Ihre Seidenzeuge, welche bereits der Prophet Hesekiel[1]) erwähnt, zogen den Chinesen den ersten Völkernamen zu, und das Wort für Seide in den Sprachen des Abendlandes stammt, wie Klaproth[2]) längst gezeigt hat, aus dem Chinesischen. Irdenes Geschirr kannten die Bewohner des chinesischen Reiches nach ihrer freilich künstlichen und darum unzuverlässigen Chronologie schon im Jahre 2698 v. Chr., aber die Porzellanbäckerei entwickelte sich nach Stanislas Julien erst in der Zeit von 185 v. bis 187 n. Chr. Wenn im Schuking schon unter Thai-kang oder 2188—2159 v. Chr. von süssem „Wein“ gesprochen wird, so muss zunächst daran erinnert werden, dass erst ein chinesischer Feldherr, Tschang-khien, im Jahre 130 v. Chr. den Rebstock und die Rebenzucht ins Reich der Mitte einführte[3]), dass aber heutigen Tages die Chinesen Trauben wohl essen, aber nicht keltern. Der süsse Wein des Schuking ist daher nichts anderes als das Gährungserzeugnis aus Reis unter Zusatz eines Sauerteiges aus Weizen, während die Branntweinbrennerei erst unter den Mongolenherrschern sich ausbreitete[4]). Auch der Thee wurde im alten China, also unter den drei ersten Dynastien, schon deswegen nicht gebaut und nicht getrunken, weil sich die Reichsgrenze noch nicht über die botanische Heimat des Tschastrauches, nämlich über den Süden erstreckte. Auch soll das Theetrinken erst durch buddhistische Mönche aufgebracht worden sein und ist vielleicht nicht älter als

[1]) Kap. 16, v. 10 und 13. Fr. Spiegel im Ausland. 1867. S. 1023.

[2]) Tableaux historiques de l'Asie. Paris 1826. S. 58.

[3]) Plath im Ausland. 1869. S. 1213. Ueber den wilden Weinstock *(Vitis amurensis)* in Nordchina vgl. Petermanns Mitteilungen. 1869. S. 304.

[4]) Huc, Chinesisches Reich. Bd. 2. S. 206 f.

unsere Zeitrechnung. Ebenso gehört das Papier in China unter die Neuerungen, denn seine Verbreitung fällt um das Jahr 153 n. Chr., während vorher Bambutafeln seine Dienste ersetzen mussten. Die Tusche wird noch jetzt am vorzüglichsten in China zubereitet, wenn auch ihre Güte in neuerer Zeit, seitdem Büffel- anstatt Hirschhornleim zum Bindemittel des Fettrusses verwendet wird, gesunken ist. Ihre erste Erfindung gehört der Zeit von 220 bis 419 n. Chr. an. Der Druck mit geschnittenen Holztafeln wurde in China 593 oder 583 n. Chr. erfunden, und bereits im Jahre 1310 in Raschid-eddins „Dschemma et tewarikh“ beschrieben. Wir werden sogar von Stanislas Julien und Paul Champion unterrichtet, dass in der Periode King-li (1041—49 n. Chr.) die Kunst mit beweglichen Lettern zu drucken erfunden worden sei [1]). Natürlich handelte es sich dabei nicht um Buchstaben, sondern es waren die abgekürzten Silbenbilder der chinesischen Schrift, die auf beweglichen Stücken aus Porzellan zusammengesetzt wurden. Diese Kunst musste wieder in Verfall geraten, weil der Letterndruck doch nur bei Buchstabenschrift mit grossem Erfolge sich anwenden lässt. Bei einer einsilbigen Sprache, wie das Chinesische ist, war es zwar leicht, für jede Wurzel eine Hieroglyphe zu ersinnen, aber man kam auch, eben weil in der Sprache selbst kein Zwang vorlag, nicht dazu die Wurzel in ihre einzelnen Laute zu zerlegen und den Laut zu symbolisiren. Von allen Völkern der Erde sind die Chinesen das einzige, welches liest, schreibt und druckt, ohne das Buchstabiren erfunden zu haben.

Die Nordweisung der frei schwebenden Magnetnadel war den Chinesen zweifellos seit 121 n. Chr., wenn nicht schon ein Jahrtausend früher bekannt [2]), und Brillengläser haben sie sicherlich früher geschliffen als die Abendländer. Das Pulver kannten sie ebenfalls längst vor den Europäern, wenn sie es auch nur zu Feuerwerken verwendeten. Geprägte Stücke aus edlem Metall gebrauchen die Chinesen (abgesehen von den mit europäischen Kaufleuten verkehrenden) noch heutigen Tages nicht als Geld, sondern Wage und Gewicht entscheiden allein im Handelsverkehr, Papiergeld dagegen haben sie schon seit 119 v. Chr. in Umlauf gesetzt. An der Assignatenwirtschaft sind die letzte und vorletzte, die Ming- und die Mongolen-Dynastie zu Grunde gegangen, und wenn uns die Pekinger Staatszeitung jemals die Nachricht bringen sollte, dass auch die Mandschus Schatzscheine auszugeben begonnen hätten, dann

[1]) Stanislas Julien et Paul Champion, Industries anciennes et modernes de l'empire chinois. Paris 1870. S. 153 f.

[2]) Klaproth, Lettre sur l'invention de la boussole. Paris 1834. S. 66. v. Richthofen, China. Bd. 1. Berlin 1877. S. 389, 432.

dürfen wir sicher annehmen, dass in ihrem Stundenglase die letzten Körner abrinnen[1]). Mit Zahlen wissen die Chinesen geschickt umzugehen. Sie sind nicht nur die Erfinder des Rechenbrettes, sondern nach Angaben Sir John Bowrings verwenden sie beim Rechnen im Kopfe die Glieder an den Fingern der linken Hand als Ziffern bis zu einer Grösse von 99,999, und zwar so, dass jeder Finger vom kleinen angefangen einen höheren dezimalen Stellenwert besitzt als der nächste[2]). Das sogenannte Makadamisiren der Strassen ist eine uralte Erfindung der Chinesen, die wir ihnen erst seit 1820 nachgeahmt haben[3]). Wenn wir im Markusevangelium die Abendmahlsfeier nachlesen, so lässt uns der griechische Ausdruck keinen Augenblick im Zweifel, dass Christus und seine Jünger mit den Fingern assen. Von den Chinesen erfahren wir, dass sie sich bereits unter der zweiten Dynastie, also im zweiten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung der Essstäbchen aus Bambu und bald nachher aus Elfenbein bedienten[4]).

Werden wir endlich nach dem Alter der chinesischen Kultur befragt, so müssen wir damit beginnen, die Chinesen als treue und eifrige Geschichtschreiber zu preisen. Ihre beglaubigte Geschichte reicht zurück bis auf Jau oder nach der herkömmlichen Zeitrechnung bis zum Jahre 2357[5]). Die letztere Ziffer bedarf jedoch einer kritischen Abkürzung. Bis zum Jahre 826 v. Chr. ist nach Legge in der chinesischen Chronologie alles in strengster Ordnung. Plath, von dem man Uebereilungen nicht zu befürchten hat, geht sogar bis zum Jahre 841 zurück. Schon beim Auftreten der dritten Dynastie schwanken aber die Zeitangaben um 11 Jahre, nämlich entweder müssen wir diese Begebenheit in das Jahr 1122 oder 1111 v. Chr. versetzen. Die Zeiten der ersten Dynastie endlich, sowie der Regierungen Jaus oder Schüns können die Sinologen genauer nicht befestigen, als dass die letzteren in das 19. oder 20. Jahrhundert[6]) v. Chr. gehören. Jahrzahlen also, die noch in das dritte Jahrtausend zurückgehen, sind kritisch zu verwerfen.

[1]) Klaproth, Sur l'origine du papier-monnaie, im Journal asiatique. Paris 1822. Bd. 1. S. 258 f.

[2]) Ausland 1868. S. 719.

[3]) Schmoller, Geschichte der deutschen Kleingewerbe. Halle 1870. S. 167.

[4]) Plath im Ausland. 1869. S. 1214.

[5]) v. Richthofen a. a. O. S. 277.

[6]) Legge, Chinese classics. Part. III. Prolegomena. S. 102. John Chalmers hat gezeigt, dass für China in der Zeit von 2154 bis 1718 v. Chr. nicht weniger als 16 Verfinsterungen der Sonne in dem Zeichen des Skorpions sichtbar waren, und es ist daher ganz willkürlich, welche von diesen Verfinsterungen als diejenige gelten soll, die sich zur Regierungszeit von Tschungkang zutrug.

Das chinesische Reich hat gleichwohl eine Dauer von beinahe 4000 Jahren genossen, innerhalb welcher Zeit eine Art Entwickelungskrankheit genau wie sie das deutsche Reich im Mittelalter erlitt, nämlich ein Zerfall der kaiserlichen Gewalt und das Emporkommen von kleinen Sonder- und Raubstaaten überstanden werden musste, bis unter den Tsin die königliche Gewalt stärker denn je wieder aufgerichtet wurde. Neben dieser Zeitdauer erscheinen die Staatsschöpfungen der mittelländischen Völker, erscheint das Chaldäerreich, die Herrschaft der Assyrier, das neue Babylon und die Monarchie der Achämeniden, erscheint selbst das römische Reich als eine vergängliche Gestaltung, nur Aegypten mit seinen bis ins 39. Jahrhundert v. Chr. noch zu verfolgenden Königsgeschlechtern gewährt uns noch einen würdigeren Gegenstand für unsere Ehrfurcht. Wie aber im Nilthale vor Mena schon Völker in gesellschaftlicher Ordnung lange Zeiträume hindurch gelebt haben müssen, so beginnt auch die chinesische Reichschronik mit geordneten Zuständen. Unter Jü, dem Stifter der ersten Dynastie, werden bereits Kanäle ausgestochen, im Rate der Krone geniesst der Minister der öffentlichen Arbeiten eine bevorzugte Stellung und das Ackerland wird nach Bonitätsklassen besteuert[1]). Es gab im alten China schon eine geschäftige Polizei, Passwesen und Thorschreiber, Jagdverbote zur Brut- oder Werfezeit, Schutz der Eier im Neste der Singvögel vor räuberischen Händen, Verbote gegen das Tragen von Waffen oder das scharfe Reiten durch die Gassen der Städte. Wollten wir einer Angabe aus dem Jahre 282 n. Chr. folgen, so hätte schon zu Jüs Zeiten China eine Bevölkerung von 13 553 923 Köpfen besessen, allein James Legge hält alle Volksziffern aus dem alten Reiche nur für müssige Rechnungsübungen späterer chinesischen Gelehrten[2]). Aus dem Jü-kung lässt sich mit Sicherheit schliessen, dass die Chinesen, in fernen Zeiten des Altertums aus Nordwesten, also aus Zentralasien in ihr Land eingewandert, sich zunächst am Wei-ho, dem fruchtbaren Mittelteil der Provinz Schensi, als Ackerbauer niederliessen, dann am gelben Fluss hinab in die grosse Niederung von Nordost-China zogen und sich von dort über die Ebenen am Unterlauf des Jang-tse-kiang ausbreiteten, während noch lange Zeit hindurch die gebirgigen Landschaften des Westens und des Südens, also die ganz überwiegende Hauptmasse des heutigen Chinas von wilden und halbwilden Stämmen bewohnt wurde[3]). Erst 537 v. Chr.

[1]) Plath, Verfassung und Verwaltung Chinas unter den drei ersten Dynastien. München 1865. S. 32, 37 f.

[2]) Chinese Classics. Bd. 3. 1. Teil. S. 77—79.

[3]) v. Richthofen a. a. O. S. 339—343 nebst Tafel 5 und 6 und in der Zeitschrift für Ethnologie. 1873. Verhandlungen. S. 41.

wurde Tschekiang einverleibt und Südchina (d. h. Fokiën, Kuangtung, Kuangsi, Kueitschau im Süden der Nanlingkette) durch Kolonisten seit 214 v. Chr. erworben, ebenso friedlich oder vielmehr friedlicher als die Unionsstaaten unter unseren Augen über den Mississippi in den fernen Westen hinausgewachsen sind. In dem genannten Jahr 214 unterwarf der gewaltige Kaiser Tsin-schi-hwang-ti selbst Tongking, welches bis 263 n. Chr. eine Provinz des chinesischen Reiches blieb[1]). An Ausbreitung hat China noch 1255 n. Chr. gewonnen, als die Mongolen Jünnan ihm zufügten, ja die Insel Formosa ist erst 1683 in den Besitz des Reiches gekommen[2]). Wenn dagegen seit der Mitte dieses Jahrhunderts nicht blos das transamurische Gebiet, sondern auch die ganze östliche und nördliche Mandschurei an Russland abgetreten wurden, wenn Kaschgarien durch eine Empörung zeitweise verloren ging und im Süden, in Jünnan, sogar ein mohammedanisches Reich entstehen und sich mehrere Jahre lang erhalten konnte, so muss man erwägen, dass diese Verluste in eine Zeit innerer Zerrüttung durch Bürgerkriege fielen.

Ehe wir zur Untersuchung schreiten, inwiefern die Länderbeschaffenheit den Entwickelungsgang der chinesischen Gesellschaft gefördert habe, müssen wir zuvor über die körperlichen und geistigen Befähigungen, sowie über die Gemütsart des Volkes uns unterrichten. Es ist zunächst an die Biegsamkeit des chinesischen Menschenschlages zu erinnern, der, allen Gegensätzen der Lufterwärmung zum Trotz, in Kiachta oder genauer in Maimatschin an der sibirischen Grenze, wo das Quecksilber jeden Winter in der Thermometerröhre gefriert, ebenso unangefochten gedeiht wie in der Treibhauswärme Singapores, wo die Muskatnuss vor dem Ausbruch der letzten Seuche als Handelsgewächs gebaut wurde. Der Chinese vereinigt sodann alles in sich, was bei ruhigem Gewährenlassen zur raschen Uebervölkerung führen müsste: er ist ein zärtlicher Vater, der seine höchste Freude im Kindersegen sucht, genügsam bis zum Uebermaass, von musterhafter Sparsamkeit, ein nie ermüdeter Arbeiter, der jede Sabbathruhe verschmäht, im Handel aber pfiffiger als ein Grieche. Schon die Kinder besorgen Marktgeschäfte; feilschen und auf Pfänder leihen sind ihre beliebten Spiele.

Der Chinese hängt noch fest und zäh an der ersten Stufe, auf welcher sich die menschliche Gesellschaft zu gliedern beginnt. Ein jeder Befehl in China kommt aus väterlichem Munde, Gehorsam ist die erste heilige Kindespflicht, und Todesstrafe droht jedem, der

[1]) v. Richthofen, China. Bd. 1. S. 509.
[2]) Plath a. a. O. S. 8.

sich an seinen Eltern vergreifen wollte. Die unbedingte Macht der Monarchen gründet sich auf den Rechtssatz, dass sie die Väter der chinesischen Gesellschaft sind. Die Machtfülle der bürgerlichen Obrigkeit aber beruht wesentlich auf dem moralischen Ansehen, denn China hat als Kern eines stehenden Heeres nur seine acht Banner Mandschu-Soldaten, jedes von 10 000 Mann, die sich in dem weiten Reiche vollständig verlieren. Die Diener der öffentlichen Sicherheit sind an Zahl ebenfalls verschwindend klein, so dass der Mandarin einer Provinz oder Stadt von physischen Zwangsmitteln völlig entblösst ist. Wohl darf es unsere Bewunderung, fast unseren Neid erregen, dass gegen 400 Millionen Menschen mit einem geradezu geringfügigen Aufwand von Staatssöldnern ohne Störung ihren Beruf verfolgen. So etwas ist nur denkbar innerhalb einer Gesellschaft, die seit Jahrtausenden bereits den Schulunterricht pflegte, welche kein Amt verleiht ohne günstig bestandene Prüfung, wo jedes Verdienst erworben sein will, und wo es keinen erblichen, sondern nur einen persönlichen Adel giebt. Freilich müssen wir auch der Schattenseiten gedenken, welche diese Sparsamkeit am Verwaltungsaufwand mit sich bringt. Der Amerikaner Pumpelly geriet mehrmals durch die gänzliche Machtlosigkeit der Mandarinen bei einer Aufregung des Städtepöbels in ernste Gefahren. Leben und Eigentum geniessen in China nur eine mangelhafte Sicherheit, die Küstengewässer werden ohne Unterlass von Piraten beunruhigt, und es hat fast nie eine Zeit gegeben, wo in dem grossen Reiche nicht irgend ein Aufruhr gewütet hätte. Der Hang zu geheimen Gesellschaften, den die Chinesen auch als Auswanderer überall mitbringen, trägt das meiste dazu bei, dass die Fackel des Bürgerkrieges bald da, bald dort auflodert.

In China reichen die Familiennamen hinauf in ein ehrwürdiges Altertum. Während in Europa selbst Dynastien ihre Stifter urkundlich höchstens ein Jahrtausend zurückverfolgen können, leben in China noch Nachkommen des Kongfutse, die nicht blos ihren Stammbaum bis auf diesen Weltweisen zurückführen, sondern sich auch rühmen dürfen, dass ihr Ahnherr selbst wieder seinen Familiennamen schon 1121 v. Chr. nachweisen konnte. So erklärt sich der Sinn der spöttischen Frage, welche die Chinesen an die europäischen Fremdlinge richten: „Habt ihr auch Familiennamen?“ nämlich so altbeglaubigte wie wir [1]).

Es wurde schon früher bemerkt, dass Kongfutse keine Religion gestiftet habe. Er hielt sich an die Verehrung von Himmel und

[1]) Legge, Life of Confucius. London 1867. S. 55.

Erde, wie er sie in den sogenannten klassischen Büchern aus dem alten Reiche fand. China war zur Zeit seiner Geburt (551 v. Chr.) in 13 grössere Fürstentümer und eine Anzahl Raubstaaten zerfallen. In einem der ersteren stieg der Weltweise zum Bürgermeister, dann zum Justizminister auf, verliess aber den Staatsdienst aus Verdruss über die herrschende Maitressenwirtschaft und beschäftigte sich als Staatspensionär des Herzogtums Wei mit schriftstellerischen Arbeiten über die Altertümer seines Volkes. Er lebte in Fülle, wenn auch ohne Verschwendung und reiste stets im eigenen Wagen. Hochbetagt starb er 479 v. Chr., gefasst, aber ohne Gebet, nicht getröstet von Weib und Kind, enttäuscht über die geringe Wirksamkeit seiner Lehren und ohne Hoffnung auf bessere Zeiten. Als ihn einer seiner Schüler über die Fortdauer nach dem Tode befragte, verweigerte er ein aufrichtiges Bekenntnis. „Würde ich sagen", äusserte er dabei, „dass die Abgeschiedenen Bewusstsein hätten, so möchten fromme Söhne ihr Vermögen in Totenfeiern zerrütten, und würde ich jenes Bewusstsein leugnen, so möchten herzlose Söhne ihre Eltern unbeerdigt lassen[1])." Seine Sittenlehren hatten immer den bürgerlichen Nutzen zum höchsten Zweck, und daher stehen sie tief unter den buddhistischen. Auf die Frage eines Jüngers, ob sich nicht in einem Worte die Menschenpflichten zusammenfassen liessen, gab er die Antwort: „Ist nicht Vergeltung ein solches? Was du nicht willst, dass andere dir zufügen, das thue ihnen auch nicht[2])." Als ein anderer Schüler zu wissen begehrte, ob nicht Unrecht mit Wohlwollen vergolten werden solle, antwortete der Meister: „Womit willst du dann Wohlwollen vergelten? Vergilt Unrecht mit Gerechtigkeit und Wohlwollen mit Wohlwollen[3])." Ganz in diesem Sinne schärfte er, wie wir bereits gesehen haben, die Pflichten der Blutrache ein. Um lästige Besucher abzuhalten, gab er sich oft mit Verletzung der Wahrheit für krank aus, und einstmals brach er gelassen ein feierliches Versprechen. Als er darüber zur Rede gesetzt wurde, äusserte er kühl: „Es war ein erzwungener Eid, und die Geister hören solche Eide nicht."

Von minderem Einfluss als Kongfutse war sein Zeitgenosse Laotse, der ein höchstes logosartiges Wesen als Schöpfer der Körperwelt lehrte in einer Sprache „von platonischer Hoheit und Unverständlichkeit", wie Rémusat sich ausdrückt[4]). Der Tao-te-king d. h.

[1]) a. a. O. S. 101.
[2]) a. a. O. S. 112.
[3]) a. a. O. S. 113.
[4]) Rémusat in den Mélanges asiatiques. Bd. 1. S. 91 (bei Huc, Das chinesische Reich. Bd. 2. S. 110).

das Buch der göttlichen Tugend, das Glaubensbuch Laotses und seiner Anhänger, leidet in der That so sehr an Dunkelheiten, dass schon der Name Tao oder der des höchsten Wesens eine Menge Deutungen zulässt[1]). Die Sittenlehre des Weltweisen war sonst eine durchaus reine, sie predigte Sanftmut und Duldung wie die buddhistische. Seine Schüler und Nachfolger aber, die sich Tao-sse d. h. Doktoren der Vernunft nannten, brachten sich und die Taolehre durch verächtlichen Schamanistenbetrug bald in Missachtung und sind seitdem zur Zielscheibe des öffentlichen Spottes geworden[2]).

Betrachten wir nun den Schauplatz dieser eigentümlichen Gesittung, so ergiebt sich schon nach einem hastigen Blick, dass die Gliederung der wagerechten Umrisse nichts bessern und nichts verschulden konnte. Die von Untiefen umgebene Küste nördlich der Mündung des Jang-tse sowie die reissende Strömung des Hauptstromes von Alt-China, des Hoang-ho, waren zur Schiffahrt nicht verlockend. Auch nachdem die Chinesen die an guten Häfen reiche Südostküste ihres Landes für sich gewonnen hatten, zeigte sich noch für Jahrhunderte keine ihrer Dschunken auf westlichen Seewegen, da umgekehrt die Westvölker ihre Küsten aufsuchten und wohl zur Genüge mit Waren versorgten. Schöpfte doch schon der Geograph Marinus von Tyrus (um 100 n. Chr.) aus dem Bericht eines griechischen Seefahrers Namens Alexander, welcher um die hinterindische Halbinsel herum die Hafenstadt Kattigāra erreicht hatte, die Ferdinand von Richthofen an der Küste von Tongking vermutet[3]). Als aber mit dem Niedergang des antiken Volkslebens auch diese weiten Ausfahrten bis nach der südchinesischen See gänzlich eingestellt wurden, erschienen die Chinesen, durch den Besitz der Bussole für die Fahrt auf hohem Meere besser als alle anderen Völker gerüstet, in den indischen Gewässern: am Ende des 4. Jahrhunderts zeigten sie sich zum ersten Mal in Ceylon, welches nun für längere Zeit das Emporium wurde, wo Chinesen und Malayen ostasiatische, Araber und Perser westasiatische Schätze ausluden, etwa funfzig Jahre später ankerten chinesische neben indischen Fahrzeugen bereits im Euphrat, besonders lebhaft blieb aber auch für die Folgezeit der Seeverkehr mit Ceylon, mit welcher Insel sich die Chinesen durch Annahme der buddhistischen Lehre eng verknüpft fühlten, von wo sie Buddha-Statuen, Edelsteine, Baumwollenzeuge für Seide, blaues Porzellan

[1]) Laotse Tao-te-king erkl. von R. v. Plaenckner. Leipzig 1870. S. VII.
[2]) Gützlaff, Geschichte des chinesischen Reiches. Stuttgart 1847. S. 75.
[3]) a. a. O. S. 507—510. Vgl. auch die Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. 1876. S. 86 f.

und emaillirte Gefässe einhandelten[1]). Nachdem die bis nach Mesopotamien ausgedehnte Kauffahrtei der Chinesen im 7. Jahrhundert ihre höchste Blüte erzielt hatte, trat sie gleich danach zwar vor der bis China selbst sich erstreckenden arabischen zurück, jedoch verlieh ihr der grosse erste Mongolen-Kaiser Kublai-Chan im 13. Jahrhundert neue Anregung, so dass Marko Polo seine Rückreise auf einem chinesischen Schiff von Fokiën bis Malabar zurücklegen konnte[2]). Wir wissen ferner aus Marko Polo, dass sie unter Kublai-Chan bereits an Unternehmungen gegen Madagaskar dachten, und aus Makrisis Angaben, dass 1429 n. Chr. sogar ein chinesisches Schiff, welches in Aden keinen Absatz für seine Waren fand, ins rote Meer hinauflief bis zum Hafen Dschidda[3]). Da aber längst vor diesen nautischen Regungen China im vollen Kulturglanze gestanden war, dürfen wir behaupten, dass die Ufergestaltung erst spät und nie entscheidend die Gesittung des grossen Reiches gefördert habe.

Weit bedeutungsvoller ist die Thatsache, dass das Gebiet der Chinesen der alten Welt angehört, so dass innerhalb seiner Grenzen die besten Kulturgewächse und die wichtigsten Haustiere entweder einheimisch vorhanden waren oder sich dahin von Volk zu Volk verbreiten konnten. In dieser Beziehung war für die Kultur in China weit besser gesorgt als in Amerika, von Australien gar nicht zu reden. Unter den Bodenschätzen des Landes müssen wir seiner Kupfer- und vor allem seiner Zinnerze gedenken. Die Lagerstätten des letzteren Metalls sind nämlich in weiten Abständen auf der Erde zerstreut, ohne Zinn aber lässt sich keine Bronze darstellen, die der Bekanntschaft mit dem Eisen überall vorausging und mit deren Anwendung stets ein neuer Kulturabschnitt begonnen hat. Da aber im Lande selbst die erforderlichen Erze brachen, so erregt es keine kritischen Bedenken, wenn die Chinesen die Bearbeitung der Metalle in die mythische Zeit zurückversetzen.

Es lag ferner der anfängliche Kern der chinesischen Gesellschaft auf einem fruchtbaren Niederland, welches gegen Norden der Absturz der Gobi umrahmt. Dem Rande dieses Absturzes entlang läuft bekanntlich die grosse Mauer. „Sie bezeichnet", äussert A. v. Humboldt[4]) in einer Bemerkung zu Bunges Reisen, „im eigentlichsten Verstande eine natürliche Grenze, und eine trefflichere Wahl des Ortes als politische Grenze war nicht zu treffen. Alles war tot in

[1]) v. Richthofen a. a. O. S. 520 f.

[2]) v. Richthofen a. a. O. S. 568 f. und in den Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. 1876. S. 93 f.

[3]) Quatremère, Mémoires sur l'Égypte. Bd. 2. S. 291.

[4]) Briefwechsel mit Berghaus. Bd. 2. S. 30.

der Steppe, und nur einen Schritt mehr, so stand der Reisende an dem jähen Absturze Hochasiens, wo ihm das üppigste Leben entgegenlächelte.“ So weit Pumpelly der grossen Mauer gegen Westen folgen konnte, zeigte der Absturz Vorsprünge und Golfe, genau als ob die See einstmals ein steiles Ufer ausgenagt habe. Die nordöstlichen Provinzen Chinas sind in der That zum guten Teil ein junges aufgeschwemmtes Tiefland, zum anderen Teil Löss, und ihr Boden wird durchschnittlich als höchst fruchtbar angesehen.

Zu diesen Vorzügen der Bodenbeschaffenheit gesellte sich aber noch eine seltene meteorologische Begünstigung, nämlich während des Vorsommers der regelmässige Erguss reichlicher Monsunregen, die dem warmen und trockenen Frühling folgen, wodurch die Pflanzenwelt in der Wachstumsperiode belebt und gleichsam mit einer Gabe der Tropenzone ausgestattet wird[1]). Ihr verdankt es China, dass auch die Bambusen, deren Schilfe für den Haushalt so mannigfaltige Dienste leisten, in China eine nur noch auf den japanischen Inseln übertroffene Polhöhe erreichen. Die Kanäle, welche das Tiefland durchziehen, bezeugen ferner, dass sich das Land ohne grosse Schwierigkeiten bewässern liess. An Mehlfruchtarten wird es in China nie gefehlt haben, oder sie konnten sich als Kulturgewächse ungehindert dahin verbreiten. Plath[2]) nennt als Hauptgetreide im alten Reiche zwei hirseähnliche Gräser, wie ***Milium globosum***, ***Panicum verticillatum***, dann ***Holcus sorghum*** und vor allem den Weizen. Der Reis wird erst in der südlichen Hälfte die herrschende Feldfrucht und gelangte obendrein spät nach China. Nur im Süden, etwa mit dem 30. Breitengrad, beginnt auch der Theebau. Dass übrigens die Chinesen nicht hartnäckig Gaben aus fremder Hand zurückweisen, dafür zeugt, dass sie Roggen, Hafer und Buchweizen durch Vermittelung mongolischer oder wahrscheinlicher türkischer Stämme, und seit der Entdeckung Amerikas auch den Mais, die Kartoffeln und den Tabak bei sich eingeführt haben. Sonst fanden sich im alten Reiche noch Erbsen und Bohnen, Gurken und Melonen, Zwiebeln und Lauch. Auch die wichtigsten Haustiere der alten Welt waren vorhanden: das Rind, das Schaf, das Pferd, das Schwein, das Huhn und der Hund. Vermisst werden in dieser Liste das Kamel, der Esel und die Ziege. Vielleicht aus buddhistischen Skrupeln wird das Rind selten genossen, und auffallenderweise giebt es in China keine Milchwirtschaft. Den Grundbestandteil der Fleischnahrung muss in China das Schwein liefern,

[1]) **Grisebach, Die Vegetation der Erde. Bd. 1. S. 489 ff.**

[2]) **Nahrungsweise der alten Chinesen. Ausland 1869. S. 1212.**

welches, wie wir erinnern möchten, einer anderen wilden Art *(Sus indicus, Pallas)* als das europäische Hausschwein entsprungen ist[1]), also von den Chinesen wahrscheinlich selbständig gezähmt wurde.

Zuchtwürdige Tiere und nahrungspendende Pflanzen waren also vorhanden oder konnten sich frühzeitig in China einstellen. Dies aber sowie die oben geschilderte Begünstigung des Ackerbaues und die vorhandenen Schätze an Erzen sind auch alles, was der Lebensraum zur Entfaltung der chinesischen Kultur freiwillig beigetragen hat. Die tellurische Lage des Reiches war nur insoweit vorteilhaft, als den Chinesen Jahrtausende ruhiger innerer Entwicklung vergönnt blieben, ehe sie von überlegenen Völkern Störungen zu befürchten hatten. Sie waren rings umgeben von Nachbarn gleicher Abstammung, die sie frühzeitig durch ihre Gesittung überragten. Die Einfälle von Wanderhorden unterbrachen nur auf kurze Zeit das stetige Wachstum, denn der siegreiche Fremdling auf dem Thron fügte sich bald der geistigen Ueberlegenheit der Beherrschten. Mongolen und Mandschus mochten Dynastien stiften, geändert wurde aber in China damit nichts als der Name des Herrscherhauses.

Arbeitsamkeit und Freude am Kindersegen haben die Chinesen zu einem Volke von vielleicht nahezu 400 Millionen Köpfen anschwellen lassen. Mit dieser Verdichtung war zugleich die soziale Zucht geboten. Jede Vermehrung der Bevölkerung auf einer gegebenen Fläche legt dem Menschen den Zwang auf, seine gesellschaftlichen Instinkte weiter auszubilden. Ohne Schutz des Lebens und Eigentums, ohne Beobachtung ehelicher Treue, ohne strenge Wahrhaftigkeit vor Gericht könnte eine zahlreiche Gesellschaft gar nicht gedeihen, sondern müsste an innerer Zerrüttung zu Grunde gehen. In den überaus grossen Bevölkerungsziffern liegt an sich schon die Gewähr gesellschaftlicher Verfeinerungen. Gleichzeitig sind mit ihnen auch die technischen Fortschritte ganz unausbleiblich. Wo wir es mit Jahrtausenden und Millionen Menschen zu thun haben, spielt der Zufall als Vater der Erfindungen gewiss eine grosse Rolle. Er wird zum Lehrmeister der Kunstgriffe, und er vermehrt beständig den Schatz der Erfahrungen. So war es unvermeidlich, dass die Chinesen, die schon zwei Jahrtausende vor Christus nach Millionen zählten, ihre Gewerbe auf eine noch jetzt teilweise staunenswerte Höhe empor heben konnten.

Dabei blieb es aber. Ueberall bemerken wir, dass die Chinesen nicht über eine gewisse Stufe geistiger Entwicklung hinaus gelangen. Sie haben selbständig eine eigene Schrift, aber nur Silbenzeichen,

[1]) v. **Nathusius**, Der Schweineschädel. S. 175.

nicht Lautzeichen erfunden; sie hatten den Plattendruck längst gekannt, aber die früh benutzten beweglichen Typen wieder aufgegeben. Sie kannten das Pulver, aber nie die Feuerrohre[1], sie haben das Rechenbrett, aber nicht den Stellenwert der Zahlen erfunden, astronomische Vorgänge seit Jahrtausenden beobachtet, aber die Tierkreisteilung von auswärts sich zuführen lassen.

Karl Ritter hat sich vielfach mit dem Gedanken beschäftigt, dass der Gang der Kulturgeschichte ein anderer geworden wäre. wenn das chinesische und das römische Kaiserreich sich inniger hätten berühren können. Der Orientalist Reinaud, lange Zeit Vorsitzender der asiatischen Gesellschaft in Paris, hat in seinem letzten Werke uns überreden wollen, dass man in Rom schon unter den ersten Kaisern von der bevorstehenden Annäherung an China gesprochen habe, wie etwa gegenwärtig über den Zusammenstoss der britischen und russischen Macht im Innern Asiens viel überflüssige Schriften gedruckt werden. Vielleicht hat man sich die Folgen eines Kulturaustausches der römisch-chinesischen Kaiserreiche allzu grossartig vorgestellt. Sie würden für Europa nur darin bestanden haben, dass die Seidenraupenzucht um ein paar Jahrhunderte früher in Gebrauch gekommen wäre.

Erspriesslicher hätte eine solche Berührung auf China zurückwirken können. Seine ostasiatische Abgeschiedenheit, so günstig sie für eine friedliche Vermehrung in der Vergangenheit gewesen war, hat sich zu einem drohenden Verhängnis für die Zukunft umgewandelt. Fast wörtlich passt auch hier, was Adolf Bacmeister in Bezug auf südafrikanische Völker geäussert hat: „Für die Aufrollung des ursprünglichen Wesens eines Volkes in der Geschichte ist es ein gewaltiger Unterschied, ob es nur oder beinahe nur mit den Völkern seines gleichen sich trifft und reibt und messen lernt, oder ob es ihm die Geschichte vergönnt und geboten hat, sich mit fremden Mächten in der Arena zu tummeln, und im erfrischenden Kampfe mit immer neuen Gewalten sein Dasein zu gründen, zu erweitern, zu vertiefen, vielleicht auch ruhmvoll zu verlieren[2].“

Die Achtung vor den Kulturleistungen der Chinesen kann kaum grösser sein als beim Verfasser. Sie unter allen hochgestiegenen Völkern verdanken am wenigsten fremden Anregungen, wir, das heisst die Europäer, und vorzugsweise die Nordeuropäer verdankten bis zum 13. Jahrhundert fast alles, mit Ausnahme unserer Sprache, der Belehrung fremder Völker. Wir sind Zöglinge geschichtlich

[1]) Der chinesische Ausdruck für Kanone ist ein Fremdwort aus dem Abendlande. Huc, Das chinesische Reich. Bd. 2. S. 78.

[2]) Ausland. 1871. S. 580.

begrabener Nationen, die Chinesen sind Autodidakten. Vergleichen wir aber unseren Entwicklungsgang mit dem ihrigen, so werden wir uns bewusst, was ihnen fehlt und worauf unsere Grösse beruht. Seit unserem geistigen Erwachen, seit wir als Mehrer der Kulturschätze aufgetreten sind, haben wir unverdrossen mit den Schweissperlen auf der Stirn nur nach einem Ding gesucht, von dessen Dasein die Chinesen keine Ahnung haben, und für das sie auch schwerlich eine Schüssel Reis geben würden. Dieses eine unsichtbare Ding nennen wir Kausalität. An den Chinesen haben wir eine ungezählte Menge von Erfindungen bewundert und von ihnen uns angeeignet, aber wir verdanken ihnen nicht eine einzige Theorie, nicht einen einzigen tieferen Blick in den Zusammenhang und die nächsten Ursachen der Erscheinungen.

3. Koreaner und Japaner.

Die Bewohner der Halbinsel Korea, die ihnen ähnlich sehenden des Riukiu- (oder Lutschu-) sowie des japanischen Archipels teilen mit den Völkern des vorigen Abschnittes die Merkmale der mongolischen Rasse. Die Japaner gehören mit einem Breitenindex von 80 unter die Mesocephalen, bisweilen sogar unter die Brachycephalen, und die Höhe ihres Schädels ist fast so gross wie die Breite[1]). Vornehmlich ihre mehrsilbigen Sprachen verhindern es, dass sie in die nämliche Gruppe wie die Chinesen und hinterindischen Mongolen gestellt werden. Näher stehen sie linguistisch dem altaischen Typus, mit dem sie die lockere Zusammenfügung der Formelemente und andere Regeln des Wortbaues gemein haben. In solchen Grundzügen stimmt das Japanische mit dem Koreanischen so weit überein, dass beide Sprachen eine gemeinsame Herkunft besessen haben könnten, doch ist bis jetzt keine Thatsache dafür entdeckt worden, dass sie eine gemeinsame Herkunft besessen haben müssten[2]).

Die Japaner sind in ihre heutigen Wohnsitze vom Festlande eingewandert und zwar höchst wahrscheinlich von Korea aus, denn sie haben sich vom Südwesten her über ihre Inselgruppe verbreitet[3]). Im Norden der Halbinsel, der wir irrtümlich den Namen des ganzen japanischen Reiches Nippon beizulegen pflegen, lebte noch bei Beginn unserer Zeitrechnung ein wildes Volk, welches das Haar ohne jede Pflege wachsen liess[4]), möglicher Weise also die Ainos, die dann

[1]) Baelz, Die körperlichen Eigenschaften der Japaner. S. 20.
[2]) Whitney, Language and the study of language. S. 329.
[3]) Rein, Japan. Bd. 1. Leipzig 1881. S. 452.
[4]) a. a. O. S. 248.

hier mit den Japanern verschmolzen, auf Jeso und den nördlicheren Inseln ihnen erst in den letztvergangenen Jahrhunderten unterthan wurden. Auch mit den Japanern kann sich die Völkerkunde nicht lange beschäftigen. Wohl sind sie ein geistig hochbegabtes Volk, welches sich rasch fremde Kulturvorzüge aneignet. Fuhr doch schon im Januar 1860, also kaum sechs Jahre nach Erschliessung Japans für den europäisch-nordamerikanischen Völkerkreis, ein Dampfer nur mit Japanern bemannt und von ihnen befehligt, über das stille Meer nach San Francisco und zurück. Allein ihre schriftliche Geschichtsüberlieferung, erst im 7. oder 8. Jahrhundert n. Chr. anhebend, bringt einigermaassen glaubwürdige Nachrichten höchstens bis zum Reichsgründer Jimmu im 7. Jahrhundert v. Chr.[1]), und ihre Gesittung entlehnten sie bis 1854 immer aus China. Doch haben sie das Empfangene selbständig weiter gebildet. So erfand einer ihrer grössten Gelehrten um 750 n. Chr. eine Silbenschrift aus 47 dem Chinesischen entlehnten, aber vereinfachten Zeichen, während die massenhaft in die japanische Sprache aufgenommenen Worte chinesischen Ursprungs noch heute mit ihren alten chinesischen Wurzelzeichen wiedergegeben werden[2]). Viele ursprünglich chinesischen Gewerbszweige haben die Japaner eigenartig weiter entwickelt, wie die Porzellanbäckerei und die Stahlerzeugung, besonders aber die aufs höchste vervollkommnete Herstellung lackirter Holz- und geschmackvoller Bronzegusswaren. Ihr Humor und ihre Schalkhaftigkeit drückt sich in ihren Karikaturen aus, die bei hoher Lebendigkeit und glücklicher Beobachtung der Natur nur an Verzeichnungen leiden. Unter allen Asiaten sind sie die einzigen, bei denen wir ritterliches Ehrgefühl von hoher Reizbarkeit nach Art des spanischen Pundonor antreffen. Auch sonst sind sie von den mongolenähnlichen Völkern diejenigen, welche an Sinnesart den Abendländern am nächsten verwandt erscheinen und durch ihren Reinlichkeitstrieb wieder am günstigsten von den Chinesen abstechen, nicht minder seit den letzten Jahrzehnten durch ihren Trieb zur Nachahmung unserer abendländischen Kultur, nur dass es ihnen hierbei zu oft an Ausdauer und Gründlichkeit gebricht, um über die Aussenseite tiefer ins Wesen einzudringen.

Die Bewohner Koreas verdanken ebenfalls ihre heutigen bürgerlichen Zustände den Chinesen; über ihre ältere Gesittung sind wir aber nicht unterrichtet. Seit ungefähr drei Jahrhunderten verkehren die Koreaner selbst mit den Chinesen nur noch zu drei Messzeiten

[1]) Rein a. a. O. S. 244 f.
[2]) a. a. O. S. 254, 459—464.

des Jahres in kleineren Scharen am sogenannten Korea-Thor, einer schlichten Pforte, durch welche es allein den Gesandtschaften und dem Briefboten gestattet ist, den 50—90 Kilometer breiten, wenigstens bis vor kurzem völlig menschenleer gehaltenen Trennungsstreifen beider Reiche zu wechselseitigem Verkehr zu durchmessen. Ferdinand v. Richthofen sah an diesem Thor zur Messzeit einige Hunderte von Koreanern; sie erschienen ihm körperlich besser gebildet als die meisten Chinesen, ihre Hautfarbe war auch von lichterem Gelb, ihre Kleidung untadelhaft weiss, das schwarze Haar in einen Scheitelknoten aufgebunden, den ein feines schwarzes Gittergeflecht aus Binsen mit einem darauf gestülpten breitkrämpigen Hut aus demselben Stoff deckte, zierlich mit einer Perlenschnur unter dem Kinn befestigt[1]). In Herstellung solcher drahtartigen Binsengeflechte und eines ausgezeichnet dauerhaften Papiers zeichnet sich das koreanische Gewerbe hauptsächlich aus[2]). Der Koreaner steht nicht blos sprachlich dem Japaner näher und im Gegensatz zum Chinesen, so dass er z. B. nur das *r*, nicht aber das *l* spricht[3]), sondern auch in wichtigen körperlichen und Charaktereigenschaften. So spriesst dem Manne schon vom 20. Lebensjahr ab der Bart, und zwar ziemlich lang, obwohl dünn, während bei einem 35jährigen Chinesen nur selten der erste Flaum zu sehen ist. Die Statur des Koreaners ist höher als die des Japaners, die Haltung frei von chinesischer Schlaffheit, die Physiognomie viel mehr japanisch als chinesisch und besonders bei den höheren Ständen recht einnehmend, das niedere Volk unterscheidet sich dagegen bei der überhaupt schroffen koreanischen Klassenscheidung auch äusserlich ungünstig durch Stumpfnasen und stark hervortretende Backenknochen. An Reinlichkeit, geistiger Gewecktheit, Interesse für das Fremde, gemütvollem und doch ritterlichem Wesen steht der Koreaner dem Japaner zum mindesten gleich[4]).

4. Die mongolenähnlichen Völker im Norden der alten Welt[5]).

Vom ochotskischen Meerbusen bis nach dem europäischen Lappland sitzen, abgesehen von den ostwärts vorgedrungenen Russen,

[1]) v. Richthofen in der Zeitschrift für Erdkunde. Berlin 1870. S. 320 f.

[2]) Oppert, Ein verschlossenes Land. Leipzig 1880. S. 158 f.

[3]) a. a. O. S. 146.

[4]) v. Richthofen a. a. O.

[5]) Zu diesem und dem nächstfolgenden Abschnitt kann die ethnographische Karte des asiatischen Russlands in Petermanns Mitteilungen 1877 (Tafel I) empfohlen werden.

Bevölkerungen, die von Jagd, Fischfang und Viehzucht leben, dabei beständig, seitdem sie geschichtlich beobachtet werden konnten, ihre Wohnsitze verändert und sich durch einander geschoben haben. Wiederholt traten unter ihnen Eroberer auf, welche die herrenlosen Horden zu einer gemeinsam handelnden Masse zusammenschmolzen. Ob ehemals jenes geräumige Gebiet von Menschen verschiedener Rasse bewohnt war, lässt sich gegenwärtig weder verneinen noch bejahen. Jedenfalls hat die beständige Mischung des Blutes frühere Unterschiede verwischt, und wir finden daher in den Körpermerkmalen alle Uebergänge von den streng mongolischen Erkennungszeichen bis zur gänzlichen Uebereinstimmung mit den gesitteten Bewohnern des Abendlandes. Diese Völkergruppe, welche Castrén Altaier genannt hat, schliesst sich eng an die Ost- und Südostasiaten an. Die Hautfarbe ist eine gelbe oder gelbbraune; das Kopfhaar walzenförmig, straff und schwarz; der Bartwuchs und das Haarkleid des Leibes sprosst nur spärlich oder fehlt ganz; die Augen sind meistens schief gestellt, die Jochbeine stark vorspringend, die Nase platt, der Schädel sehr breit und auffallend niedrig. Je weiter wir aber den Nordasiaten nach Westen folgen, desto mehr leidet die Reinheit der mongolischen Merkmale. Während die Samojeden in ihrer Gesichtsbildung mit den Tungusen übereinstimmen, gleichen die Ostjaken den Finnen und den Russen[1]).

Unter diesen Umständen bleibt nichts übrig, als diese Gruppe des Menschengeschlechtes der Sprache nach in fünf grosse Aeste zu teilen, wie es von Alexander Castrén geschehen ist, nämlich in Tungusen, in wahre Mongolen, in Türken, in Finnen und in Samojeden. Glücklicherweise ist der Sprachbau aller dieser Völker in den Hauptzügen völlig übereinstimmend. Die Sinnbegrenzung der Wurzeln erfolgt dadurch, dass eine zweite Wurzel nachgesetzt wird, also stets durch Suffixe. Niemals wird ein Präfix geduldet. Dazu gesellt sich eine Anzahl von gemeinsamen Wurzeln, die jedoch nicht zahlreich genug sind, um als Beweise für eine Ursprache zu gelten, die vielmehr ebenso gut durch Entlehnung erworben worden sein können. Ferner sind diesen Sprachen mehr oder weniger strenge Wohllautgesetze eigentümlich. Im Mokscha zwar ist die Vokalharmonie nicht so vollständig wie im Türkischen oder Finnischen ausgebildet oder wahrscheinlich durch fremden Einfluss verloren gegangen, doch haben sich immer noch deutliche Spuren jener Lautgesetze erhalten[2]). Zwei Konsonanten dürfen nie ein Wort

[1]) Pallas, Voyages. Bd. 4. S. 90. Aubel, Ein Polarsommer. S. 258.
[2]) Ahlquist, Mokscha-mordwinische Grammatik. Petersburg 1861. S. 3.

beginnen oder beschliessen, und der Stammvokal bestimmt den Endungsvokal[1]). Auch diese gewiss auffallenden Uebereinstimmungen könnten vielleicht erst später sich entwickelt haben, doch fällt demjenigen, der diese Ansicht behaupten wollte, die Beweislast zu. Die gemeinsame Abkunft aller dieser Sprachen steht nicht so fest, wie etwa die des arischen Sprachenkreises, und bedenklich erschien einigen namentlich die Kluft zwischen dem Mongolischen und den Mandschu-Sprachen[2]). Andererseits dürfen wir nicht übersehen, dass alle diese Völker keine alte Literatur besitzen. Könnten wir die Sprachen in ihrer ehemaligen Gestalt vergleichen, so würden wir leicht ins Klare kommen, ob wir sie als ein Ganzes zusammenzufassen berechtigt waren oder nicht.

Zu dem tungusischen Aste dieser Völkergruppe gehören zunächst die Mandschus, welche seit 1644 als Eroberer dem chinesischen Reiche ein Herrscherhaus aufgedrängt haben. Den geschwisterlichen Tungusenstämmen haben sie den Namen Orotschonen gegeben, d. h. Rentierhirten, von dem tungusischen *oron* das Rentier[3]). Etliche Tungusen nennen sich selbst Boje oder Menschen, andere wieder Donki oder Leute. Lamuten heissen die tungusischen Bewohner an den ochotskischen Gestaden, von *lamu* das Meer. Am weitesten von allen Tungusen nach Westen, nämlich zwischen Jenissei und Tunguska, sind die Tschapogiren, und am weitesten nördlich, nämlich bis an die Chatangabucht des Eismeeres, andere Tungusenhorden vorgedrungen. Einst wohnten die Tungusen auch bis in den fernen Nordosten, wo das Kap Schelagskoi, östlich von der Kolymamündung, den Namen des untergegangenen Stammes der Schelagi bewahrt[4]), und nehmen noch gegenwärtig, wo die Tschuktschen und vor allem die Jakuten ihre Wohnräume verengt haben, vom Jenissei bis gegen Kamtschatka und Korea hin einen grösseren Teil Sibiriens ein als irgend ein anderes Volk. Verdienste um die Gesittung unseres Geschlechts lassen sich diesen Völkern nicht nachweisen, doch ist es sehr wahrscheinlich, dass die Chinesen manches von den Tungusen gelernt haben mögen, was wir ihrem Erfindungsgeiste jetzt zuschreiben.

[1]) Castrén, Ethnologische Vorlesungen über die altaischen Völker, herausgegeben von Anton Schiefner. Petersburg 1857. S. 18.

[2]) Whitney, Language. S. 315. Vgl. dagegen Schott in den Abhandlungen der Berliner Akademie. 1869. S. 267, 285.

[3]) Die Russen bezeichnen als Orotschonen vier ganz geringzählige Tungusen-Stämme nördlich von Nertschinsk zwischen Nertscha und Karenga, die auch wesentlich von Rentierzucht leben. Globus. Bd. 37. 1880. S. 215.

[4]) Hiekisch, Die Tungusen. St. Petersburg 1879. S. 43 f.

Der zweite Ast der Nordasiaten sind die Mongolen. Bisweilen werden sie Tataren, oder wohl gar nach einem Wortspiel Ludwigs des Heiligen Tartaren genannt. Diese Bezeichnung muss aus der Völkerkunde gestrichen werden, da sie so oft missbraucht und so vieldeutig geworden ist, dass wir immer erst aus Nebenumständen schliessen, oft auch nur erraten müssen, ob wir unter Tataren türkische oder mongolische Völkerschaften uns zu denken haben. Auch der mongolische Name blieb im Sprachgebrauch der Völkerkunde lange Zeit sehr schwankend, denn wir besitzen ein Verzeichnis der Horden, die ursprünglich und die später missbräuchlich Mongolen genannt wurden [1]). Die Geschichte gab diesen Namen den Scharen, die unter Tschingis-Chan und seinen Nachfolgern in das Abendland hereinbrachen, unter denen aber die Mehrzahl türkisch redete.

Die heutige Völkerkunde rechnet zu den eigentlichen Mongolen nur vier Zweige: Die Ostmongolen, die Kalmüken, die Burjäten und die Hasares. Die Ostmongolen sind diejenigen, welche ursprünglich von Chinesen den Spottnamen Tata empfingen, später, nämlich seit dem 8. Jahrhundert, Mungku (Mongolen) genannt wurden [2]). Sie bewohnen die östliche Hälfte der Gobi und teilen sich in zwei Horden, die südlich sitzenden Schara und ihre nördlichen Nachbarn, die Kalka. Als geschichtslosen Völkern können wir ihnen keine Verdienste um die Gesittung nachweisen. Der nächste Zweig, die Kalmüken [3]), nannte sich einst selbst Oelöt [4]), und nennt sich jetzt wohl auch Durban oirad, die vier Verbundenen. Die Namen dieser vier Horden lauten: Dschungar, Turgut, Choschod, Turbet. Ein Kalmükenreich wurde 1671 gestiftet, bestand aber kein volles Jahrhundert, sondern verfiel der chinesischen Herrschaft. Die Kalmüken haben noch bis in die neuesten Zeiten ihre Wanderungen fortgesetzt. Nach dem europäischen Russland kamen sie erst 1616 und wanderten teilweise von dort unter namenlosen Gefahren und Drangsalen 1771 nach dem chinesischen Reiche zurück. Etliche Horden sind auch über den Südrand der Gobi ausgeschwärmt [5]).

[1]) v. Erdmann, Temudschin der Unerschütterliche. Leipzig 1862. S. 168.

[2]) Castrén, Vorlesungen. S. 37.

[3]) Dieser Name wird bald abgeleitet von dem türkischen Wort Khalimak, d. h. die Abtrünnigen oder die Zurückgebliebenen, bald von dem mongolischen Gholaïmak d. h. Feuerhorde, bald endlich von Kalmuck, feurige Leute. Liadoff im Journ. of the Anthrop. Institute. Bd. 1. S. 401.

[4]) Bergmann, Streifereien unter den Kalmücken. Bd. 1. S. 122.

[5]) Es geschah nach dem Sturze der Juen-Dynastie, dass ein Schwarm Kalmüken, gemischt aus Dschungaren, Turguten und Choschoden, nach dem Koko-nor auszog. Howarth im Journal of the Anthropol. Institute. Bd. 1. S. 232.

Nur sprachlich von ihnen unterschieden sind die Burjäten, die schon unter Tschingis-Chan am Baikal-See und in dessen Umgebung sassen und ohne grossen Widerstand 1644 sich den Kosaken unterwarfen. Alle diese drei mongolischen Zweige haben den Buddhismus angenommen, ohne jemals ihren schamanistischen Gaukeleien zu entsagen. Es sind durchgängig phlegmatische, aber gutartige Menschenstämme. Um so ausserordentlicher war die Erscheinung eines Tschingis-Chan unter ihnen, der sich doch aus so unscheinbaren Anfängen bis zum Welteroberer aufschwingen sollte.

Weit versprengt von den anderen mongolischen Geschwistern sind die Hasares oder Hesares, welche zwischen Herat und Kabul als Hirten wandern und noch zu Sultan Babers Zeiten mongolisch sprachen[1]). Auch tragen ihre Gesichtszüge so scharf den mongolischen Typus, dass die Reisenden nie über ihre ethnographische Stellung in Zwiespalt geraten sind. Die Hasares zerfallen in westliche und östliche Stämme, von denen die ersteren Sunniten, die anderen Schiiten sind. Bisweilen werden die westlichen Hasares Aimak genannt, doch bedeutet dieses Wort soviel wie Horde[2]), und da es auch anderen als mongolischen Stämmen beigelegt worden ist, müssen wir vor seinem ferneren Gebrauche in der Völkerkunde warnen. Als Krieger Tschingis-Chans nach Iran gelangt, haben übrigens die Hasares nun längst die iranische Sprache angenommen bis auf einen kleinen Bruchteil, der mit Köhlerei beschäftigt in den minder zugänglichen Bergen bei Herat lebt[3]).

Tungusen und Mongolen sind wenig zahlreich und viele ihrer Zweige im Aussterben begriffen. Ganz anders verhält es sich mit dem dritten Aste der nordasiatischen Gruppe, mit den Türken. Nach alten morgenländischen Ueberlieferungen hiess einer von den acht Söhnen Japheths Turk. Er sass am Ili und Issik-kul, und von einem seiner Nachkommen stammen die Zwillinge Tatar und Mongol. Solche Sagen haben wir als Versuche einer ethnographischen Klassifikation anzusehen und sie deuten uns an, für wie nahe verwandt sich selbst die Zentralasiaten hielten. Die westlichen Türken sind so stark mit arischem und semitischem Blute gemischt, dass ihre ursprünglichen Körpermerkmale fast bis auf die letzten Spuren verloren worden sind und nur die Sprache noch ihre ehemalige Abkunft bezeugt. Turkmanen, Oesbegen, Nogaier und Kirgisen nähern sich dagegen beträchtlich den Mongolen; bei den Buruten und Kiptschaken ist höchstens die Gesichtsfarbe ein wenig verschieden. So

[1]) Spiegel, Erânische Altertümer. Bd. 1. S. 344.
[2]) Castrén a. a. O. S. 42.
[3]) Vámbéry, Ursprung der Magyaren. Leipzig 1882. S. 199.

äussert sich Vámbéry, doch setzt er hinzu, dass die mongolische Sprache in der Grammatik mit der türkischen keineswegs völlig übereinstimme, wenn sie auch deren Wortschatz sich bis zu drei Vierteln angeeignet habe[1]).

Heutigen Tages unterscheiden wir unter den Türken folgende Völkerschaften: Uiguren, Oesbegen, Osmanen, Jakuten, Turkmanen, Nogaier, Basianen, Kumüken, Karakalpaken und Kirgisen. Ein türkischer Chakan, von den Byzantinern Dizabulos geheissen, der in Talas am gleichnamigen Fluss, unfern vom heutigen Aulie-Ata am Westende der hohen Alexanderkette[2]), sein Hoflager aufgeschlagen hatte, ist uns durch die Reise des griechischen Botschafters Zemarch im Jahre 569 n. Chr. bekannt geworden[3]). Dieses ältere türkische Reich der Tukiu, ausgedehnt vom kaspischen Meer bis Korea, bis zur chinesischen Mauer, ja bis Tibet[4]), zerfiel noch in demselben Jahrhundert, und die ihm unterworfen gewesenen Uiguren auf beiden Seiten des östlichen Tianschan wurden wieder frei. Diese Uiguren, von den Chinesen bei ihrem Unvermögen ein r auszusprechen heute Chui-chui genannt, sind ein ehrwürdiges Kulturvolk, bei welchem sich Spuren der zoroastrischen Lehre erhalten haben, das aber später dem Buddhismus[5]), endlich dem Islam huldigte. Wir kennen sie durch die chinesischen Annalen schon aus dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert, bereits damals waren sie das vorgeschrittenste aller Türkenvölker und gründeten ein lange bestehendes Reich am östlichen Tianschan, während in ihrer früheren Heimat am Orchon und an der Selenga verwandte Horden zurückgeblieben waren[6]). Im 5. Jahrhundert n. Chr. besassen sie eine eigene Schrift und Literatur, im 13. waren sie die Schreiber der weltherrschenden Mongolen, welche letzteren selbst ihre Schrift annahmen[7]), und seit dem 9. Jahrhundert, wo sie ein chinesischer Kaiser gegen räuberische Einfälle westlicher Grenznachbarn Chinas ins eigene Land rief, blieben sie nach Erfüllung ihrer Aufgabe daselbst wohnhaft, verbreiteten sich in ziemlich strenger Absonderung von den Chinesen über ganz Nordchina, besonders über die nordwestlichen Provinzen des Reichs, und Richthofen schätzt ihre Zahl dort gegen-

[1]) Geschichte Bocharas. Bd. 1. S. 130.

[2]) v. Richthofen, China. Bd. 1. S. 543.

[3]) Menandri excerpta de legat. Corpus script. Hist. Byzant. ed. Niebuhr. Bd. 1. S. 295—302, 380—384.

[4]) v. Richthofen a. a. O. S. 526.

[5]) Stanislas Julien im Journal asiatique. Paris 1847. S. 58.

[6]) v. Richthofen a. a. O. S. 49.

[7]) a. a. O. S. 602 f.

wärtig auf wenigstens eine Million[1]). Ihr westlichster Wohnsitz ist gegenwärtig die Oase Hami oder Chami nahe dem Ostende des Tianschan; hier nennen sie sich Tarantschen, haben sich aber daselbst mit Mongolen und Ostturkistanern vermischt[2]). In Westturkistan finden wir jetzt die Oesbegen, einen Türkenstamm, der sich nach Oesbeg, einem Beherrscher der goldenen Horde (1312 bis 1342), benennt, nicht ohne Beimischung mongolischen Blutes geblieben ist, bei seinem geschichtlichen Auftauchen am Nordende des kaspischen Meeres weilte, unter den späteren Timuriden am Sir Darja sich ausbreitete[3]), seit dem 16. Jahrhundert sich Turan unterwarf und noch gegenwärtig in den Chanaten Chiwa und Bochara den herrschenden Volksstamm bildet. Aus dem gleichen Gebiete stammen auch die Seldschuken, welche noch um 1030 n. Chr. die heutige turkmanische Wüste bewohnten, bevor sie nach dem Abendlande aufbrachen und zuletzt als Osmanen erobernd ihren Fuss auf drei Weltteile setzten.

Ein Osmane aus Konstantinopel, heisst es wohl etwas überschwenglich, könne sich mit einem Jakuten an der Lena leicht verständigen. Gewiss ist wenigstens, dass die türkischen Sprachzweige in dieser ungeheuren Entfernung weniger Verschiedenheiten bieten, als wir erwarten sollten. Von der Abhärtung der Jakuten war bereits die Rede[4]). Der amerikanische Reisende Kennan schildert sie nicht nur als arbeitsame Leute, sondern er fügt noch hinzu, dass von allen Eingeborenen Sibiriens sie die einzigen sind, welche nicht zusammenschmelzen, vielmehr an Kopfzahl wachsen. Auch war ihre Sprache, als Erman[5]) in Sibirien weilte, von Irkutsk bis Ochotsk und vom Eismeer bis zur chinesischen Grenze die allgemeine Umgangssprache für Reisende und Kaufleute, für Russen, Tungusen und Burjäten geworden. Uebrigens haben sich bei den Tungusen an der Lena noch Ueberlieferungen davon erhalten, dass die Jakuten erst spätere Eindringlinge in Ostsibirien waren und den Tungusen ihren Wohnraum in blutigem Kampf abgerungen haben[6]).

Der fünfte oben aufgezählte Zweig sind die Turkmanen in den Steppen und Wüsten östlich vom kaspischen Meere und südlich vom

[1]) Zeitschrift für Ethnologie. 1873. Verhandlungen. S. 39 f.

[2]) v. Prschewalski, Reisen in Tibet in den Jahren 1879 bis 1880. Jena 1884. S. 45.

[3]) Vámbéry, Geschichte Bocharas. Bd. 2. S. 35 f.

[4]) S. oben S. 20.

[5]) Reise um die Erde. Berlin 1848. Bd. 3. S. 51.

[6]) Hiekisch, Die Tungusen. S. 42.

Aral-See, gefürchtete Menschenräuber, die, gut beritten, chorassanische Ortschaften zu überfallen, vordem auch auf Piratenbooten die Bewohner der Gestade von Masenderan heimzusuchen pflegten, bis die Russen diesen schändlichen Erwerbszweig unterdrückten. Sie versorgten die Sklavenmärkte in Chiwa, Bochara und Kokand und förderten dadurch eine fortgesetzte Kreuzung des türkischen mit iranischem Blute. Diese hat wohl seit den ältesten Zeiten stattgefunden, denn als türkische Stämme sich Kaschgarien, Ferghana und Charesm unterwarfen, fanden sie dort eine altpersische Städtebevölkerung, die Tadschicks der heutigen Völkerkunde, die von früheren Reisenden auch Sarten geheissen wurden, während Robert Shaw vor einer solchen Verwechselung gewarnt hat. Die Bewohner Kaschgariens oder des Tarimbeckens besitzen zwar alle Körpermerkmale einer iranischen Abkunft, aber sie reden türkisch, was Radloff auf eine (geschichtlich allerdings nicht mehr nachweisbare) Eroberung des Landes durch Uiguren zurückführt[1]). Schon früher und ganz unabhängig von Shaw hatte der deutsche Reisende H. v. Schlagintweit in den kaschgarischen Städtebewohnern das Gepräge der arischen Abkunft erkannt[2]). Solche Fälle, dass nämlich Menschenstämme ihrer Sprache nach in eine andere Stellung gehören als nach den Kennzeichen der Rasse, setzen die Völkerkunde in die nämliche Lage, in der sich die Mineralogie den pseudomorphischen Erscheinungen gegenüber befindet. Wird nämlich ein Krystall von Sickerwasser aufgelöst und mitten aus dem Muttergestein hinweggeführt, so kann sich ein anderes Mineral in den Hohlraum eindrängen, ihn ausfüllen und nun als Trugkrystall auftreten. So geschieht es auch, dass Völker in dem Sprachenkreis einer fremden Rasse heimisch werden oder umgekehrt die Sprache unverändert in einem Ländergebiete herrschend bleibt, während sich langsam durch Blutmischung die Rasse verändert.

Die Völkerstrahlen, welche Zentralasien von Zeit zu Zeit gegen das Abendland hinaussendete, hinterliessen hin und wieder Bruchstücke von Bevölkerungen, denen der Kaukasus mit seinen Hochthälern und Tafelbergen vor Ausrottung Schutz gewährte. Zu solchen Ueberresten aus der türkischen Gruppe gehören die Nogaier am linken Ufer des Kuban und auf der Halbinsel Krim, dann die Basianen östlich und westlich vom Elbrus, für deren Schicksale Freshfield, der erste Ersteiger des Elbrus, unsere Teilnahme zu gewinnen gesucht hat, endlich die Kumüken an der Küste des kas-

[1]) **Radloff**, Türkstämme Sibiriens und der Mongolei. Leipzig 1883. S. 19.

[2]) H. v. **Schlagintweit**, Indien und Hochasien. Bd. 2. S. 40 und **Shaw**, Reise nach der hohen Tatarei. Jena 1872. S. 17.

pischen Meeres südlich vom unteren Terek bis etwas über Derbent hinaus. Ein anderer türkischer Völkerstamm, die Karakalpaken oder Schwarzmützen, ist aus einem früheren Wohnsitze an der Wolga zu dem unteren Lauf des Sir Darja herabgezogen. Die Kirgisen endlich, das heisst die drei Horden zwischen der Wolgamündung und dem Balchaschsee, einschliesslich der Buruten, stehen von allen Türken an Körpermerkmalen den Mongolen am nächsten, und ihre Geschlechternamen, wie Kyptschak, Argyn, Naiman, bezeugen sogar mongolische Herkunft oder wenigstens Mischung mit Mongolen[1]). Nach einer Deutung Radloffs ist ihr Name dadurch entstanden, dass eine ihrer Horden *Kyrk*, die Vierzig, eine andere *Jiis* (Dschiis), die Hundert, hiess[2]). Sie selbst nennen sich Kasaken.

Es ist schwer, den türkisch-mongolischen Völkern ihren wahren Rang in der Gesittungsgeschichte anzuweisen. Gewiss ist, dass viele dieser Stämme noch bis auf den heutigen Tag wandernde Hirten geblieben sind und wahrscheinlich verschwinden werden, ohne jemals sesshaft geworden zu sein. Die achtungswerte Bildung der Oesbegen in Turkistan sowie die der europäischen Osmanen könnte ihrer Blutmischung mit arischen und teilweise semitischen Bevölkerungen zugeschrieben werden. Allein die frühe Gesittung der alten Uiguren und die bürgerliche Tüchtigkeit der Jakuten zwingt uns zur Anerkennung, dass auch in den rein gebliebenen türkischen Stämmen früh alle notwendigen Anlagen zu den höheren Gesellschaftsformen vorhanden waren. Die Erfindung des Lederzeltes und der Filzbereitung, die Zucht der Rosse als Milchtiere, die Zähmung der Schafe mit Fettschwänzen und vielleicht des baktrischen Kamels sind Leistungen, die wir wahrscheinlich nach Zentralasien und zugleich in ein hohes Altertum zu verlegen haben. Nur ist es schwer zu sagen, welchem Zweige unter den Nordasiaten diese Verbesserungen des menschlichen Haushaltes zum Verdienst anzurechnen sind.

Die vierte Abteilung, mit der wir uns jetzt zu beschäftigen haben, sind die Völker der gliederreichen finnischen Gruppe, die sich wieder in vier Zweige, nämlich in den ugrischen, bulgarischen, permischen und im engeren Sinne finnischen gliedert. Ihre Ursitze lagen zum Teil östlicher und südlicher als ihr gegenwärtiger Wohnraum im Ural und im Altai, weshalb auch der gesamte Stamm vielfach als Ural-Altaier bezeichnet wird[3]). Als Ugrier vereinigte Castrén die Ostjaken am

[1]) Radloff, Türkische Volksliteratur in Südsibirien. Bd. 3. St. Petersburg 1870. S. XIV.

[2]) Zeitschrift für Erdkunde. Berlin 1871. S. 505.

[3]) Vgl. die Wanderkarten bei Ujfalvy, Migrations des peubles touraniens. Paris 1873. S. 120, 130.

rechten Ufer des Ob, die Wogulen am Ostabhang des nördlichen Ural und die Magyaren. Dass die letzteren sprachlich zur finnischen Familie gehören, wurde schon von Sajnovics, einem Reisebegleiter des P. Hell, vor hundert Jahren nachgewiesen[1]), und über die Stellung ihrer Sprache hat neuerdings wieder eine vergleichende Grammatik nähere Aufschlüsse gegeben[2]). Nach Ausweis ihrer Körpermerkmale, namentlich ihrer Schädel- und Gesichtsbildung, gehören jedoch die Magyaren nur teilweise in die finnische Verwandtschaft; diejenigen nämlich unter ihnen mit breitem Schädel und breitem Gesicht sollen Aehnlichkeitszüge mit den Tavastländern des südlichen Finnlands an sich tragen, nicht aber die magyarischen Brachycephalen mit schmalem, noch die Mesocephalen mit breitem Gesicht[3]). Und selbst die magyarische Sprache trägt einen Mischcharakter an sich; ihre vielfache Verwandtschaft namentlich mit türkischen Idiomen[4]) scheint auf einen wirklichen Zuschlag türkischer Nationalität zurückzuweisen, der sich der Ueberlieferung nach vollzog, als die Magyaren im 9. Jahrhundert durch Südrussland gegen ihre nunmehrige Heimat vordrangen[5]). Zu dem bulgarischen Zweig sind nicht mehr die Bulgaren an der Donau zu rechnen, denn sie gehören der Sprache und den körperlichen Wahrzeichen nach zur slavischen Familie, haben auch völlig die Reste der ehemaligen Bulgaren des Mittelalters in sich aufgesogen. Während nämlich die Wolgabulgaren ihren Staat bis zum 13. Jahrhundert und ihre Nationalität bis zur bleibenden Unterwerfung unter die Zaren von Moskau behaupteten, büssten die Donaubulgaren ihre Sprache schon im 10. Jahrhundert, ihre Selbständigkeit am Anfang des 11. ein[6]). Uebrigens ist es nach dem Ergebnis neuerer Forschungen hinsichtlich der Bulgaren sehr zweifelhaft geworden, ob sie ursprünglich der finnischen oder nicht vielmehr ursprünglich der türkischen Völkergruppe zuzuzählen sind und sich erst nachmals mit finnischem Blut versetzt haben; ihr alter Ausdruck für Gott war *tangri*, wie noch heute auf dem ganzen türkischen Sprachgebiet die Gottheit heisst, und eine grössere Anzahl ihrer alten Personen- und

[1]) Sajnovics schrieb 1770 ein Buch unter dem Titel: Idioma Ungarorum et Lapponum idem esse.

[2]) Weske, Untersuchungen zur vergleichenden Grammatik des finnischen Sprachstammes. Leipzig 1872.

[3]) Kollmann in den Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. 1881. Bd. 11. S. 7.

[4]) Vámbéry, Ursprung der Magyaren. S. 235—257.

[5]) Constantinus Porphyrogenitus, De administrando imperio. cap. 29.

[6]) Roesler, Romänische Studien. Leipzig 1871. S. 239.

Würdenamen weist gleichfalls auf durchaus türkische Wortwurzeln[1]). Andere Bruchteile des Bulgarentums sind die inselartig an der Wolga von Russen eingeschlossenen Gebiete der Tscheremissen, Mordwinen und Tschuwaschen. Der Name der Tscheremissen bedeutet in der Mordwasprache die Oestlichen. Die Mordwinen selbst nennen sich wieder im Osten Mokschanen und im Westen Ersanen. Ruysbroek hat sie Moxel, Merdas und Merduas, Herbersein Mordva genannt. Bei ihnen wird noch jetzt ein mehr oder weniger verstecktes Heidentum angetroffen[2]), und wegen dieser Altertümlichkeiten sind sie ein anziehender Gegenstand für den Völkerkundigen geblieben.

Der permische Zweig hat seinen Namen von den Permiern erhalten, die an den Gewässern der Kama, im Bjarmaland, nach altskandinavischer Sprechweise, wohnten. Als Geschwister gehören zu ihnen im Kamagebiet und in den polaren Flussgebieten nördlich von letzterem die Sirjänen, hauptsächlich mit der Jagd auf Eichhörnchen beschäftigt und gegenwärtig im Begriff russische Nationaleigentümlichkeit anzunehmen[3]).

Der vierte oder eigentlich finnische Zweig hatte sich über die nördlichen und östlichen Gestade des baltischen Meeres verbreitet und von deutschen Nachbarn seinen europäischen Namen erhalten, der mit Veen (Moorland) zusammenhängt[4]). Nennen sie doch ihre Heimat Suomi oder Sumpf- und Seenland, sich selbst aber Suomalaisia[5]). Es unterliegt keinem Zweifel mehr, dass Tacitus und Ptolemäus jene Völkerschaften unter den Namen Fenni oder Phinni ungefähr in ihren heutigen Wohnsitzen gekannt haben[6]). Ihren Mundarten nach zerfallen sie in die Suomi am finnischen und bottnischen Meerbusen, die nachbarlichen Karelen, die Wepsen oder Nordtschuden am Südwestufer des Ladogasees, die Woten oder Südtschuden nordöstlich von der Stadt Narwa, beide im Aussterben begriffen, die seit 1846 in Kurland erloschenen Krewinen, die auf 2000 Köpfe zusammengeschmolzenen Liven, ebenfalls in Kurland am Gestade des Meerbusens von Riga, und die noch zahlreich und geschlossen sitzenden Esten. Verschwistert dem Blute nach mit diesen Stämmen sind die Lappen Skandinaviens und Russlands,

[1]) Vámbéry a. a. O. S. 50—61.

[2]) v. Haxthausen, Studien über Russland. Bd. 2. S. 16.

[3]) Archiv für Anthropologie. 1878. Bd. 10. S. 448.

[4]) Guthe, Die Lande Braunschweig und Hannover. Hannover 1867. S. 62.

[5]) Hjelt in der Zeitschrift für Ethnologie. 1872. Verhandl. S. 117. Neuerdings ist diese Ableitung von Sjögren bestritten und der Eigenname der Finnen als vorläufig unerklärt hingestellt worden.

[6]) Forbiger, Alte Geographie. Bd. 3. S. 1124.

deren Sprache nach dem Urteile Castréns noch vor 2000 Jahren dieselbe war, wie die der Suomi. Erst sehr spät sind sie in ihre jetzigen Wohnsitze eingewandert[1]), noch im 9. Jahrhundert lebten sie blos von Jagd und Fischfang und hatten kein anderes Haustier als den Hund, selbst die Züchtung des Rentieres lernten sie erst von den Normannen, wie ihr aus dem Normannischen entlehntes Wort für zähmen beweist[2]). Die Quänen sind sogar erst seit Beginn des vorigen Jahrhunderts nach Skandinavien herübergewanderte Finnen[3]).

Die Blutsverwandtschaft der finnischen Gruppe mit den Völkern des mongolischen Astes ist bei den Wogulen am deutlichsten zu erkennen, denn sie nähern sich weit mehr als die Ostjaken den Kalmüken[4]). Selbst unter den Lappen Norwegens erkannte aber Karl Vogt in den schmal geschlitzten, jedoch horizontal gestellten Augen, den breiten Backenknochen, dem weiten Mund, der abgestumpften Nase und der gelblichen Gesichtsfarbe die Wahrzeichen der mongolischen Rasse wieder[5]). Von den germanischen und slavischen Nachbarn haben die Ostseefinnen eine Anzahl Wörter für Kulturwerkzeuge und mit den Worten auch die Gegenstände selbst entlehnt. Daraus lässt sich ein Bild von ihren Zuständen vor Empfang jener Hilfsmittel entwerfen. Als Haustiere züchteten sie ausser dem Hund höchstens noch das Ross und das Rind; von Getreidearten bauten sie nur die Gerste. Im Sommer lebten sie in Lederzelten, im Winter in halbunterirdischen Hütten („Gammen" im heutigen Lappland) wie alle Polarvölker der alten Welt. Demnach können die heutigen Ostjaken und Wogulen uns noch jetzt ein Gemälde gewähren, wie die Zustände ihrer westlichen Geschwister in der Vorzeit beschaffen waren[6]). Leider reichen die ältesten Sprachdenkmäler der Ostseefinnen nicht über das Jahr 1542. Ihre epischen Dichtungen aber, die im Kalevala gesammelt vorliegen, gehören sicherlich, wenigstens in der jetzigen Fassung, einer sehr nahen Vergangenheit an. Während die mongolischen und tungusischen Mundarten reiner, aber auch dürftiger geblieben sind, das Mandschu

[1]) Ujfalvy, Migrations des peuples touraniens. S. 118 f.

[2]) Friis, En Sommer i Finmarken, Russisk Lapland og Nordkarelen. Christiania 1871. S. 13 f.

[3]) Archiv for Mathematik og Naturvidenskab. Christiania 1878. Bd. 3. S. 234.

[4]) Castrén, Vorlesungen. S. 128.

[5]) Vogt, Nord-Fahrt. Frankfurt 1863. S. 166.

[6]) Ahlquist, Die Kulturwörter in den westfinnischen Sprachen. Helsingfors 1875. S. 264—289.

sogar sich wenig von einsilbiger Steifheit entfernt, haben sich unter der ugrischen Gruppe das Magyarische und das Ostseefinnische bis zu einer solchen Höhe aufgeschwungen, dass sie beinahe Anspruch haben, zu den flektirenden Sprachen gerechnet zu werden[1]).

Noch bleibt zu erinnern übrig, dass wir unter den Namen Baschkiren, Meschtscherjäken und Teptiären auf dem europäischen Abhang des mittleren und südlichen Ural Bevölkerungen antreffen, die türkische Sprachen reden, ihrer Körpermerkmale wegen aber zu der finnischen Gruppe gerechnet, also für türkisch-finnische Mischvölker gehalten werden müssen.

Der fünfte Ast der sogenannten altaischen Völkergruppe, den die Russen Samojeden genannt haben, hatte seinen Ursitz wahrscheinlich am sajanischen Gebirge sowie im Quellengebiet des Jenissei und des Ob. Dort finden wir noch die Sojoten (oder Sojonen), von der Quelle des Kobdo bis zur Selenga, dann am Nordabhang der sajanischen Kette die Karagassen und Kamassinen, östlich vom Jenissei die Koibalen[2]). Von diesen südlichen Geschwistern, welche gegenwärtig stark mit türkischem Blut gemischt sind und türkische (einzelne Sojotenstämme auch mongolische) Sprachen reden[3]), haben sich die Samojeden als Rentierzüchter nach den nördlichen Tundren des Festlandes verbreitet, vom weissen Meere angefangen bis zur Chatangabucht. Im alten Jugrien zu beiden Seiten des obischen Meerbusens sitzt der Stamm der Jurak, weiter östlich hausen die Tawgi. Da unter diesen nördlichen Samojeden dieselben Familiennamen vorkommen wie bei den südlichen Kamassinen, so muss die Auswanderung den Jenissei entlang abwärts erfolgt sein. Der Sprache nach haben die Samojeden ihre nächsten Verwandten unter den Völkern des finnischen Astes zu suchen, und zwar stehen sie dem bulgarischen Zweige näher als einem anderen. Die Samojeden schliessen ferner aus Furcht vor Blutschande keine Ehe mit den Ostjaken, wenn die Geschlechtsnamen die nämlichen sind, was vorkommen kann und auf eine nahe Verwandtschaft deutet[4]). Leicht möglich ist es, dass bei einer künftigen Ordnung der Völker die Samojeden nicht als ein getrennter Ast des altaischen Stammes, sondern nur als ein Zweig der finnischen Gruppe ihre Stellung finden werden. Die Bezeichnung als Altaier stammt, wie bemerkt wurde, aus Castréns Munde, und die Vermutung, dass selbst die Finnen den Altai ehemals bewohnt haben sollen, gründet sich auf

[1]) **Whitney**, Language and the study of language. S. 320.
[2]) **Pallas**, Voyages. Bd. 4. S. 433.
[3]) **Radloff**, Türkstämme Sibiriens. S. 5—7, 9, 14, 17.
[4]) **Castrén**, Vorlesungen. S. 82, 84, 107.

die Thatsache, dass Namen von Gewässern im Jenisseigebiete, wie Oja, Joga, Kolba, sich aus dem Finnischen und Lappischen als Bach, Wasser und Fischwasser erklären, sowie dass der Jenissei selbst im oberen Laufe Kem heisst, was in keiner anderen Sprache als der finnischen in der Form Kemi oder Kymi Strom bedeutet.

5. Nordasiaten von unbestimmter systematischer Stellung.

Es handelt sich in diesem Abschnitt nicht um die Schilderung einer neuen Gruppe innerhalb der mongolischen Menschenstämme, sondern vielmehr nur um das offene Bekenntnis, dass unser Lehrgebäude in unfertigem Zustande übergeben werden muss, insofern wir drei vereinzelte Völkerschaften nicht einer der grösseren Abteilungen anzuschliessen vermögen. Es gilt dies zunächst von den Jenissei-Ostjaken, die mit den Ostjaken am Ob jedoch nichts gemein haben, als ihren unglücklich gewählten Namen. Sie wohnen am oberen Laufe des Jenissei bis zur Mündung der unteren Tunguska, anfangs nur auf dem linken, später auch auf dem rechten Ufer. Ihre Sprache, die mit der ural-altaischen keine typische Gemeinschaft besitzt, zerfällt in sechs Mundarten, von denen wir nur das Assan, Arinzi und das Kottische nennen wollen, letzteres zu Castréns Zeiten nur noch von fünf Personen gesprochen, wie denn überhaupt dieser Bruchteil sibirischer Stämme bis auf 1000 Köpfe zusammengeschmolzen ist und einem gänzlichen Erlöschen entgegen sehen muss, schon weil Jagd und Fischfang seinen einzigen Nahrungserwerb bilden[1]). Durch Leibesbeschaffenheit sind übrigens die Jenissei-Ostjaken keineswegs von ihren sibirischen Nachbarn zu trennen, so dass sie jedenfalls zu der mongolischen Rasse gehören, innerhalb dieser aber eine selbständige Stellung einnehmen.

Beides gilt auch von den Jukagiren und Giljaken. Erstere bewohnen jetzt die Tundren am sibirischen Eismeer von der Jana ostwärts. Hedenström fand im Jahre 1809 auf den neusibirischen Inseln Spuren von ehemaligen, damals aber schon ausgestorbenen jukagirischen Ansiedlern[2]). Ihre Sprache ist gänzlich verschieden von denen der uralaltaischen Gruppe[3]). Sie selbst nennen sich Andon domni.

[1]) Latham, Varieties. S. 268. Castrén, Vorlesungen. S. 87 f.

[2]) v. Wrangell, Reisen längs der Nordküste von Sibirien. Berlin 1839. Bd. 1. S. 100.

[3]) Whitney, Language and the study of language. S. 330.

Die Giljaken bewohnen zu etwa 3000 die Küsten der Nordhälfte von Sachalin und das Thal des Flusses Timm daselbst, zu etwa 5000 das benachbarte Festland in der Umgebung des untersten Amur, an welchem die bis zum Gorin reichenden Mangunen-Giljaken von den stromauf folgenden Golden die Sprache angenommen haben, während die Giljakensprache selbst weder mit derjenigen der Ainos noch mit dem Tungusischen übereinstimmt[1]). Die Giljaken sind breitschultrig gebaut, meist kleinwüchsig, deutlich brachycephal und von unschönen, echt mongolischen Gesichtszügen[2]). Sie leben von Fischfang und Jagd, an der Küste erlegen sie den Seehund als furchtlose Seefahrer, nur im Winter kehren sie alle in ihre kleinen Hüttendörfer zurück[3]).

Weit schwieriger lässt sich die Stellung des dritten Volksstammes bestimmen, der sich den Namen Ainu, d. h. Menschen, gegeben hat[4]). Sie leben noch fort auf Jeso, der Südhälfte Sachalins bis ungefähr zum 50. Parallelkreis sowie auf den Kurilen. Die Aino-Sprache hat man mit der japanischen verwandt erklären wollen, jedoch ohne hinreichende Berechtigung[5]). Die Ainos erinnern in ihrem Gesichtsausdruck und ihrer dunkleren Hautfarbe an einen auch unter den Japanern vertretenen Typus[6]). Sie haben mit den Japanern die Körperhöhe gemein, obwohl sie kräftiger und breitschultriger gebaut sind. Uebrigens scheinen sie jedoch bis auf die mitunter schräg gestellten Augenlidspalten keine eigentlich mongolischen Körpermerkmale zu besitzen[7]). Die Schädel dieses Volksstammes zeigen einen etwas geringeren Breitenindex (76,7—78,8) als die japanischen und sind auch bei einem Höhenindex von 69—76 merklich niedriger als diese, doch würde dieser Unterschied nicht allzuschwer ins Gewicht fallen[8]). Weit mehr setzt uns in Verlegenheit ihr üppiger Bartwuchs, das buschige Haupthaar und das reichliche Haarkleid am Leibe[9]), welches

[1]) Seeland in Röttgers Russischer Revue. 1882. S. 97 ff. 251 ff. Wenjukow, Die russisch-asiatischen Grenzlande. Leipzig 1874. S. 66.

[2]) Seeland a. a. O. S. 105 f.

[3]) a. a. O. S. 110 ff. Petermanns Mitteilungen. 1857. S. 305.

[4]) Archiv für Anthropologie. Bd. 10. 1878. S. 439 f.

[5]) Whitney, Study of language. S. 329.

[6]) Rein a. a. O. S. 444. Zeitschrift für Ethnologie. 1872. Tafel III.

[7]) Archiv für Anthropologie. Bd. 10. 1878. S. 442 f. Zeitschrift der Wiener geogr. Gesellschaft. 1872. Bd. 15. S. 558.

[8]) Zeitschrift für Ethnologie. 1872. Verhandlungen. S. 27—29.

[9]) S. oben S. 99 und Blakiston, Journey in Yezo, im Journal of the R. Geographical Society. London 1872. Bd. 42. S. 80. Rein a. a. O. S. 445.

letztere, zumal bei älteren Männern, auf Brust und Rücken entschieden stärker als bei Europäern, mitten unter Völkern von gerade auffallend glatter Haut höchst bedeutsam wird. Dieses Sondermerkmal würde fast allein genügen, die Ainos als eine eigene Rasse völlig von den anderen Asiaten abzutrennen.

6. Die Beringsvölker.

Unter diesem Namen vereinigen wir eine Anzahl nordasiatischer und amerikanischer Volksstämme, die meistens entweder die Ufer des Beringsmeeres bewohnen oder sich von diesen Ufern durch Wanderung, wie die Eskimos bis nach Grönland, verbreitet haben. Der Name hyperboreische Mongolen, den Latham gebraucht, ist für unsere Gruppe nicht angemessen, da wir auch Völkerschaften bis zur Juan-de-Fuca-Strasse ihr beizählen wollen. Ein gemeinsamer Sprachtypus verbindet nur einzelne dieser Stämme, aber nicht die Gesamtheit. Besser dagegen steht es mit den Körpermerkmalen, die einen Uebergang bilden von den mongolenähnlichen Sibiriern zu den Eingeborenen Amerikas. Dieser Uebergang rechtfertigt zugleich unser Vorhaben, die Amerikaner selbst nicht als eine getrennte Rasse abzuscheiden, sondern sie den mongolischen Asiaten anzuschliessen. Bei allen obigen Völkern finden wir eine rötliche oder bräunliche Dunkelung der Haut, straffes, walzenförmiges Haupthaar, mit einer einzigen Ausnahme Mangel an Bartwuchs und eine beinahe gänzliche Kahlheit am übrigen Leibe.

a. Itelmen oder Kamtschadalen.

Diese Merkmale im Verein mit den schmalgeschlitzten Augen bewogen Georg Steller, den Itelmen oder Kamtschadalen eine entschiedene Mongolenähnlichkeit zuzuschreiben[1]). Die Worte in ihrer Sprache entstehen durch lose Zusammenfügung von Wurzeln, und wenn richtig ist, was Kennan behauptet, dass sie sich der Präfixe bedienen, so trennen sie sich damit sowohl von den Ural-Altaiern wie von den Eskimos[2]). Der Fischfang ist ihr hauptsächlicher Nahrungserwerb, und der Hund, den sie vor den Schlitten

[1]) Steller, Kamtschatka. S. 298.

[2]) Latham (Varieties. S. 274) behauptet, ohne es näher zu begründen, dass die kamtschatkische Sprache mit der koreanischen und japanischen Gemeinschaft im Wortschatz habe. Wahrscheinlich sind es nur Kulturwörter, die im Verkehr entlehnt wurden.

spannen, ihr Haustier. Im Vergleich zu den anderen Beringsvölkern ist ihre Seetüchtigkeit eine sehr mittelmässige. Ihre gesellschaftliche Entwicklung ging nicht weiter, als dass sich die Pflichten der Blutrache über die Bewohner eines Ostrog erstreckten. Der Ehemann gehörte zur Familie der Schwiegereltern. Schamanistische Künste wurden eifrig betrieben, doch gab es keine eigentliche Kaste von Zauberern, sondern ein jeder versuchte die Geister auf eigene Gefahr. Der Glaube an die Fortdauer nach dem Tode führte häufig zum Selbstmord; Väter liessen sich von ihren Kindern erdrosseln oder den Hunden vorwerfen. Im Jenseits dachte man sich die Armen für ihre diesseitigen Leiden durch Ueberfluss belohnt[1]). Die musikalische Begabung der Itelmen müssen wir sehr hoch schätzen, denn sie haben sogar mehrstimmige Lieder komponirt[2]). Ausserdem fand Steller bei ihnen Tänze und dramatische Vorstellungen, die gewöhnlich in komischen Nachahmungen der fremden Gäste bestanden[3]). Adolf Erman[4]) rühmt ihre Rechtlichkeit, Sanftmut und „angeborene Feinheit der Sitte“. Rührend ist vieles, was er uns über ihre aufopfernde Gastfreundschaft mitteilt, die auch Kennan neuerdings wieder zu erproben Gelegenheit hatte. Wasser war zu Stellers Zeiten ihr einziges Getränk, so dass der Genuss von Fliegenschwamm sich erst später verbreitet hat.

b. Korjäken und Tschuktschen.

Von den Korjäken, welche am Ochotskischen Meere sitzen und sich bis in die nördlichen Teile von Kamtschatka verbreiten, behauptet Georg Steller, sie seien an Körpergrösse, Gesicht, Haarwuchs, der Aussprache aus vollem Halse den Itelmen „so ähnlich, wie ein Ei dem andern“. Wir dürfen dies nur von der Fischerbevölkerung an der Küste gelten lassen, denn die Korjäken des Binnenlandes, die vom Ertrag ihrer Rentierherden unter Zelten in patriarchalischer Gliederung leben, werden als Leute von mehr als mittlerem Wuchs beschrieben; sie sind also stattlicher als die Itelmen, denen sie sonst an Gastfreiheit sowie an dienstfertiger und gutherziger Behandlung von Fremden nicht nachstehen. Kennan nennt sie wegen ihrer physischen Merkmale Stämme von nordamerikanischem Typus[5]). Im Gegensatz zu den meisten Berings-

1) Steller a. a. O. S. 270 f., 277, 294.
2) a. a. O. S. 332.
3) a. a. O. S. 341.
4) Reise um die Erde. Bd. 3. S. 422.
5) Tent-life in Siberia. S. 117, 218.

völkern sind sie unbefleckt von erotischen Lastern und zugleich eifersüchtige Gatten. Leider berauschen sie sich nur allzugern mit dem Absud aus Fliegenschwamm, der ihnen trotz der scharfen russischen Verbote von gewissenlosen Kaufleuten zugeführt wird. Auch bei ihnen und den sogleich zu nennenden Tschuktschen[1]) lassen sich die alten Leute von den eigenen Kindern durch Lanzenstiche töten, vermutlich in dem Wahn, dass der Mensch auf gleicher Altersstufe erneuert werde, wie er die Erde verlasse, und dass es daher besser sei, den Becher nicht bis zur Hefe zu leeren.

Sprachlich mit ihnen so eng verwandt wie Spanier und Portugiesen sind die Tschuktschen, welche den äussersten Nordosten Asiens zwischen dem Ostkap und der Kolyma, gelegentlich bis zur Indigirka ziehend, in beinahe völliger Freiheit als Rentierzüchter bewohnen, die Gestade des Eismeeres von der Tschaunbucht ostwärts aber als Fischer[2]). Es sind starke Männer, die unter Lasten von 200 Pfund noch leichten Ganges dahinschreiten. Ein Tschuktschenbursche, den Obrist Bulkley von der Ploverbai nach San Francisco mitnahm, wurde dort stets für einen Chinesen gehalten und mit zwei Matrosen, geborenen Aleuten, trugen sich öfter ähnliche Missverständnisse in einer Stadt zu, wo man doch auf jeder Strasse Chinesen und Japanern begegnet[3]). Fügen wir noch zum Schluss hinzu, dass die Tschuktschen das Meer in Booten aus Walrosshaut mit einem Holz- und Knochengeripp befahren, die in Form und Grösse mit den grösseren, sogenannten Weiberbooten der grönländischen Eskimos völlig übereinstimmen. Diese Boote sind so leicht, dass sie von vier Mann auf den Schultern getragen werden können, und so geräumig, dass dreissig Mann in ihnen Platz finden; bei einer hinreichenden Anzahl von Ruderern lässt sich die Fahrgeschwindigkeit dieser Boote bis zu 10 Kilometer in der Stunde steigern[4]). Bisweilen binden die Tschuktschen auch aufgeblasene Seehundshäute an die Wände ihrer Fahrzeuge, damit sie wie die polynesischen Ausleger das Umschlagen verhüten.

c. Die Namollos und die Eskimos.

An die Tschuktschen grenzen vom Ostkap an längs des Beringsmeeres die früher mit ihnen verwechselten Namollos. Durch Sitten

[1]) Whymper, Alaska. Braunschweig 1869. S. 98.
[2]) Nordenskiöld, Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega. Leipzig 1882. Bd. 2. S. 82.
[3]) Whymper a. a. O. S. 273.
[4]) Nordenskiöld a. a. O. S. 92.

und Lebensgewohnheiten unterscheiden sie sich nur wenig von ihren Nachbarn. Lütke[1]) fand bei ihnen ausgeprägte mongolische Gesichtszüge, vorstehende Backenknochen, kleine Nasen und vielfach schiefgestellte Augen. Wir wissen ferner, dass die Sprache der Namollos mit der Eskimosprache verschwistert ist[2]). Chamisso, der Namollos in der St. Lorenzbucht und Eskimos am Kotzebuesunde vergleichen konnte, bemerkt, dass die Bevölkerung der Nordostspitze Asiens sowie alle Amerikaner von der Beringsstrasse bis zu den Eskimos der Baffinsbai „demselben Menschenschlag von ausgezeichnet mongolischer Gesichtsbildung angehören“[3]). Die Eskimos, deren Name aus der Sprache ihnen benachbarter Indianerstämme herrührt und Rohfleischesser bedeutet[4]), nennen sich selbst Innuit, eine Pluralform von *in-nu* der Mensch. Die Wortbildung in ihrer Sprache geschieht immer auf dem Wege der Suffigirung[5]) und insofern hätte sie Aehnlichkeit mit dem Verfahren innerhalb der ural-altaischen Gruppe, deren wichtigstes Merkmal aber, nämlich die Lautharmonie, bei den Innuit fehlt. Zwar kennt die Eskimosprache nicht die strenge Einverleibung, gleichwohl wird sich bald zeigen, dass sie einen Uebergang zwischen dem ural-altaischen und dem amerikanischen Typus darstellt. Die Innuit sassen zur Zeit der Normannenbesuche Amerikas, also um 1000 n. Chr., noch ziemlich südlich an der atlantischen Küste und liessen sich am Anfang des vorigen Jahrhunderts noch gelegentlich auf Neufundland sehen[6]). Nach Grönland sollen sie erst in der Mitte des 14. Jahrhunderts eingewandert sein[7]), indessen traf der Normanne Thorgils bereits um das Jahr 1000 vereinzelte Eskimos sogar an der grönländischen Ostküste[8]). Barnard Davis giebt als Schädelindices den grönländischen Eskimos eine Breite von 71 und eine Höhe von 75, den Eskimos im östlichen Nordamerika 70 und 75 für die obigen Verhältnisse. Allein diese Merkmale sind wertlos, weil der Schädel künstlich geformt wird[9]). Die westlichen Innuit aber, gegen welche ein gleicher Verdacht bis jetzt noch nicht vorliegt und die uns

[1]) Voyage autour du monde. Paris 1835. Bd. 2. S. 264.
[2]) Waitz, Anthropologie. Bd. 3. S. 301.
[3]) v. Kotzebues Entdeckungsreisen. Weimar 1821. Bd. 3. S. 176.
[4]) Bessels, Die amerikanische Nordpol-Expedition. S. 350.
[5]) Steinthal, Typen des Sprachbaues. S. 220.
[6]) Charlevoix, Nouvelle France. Bd. 3. S. 178.
[7]) S. oben S. 57 und David Cranz, Historie von Grönland. Bd 1. S. 333 f.
[8]) Rink, Danish Greenland. London 1877. S. 16 ff.
[9]) S. oben S. 57.

daher die ungestörte Schädelform darbieten, haben 75 zum Breiten-, 77 zum Höhenindex. Es sind also Schmalschädel von grösserer Höhe als Breite[1]). Sonst stimmen die Innuit in den maassgebenden Körpermerkmalen mit den nordasiatischen Bevölkerungen völlig überein, namentlich was Haut und Haar betrifft. Die schiefe Stellung der geschlitzten Augen, die flachen breiten Gesichter sind selbst noch bei den Eskimos Grönlands zu erkennen[2]), obgleich dort Mischungen mit germanischem Blut vielfach stattgefunden haben. Die Namollos und Eskimos gehören zwar nicht unter die hochgewachsenen Völker, aber widerlegt wurden bereits die älteren, irrigen Angaben über ihre Zwerghaftigkeit[3]). Ihre Frauen sind nicht fruchtbar[4]) oder vielmehr der Kindersegen gilt als unerwünscht, daher auch dieser Volksstamm dem Erlöschen nicht mehr entgehen wird.

Wir treffen bei ihnen unter dem Namen Angekok echte nordasiatische Schamanen, die sich zu den herkömmlichen Zauberkuren und Geisterbeschwörungen in Einsamkeit und unter Fasten so lange vorbereiten, „bis ihre Einbildungskraft“, wie Cranz treuherzig bemerkt, „in Unordnung gerät“ [5]). Sie verehren einen gütigen Schöpfer Torngarsuk oder Anguta[6]) geheissen. Wenn sie aus dem Munde der Heidenbekehrer einen allmächtigen Gott preisen hören, so denken manche, dass ihr Torngarsuk gemeint sei[7]). Ihm gegenüber steht eine schadenstiftende weibliche angeblich namenlose Gottheit. Nicht nur an eine Fortdauer nach dem Tode, sondern auch an eine jenseitige Bestrafung der Verbrecher und der Lieblosen wird geglaubt[8]). Die Innuit haben sich in ihren Sagen ein arktisches Paradies Namens Akillnek geschaffen und besitzen Erzählungen von Reiseabenteuern, bei denen der orientalische Vogel Roch durch Riesenmöven ersetzt wird. Auch hat man unter ihnen das Märchen von den badenden Jungfrauen angetroffen, die sich bei ihnen — da der Schwan fehlt — in Enten verwandeln[9]). Hall, der so lange unter ihnen weilte, nennt sie das gutherzigste Volk auf dem Erdboden. Für ihren

[1]) Davis, Thesaurus craniorum. S. 219—224.
[2]) Die zweite deutsche Nordpolfahrt. Leipzig 1873. Bd. 1. S. 135.
[3]) S. oben S. 83.
[4]) Cranz a. a. O. S. 212.
[5]) a. a. O. S. 268.
[6]) So nennt ihn Hall, Life with the Esquimaux. S. 524.
[7]) Cranz a. a. O. S. 264 f.
[8]) Hall a. a. O.
[9]) Rink, Eskimoisk Digtekonst, in Eor Ide og Virkelighed. Kjöbenhavn. 1870. S. 222 f.

scharfen Verstand spricht die Thatsache, dass sie sehr rasch Domino- und Brettspiele, unter letzteren auch das Schach, erlernten[1]). Als Leopold v. Buch im arktischen Norwegen reiste, überzeugte er sich, dass die menschliche Gesellschaft von den dortigen Bewohnern keine geistige Bereicherung beanspruchen dürfe, denn die volle Kraft des Menschen werde gänzlich aufgezehrt durch den Kampf mit einer strengen Natur um die kümmerliche Notdurft des Lebens. Noch viel mehr aber als von Norwegen muss dasselbe im polaren Amerika gelten. Die Eskimos haben freilich aus gewissen Störungen des Mondlaufes nicht die Abplattung der Erde berechnet, sie haben auch nicht das Wasser in seine beiden Luftarten zerlegt, ebensowenig eine Weltreligion gestiftet, aber sie haben dafür zuerst durch eigene Kraft und Kunst sich Wege gebahnt nach Gürteln der Erde, wo Tag und Nacht über die Dauer von Jahreszeiten sich erstrecken, sie haben bewiesen, dass der Mensch sich noch behaupten kann, wo ein neunmonatlicher Winter das Land versteinert, wo kein Baum mehr wächst, ja wo nicht so viel Holz angeschwemmt wird, um nur als Schaft zu einem Speer zu dienen. Sie haben sich bemüht aus den Knochen arktischer Säugetiere, ihrer Jagdbeute, durch Aneinanderstücken Schlitten zu erbauen und Lanzen zusammenzufügen, die, mit Tiersehnen festgeschnürt, Dauerhaftigkeit genug besitzen, dass ein unerschrockener Jäger im Handgemenge den weissen Bären zu erlegen vermag. Sie haben es ersonnen, wie man aus Schnee ebenso rasch Hütten bauen kann wie tropische Völker aus Zweigen und Blättern, ja sie haben aus Steinen Bogengewölbe ausgeführt, woran keines der Kulturvölker Mexikos gedacht hat. Sie verstanden auch ihre Hütten durch Thranlampen zu erwärmen, über ihnen Schnee und Eis zum Fliessen zu bringen, damit sie ihren Durst löschen konnten. Sie besassen, was in ganz Amerika nirgends sonst der Fall war, ein Verkehrswerkzeug auf festem Grunde, den Schlitten, und sie hatten zu seiner Bewegung Tiere, nämlich Hunde, vorgespannt, während die höchste Stufe solcher technischen Fortschritte in Amerika nur noch bei den Inkaperuanern angetroffen wurde, welche die Llamas zwar nicht zum Ziehen, aber doch wenigstens zum Tragen abrichteten. Ist es an sich schon eine kulturgeschichtliche Leistung, den hohen Norden der Erde bevölkert zu haben, so lösten die Eskimos diese unbeneidete Aufgabe, als sie selbst noch im Zeitalter der Steingeräte sich befanden. Jetzt freilich erhandeln sie von den Dänen Eisen zu Lanzen und Harpunenspitzen, allein Nordgrönland wurde längst von ihnen bewohnt, ehe

[1]) **Hall** a. a. O. S. 523.

sich Europäer in ihre Nähe wagten. Das erste Schiff, welches 1616 unter Kapitän Bylot in die Baffinsbai drang, knüpfte dort einen Verkehr mit den Eingeborenen an. Erst 1818 zeigte sich der ältere Ross als zweiter Seefahrer unter jenen Breiten, und auf seinen Spuren folgten dann die Waljäger, welche das erste Eisen brachten. Die Eskimohorde aber, welche jenseits des Smithsundes wohnt, sitzt dort sicherlich seit etlichen Menschenaltern, vielleicht seit Jahrhunderten.

Nicht geringe Verdienste haben sich aber um die Vermehrung europäischer Wissenschaft die Eskimos dadurch erworben, dass sie den älteren und neueren Seefahrern auf dem Schauplatz der nordwestlichen Durchfahrt ihre Dienste liehen. Einer merkwürdigen Eskimofrau, Iligliuk, verdankte Sir Edward William Parry eine Landkarte, die ihm den Weg zeigte zur Entdeckung der Fury- und Heklastrasse[1]). Der Eskimo Hans, der den unvergesslichen Kane und seinen Nachfolger Hayes begleitete, führte den Matrosen Morton bis über den 81. Breitengrad zu dem nördlichsten Punkte, der bis auf Nares an der Küste Grönlands erreicht wurde[2]). Wenn wir den Berichten der älteren und neueren Seefahrer auf dem Gebiet der nordwestlichen Durchfahrt folgen, und wir sehen ihre Schiffe vor uns in der Gefangenschaft des winterlichen Eises, es senkt sich dann auf sie die arktische Nacht herab, die drei oder vier Monate dauern soll, so beschleicht uns jedesmal die Bangigkeit, dass selbst der Europäer mit aller seiner Herrschaft über Stoff und Kraft doch jener strengen Natur nicht gewachsen sei und sein Leben und seine Freiheit abhänge von der Laune der künftigen Jahreszeit. Wenn dann am Bord der Ruf ertönt: die Eskimos sind angekommen! so ist es uns als würden von befreundeter Hand die Thüren des arktischen Kerkers geöffnet. Wie die Helfer im Dunkeln erscheinen Wesen unseres Geschlechtes, denen weder die Kälte noch die Nacht ihre Lebensheiterkeit rauben, und die vergnügt noch wandern und umherziehen, wo die Natur mit allen Schaudern eines Danteschen Höllenringes[3]) gepanzert erscheint.

Von ihren nautischen Geschicklichkeiten brauchen wir nicht lange zu reden. Sie besitzen bekanntlich zwei Arten von Fahrzeugen: grosse und geräumige, die sogenannten Weiberboote (Umiaks), worin die Familien ihre Wanderungen antreten, und die Männer-

[1]) Capit. Lyon, Private Journal. S. 160, 226. Hall hat zwei Eskimokarten abbilden lassen, die kaum von Europäern naturgetreuer hätten gezeichnet werden können.

[2]) Vgl. S. 19.

[3]) Inferno, XXXII. v. 22—30.

boote (Kajaks), mit denen der einzelne Jäger die Seetiere aufsucht. Was den Bau und die Führung von Booten betrifft, so giebt es keine grösseren Kenner als die Briten und die Amerikaner der Vereinigten Staaten. Beide aber reden mit Bewunderung, mit Neid sogar von dem Eskimo, der mit seinem Doppelruder und den Gleichgewichtskünsten eines Seiltänzers sein Kajak über die rauhen Wogenkämme hüpfen lässt.

Ihre Sprachähnlichkeit mit den Namollos, ihre nautische Geschicklichkeit, ihre Bezähmung des Hundes, ihr Gebrauch des Schlittens, ihre mongolische Gesichtsbildung, ihre Anlagen zu höherer Gesittung lassen die Frage, ob hier eine Wanderung aus Asien nach Amerika oder umgekehrt stattgefunden habe, mit einem hinreichenden Maass von Wahrscheinlichkeit für das erstere entscheiden, doch muss eine solche Wanderung von Asien über die Beringsstrasse viel später erfolgt sein als die erste Besiedelung der neuen Welt aus der alten.

Sprach- und blutsverwandt mit den Namollos und Eskimos sind die Bewohner in dem nördlichen und westlichen Teile des ehemals russischen Amerikas, die man wohl auch aliaskische Eskimos genannt hat. Sie bewohnen die Ufer des Beringsmeeres, die Halbinsel Alaska und die angrenzende Küste gegen Osten bis etwa zum Eliasberg. Sie zerfallen in 13 Horden, zu denen die Konjaken oder Konäken der Insel Kadjak, die Tschugatschen am Prinz William-Sund und auf der Kenai-Halbinsel, sowie elf andere Horden zählen[1]), deren Namen sämtlich auf *-mjuten* oder *-muten* endigen. Zur letzteren gehören Whympers Malemuten, die wie alle übrigen nur durch ihre Mundart von den Eskimos und Namollos sich unterscheiden. Unter ihnen sieht man Männer bis zu 1830 mm Leibeshöhe, woraus sich ergiebt, dass die Körpergrösse innerhalb dieses Volksstammes beträchtlich schwankt. Zwischen den asiatischen und amerikanischen Beringsvölkern hat beständig Handelsverkehr geherrscht. Die Tschuktschen ziehen nach der Diomedes-Insel und die Malemuten setzen von der äussersten Nordwestspitze Amerikas über, um Rentierfelle gegen Pelze umzutauschen. Der Handel geht so flott, dass die Kleidung der Eingeborenen am Yukonstrome einige hundert Meilen (miles) aufwärts aus asiatischen Fellen besteht, die von den Tschuktschen stammen[2]). Otto v. Kotzebue, der beide Ufer des Beringsmeeres befuhr, bemerkt (was jüngst Nordenskiöld bestätigte[3]),

[1]) S. ihre vollen Namen bei Waitz, Anthropologie. Bd. 3. S. 301.
[2]) Whymper, Alaska. S. 149.
[3]) Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega. Bd. 2. S. 83.

dass die Bewohner der St. Lorenz-Insel die nämliche Sprache reden wie die Stämme auf dem amerikanischen Ufer, also eine eskimoische, und letztere Brüder nennen. „Ich finde überhaupt", heisst es an einer anderen Stelle, „einen so unmerklichen Unterschied zwischen diesen beiden Völkern, dass ich sehr geneigt bin, sie von einem Stamm entsprossen zu halten[1])." Ganz ähnlich äussert unser berühmter Georg Steller, dass die Bewohner der Schumagin-Inseln an der Südküste von Alaska den Itelmen Kamtschatkas „wie ein Ei dem andern gleichen"[2]). Alle diese Zeugnisse erhärten die Thatsache, dass Wanderungen aus der alten Welt in die neue stattgefunden haben; dass dagegen die Eskimos aus Amerika nach Asien sich verbreitet haben sollten, ist deswegen nicht wahrscheinlich, weil sie von allen Amerikanern die meiste Uebereinstimmung in Bezug auf Rassenmerkmale mit den mongolenähnlichen Völkern der alten Welt sich bewahrt haben und ihre Wanderungen in der geschichtlichen Zeit noch immer ostwärts gerichtet waren.

d. Die Alëuten.

Von der Halbinsel Alaska zieht nach Kamtschatka in einem schön geschwungenen Bogen eine Kette von Inselvulkanen, baumlos und meistens in Nebel eingehüllt. Sie heissen die Alëuten wie ihre Bewohner. Letztere verknüpft mit den Eskimos nur eine Anzahl gemeinsamer Wörter, die aber blos eingetauscht sein mögen, sonst stehen sie linguistisch bis jetzt noch vereinsamt[3]). Es ist ein mongolischer Menschenschlag[4]), dessen wir schon einmal gedacht haben in Bezug auf seine frühzeitigen Ehebündnisse[5]). Zwar sind alle Beringsvölker mehr oder weniger seetüchtig, doch scheinen die Alëuten selbst die Eskimos noch durch ihre Fertigkeit zu überbieten. Ihre einluckigen Fellboote haben, wie Erman es erläutert, etwa 60 Pfund Eigengewicht und, bestiegen von einem 140 Pfund

[1]) v. Kotzebue, Entdeckungsreise in die Südsee. Bd. 2. S. 105. Bd. 1. S. 159.

[2]) Steller, Kamtschatka. S. 297.

[3]) Nach dem kurzen Abriss, den Lütke (Voyage autour du monde. Bd. 1. S. 243) mitteilt, bedienen sie sich zur Wortbildung auch der Präfixe, die der Innuitsprache völlig fehlen.

[4]) Ein deutscher Reisender (Allgemeine Zeitung 1873. S. 4300) will sie sogar wegen ihrer Gesichtsbildung von verschlagenen Japanern ableiten.

[5]) S. oben S. 228. Bei ihnen herrschen dieselben erotischen Laster (Langsdorff, Reise um die Welt. Bd. 2. S. 43. Dall, Alaska. Boston 1870. S. 402) wie bei den Namollos (Lütke a. a. O. Bd. 2. S. 197) oder bei den Itelmen (Steller, Kamtschatka. S. 289, 351) oder bei den (Rentier-) Tschuktschen (v. Wrangell, Reisen längs der Nordküste Sibiriens. Bd. 2. S. 227).

schweren Alëuten, immer noch einen so geringen Tiefgang, dass der eingetauchte Querschnitt nur 0,056 Quadratmeter Widerstandsfläche bietet. Mit einer solchen Baidare legte ein Eingeborener in $27^1/_2$ Stunde 214,8 Kilometer oder etwas mehr als eine deutsche Meile in der Stunde zurück, während ein Fussgänger eine Last von 60 Pfund höchstens $2^3/_5$ deutsche Meilen weit in einem Tage getragen, also 11 Tage zu der obigen Entfernung gebraucht haben würde[1]). Die Baidare befähigt den Alëuten zu den Leistungen der mächtigsten Seetiere und die Jagd auf solche gehört zu seinem täglichen Nahrungserwerb[2]).

c. Die Thlinkiten und Vancouverstämme.

Vom Eliasberge aus an der Küste und an den Küsteninseln bis zum Dixon-Sund wohnen Völker, welche die Russen Kaljuschen oder Koluschen, die sich selbst aber Thlinkiten oder „Menschen" nennen. Südwärts von ihnen bewohnen die Haidas die Königin Charlotte-Inseln. Am Festland gegenüber von $53^1/_2{}^0$ bis 50^0 n. Br. erstrecken sich die Hailtsa oder Hailtsuk. Auf der Insel Vancouver endlich werden vier verschiedene Sprachen geredet. Einige Stämme wie die Kowitschin und Klalam bewohnen nicht blos Vancouver, sondern das Festland am Fraserfluss und am Puget-Sund. Schädel aus dieser Küstengegend sind nur spärlich vorhanden, auch könnten sie uns nur wenig Belehrung bringen, denn ihre künstliche Verunstaltung in der Jugend gehört auf Vancouver wie in Oregon zur Mode, auch kommt nicht blos das Flachdrücken, sondern auch eine erzwungene Dolichocephalie vor[3]). Die Hautfarbe ist fast so hell wie bei Südeuropäern, das Haar dagegen schwarz und straff.

Bei den Thlinkiten und den Haidas[4]) zeigt sich hin und wieder ein wenig mehr Bartwuchs als es bei asiatischen und amerikanischen Mongolen sonst der Fall ist. Starke vorstehende Backenknochen, tiefliegende Nasenwurzel, breite fleischige aufgestülpte Nasen herrschen noch immer vor[5]). Die Tschinuks, welche Oregon im Süden des Puget-Sundes bewohnen und den Kopf künstlich abflachen, haben auch noch die schiefgeschlitzten mongolenähnlichen Augen[6]), die den

[1]) Erman in der Zeitschrift für Ethnologie. 1871. S. 167.

[2]) Eine genaue Zeichnung und Beschreibung der Bauart dieser klassischen Fahrzeuge hat v. Langsdorff (Reise um die Welt. Bd. 2. S. 39) gegeben.

[3]) Davis, Thesaurus craniorum. S. 231.

[4]) R. Brown in Reports of the British Association held at Norwich 1868. London 1869. S. 133.

[5]) So bei den Koluschen nach v. Langsdorff a. a. O. Bd. 2. S. 96.

[6]) Waitz, Anthropologie. Bd. 3. S. 324.

Haidas wiederum fehlen[1]). Sprachlich lassen sich die Bewohner der Küste nicht mit den Völkern jenseits der Felsengebirge vereinigen, auch unter sich verknüpft sie kein linguistisches Band. Da aber die Körpermerkmale keine Abtrennung in verschiedene Rassen verstatten, auch ein Beobachter wie Lütke[2]) ausdrücklich bezeugt, dass sich die Bewohner der Königin Charlotte-Inseln nicht von den Anwohnern des Beringsmeeres in dieser Hinsicht unterscheiden, so erscheint es angemessen, sie mit den Bewohnern des äussersten Nordostens von Asien zu vereinigen, zumal sie an Sitten und Lebensgewohnheiten ihnen weit mehr gleichen als den Jägerstämmen über den Felsengebirgen. Auch sie sind seetüchtig und verstehen es, ihren Fahrzeugen gefällige Formen und einen wohlüberdachten Schnitt zu geben. Doch ist es sicherlich die Küstenbeschaffenheit, welche die nautischen Geschicklichkeiten geweckt und ausgebildet hat[3]), wir dürfen sie daher nicht einer Rassenanlage zuschreiben und deshalb auf gemeinsame Abkunft schliessen. Auch das Durchbohren von Wangen und Lippen und das Einsetzen kleiner Pflöcke, welches bei der amerikanischen Küstenbevölkerung von dem Kotzebue-Sund bis zur Vancouver-Insel herrscht, würde höchstens auf gegenseitigen innigen Verkehr deuten, welcher eine Ansteckung mit dieser Geschmacksverirrung verursachte. Die amerikanischen Beringsvölker kannten vor Ankunft der Russen oder Kapitän Cooks Küstenberührungen das Eisen. Vorläufig, ehe gründliche Untersuchungen etwas besseres auszusprechen gestatten, wollen wir vermuten, dass Japaner, welche vor den Russen die Kurilen und Kamtschatka besuchten, Eisen oder eiserne Geräte nach dem Norden gebracht, und dass letztere sich dann durch den Küstenverkehr nach Amerika weiter verbreitet haben. Mit Ausnahme der Koluschen, deren eheliche Sittenstrenge v. Langsdorff[4]) uns rühmt, begegnen wir bei sämtlichen Beringsvölkern, selbst bei den Eskimos, erotischen Verirrungen, Knabenliebe und Frauenlastern, Gleichgiltigkeit gegen eheliche Treue, Bewirtung des Gastfreundes durch Preisgeben von Frauen und Schwestern, zugleich mit einem vorzeitigen Heiratsalter[5]). Wenn Georg Steller berechtigt war, die Anlage zu solchen Ausschweifungen der vorherrschenden Fischnahrung zuzuschreiben, so würde diese Uebereinstimmung zwischen den Beringsvölkern ebenfalls nur dem Wohnort ent-

[1]) R. Brown a. a. O.
[2]) Voyage autour du monde. Bd. 1. S. 188.
[3]) S. oben S. 207.
[4]) Reise um die Welt. S. 113.
[5]) S. oben S. 418 Anm. 5.

sprungen sein. Anders verhält es sich schon damit, dass wir bei ihnen allen mehr oder weniger grossen Kunstsinn antreffen, der sich in Schnitzereien äussert. Bei den Koluschen führt jedes grosse Fahrzeug den Namen von irgend einem Gegenstand, meist einem Tier, dessen hölzernes Bild den Schnabel schmückt. Besonders gelungene Verzierungen dieser Art werden sehr hoch im Wert gehalten und mit einem Sklaven bezahlt[1]). Die Adeligen unter den Haidas der Charlotte-Inseln wiederum tragen kupferne Schilder, auf welchen ihr Wappen eingegraben ist[2]). Dazu gesellt sich bei allen noch die Vorliebe zu dramatischen Tänzen und theatralischen Vorstellungen, die mit Masken aufgeführt werden[3]), wie dies von den Thlinkiten, ja sogar einigen Stämmen in Oregon[4]) und von allen Bewohnern der Vancouver-Insel gilt[5]). Die bürgerlichen Zustände bei den Thlinkiten und Vancouverstämmen hatten sich ungleich höher entwickelt als jenseits der Felsengebirge. Die Wohnsitze waren, wie es der Fischfang vorschrieb, feste, die Häuser bisweilen kasernenartig. Die Häuptlinge besassen grosse Gewalt, eine Scheidung in Adel und Volk war vollzogen und Sklaverei bei den Koluschen, Haidas und den Vancouverstämmen vorhanden[6]).

7. Die amerikanische Urbevölkerung.

Hat das menschliche Geschlecht von einem Schöpfungsherde aus die Erde bevölkert und dürfen wir in Amerika nicht seine Wiege suchen[7]), so muss die neue aus der alten Welt ihre ersten Bewohner empfangen haben. Als diese das westliche Festland betraten, standen sie sicherlich noch auf einer sehr rohen Stufe, wenn auch ihre Sprache bereits die Anlage zu ihren künftigen Grundzügen besass, die Feuerbereitung ihnen kein Geheimnis mehr war, Bogen und Pfeil sich in ihren Händen befanden. Weitere Seefahrten dürfen wir freilich diesen Einwanderern nicht zumuten, sondern sie höchstens über das Beringsmeer ziehen lassen. Nicht

[1]) Lütke, Voyage autour du monde. Bd. 1. S. 212. Dall, Alaska. S. 413, 417.

[2]) R. Brown a. a. O.

[3]) Vergl. die vorzüglichen Abbildungen in dem von der Direktion der ethnologischen Abteilung des Berliner Museums herausgegebenen Prachtwerk unter dem Titel: Amerikas Nordwestküste, neueste Ergebnisse ethnologischer Reisen. Berlin 1884.

[4]) Waitz, Anthropologie. Bd. 3. S. 335.

[5]) Whymper, Alaska. S. 58.

[6]) S. oben S. 183 f., 253, 254 f.

[7]) S. oben S. 32 f.

unerlaubt wäre sogar die Behauptung, dass die ersten Wanderungen zu einer Zeit stattfanden, als die Beringsstrasse noch nicht eine Meerenge, sondern eine Landenge vorstellte. Damals würde auch das Klima jener nördlichen Gestade viel milder gewesen sein als heutigen Tages, weil keinerlei Strömung aus dem Eismeere in den stillen Ozean eindringen konnte. Dass die Absonderung Asiens von Amerika einer geologisch gesprochen sehr nahen Vergangenheit angehöre, bezeugt die Thatsache, dass sowohl die Strasse[1]) wie das Meer, welche Berings Namen führen, ausserordentlich seicht sind, pflegen doch mitten im letzteren die Walfischfänger vor Anker zu liegen[2]). Doch bleibt es immer misslich, auf geologische Vorgänge sich zu stützen, die selbst noch strengerer Beweise entbehren. Wir setzen daher lieber voraus, dass zur Zeit des Ueberganges der Asiaten nach Amerika die Beringsenge schon ihre jetzigen Züge besass. Erinnern müssen wir aber an die erste Frage, welche unser grosser Mathematiker Gauss 1828 in Berlin an den Erdumsegler Adalbert von Chamisso[3]) richtete, ob nämlich von einem Punkte Asiens aus die Küste von Amerika sichtbar sei, so dass dermaleinst durch ein Dreiecknetz beide Welten verknüpft werden könnten. Da nun Chamisso mit Recht diese Frage bejahen durfte, so erforderte es also keine Entdeckung aufs Geratewohl, sondern den Asiaten der Beringsstrasse, als sie nach Amerika übersetzten, lag ihr Ziel sichtbar vor Augen. Freilich beunruhigt verwöhnte Europäer das Bedenken, ob es Völkerschaften, die wir uns doch entblösst von Schutzmitteln denken müssen, gelingen konnte, in jener strengen Natur auszudauern. Ueberschen wird dabei, dass gerade die Polarkinder an rauhem Wetter ein grösseres Behagen empfinden als am schwülen. „Wenn ich im Winter“, schreibt der unvergessliche Georg Steller, „unter meinem Bette und meinen Pelzdecken am Morgen fror, sah ich, dass die Itelmen, sogar ihre kleinen Kinder, bis an die halbe Brust nackend und bloss in ihrer Kuklanka, ohne Decken und Betten, lagen und wärmer anzufühlen waren, als ich.“ An einer anderen Stelle fügt er hinzu, dass die Kamtschadalen stets neben ihr Nachtlager ein grosses Gefäss mit Wasser stellen, dieses durch Eisstücke abkühlen und es, ehe der Morgen anbricht, bis zum letzten Tropfen ausleeren[4]). Noch bessere Beruhigung gewähren uns aber die Feuerländer, denn so niedrig wie sie müssen wir uns die ersten Einwanderer in Amerika denken.

[1]) Petermanns Mitteilungen. 1881. Tafel 17.
[2]) Whymper, Alaska. S. 94.
[3]) Chamissos Gesammelte Werke. Leipzig 1836. Bd. 1. S. 146.
[4]) Kamtschatka. S. 303, 325.

Horden unter ihnen harren in gänzlicher Nacktheit bei jedem Wetter aus. Darwin, der eine Frau in dieser Entblössung gewahrte, fügt hinzu: „Es regnete heftig, und das süsse Wasser mit dem Gischt des salzigen rann an ihrem Leibe herunter. In einem zweiten Hafen, nicht weit von dem vorigen, besuchte eine andere Frau mit einem kürzlich geborenen Säugling an der Brust das Schiff und trieb sich aussen herum aus lauter Neugierde, während Schlossen fielen und auf ihrem Busen wie auf der Haut des Kleinen tauten.“ An einer späteren Stelle heisst es: „Wir alle waren warm bekleidet und, obgleich dem Feuer sehr nahe, doch keineswegs von der Hitze geplagt, während unsere nackten Wilden, obgleich sie viel ferner sassen, von Schweiss überströmten und eine Art Röstung erlitten [1]).“ Das wird wohl jedermann überzeugen, dass selbst für Menschen auf der Stufe der Feuerländer das Klima der Beringsstrasse eine Wanderung aus Asien nach Amerika nicht verhinderte.

Der Beweis aber, dass die Urbewohner Amerikas jene Strasse zogen, liegt in ihren mongolenähnlichen Merkmalen. Dass asiatische und amerikanische Beringsvölker bis zum Verwechseln ähnlich sind, wurde bereits im vorigen Abschnitt gezeigt. Selbst Anhänger der Lehre von der Artenmehrheit des Menschengeschlechtes in den Vereinigten Staaten haben doch eingestanden, dass alle Ureinwohner Amerikas sich unter einander so gleichen „wie Vollblutjuden“, und dass die einzige Rasse, zu der sie vernünftiger Weise in nähere Verbindung gesetzt werden können, die mongolische sei [2]). Wir berufen uns ferner auf A. v. Humboldt, der den Eingeborenen Mexikos echte Mongolenmerkmale beilegt, nämlich Bartarmut, vortretende Jochbeine, breiten Mund und schräg gegen die Schläfen hin aufwärts gerichtete, langgezogene Augenöffnungen [3]), welches letztere Wahrzeichen er auch den Chaymas im nordöstlichen Venezuela zuschreibt [4]). Genau dieselben Merkmale beobachtete Moritz Wagner bei Indianerstämmen des Isthmus von Panama und fügt noch hinzu, dass auch die mongolenartige Stumpfnase dort zwar nicht immer, aber häufig zum Vorschein komme [5]). Dem Reisenden James Orton [6]) wiederum fielen die Zaparos am Napóstrome östlich von den Kordilleren Quitos durch ihre Chinesenähnlichkeit auf. Ein Offizier des Sharpshooter, des ersten britischen Kriegsschiffes, welches im August 1866 in den

[1]) Darwin, Journal of researches. S. 213, 220.
[2]) Morton, Types of mankind. S. 275.
[3]) Essai politique sur la Nouv. Espagne. Paris 1811. Bd. 1. S. 381.
[4]) Reisen in die Aequinoktialgegenden. Stuttgart 1859. Bd. 2. S. 13.
[5]) Naturwissenschaftliche Reisen. Stuttgart 1870. Bd. 1. S. 313, 128 f.
[6]) The Andes and the Amazon. London 1870. S. 170.

Parástrom Brasiliens einlief, bemerkt fast mit den nämlichen Worten von den dortigen Indianern, dass sie ihn „lebhaft durch ihre Gesichtszüge an die Chinesen erinnert hätten“ [1]). Burton beschreibt in Brasilien die Eingeborenen am Cachauhyfall mit „dicken runden Kalmükenköpfen, platten Mongolengesichtern, breiten scharf vortretenden Jochbeinen, schiefen, bisweilen geschlitzten Chinesenaugen und dünnen Lippenbärten“ [2]). Ein anderer Reisender, Joh. Jak. v. Tschudi [3]), erklärt wörtlich, „er habe Chinesen gesehen, die er auf den ersten Anblick für Botokuden gehalten habe“, und seitdem teile er die Ueberzeugung, „dass die amerikanische Rasse von der mongolischen nicht getrennt werden dürfe“. Sein Vorgänger St. Hilaire [4]) fand bei den Malalis Brasiliens schmale schiefgestellte Augen und stumpfe Nasen. Von den Koroados bemerkt wiederum Reinhold Hensel [5]), dass ihre Gesichtszüge namentlich durch die vortretenden Jochbeine einen mongolischen Typus erhalten, eine schiefe Stellung der Augen sei jedoch nicht zu bemerken. Wohl sollen aber die schiefen Augenschlitze, die zu den guten, wenn auch nicht strengen [6]) Merkmalen der mongolenähnlichen Völker gehören, allen Guaranistämmen in Brasilien eigen sein [7]). Selbst im äussersten Süden unter den Huillitschen Patagoniens fand King noch sehr viele mit schief gestellten Augen [8]) und sogar unter den wenigen 1881 in Berlin anwesenden Feuerländern war dieses Merkmal sehr auffällig vertreten.

Vergebens wird man auch bei solchen Schriftstellern, welche die Amerikaner als besondere Rasse hinstellen, nach Unterscheidungsmerkmalen suchen, die sie von den asiatischen Mongolen trennen würden und allen gemeinsam wären. Das straffe, lange, im Querschnitt walzenförmige Haar fehlt keinem einzigen Stamm. Der Bartwuchs ist sehr spärlich, mangelt auch wohl gänzlich, wie das Leibhaar [9]). Die Hautfarbe schwankt beträchtlich, wie wir dies bei

[1]) Nautical Magazine. Bd. 36. London 1867. S. 564.
[2]) Burton, Highlands of Brazil. London 1869. Bd. 2. S. 403.
[3]) Reisen durch Südamerika. Bd. 2. S. 299.
[4]) Voyage au Brésil. Bd. 1. S. 424.
[5]) Zeitschrift für Ethnologie. 1869. S. 128.
[6]) S. oben S. 377.
[7]) d'Orbigny, l'Homme américain. S. 62.
[8]) Latham, Varieties. S. 415.
[9]) Dies bemerkte schon der Jesuit Charlevoix (Nouvelle France. Bd. 3. S. 311) und Catlin (Indianer Nordamerikas. S. 323) sowie neuerdings Musters (Unter den Patagoniern. S. 172). Wenn unter den Komantschen bärtige Männer hin und wieder vorkommen (Waitz, Anthropologie. Bd. 4. S. 213), so wird derjenige gewiss nicht überrascht werden, welcher weiss, wie viele Spanierinnen diese Raubhorden in die Sklaverei geschleppt haben.

einer Ausbreitung über 110 Breitengrade nicht anders erwarten dürfen, nämlich von leichter südeuropäischer Bräunung bei den Botokuden bis zur tiefsten Dunkelung bei den Aymaras[1]), oder bis zu Kupferrot bei dem sonorischen Völkerstamm[2]). Doch ist es niemandem bisher eingefallen, wegen solcher Farbenstufen Rassengrenzen zu ziehen, zumal jeder nur denkbare Uebergang vertreten ist. Die Schädel der Amerikaner zeigen nicht selten vorspringende Kiefer, aber wie bei den asiatischen Mongolen hält sich der Prognathismus immer in mässigen Grenzen. Pruner Bey[3]) äussert, dass die Gestalt der amerikanischen Schädel bedeutend schwanke. „Die Köpfe der Botokuden", fährt er fort, „unterscheiden sich nicht wesentlich von den chinesischen, die des toltekischen Völkerkreises nähern sich den javanischen, und die der Neuseeländer lassen sich mit denen der Rothäute vergleichen." Wollten wir uns auf Welckers Schädelmessungen berufen, so würden die Zahlen für die mittlere Breite von 74 bei Brasilianern bis beinahe 82 bei Kariben heraufsteigen. Sie bieten also Schwankungen, wie sie innerhalb der Gruppe der asiatischen Mongolen ebenfalls vorkommen. Doch hat Barnard Davis gar nicht gewagt Breiten- und Höhenverhältnisse für die Urbevölkerung Amerikas mit einziger Ausnahme der Araukaner[4]) anzugeben, obgleich er über eine beträchtliche Anzahl anderer Schädel verfügte. Auf beiden Festlanden wurden nämlich die Köpfe der Kinder künstlich umgestaltet. Dies geschah in Nordamerika nicht etwa blos bei den Flachköpfen der Vancouver-Insel und Oregons[5]), sondern kam selbst unter den Algonkinstämmen im Osten der Vereinigten Staaten vor[6]). Im südlichen Festlande huldigten dieser Mode alle Kulturvölker der Anden, und daher finden wir bei Schädeln der Muyska, der alten Bewohner Quitos und Perus, Breitenindices, die bis zu 100, ja über 100 reichen. Gegenwärtig lässt sich darum gar nicht angeben, innerhalb welcher Prozentsätze die Breite und Höhe unverdorbener amerikanischer Schädel schwankt; wo dies aber ausnahmsweise bei einzelnen Stämmen doch gelang, zeigte sich entweder Mesocephalie oder Brachycephalie, wie es zu erwarten war, wenn sie zu der mongolischen Rasse gehören sollten.

[1]) S. oben S. 93.

[2]) Waitz, Anthropologie. Bd. 4. S. 200.

[3]) Résultats de craniométrie, in Mém. de la Soc. d'Anthropologie. Bd. 2. S. 13.

[4]) Breite 80, Höhe 80. Thesaurus craniorum. S. 357.

[5]) S. oben S. 419.

[6]) Die Franzosen benannten deshalb Stämme mit künstlich und zwar ganz rund gestalteten Schädeln *têtes de boule*. Charlevoix, Nouvelle France. Bd. 3. S. 324.

Die schmal geschlitzten und häufig schief gestellten Augen, die in beiden Festlanden bis zum äussersten Süden bei einzelnen Stämmen beobachtet werden, dürfen als ein mongolisches Ahnenmerkmal (Atavismus) gelten. Wenn sie auch nicht zu den strengen Wahrzeichen aller nordasiatischen Völker gehören, so sind sie doch nur innerhalb der mongolischen Rasse als Rassenmerkmal anzutreffen, nachdem Fritsch überzeugend bewiesen hat, dass sie bei Hottentotten nicht vorkommen und ihr beschränktes örtliches Auftreten in Australien einer Blutmischung mit Malayen zugeschrieben werden darf[1]). Nur durch ein einziges Körpermerkmal entfernen sich manche amerikanischen Stämme von den asiatischen Mongolen. Diesen ist nämlich ein niedriger Nasensattel sowie eine kleine aufgestülpte Nase eigen. Bei den Jägerstämmen der Vereinigten Staaten, namentlich bei Häuptlingen begegnen wir dagegen Nasen mit hohem Rücken. Ferner ist ja bekannt, dass die Mexikaner und andere Kulturvölker Mittelamerikas den Gesichtern ihrer Götzen sehr stark vortretende Nasen verliehen, so dass also auch unter ihnen hin und wieder Leute mit einer solchen bevorzugten Bildung aufgetreten sein müssen. Auch in Südamerika bis unter hohe Breiten kommt diese Abweichung von dem Mongolentypus vor, denn sowohl unter den ausgestorbenen Abiponen wie unter den gegenwärtigen Patagoniern gehörten und gehören sogenannte Adlernasen nicht zu den Seltenheiten[2]). Doch kann eine nur örtlich auftretende Besonderheit nicht als Rassenmerkmal gelten, sonst müsste sie allen Eingeborenen der neuen Welt zukommen.

Eine völlige Abtrennung der amerikanischen von den asiatischen Mongolen könnte sich höchstens auf die innere Verschiedenheit der Sprachen stützen. Die grossen Abschnitte in unserem Lehrgebäude sind jedoch nur auf Unterschiede der Körpermerkmale begründet worden. Auch drängt es uns jetzt zu fragen, ob nicht der Sprachtypus der Amerikaner gerade darauf hindeute, dass sie vor ihrer Einwanderung in die neue Welt mit ural-altaischen Völkern auf einer gemeinsamen Entwickelungsstufe gestanden sind. Eigentümlich ist den amerikanischen Sprachen, wie wir sahen[3]), dass bei ihnen die Satzbildung in der Wortgestalt aufgeht, weshalb man sie auch polysynthetische genannt hat. Ist das richtig, so beging man bisher einen grossen Fehler, der Sprache der Innuit eine ganz vereinsamte Stellung anzuweisen. Wie die ural-altaischen Sprachen bedient sie

[1]) S. oben S. 333.

[2]) **Dobrizhoffer**, Geschichte der Abiponer. Bd. 2. S. 24. **Musters**, Unter den Patagoniern. S. 172.

[3]) S. oben S. 124 f.

sich zur Sinnbegrenzung nur der Suffixe, zugleich aber ist sie befähigt, einen vielgliederigen Satz in ein einziges Wort zusammenzufassen, also polysynthetisch zu verfahren. Der Grönländer bildet ein einziges Wort, wenn er den Gedanken ausdrücken will: Er sagt, dass auch du eilig hingehen wollest, um dir ein schönes Messer zu kaufen[1]). Nicht rasch genug können wir jedoch hinzusetzen, dass die lockere Zusammenfügung von Wurzeln noch nicht der echten Einverleibung gleiche, da in den amerikanischen Sprachen die zusammengefügten Silben stets um etliche Laute verkürzt werden. Die höchste Ausbildung der Einverleibung schreibt Steinthal, wie wir sahen[2]), dem Nahuatl in Mexiko zu, welches das Objekt zwischen Subjekt und Thatwort einschiebt und alle drei zu einem Ganzen zusammenschmilzt. Dieses Verfahren ist aber nicht den amerikanischen Sprachen ausschliesslich eigen, sondern kommt auch in der ural-altaischen Familie und zwar bei den ugrischen und bulgarischen Gruppen im Magyarischen, Ostjakischen, Woguliscben und im Mordwinischen vor. In der letztgenannten Sprache und zumal in der Mokscha-Mundart sind die Verbalflexionen und objektiven Personalpronomina völlig nach mexikanischem Muster auf das dichteste verwebt[3]). Diese Thatsache belehrt uns, dass im Schoosse von streng suffigirenden Sprachen etliche zur Einverleibung fortschritten, und dies zeigt uns eine innere Verwandtschaft der amerikanischen mit den ural-altaischen Sprachen.

Ausserdem fehlt es nicht an einer Fülle von Erfindungen, Gebräuchen und Mythen, welche die Nordasiaten mit den Eingeborenen Amerikas teilen. Wir wollen jedoch keinen Wert darauf legen, dass das Lederzelt auf beiden Festlanden wiederkehrt, weil zu einer solchen Erfindung wenig Nachdenken gehört. Auch dass der sibirische Schamane dem nordamerikanischen Medizinmann in allen Zügen gleicht, hat insofern geringes Gewicht, als auch die Schamanen anderer Weltteile ihnen ähnlich sind. Ernster stimmt uns schon der Umstand, dass die Waffentänze und Schamanenbräuche der Ostjaken sich bis auf die kleinsten Besonderheiten bei den Koluschen wiederholen[4]). An Märchen der alten Welt, die sich nach der neuen

[1]) Nämlich:

Messer	schön	kaufen	hingehen	eilen	wollen	ebenfalls	Du	auch	er sagt:
sauig-	*ik-*	*sini-*	*ariartok-*	*asuar-*	*omar-*	*y-*	*otit-*	*tog-*	*og.*

David Cranz, Historie von Grönland. Bd. 1. S. 286.

[2]) S. oben S. 125.

[3]) Im Mokscha heisst *palasamak* du küssest mich, und *palaftärämak* wenn du mich nicht geküsst haben würdest. Ahlquist, Mokscha-mordwinische Grammatik. S. 60.

[4]) Erman, Reise um die Erde. Bd. 1. S. 675.

verirrt haben, ist kein Mangel. Unter anderen tritt die Erzählung von einem Abenteurer, der an einem hohen Baum bis in den Himmel klettert und sich wiederum bald an einem Riemen, bald an einem Strohseil, bald an Haarflechten, wohl auch an der Rauchsäule einer Hütte auf die Erde niederlässt, bei ugrischen Volksstämmen [1]) und bei den athabaskischen Hundsrippen-Indianern im äussersten Norden der neuen Welt auf [2]). Märchen werden indessen wie geflügelte Samen oft über weite Strecken verweht und zählen wenig, wenn es sich um Beweise gemeinsamer Abkunft handelt. Immerhin deuten sie möglicher Weise auf einen alten Verkehr, wiewohl selbst ohne einen solchen gewiss manches Märchen, z. B. das vom Werwolf, völlig unabhängig von Völkern Amerikas und anderer Erdteile, selbst Afrikas, ersonnen wurde, die nie mit einander verkehrt haben [3]). Etwas weniger wahrscheinlich ist es aber, dass abergläubische Vorschriften eingetauscht oder bis ins einzelne gleichartig von verschiedenen Völkern selbständig festgestellt worden seien. Nun halten es die Itelmen Kamtschatkas für eine grosse Sünde, ein brennendes Holzscheit anders anzufassen als mit den Fingern, namentlich nicht mit der Messerspitze [4]), und ebenso ist den Sioux (richtiger den Dakotas) verboten, glühende Brände oder Kohlen mit einer Ahle oder einem Messer aus der Glut zu nehmen [5]). Die Stämme an der Hudsonsbai, berichtet Charlevoix [6]), erweisen den Bären grosse Ehrfurcht. Haben sie ein solches Tier getötet, so wird sein Kopf unter Feierlichkeiten bemalt und dem Erlegten durch Absingen von Lobliedern gehuldigt. In ganz Sibirien finden wir die Verehrung des Bären, so bei den Giljaken am Amur [7]), bei den Ainos [8]), bei den Jenissei-Ostjaken [9]), endlich bei den echten Ostjaken, die sein Fell an einen Baum hängen, ihm alle erdenklichen Huldigungen erweisen und das Tier um Verzeihung bitten, dass sie es getötet haben; auch schwören sie beim Bären ihre Eide [10]). Wollte man auch diese Uebereinstimmung nur einem alten Verkehr zuschreiben, so wäre es doch im höchsten Grade bedenk-

[1]) Ahlquist a. a. O. S. 109.
[2]) Tylor, Urgeschichte. S. 443.
[3]) R. Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche. S. 62—80.
[4]) Steller, Kamtschatka. S. 274.
[5]) Tylor, Urgeschichte. S. 354.
[6]) Nouvelle France. Bd. 3. S. 300.
[7]) Petermanns Geogr. Mitteilungen. 1857. S. 305.
[8]) Watson in Nature. London 1874. S. 428.
[9]) Castrén, Ethnologische Vorlesungen. S. 88.
[10]) Pallas, Voyages. Bd. 4. S. 75, 85. Erman (Reise um die Erde. Bd. 1. S. 670) berichtet ganz ähnliches.

lich, dass durch einen solchen Verkehr sich nicht auch nützliche Erfindungen verbreitet hätten, wie die Anfertigung des Thongeschirres, während doch die Itelmen Kamtschatkas, die Aleuten und die Koluschen, teilweise auch noch die Assiniboin zur Zeit der ersten europäischen Besuche nur mit Steinen kochten[1]).

Dass der amerikanische Mensch seinen körperlichen Merkmalen zufolge einer einzigen Rasse angehöre, darüber hat sich glücklicherweise kein Streit erhoben, doch lassen sich bei den Bewohnern beider Festlandshälften auch manche Gemeinsamkeiten in den geistigen Familienzügen nachweisen. Der Uebereinstimmung der nordamerikanischen Medizinmänner mit den brasilianischen Schamanen wurde bereits gedacht[2]). Die merkwürdigen Maskenspiele, denen Spix und Martius sowie neuerdings Bates bei den Tekunastämmen am Amazonas beigewohnt haben[3]), trafen wir schon bei den Koluschen[4]), sie finden sich wieder bei den Ahts der Vancouver-Insel[5]) und bei den Moqui-Indianern der „sieben Dörfer“[6]). Geschlechtlichen Verirrungen hassenswürdiger Art, nämlich verbunden mit dem Auftreten von Männern in Frauenkleidung, begegnete von Martius bei den Guaykuru in den Laplatastaaten[7]), die ersten spanischen Entdecker bei den Völkerschaften auf der Landenge von Darien[8]) und Cabeça de Vaca[9]) bei den Stämmen in Louisiana und Texas, wobei übrigens wieder zu erinnern ist, dass wir auf diese Laster bei allen Beringsvölkern, selbst bei den Tschuktschen an dem sibirischen Eismeere, genau in der nämlichen Art gestossen sind[10]). Auch unter den Jägerstämmen der Vereinigten Staaten kommen Beispiele von Männern in Frauenkleidung vor und zwar sehr merkwürdiger Weise bei den alten Illinois, die nach ihren Ueberlieferungen von Westen her in ihre späteren Sitze eingewandert sein wollen[11]). Zu den Eigentümlichkeiten der Indianer gehören die vorschriftlichen Anreden der Völker unter einander, wie

[1]) S. oben S. 168 f.

[2]) S. oben S. 276.

[3]) Martius, Ethnographie. Bd. 1. S. 445. Bates, Am Amazonenstrom. Leipzig 1866. S. 409.

[4]) S. oben S. 421.

[5]) Whymper, Alaska. S. 58.

[6]) Waitz, Anthropologie. Bd. 4. S. 208.

[7]) Ethnographie. Bd. 1. S. 75.

[8]) Gomara, Historia de las Indias. cap. 68. Petrus Martyr, De orbe novo. dec. III. cap. 1.

[9]) Ramusio, Navigationi et Viaggi. Venetia 1606. Bd. 3. fol. 270 verso.

[10]) S. oben S. 418 Anm. 5, S. 420.

[11]) Charlevoix, Nouvelle France. Bd. 3. S. 303.

sich die Delawaren von ihren Nachbarn durch Verträge den Titel Grossväter hatten zusichern lassen und die Irokesen den besiegten Huronen die Bedingung auferlegten, künftig als jüngere Brüder angesprochen zu werden[1]). In Brasilien begegnen wir den nämlichen Bräuchen, denn auch dort reden sich die Horden als Grossväter oder als Oheime an. Bei den Mexikanern und den Bewohnern der Antillen kommen Sagen vor, dass die belebten Geschöpfe aus Höhlen hervorgegangen seien, und die nämliche Rolle spielen die Höhlen wieder in den Schöpfungssagen der Tehueltschen[2]). Diese Beispiele würden schon genügen, um eine Geistesverwandtschaft zwischen den Bewohnern der beiden Festlande nachzuweisen, ausserdem aber haben wir noch die Aehnlichkeit im Bau der Sprachen, die auf eine gemeinsame Abstammung hindeutet. Endlich verbindet die amerikanischen Völker ein eigentümlich schwermütiger Charakterzug, der selbst unter dem strahlenden Himmel Mexikos keinem hellenischen Frohsinn wich, sondern eben dort dem Schmuck der Krönung Leichenkleider einfügte, ähnlich wie bei den Tschibtschas das Todesnetz tragende Greise an der Thür des Festsaales Trauerlieder singen mussten, mancher Inka strengen Fasten oblag und in der Klage über die Vergänglichkeit allen Festjubel mied[3]).

Es sei uns nun verstattet, zunächst einen Blick auf die Erdräume zu werfen, welche die Amerikaner inne haben. Wenn die Bewohner der alten Welt zu einer viel grösseren Beherrschung der Natur gelangt waren, als die Bewohner der neuen zur Zeit, wo beide in Berührung traten, so schrieb man dies bisher ausschliesslich der sichtbar reicheren Gliederung und der mannigfaltigen Individualisirung des Abendlandes zu. Diese Begünstigung war jedoch nur auf zwei Räume der alten Welt beschränkt, nämlich auf Europa samt den asiatischen und afrikanischen Mittelmeergestaden und auf den Südosten, da wo sich Asien und Australien durch Halbinseln und Inselketten zu nähern suchen, ohne dass diese letzteren Räume jemals eine besonders hervorleuchtende Gesittung beglückt hätte. Man darf sich sogar bedenken, ob nicht, als Ganzes verglichen, die neue Welt günstiger gegliedert erscheine als die alte. An Zierlichkeit der Umrisse und an anmutiger Schlankheit erweckt der Anblick

[1]) Waitz, Anthropologie. Bd. 3. S. 22.

[2]) Musters, Unter den Patagoniern. S. 99.

[3]) Bastian, Die Kulturländer des alten Amerika. Bd. 2. S. 121. Die Sangeslust und der Frohsinn einiger vom Rassentemperament abweichender Indianerstämme Neu-Mexikos, von denen Oskar Löw berichtet (Zeitschrift für Ethnologie. 1877. S. 263), wird nach Obigem schwerlich dem blossen Einfluss eines „sonnigen, klaren Klimas“ beizumessen sein.

des Landes auf der sogenannten westlichen Halbkugel eine viel grössere ästhetische Befriedigung als die etwas unbehilflichen Ländermassen der alten Welt. Wenn wir aber auch in dem senkrechten Bau und der wagerechten Gliederung Europas einen genügenden Aufschluss finden, weshalb die abendländische Gesittung so beträchtlich alles überragte, was sich in Amerika an Kultur im Jahre 1492 vorfand, so passt diese Erklärung gar nicht zu der Thatsache, dass auch eine fast ebenso beträchtliche Ueberlegenheit in China sich entwickeln konnte, wo die Vorteile einer glücklichen Gliederung nicht vorhanden waren oder erst zur Geltung kamen, als die dortige Kultur längst schon höher stand als etwa die Gesittung im mexikanischen Anahuak oder im Reiche der peruanischen Inkas.

Es müssen daher den verschiedenen Gebieten der alten Welt andere Vorzüge gemeinsam sein, welche die Erziehung der Menschen weit mächtiger förderten als dies in den beiden Amerikas der Fall gewesen ist. Befremden muss es aber wohl jeden, dass noch niemand die Ursache der Ueberlegenheit darin gesucht und gefunden hat, worin sie doch am sichtbarsten vor uns liegt, nämlich in der grösseren Geräumigkeit. Asien allein schon ist etwas grösser als die neue Welt, und da Europa und Afrika zusammen fast so gross sind wie Amerika, so folgt daraus, dass die neue ungefähr um die Hälfte weniger geräumig ist als die alte Welt. Genauer lassen sich die Werte aus folgender Uebersicht[1]) entnehmen:

Alte Welt:		Neue Welt:	
Europa	10 004 000 qkm	Nord-Amerika	24 192 000 qkm
Afrika	29 826 000 „	Süd-Amerika	17 752 000 „
zusammen	39 830 000 qkm	zusammen	41 944 000 qkm
Asien	44 611 000 qkm		
zusammen	84 441 000 qkm		

Indem wir vorläufig noch die Augen schliessen, in welchem Sinne der doppelt grössere Raum der alten Welt anders als in der neuen verteilt sei, wollen wir uns zuvor über die nächsten Folgen der grösseren Geräumigkeit klar werden. Vor allen Dingen dürfen wir vermuten, dass auf dem doppelt grösseren Raume die doppelt grössere Anzahl von Pflanzenarten und von Tierarten vorhanden sein möge. Bei dem gegenwärtigen unfertigen Zustand der botanischen Statistik musste leider ihr bester Kenner, der jüngere Decandolle, ausdrücklich erklären, dass sich jetzt noch nicht die

[1]) Behm und Wagner, Bevölkerung der Erde. VI. Ergänzungsheft Nr. 69 der Petermannschen Mitteilungen. Gotha 1882. Jedoch haben wir im Obigen die hochnordischen Inseln den benachbarten Festlanden beigezählt.

Zahl der Gewächsarten in der alten und in der neuen Welt vergleichen liesse, doch hätten die Botaniker das berechtigte Vorgefühl, als ob sich schliesslich ergeben werde, dass Amerika wegen der vorherrschenden Richtung seiner Gebirge von Nord nach Süd im Vergleich zu seiner Grösse etwas reicher an Pflanzenarten sein möchte als die alte Welt. Dieses Vorgefühl würde uns also auf die Erkenntnis vorbereiten, dass Amerika, obgleich um die Hälfte an Raum kleiner, doch nicht um die Hälfte an Pflanzenarten ärmer sei als die alte Welt. Immerhin aber bleibt die alte Welt reicher.

Ist aber diese reicher an wilden Arten, so wird sie wohl, schliessen wir weiter, auch reicher sein an Kulturgewächsen. Bisweilen hört man behaupten, die neue Welt habe an bezähmten Pflanzen und Tieren der alten nichts zugeführt als den Mais, die Kartoffel, den Truthahn, das Meerschweinchen und die Moschusente. Wir werden uns jedoch rasch überzeugen, dass die Armut der neuen Welt nicht so gross sei wie man sie darzustellen beliebt. Wenn wir uns nämlich nur an die wichtigsten Kulturpflanzen halten, so fallen auf

die alte Welt:	die neue Welt:
Mehl-, Hülsenfrüchte u. ä.	
Weizen	Mais
Roggen	Mandioka
Gerste	Kartoffel
Hafer	*Chenopodium Quinoa*
Hirse	Batate
Buchweizen	
Durra	
Dochn	
Reis	Wasserreis
Linsen	
Erbsen	Mezquitebaum
Wicken	
Bohnen	
Igname (Jams)	Igname (Jams)
Banane	Banane (?)
Obstsorten der gemässigten Zone	
Rebstock	Catawbatraube
Aepfel	
Birnen	
Pflaumen	
Kirschen	
Aprikosen	
Pfirsiche	
Orangenarten	
Feigen	
Datteln	

die alte Welt:	die neue Welt:
Pflanzen mit Faserstoff	
Baumwolle	Baumwolle
Flachs	*Agave americana*
Hanf	
Maulbeerbaum mit dem Seidenwurm	
Gewürze	
Pfeffer	Vanille
Ingwer	Spanischer Pfeffer *(Capsicum annuum)*
Zimt	
Muskatnuss	
Gewürznelken	
Zuckerrohr	
Narkotische Genussmittel	
Thee	Paraguaythee
Kaffee	Kakao
Mohn (Opium)	Tabak
Hanf (Haschisch)	Koka

Auf beiden Seiten ist die Liste lückenhaft, allein wenn wir auch das minder wichtige aufzuzählen fortfahren wollten, so würde sich doch immer wieder der nämliche Eindruck erneuern, nämlich dass die alte Welt der menschlichen Gesellschaft durch ihre Kulturgewächse weit mehr Dienste geleistet hat als die neue[1]). Obendrein haben wir die Igname der neuen Welt ebenfalls gut geschrieben, obgleich höchstens eine der gewöhnlich als Jams bezeichneten Dioskorea-Arten in Amerika alteinheimisch ist, die übrigen ursprünglich alle Asien und Afrika angehören; und ebenso gönnten wir ihr die wichtige Banane, weil immer noch Botaniker der Ansicht sind, es sei wenigstens eine Abart, die sie als *Musa paradisiaca* unterscheiden wollen, ein Geschöpf der neuen Welt[2]). Wir haben aus Schonung für den Leser die tropischen Obstsorten der alten und der neuen Welt nicht verglichen und überlassen es anderen zu entscheiden, ob durch ihren gegenseitigen Austausch die neue oder die alte Welt mehr gewonnen habe. Wenn wir dagegen in unseren Obstrevieren uns umschauen, begegnen wir nicht einem einzigen Geschenk

[1]) Dies hat sich jüngst bestätigt durch eine viel eingehendere Untersuchung des Sachverhalts von Höck (Die nutzbaren Pflanzen und Tiere Amerikas und der alten Welt. Leipzig 1884). Demnach lieferte die alte Welt 269 Kulturgewächse und 52 Arten von Zuchttieren, Amerika hingegen nur 58, beziehentlich 13.

[2]) Ein ausgezeichneter Pflanzengeograph, Alphonse de Candolle, hat vor kurzem wieder dargethan, dass alle Thatsachen für eine erst durch die Spanier und Portugiesen bewirkte Einführung der Banane nach Amerika sprechen. Vgl. dessen Ursprung der Kulturpflanzen. Leipzig 1884. S. 381—390.

Amerikas. Dies beweist jedoch keineswegs, dass die neue Welt in dieser Beziehung kümmerlicher von der Natur ausgestattet sein sollte als die östlichen Festlande, denn alle unsere Obstbäume sind in ihrer jetzigen Gestalt Gewerbserzeugnisse, die durch lange Pflege, sorgfältige Zuchtwahl und künstliche Vermehrung veredelt worden sind. Wer wollte also verneinen, dass sich nicht auch im gemässigten Amerika Bäume und Gesträucher finden möchten, aus deren unschmackhaften wilden Früchten durch geduldige Zucht sich ein geniessbares Obst erziehen liesse?

Bei einjährigen Pflanzen, die sich durch Samen vermehren, ist aber die menschliche Kultur meistens machtlos gewesen. Zu ihnen gehören unsere Getreide-Arten, von denen wir eine ganze Reihe besitzen, während Amerika allein den Mais hervorgebracht hat. Da sie nach ihren gemeinsamen Familienzügen zu den Gräsern gehören, so ist es nicht unwichtig, dass nach de Candolles statistischen Musterungen die alte Welt, vorzüglich Asien, an Gramineen vergleichsweise reicher ist als die neue, denn während sie dort in den einzelnen Pflanzengebieten selten 10 Prozent, gewöhnlich nur 9, ja bisweilen nur 7 Prozent aller blühenden Arten umfassen, erheben sie sich in den östlichen Festlanden gewöhnlich zu 10, häufig zu 12 Proz. Unter den Grasarten liebt das Getreide vorzugsweise sonnige Standorte, die neue Welt dagegen ist vergleichsweise auf viel grösseren Räumen von Wäldern beschattet gewesen als die alte.

Ungleicher noch ist der diesseitige und jenseitige Artenreichtum bei den Tieren. Wenn wir in einer Uebersicht nur die beiderseitigen Haustiere vereinigen, d. h. Tiere, die wirklich gezähmt worden sind, und solche, von denen man vermuten darf, dass sie hätten gezähmt werden können, so muss die Armut der neuen Welt jedem, dem sie neu sein sollte, einen tiefen Eindruck hinterlassen. Es finden sich nämlich in der

alten Welt:	neuen Welt:
Rentier	Rentier
Rinderarten	Bison
Kamel }	{ Llama
Dromedar }	{ Vicuña
Schwein	{ Nabelschwein { Wasserschwein
Elefant	Tapir
Hund	Stummer Hund
Katze	
Schaf	
Ziege	
Ross	
Esel	

alten Welt:	neuen Welt:
Haushuhn	Truthahn Hokkohühner
Gans	
Ente	Moschusente [1]).

Nicht übersehen sollte man, dass bei obigem Vergleiche von den Kulturtieren der neuen Welt das Rentier, der Bison, der Truthahn und die Moschusente ausschliesslich Nordamerika angehören, ferner dass den Haustieren der alten Welt durch ihren vielseitigen wirtschaftlichen Nutzen ein höherer Rang gebührt. Abgesehen nämlich davon, dass sie alle mehr oder weniger wegen ihres Fleisches gezüchtet werden, finden sich darunter als Milcherzeuger das Rentier, das Kamel, das Ross, die Ziege und das Rind. Wir könnten selbst das Schaf und den Esel noch hinzufügen, wenn nicht bei ihnen die Milch nur einen Nebengewinn gewährte. Mit Wolltieren ist Amerika durch seine Llama-Arten gut versorgt; wir haben jedoch das Schaf, die Ziege, das Kamel, das Dromedar. Von Last- und Arbeitstieren besass die neue Welt nur das Llama sowie das Rentier und den Bison, wenn die beiden letzteren bezähmt worden wären, wir dagegen ausser dem Rind und dem Rentier die Kamele, den Esel, das Ross und den Elefanten, vom Hund zu schweigen, den die Eskimos wenigstens als Zugtier benutzt haben. Der Mangel an Zugtieren bedeutet aber die Abwesenheit des Pfluges, des Schlittens und des Wagens. Da nun alle oben aufgezählten Tiere nicht den Wald, sondern Grasfluren bis an und in die Wüste bewohnen, und wir die neue Welt vorzugsweise als ein Wald- und die alte vorzugsweise als ein Steppenland bezeichnen dürfen, so ist auch erklärlich, warum ein grösserer Artenreichtum an grasfressenden Säugetieren bei uns sich finden konnte, unter denen das scharfe, nach seinem Vorteil spähende Auge des Menschen bald diejenigen auswählte, die ihn nähren, kleiden, seine Lasten tragen oder seine Arbeiten verrichten konnten.

Allen denjenigen, die sich seit Zimmermann mit der Ortskunde der Tiere beschäftigt haben, ist es aufgefallen, dass die alte Welt an grossen und an kräftigen Gestalten unter den Säugetieren viel reicher sei als Amerika. Das grösste Tier Südamerikas ist der Tapir, das gewaltigste des nördlichen Festlandes der graue Bär. Es fehlen daher der neuen Welt unsere grossen Tiergestalten, der Elefant, das Nashorn, das Nilpferd, die Giraffe, das Kamel. Nicht minder bezeichnend ist es aber, wie sich andere Tiere gegenüberstehen, nämlich in der

[1]) Nach Höck (a. a. O.) beläuft sich die Zahl der von der Ostfeste gelieferten Zuchttiere auf 52, die der amerikanischen auf 13.

alten Welt:	neuen Welt:
Löwe	Puma
Tiger	Unze
Katarhine Affen, darunter grosse menschenähnliche ungeschwänzte	Platyrhine Affen mit Roll- und Greifschwänzen, nie von Menschengrösse, meist sogar ganz klein.

Neben unserem Löwen würde der feige Puma wie eine Jammergestalt erscheinen. Wir hätten auch so kleine Festlande als Nord- oder Südamerika sind, einen so fürstlichen Waidmann hervorbringen können? Wenn unser Dichter den Löwen einen Wüstenkönig nennt, so hat er uns zu einem glücklichen Worte geholfen. Dem Monarchen gebührt aber auch ein königliches Revier, welches selbst jetzt noch, vielfach geschmälert, durch fast ganz Afrika und Vorderasien reicht, ehemals sogar auch europäische Gebiete mit einschloss. Ebenso hat der Tiger oder Königstiger, wie man die schauerlich schöne Tiergestalt mit Recht nennt, einen halben Weltteil zum Revier, denn er streift bis in die transkaukasische Südwestlandschaft am kaspischen Meer, bis nach Sibirien und an den Amur, wo die Russen bei ihrem Vordringen wahrnahmen, dass sein Gebiet bis an und teilweise über die Grenzen der Pelztiere reiche, südwärts aber ist er in indischen Landen heimisch bis zur äussersten Spitze Asiens in der Halbinsel Malaka, ja er durchschwimmt sogar einen Meeresarm, um auf der Insel Singapore alljährlich Hunderte von Menschen zu morden, und nicht minder furchtbar macht sich der äusserste Vorposten der Tiger auf Java. Was diesem gewaltigen Raubtier die neue Welt entgegenzusetzen vermag, ist die kleinere, blutgierige, aber viel minder beherzte Unze, die nur aus Notwehr den Menschen anzugreifen pflegt.

Auch sind diese Gegensätze schon längst erkannt und klar in dem Satze ausgesprochen worden, dass die neue Welt dem Pflanzen-, die alte dem Tierleben günstiger sei. Der Hochwald der gemässigten Zone wie der tropische sogenannte Urwald schliessen die Entwickelung einer reichen Fauna aus, oder verstatten nur eine solche, die sich zum Klettern oder zum Leben in den Wipfeln entschliesst. In den dichten Forsten am Westabhang der Felsengebirge herrscht nach Viscount Miltons Schilderung eine tiefe Stille, die nie ein Tierlaut unterbricht. Umgekehrt finden wir auf den Grasländern, besonders dort, wo der Wald nur inselartig noch auftritt oder sich parkartig lichtet, wie auf den Prärien Nordamerikas, die grossen Bisonherden, in Afrika Geschwader von Antilopen und Gazellen. Der grössere Reichtum an Steppen in der alten Welt würde uns nun wohl erklären, dass das Tierreich auf der östlichen Erdfeste an Zahl der Arten und der Einzelwesen das amerikanische übertreffe, noch nicht

aber, dass auch die grössten, die stärksten und die klügsten Tierarten sich bei uns zusammengefunden haben. Und doch ist auch hier wiederum die grössere Geräumigkeit die entscheidende Ursache, insofern sie einen lebhafteren Kampf um das Dasein zur Folge hat. Dieser Kampf sollte uns aber nicht sowohl als ein notwendiges Uebel, sondern weit eher als ein notwendiger Segen erscheinen, weil er es ist, der die Geschöpfe stählt und schwächlich gewordene Individuen oder Arten zwingt, den Schauplatz für bessere Erscheinungen zu räumen, dass er überhaupt genau das in der Natur vertritt, was wir innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft den freien Mitbewerb nennen, der dem vorwärts Drängenden alle Glücksgüter zuwirft, den Zurückbleibenden ohne Mitleid unterdrückt. Für unsere Aufgabe jedoch ist es eine besonders wichtige Wahrnehmung, dass auf kleinen abgeschlossenen Räumen, wie es die Inseln sind, der Kampf um das Dasein bald erlischt und das Gleichgewicht sich so lange ungestört erhält, bis ein neuer Streiter auf dem Wahlplatz erscheint. Wir dürfen diesen Satz auch so ausdrücken, dass die Heftigkeit des Kampfes um das Dasein mit der Grösse der Räume wachse, dass er also auch viel nachdrücklicher auf der alten wie auf der neuen Welt geführt worden sei, dass eben als eine Folge dieses fortgesetzten Vorwärtsdrängens und einer rascheren Modernisirung der organischen Gestalten die grössten, stärksten und klügsten Geschöpfe in der alten Welt sich finden mussten. Dass auf einem grösseren Raume seltener und nur auf kurze Zeit ein Stillstand des Kampfes eintreten kann, lässt sich leicht einsehen. Lange vor Charles Darwin hatte Leopold v. Buch[1]) schon bemerkt: „Die Einzelwesen der Arten auf Festlanden breiten sich aus und bilden mit der wachsenden Entfernung und der Aenderung des Standortes Abarten, welche in dem grossen Abstand, den sie gewonnen haben, nicht mehr mit den anderen Abarten gekreuzt und zu dem Haupttypus zurückgeführt, endlich zu dauernden Eigenarten werden, die auf anderen Wegen vielleicht neuerdings wieder anderen ebenfalls veränderten Abarten begegnen, beide als sehr verschiedene und nicht mehr sich mischende Arten. . . . . Nicht so auf Inseln.“

Wenn also auf einem grösseren Länderraum der Kampf um das Dasein heftiger entbrennt, weil jeder Abart rasch eine andere auf der Ferse folgt, so besitzen wir darin die einfachste Erklärung, weshalb die Geschöpfe der alten denen der neuen Welt einen Vorsprung abgewonnen haben, denn nicht allein, dass das Areal der Länder-

[1]) Physikalische Beschreibung der kanarischen Inseln. Berlin 1825. Bd. 1. S. 133.

massen auf unserer Seite doppelt so gross ist, muss man auch beachten, dass Amerika in zwei völlig getrennte Schlachtfelder, in zwei Festlande mit gesonderten Naturreichen zerfällt, und dass jedes dieser Festlande wiederum mehr von Norden nach Süden sich ausdehnt, anstatt wie die Ländermassen in der alten Welt von West nach Ost zu streben. Beim Bau der neuen Welt herrscht die Neigung möglichst viele Breitengrade in beiden Halbkugeln zu bedecken, in der alten Welt das Bestreben möglichst viel Längengrade unter gleichen Polhöhen zu durchlaufen. Da nun die meisten Arten und Gattungen der beiden Reiche zwischen Polar- und Aequatorialgrenzen (richtiger zwischen isothermischen Maximal- und Minimalgrenzen) eingefangen bleiben, so wird auf dem Boden der alten Welt jeder Einzelart offenbar ein viel grösserer Spielraum eröffnet als in der neuen. Wie beträchtlich die Geräumigkeit des Kampfplatzes in der alten Welt zunimmt wegen der ostwestlichen Erstreckung ihrer grossen Achse, gewahrt man aus nachstehendem Vergleiche der Grössenverhältnisse unter gleichen Breiten. Es beträgt die festländische Ausdehnung von West nach Ost:

in Nordamerika

unter dem 50. n. Parallelkreis	(Vancouverinsel und Neufundland)	4 140 Kilom.
„ „ 40. „ „	(Philadelphia)	4 266 „
„ „ 30. „ „	(New-Orleans)[1])	3 324 „
„ „ 20. „ „	(Mexiko)	2 048 „

in der alten Welt

unter dem 50. n. Parallelkreis	(Südwestspitze Englands)	9 890 Kilom.
„ „ 40. „ „	(Neapel und Peking)	11 568 „
„ „ 30. „ „	(Kairo)	12 703 „
„ „ 20. „ „	(Bombay)	12 889 „

Wäre es aber begründet, dass auf grösseren Räumen der Kampf um das Dasein mit grösserer Erbitterung geführt würde, so müssten auch die Sieger auf dem geräumigen Wahlplatz den Siegern auf dem engeren Raume überlegen sein. Sollten also beispielsweise Gewächse der alten Welt heimlich in der neuen landen, oder sollten sie dort aus der Aufsicht des Menschen, das heisst aus Gärten ins Freie entspringen, so müssten sie viel rüstiger die amerikanischen Arten verdrängen als umgekehrt amerikanische Arten auf der östlichen Erdfeste unsere Gewächse; mit anderen Worten: wilde oder verwilderte Gewächse Europas sollten in Amerika viel rascher sich verbreiten als amerikanische in Europa oder überhaupt in der alten

[1]) Hier wie im folgenden abgesehen von den durch Meereseinschnitte verursachten Lücken.

Welt. Und wirklich bestätigt auch die Erfahrung alle Forderungen des Lehrsatzes, haben doch selbst transatlantische Botaniker Amerika den Garten für europäisches Unkraut genannt. Von Buenos-Aires, ihrem Landungsplatze, aus haben Gewächse Europas, wie der Schneckenklee, die Mariendistel, die Kardonen-Artischoke meilenweit die Steppen bekleidet, und die einheimischen Gräser mussten dort vor unseren Raigrasarten *(Lolium perenne* und *L. multiflorum)* sowie vor ***Hordeum maximum*** und ***H. pratense*** zurückweichen. In Nordamerika aber hat einige Küstenstreifen das kleinblumige Wollkraut und die gemeine Brunelle siegreich besetzt. Ueberhaupt sind seit 1492 in Amerika 158 Arten aus Europa und 8 aus anderen Weltteilen eingedrungen, in Europa aus allen Weltteilen nur 38 Gewächse.

Im stillen wird bereits jeder geneigte Leser auch in der unwiderstehlichen Ausbreitung der Rassen unserer Erdfeste über die neue Welt nur eine Wiederholung des siegreichen Auftretens unserer sogenannten Unkräuter gefunden haben. Recht lebhaft entbrannte der Kampf um das Dasein bei den grossen Wanderungen, wie sie sich nur auf der östlichen Erdfeste zutragen konnten. Gewöhnlich werden allerdings die Einbrüche roher Völkerhorden in die Gebiete gesitteter Völker als grosse Drangsale der Menschheit angesehen. Vielleicht genügt aber ein wenig Nachdenken zu der Ueberzeugung, dass die meisten, wenn nicht alle, erspriesslich gewesen sind. Einstweilen erinnern wir nur an die vorletzte dieser grossartigen Erscheinungen, nämlich an den Einbruch der Mongolen, die sich von ihrer Heimat am Onon und Kerulun im sibirischen Daurien in unglaublich rascher Zeit bis an die Donau ergossen, und deren Auftreten für Europa, wenn nicht in gleichem Maasse, doch in ähnlichem Sinne günstig wirkte wie die plötzliche Ausbreitung der Araber. Wo solche Kämpfe um das Dasein sich entzünden, wird unser Geschlecht ruckweise einer höheren Entwickelung näher gebracht, sie mögen endigen wie sie wollen, denn entweder gelingt es den älteren Kulturvölkern, dem Vordringen der neuen Völkerflut eine Mauer zu ziehen, und sie erstarken während der Bewältigung, oder es gilt, wenn sie aus Schwäche unterliegen, die Regel, dass der Verdrängende rüstiger gewesen sein müsse als der Verdrängte. Stürzt selbst eine edle Kultur in Trümmer, werden ihre Herrlichkeiten vom Erdreich bedeckt, und geht zuletzt der Pflug über das verschüttete Mosaikgetäfel, eins hatte jedenfalls der siegreiche Barbar vor dem bedrängten Römer voraus, nämlich seine Jugend und die Anwartschaft auf eine höhere Zukunft [1]).

[1]) Das obige von S. 430 bis 439 wurde abgedruckt aus dem Ausland. 1867. S. 937.

a. Die Jägerstämme im nördlichen Festlande.

Da alle Eingeborenen Amerikas einen einzigen Stamm innerhalb der mongolischen Rasse bilden, so geschieht es nur zur besseren Uebersicht, wenn die Bewohner der nördlichen von der südlichen Hälfte getrennt werden und wiederum eine Scheidung in sogenannte Jägerstämme und Kulturvölker eintritt. Innerhalb dieser Gruppen kann nur nach der Sprache eine letzte Teilung vollzogen werden. Von vornherein müssen wir aber auf eine grosse Anzahl von Sprachen gefasst sein, denn die Jagd bedingte an sich eine weite Ausbreitung in kleine Horden, die mit ihrer Absonderung und Zerstreuung, wie dies schon gezeigt wurde[1]), erst mundartlich, dann bis zur völligen Unähnlichkeit ihre Sprache umgestalteten. Doch bedurfte es nur ernster Forschungen, um wiederum für eine Mehrzahl von Sprachen eine gemeinsame Herkunft zu ermitteln. Dies ist bis jetzt in Nordamerika besonders durch die Arbeiten Buschmanns gelungen, auf welche Waitz seine Einteilung gründete, die wiederum auf einer Karte von Otto Delitsch dargestellt worden ist. Wir brauchen uns daher nicht mehr mit einer Aufzählung toter Namen zu belästigen, sondern es wird genügen, die grossen Gruppen anzugeben.

Begrenzt von den Eskimos und den anderen Beringsvölkern der Nordwestküste, stossen wir zunächst auf die Gruppe der Kenai und Atabasken, die trotz ihrer starken Entfremdung immer noch eine ehemalige Sprachverwandtschaft verraten. Die Kenai, unter denen die Yellow-Knife oder die Athna-Horde[2]) am besten bekannt ist, wohnen hauptsächlich am Yukonstrome. Die Atabasken dagegen sitzen östlich von ihnen und erfüllen den Raum zwischen der Hudsonsbai und den Felsengebirgen, soweit etwa die britischen Grenzen reichen. Bekanntere Horden sind die Tschepewyan- (verschieden von den Odschibwä), die Kupferminen-, Hundsrippen- und Biberindianer. Aus ihrer Urheimat im Norden haben sich ausserdem durch Wanderungen bis nach Oregon nahe der Meeresküste die Tlatskanai, Umpkwa und Hupah verloren. Noch weiter nach Süden, östlich vom Kolorado, in das Hochland Neu-Mexikos wanderten die atabaskischen Navajos; ja selbst die gefürchteten Apatschen, die vom westlichen Kolorado bis nach den mexikanischen Provinzen Chihuahua und Coahuila streifen, gehören noch zu dieser Gruppe.

[1]) S. oben S. 105.

[2]) Eigentlich Ah-tená; *tenú* oder *tinneh* bedeutet nämlich „Leute", und mit diesem Suffix werden die Hordennamen stets bekleidet, daher die Kenai-Stämme besser Tenástämme genannt würden. Dall, Alaska and its resources. Boston 1870. S. 428.

Endlich entdecken wir nördlich von der Mündung des Rio grande del Norte eine Atabaskenhorde, die Lipani, so dass also das Verbreitungsgebiet dieser Völkerstämme jenseits des Polarkreises beginnt und bis an den mexikanischen Golf reicht.

Von den Felsengebirgen, angefangen im Quellengebiete des Missouri, bis zum atlantischen Meere, besonders aber in den nördlichen Staaten der Union vom Mississippi gegen Osten sitzen oder sassen vielmehr zur Zeit der Entdeckung die Algonkinen. Der äusserste Westen ihres Verbreitungsgebietes wird von den Schwarzfüssen eingenommen, die Gestade um den obern See von den Odschibwäern, die Räume südlich und westlich von der Hudsonsbai von den Knistino oder Kri. Oestlich vom Mississippi gehörten zu den Algonkinen die Leni Lenape, die den Fünfvölkerbund der Delawaren bildeten, der auch die Mohikaner einschloss. Ihrer Sprache verdankt die Länderkunde unter anderen Namen wie Massachusetts, Konnektikut, Alleghany, Savannah, Mississippi. Andere bekannte algonkinische Horden sind die Susquehannok, Pamptiko, Schawano oder Schawnie, Illinois, Sauk, Musquakkie oder Füchse, Menomennie oder Wildreisleute.

Inselartig wurde von den Algonkinen eine dritte Gruppe, die Irokesen Kanadas, eingeschlossen. Um das Jahr 1700 bildeten die Horden der Seneka, Kayuga, Onondago, Oneida und Mohawk den Fünfvölkerbund, dem 1712 als sechstes Glied die Tuskarora beitraten. Die Huronen oder Wyandot, die sprachlich ihnen verschwistert waren, lebten gleichwohl mit dem Irokesenvölkerbunde beständig im Kriege. Früher genossen sie von den geschwisterlichen Horden die Ehrenbezeichnung „Väter“, besiegt aber mussten sie einwilligen, die anderen Irokesen als „ältere Brüder“ anzureden. Die Irokesen gestanden auch den Delawaren, die von den übrigen Stämmen als Grossväter begrüsst wurden, durch einen Vertrag vom Jahre 1591 nur den Titel Onkel zu.

Die vierte Gruppe bilden die Dakota oder die „sieben Ratfeuer“, besser gekannt mit ihrem Spottnamen Sioux. Sie bewohnen auf dem Gebiete der Vereinigten Staaten die Grasfluren zwischen den Felsengebirgen und dem Mississippi, bis südwärts an den Arkansas. Zu ihnen gehören die Assiniboin, die Winebago oder Winipeg, die Eiowä (Iowa), Omaha, Osagen, Kansas, Arkansas, Menitärri, die Krähen oder Upsaroka, endlich die Mandaner.

Vereinzelt stehen die Pawnie und Rikkara in und an den Felsengebirgen zwischen den Oberläufen des nördlichen Platte und Arkansas. Im Südosten der Vereinigten Staaten waren die Tschokta und Tschikasa der Sprache nach verwandt den Muskogie oder dem Bunde der

Krikstämme, zu dem die edlen Seminolen, deren Namen Flüchtlinge bedeutet, ehemals als ältestes Glied gehörten. Süd- und Nordkarolina wiederum wurden früher von den Tscherokistämmen bewohnt, die ihrer Sprache nach ganz einsam stehen. Ebenso haben sich die ehemaligen Bewohner von Texas weder zu einer gemeinsamen Gruppe vereinigen, noch anderen Gruppen anschliessen lassen. Dort finden wir die Keiowäh, die Paduka, die Kaddo oder Kadodaquiu, zu denen die Tejas oder Texas gehören, endlich die merkwürdigen Natchez am unteren Mississippi.

b. Die Jägerstämme in Südamerika.

Höhere Gesittungen dürfen wir im südlichen Festlande nur auf und an den Anden suchen. In Brasilien, den Guyanagebieten und in Venezuela sitzen dagegen lauter sogenannte Jägerstämme, die zum Teil noch auf den niedrigsten Stufen der geselligen und geistigen Entwickelung verharren. Ihre Sprachen sind noch mehr zersplittert als in Nordamerika, doch hat bis jetzt noch kein Kenner ernstlich versucht, in dieses Getümmel einige Ordnung zu bringen. Aeltere Sprachkarten haben den Irrtum genährt, als herrsche in ganz Brasilien nur eine einzige, die allgemeine Indianersprache *(lingoa geral)* oder das Guarani. v. Martius zeigte dagegen zuerst, dass diese Sprache der Tupi zwar von einzelnen in jeder brasilianischen Horde verstanden wird, aber nur auf zwei weit von einander entlegenen Gebieten wirklich herrscht, nämlich zwischen den Nebenflüssen des Amazonas Tapajos und Xingu und in der Provinz Chiquitos. Sonst finden wir eine dichtere Tupibevölkerung noch in Paraguay, auf einer Strecke am rechten Ufer des mittleren Paraná. Andere Tupihorden wiederum sind bis zur atlantischen Küste geschwärmt, wie überhaupt nur in wenigen Provinzen Brasiliens ihre Spuren vermisst werden. Nördlich vom Amazonas fehlen sie dagegen völlig.

Ausserdem vereinigt Martius zu einer Gruppe die Lenguas oder Zungenindianer, so geheissen, weil sie die Unterlippe durchbohren. Sie führen bei den Tupi den Namen Guaykuru oder Schnellläufer, bewohnen die westlichen Ufer des Paraná und Paraguay und sind durch ihre Roheit berüchtigt. Anderen Stämmen zwischen dem Quellengebiete des Paraná und des Madeira giebt Martius den Sammelnamen Parexis oder Poragi, was Oberländer bedeutet. Das ungeheure Wassergebiet des Tokantins erfüllen die Gês, auch Kran d. h. „Häupter“ oder „Söhne“ geheissen. Sie unterscheiden sich von den Tupi dadurch, dass sie nicht wie diese in einer Hängematte, sondern stets auf einem niederen Gestell schlafen. Ihnen

nahe stehen die Kren oder Gueren, zwischen Parahiba und Rio das Contas ausgestreut. Kren bedeutet wie Kran „die Häupter". Zu den Kren gehören die Botokuden, die Koroados, Puris und Malalis. Im Innern der Provinzen Bahia, Pernambuko und Piauhy fasst Martius etliche Indianerstämme als Guck- oder Kokohorden zusammen, weil sie sämtlich mit diesen Worten den Mutterbruder bezeichnen. Zu ihnen gehören am Amazonas Indianer, die sich Ore Manoas, das heisst *wir die Manoas*, nennen, in Guyana und Venezuela die Makusi und die Maypures. Hatten wir in Nordamerika doch wenigstens etliche Völkernamen gefunden, so stossen wir in Brasilien nur auf Hordennamen, deren Martius allein am Rio Negro nicht weniger als 106 sammelte. Das Bewusstsein einem Volke anzugehören setzt bereits eine höhere gesellschaftliche Entwickelung und gemeinsame geschichtliche Thaten voraus, die dort fehlen. Nur wenig bessern sich die Zustände am Amazonas. Dort finden wir die kriegerischen Mundruku, als Mischlinge den Tupi verwandt, die sich durch strenge Mannszucht, durch den Gebrauch von Trompetensignalen im Gefechte und einen geordneten Vorpostendienst in Kriegszeiten auszeichnen. Am Rio Negro sitzen die Miranhas, ehemals Menschenfresser, sonst bekannt als Verfertiger hochgeschätzter Hängematten, von denen jede sechs Wochen Arbeit kostet. Da wo der Amazonas der peruanischen Grenze sich nähert, stossen wir auf die Tekuna, deren Maskenspiele uns bereits wichtig geworden sind, und an der venezuelanischen Grenze auf die Uapes, deren geräumige Banten wir gerühmt haben[1]. In Guyana wohnen durcheinander gestreut hauptsächlich zwei Völker, die Arowaken oder „Mehlleute", so geheissen, weil wir in ihnen die Erfinder der Tapiokabereitung zu verehren haben, und die Kariben, missbräuchlich seit dem 17. Jahrhundert Karaiben genannt, denen die Spanier alles Hassenswürdige zugeschrieben haben und die wegen ihrer Roheiten verrufen blieben, bis sie seit A. v. Humboldts und der Brüder Schomburgk Reiseerfahrungen als ein unverdorbener Volksstamm voll besserer Regungen erkannt wurden[2].

Das nördliche und südliche Festland von Amerika gleichen sich in vielen grossen Zügen, von vornherein schon in den Umrissen, denn beide sind grosse Dreiecke, mit den Spitzen nach Süden gerichtet. Aber auch ihr senkrechter Bau stimmt darin überein, dass am Westrande vom stillen Meer aus Hochgebirge aufsteigen und

[1]) S. oben S. 184.

[2]) Wie Richard Schomburgk bemerkt, vergiften sie ihre Pfeile nicht, obgleich auf ihrem Gebiete die Kurarepflanze (*Strychnos toxifera*) vorkommt. Reisen in Britisch-Guiana. Bd. 2. S. 429.

zwischen ihren Kämmen Hochebenen eingeschaltet liegen. Als notwendige Folge dieses gleichförmigen Baues finden wir östlich von den Abhängen des Felsengebirges und der Kordilleren oder in ihrem „Regenschatten“ keinen Wald, sondern offene Steppen, in Nordamerika Prärien, in Mittelamerika Savanen, in Venezuela Llanos, am Silberstrom Pampas geheissen. Erst auf die Steppen gegen Osten folgen dann grosse Waldgebiete, welche im Norden und Süden die atlantischen Hälften beider Weltteile bedecken. Auf den Grasebenen im Süden wie im Norden Amerikas suchen wir vergeblich nach den gesellschaftlichen Erscheinungen, die in der alten Welt auf den entsprechenden Länderräumen allenthalben hervorgerufen werden. Wir vermissen dort Völker, welche die Berberstämme Nordafrikas, die Beduinen Arabiens, die Türken in Turkistan, die Mongolen in der Gobi, die Lappen und Samojeden auf den Tundren des hohen Nordens in Amerika vertreten möchten. Wenn man es sehr häufig als einen Mangel der amerikanischen Menschheit bezeichnen hört, dass sie die Viehzucht vernachlässigt habe, so ist diese Behauptung ungenau, denn streng genommen fehlte ihr nur die Milchwirtschaft gänzlich. Wie Martius[1]) uns belehrt hat, giebt es in der Tupisprache oder *lingoa geral* Brasiliens für Bezähmung einen eigenen Ausdruck mit dem Sinne, dass die Tiere zur Ablegung ihrer Wildheit gebracht werden sollen. Die meisten Eingeborenen Brasiliens zeigen Freude am Umgang mit Tieren; sie wissen Affen und Papageien an sich zu fesseln und rufen unter anderem durch Ernährung mit Fischen bei grünen Papageien rote und gelbe Federn hervor[2]), auch gleichen ihre Hütten oft einer Menagerie. Zum Sprechen abgerichtete Papageien dienten den Tschibtschas als Ersatz für Menschenopfer[3]). Kulturgeschichtlich gewinnt jedoch die Tierzucht erst dann eine höhere Bedeutung, wenn der Mensch vorsorglich durch sie seinen Unterhalt erwirbt und sich abgewöhnt von den Gnadengeschenken der Natur aus der Hand in den Mund zu leben. Am Amazonas könnte die Jagd auf Schildkröten den Uferbewohnern Nahrung für das ganze Jahr liefern, allein ihr Fang ist nur auf die trockene Zeit beschränkt, wo sich die Tiere ans Land begeben. Deshalb besitzt fast jede Familie neben ihrer Behausung einen geschlossenen Weiher, um eine Anzahl lebendiger Tiere für die nasse Zeit aufzusparen[4]), häusliche Vorkehrungen, welche Orellana[5]),

[1]) Ethnographie. Bd. 1. S. 672.
[2]) Darwin, Das Variiren im Zustande der Domestikation. Bd. 2. S. 371.
[3]) Bastian, Die Kulturländer des alten Amerika. Bd. 2. S. 178.
[4]) Bates, Amazonas. S. 321.
[5]) Oviedo, Historia general. lib. L. cap. 24. Bd. 4. S. 553.

der Entdecker des Amazonenstromes, bereits bei den Eingeborenen antraf. Ausserdem wurden ehemals und werden noch jetzt Hokkohühner *(Crax)* von vielen brasilianischen Stämmen wegen ihres schmackhaften Fleisches gezüchtet. An der venezuelanischen Küste bei den Eingeborenen Kurianas sahen die spanischen Seefahrer Haustiere, die sie als Kaninchen, Gänse und Tauben bezeichneten [1]). Auf den Antillen wurde der stumme Hund und auf Haïti das Meerschweinchen als Haustier gezogen. Nabelschweine und Tapire gewöhnen sich sehr leicht an die Nähe des Menschen, wurden und werden auch noch jetzt gezähmt bei den Indianern des Amazonasgebietes angetroffen, allein sie vermehren sich nicht in der Gefangenschaft [2]). Die Peruaner endlich züchteten das Llama und Pako, den Hund und das Meerschweinchen sowie eine einheimische Gans [3]).

Dagegen fehlen uns glaubhafte Berichte, dass die Stämme des nördlichen Festlandes östlich der Felsengebirge, immer mit Ausnahme der Eskimos, vor der Entdeckung Tiere zum häuslichen Nutzen gezüchtet hätten. Gerade Nordamerika war aber vor dem südlichen Festland durch ein gesellig lebendes Tier bevorzugt, welches zur Entwickelung eines Hirtenlebens völlig genügen konnte. Wir meinen den Büffel oder Bison, der mit Ausnahme eines ganz kleinen Reviers auf dem westlichen Abhang des Felsengebirges nicht vorkommt, an dessen Ostseite aber noch gegenwärtig vom südlichen Red River bis in die Breite des Atabaska-Sees herdenweise lebt, ja vor der Verscheuchung durch die europäischen Ansiedler weit in den Osten des heutigen vereinsstaatlichen Gebietes verbreitet war. Jung eingefangen, lässt sich der Bison zähmen und abrichten und hat auch mit dem europäischen Rinde eine brauchbare Mischrasse geliefert. Wenn er dennoch von den Eingeborenen nicht gezüchtet, ja nicht einmal gehegt worden ist, so hat es offenbar den Rothäuten an der Neigung oder an der Geduld zur Tierbezähmung gefehlt. Auch die einheimische wilde Ente wurde von ihnen nicht, wohl aber von den europäischen Ansiedlern gezähmt. Der Truthahn, in Mexiko ein Haustier, wurde nur wild auf dem Gebiet der Vereinigten Staaten angetroffen. Im Norden des Festlandes streift das Rentier (Karibu), welches in der alten Welt allenthalben, in der neuen aber nicht gezähmt worden ist. Allerdings trifft man bei den Stämmen der Hudsonsbaigebiete den Hund als Haustier und zur Jagd abgerichtet, doch möchten wir fast vermuten, dass die Zähmung dieses

[1]) Gomara, Historia de las Indias. cap. 75.

[2]) Darwin a. a. O. Bd. 2. S. 201.

[3]) Steffen, Die Landwirtschaft bei den altamerikanischen Kulturvölkern. Leipzig 1883. S. 118—134.

Geschöpfes erst nach der Einwanderung der Eskimos, die den Hund als Zugtier in ihrer asiatischen Heimat gekannt hatten, sich verbreitet habe. War aber bei den Rothäuten des nördlichen Festlandes die Neigung zur Tierzucht ohnehin sehr schwach, so ist nicht leicht denkbar, was sie hätte in Versuchung führen sollen, den Bison zu zähmen, da ihnen die Jagd so viel Fleisch und so viel Häute lieferte, als sie je bedurften. An den Genuss tierischer Milch aber hat kein Volk in Amerika gedacht. Die Milchwirtschaft gehört überhaupt einer sehr späten und hohen Entwickelungsstufe des Hirtenlebens an. Noch heutigen Tages liefern die grossen Rinderherden auf den Pampas und Llanos nichts als Fleisch und Häute, wie denn die reichliche Absonderung von Milch bei dem Herdenvieh erst infolge einer langen Bezähmung eintritt. Während in England eine Kuh täglich mehr als 8 Gallonen d. h. 40 Pinten Milch liefert[1]), erhalten die Hereros in Südafrika, also ein Hirtenvolk, selten mehr als zwei bis drei Pinten von ihren Tieren, und ihre Kühe verweigern sogleich die Milch, sowie man ihnen das Kalb nimmt[2]). Daraus dürfen wir folgern, dass die Völker, welche zuerst Tiere in Herden versammelten, zunächst nur an den Fleischertrag dachten und die Ausbeutung der Milch erst nach langer Zeit und infolge kunstvoller Zuchtwahl eintrat. So finden wir denn in der neuen Welt die Steppen so gut wie das Waldland nur von Stämmen bewohnt, die Jagd und Feldbau betrieben.

Baureste mangeln in Südamerika östlich von den Anden gänzlich, in Nordamerika dagegen bestehen sie in kegelförmigen Grabhügeln, in runden, oben flachen Erdaufwürfen *(mounds)* und in kreisrunden Verschanzungen, zum Teil mit Gräben und gedeckten Wegen. Sie sind sehr spärlich in den Neu-England-Staaten und selten im Westen des Mississippi anzutreffen, erstrecken sich aber vom Oberlauf des Missouri und der grossen Seen nach Süden auf beiden Abhängen der Alleghanies bis nach Florida. Am allerdichtesten finden sich solche Reste am Ohio. Die Mehrzahl der Altertumskenner schrieb sie früher und schreibt sie noch jetzt einem ausgestorbenen Volke von Hügelbauern *(mound-builders)* zu, das sie entweder von Mexiko nach dem Nordosten oder vom Nordosten nach Mexiko wandern lassen. Wären jene Baudenkmäler nichts anderes als ein Kulturstrahl der nahuatlakischen Gesittung gewesen, so müssten die Verschanzungen immer häufiger werden, je mehr man sich dem Hochlande von Anahuak näherte, aber gerade in

[1]) Darwin a. a. O. Bd. 2. S. 399.

[2]) Andersson, Südwestafrika. Bd. 2. S. 54. Barrow (South Africa. Bd. 1. S. 315) rechnet zwei Quart Milch auf eine südafrikanische Kuh.

Texas verlieren sich ihre Spuren, und dort wie im mexikanischen Chihuahua sassen auch nach Cabeza de Vacas[1]) Mitteilungen äusserst rohe und halb verhungerte Stämme, die sich von Fischen, Wurzeln und den Früchten der Feigendistel *(Opuntia tuna)* ernährten. Die Beschreibungen der Spanier von den verschanzten Ortschaften der Indianer in den ehemaligen Sklavenstaaten und das Bild, welches uns Jacques Cartier[2]) von der Irokesenstadt Hochelaga, jezt Montreal in Kanada, entworfen hat, entsprechen genügend den Vorstellungen von jenen Erdwerken, wie wir sie aus den zahlreichen Grundrissen und Querschnitten in Schoolcrafts umfangreichem Werke über die Altertümer der Vereinigten Staaten uns bilden können. Wir teilen deshalb vollständig die Ansicht Samuel Havens[3]), der in den Vorfahren der jetzigen Indianer die Urheber jener Baureste vermutet und der uns nachgewiesen hat, dass noch im Jahre 1800 ein Schutthügel *(mound)* über der Leiche eines Omahahäuptlings errichtet wurde, sowie dass am oberen Missouri von Lewis und Clarke eine ganze Reihe frischer Schanzwerke angetroffen worden ist. Wohl haben Europäer nicht mehr beobachtet, dass die roten Jäger Bauten ausführten wie den *walled lake*, eine künstliche Anspannung von Wasser zu Berieselungszwecken in der Grafschaft Wight (Iowa)[4]); allein Charlevoix[5]) unterrichtete uns andererseits, dass die Irokesen vor seiner Zeit viel geräumigere Wohnungen sich erbauten, also auch sie, wie unzählige andere halbentwickelte Menschenstämme, nach der Berührung mit Europäern ihre alten Künste vernachlässigten. Die Hügel- und Schanzenerbauer waren also die Voreltern jener Rothäute, welche von den europäischen Ansiedlern verdrängt wurden, sie lebten wie diese von der Jagd und mögen in den nämlichen Zuständen schon vor der Ankunft der Entdecker eine Reihe von Jahrhunderten verharrt haben[6]).

Die Jagd ist aber unverträglich mit dem Aufschwung zu einem erhöhten Kulturleben, denn die sittliche Entwickelung der Völker steht in strenger Abhängigkeit von ihrer Ernährungsweise. Nur dort finden wir die frühesten und lange Zeit vereinsamten Lichtpunkte der menschlichen Gesellschaft, wo sich die Bevölkerung mit

[1]) Ramusio, Navigationi et viaggi. Venetia 1606. Bd. 3. fol. 266 verso.

[2]) Relation originale de Jacques Cartier. (Zweite Reise.) ed. d'Avezac. Paris 1863. S. 23 f.

[3]) Archaeology of the United States. s. l. 1855. S. 157.

[4]) Kapp, Vergleichende Erdkunde. 2. Aufl. S. 615.

[5]) Nouvelle France. Bd. 3. S. 335.

[6]) Das Obige wurde bereits veröffentlicht im Ausland. 1868. S. 291. Wichtig ist es, dass seitdem ein so zuverlässiger Beobachter wie Tylor (Anfänge der Kultur. Bd. 1. S. 57) zu dem nämlichen Ergebnis gelangt ist.

Leichtigkeit verdichten konnte, wie am Nil und in China; denn erst nach Eintritt eines engeren Zusammenrückens der Bevölkerung vollzieht sich eine Teilung der Arbeit, die bei sehr vielen Kulturanfängen durch eine Abscheidung in Kasten sich ausgedrückt hat. Die Jagd auf einem Gebiet von gewissem Wildreichtum kann dagegen nur eine genau und karg bemessene Bevölkerung ernähren. Mehrt sich ein Stamm über den Fleischertrag seiner Reviere hinaus, so werden Männer teils vom Mangel, teils vom Bewusstsein ihrer überlegenen Zahl getrieben, die Jagdgründe ihrer Nachbarn zu betreten. Die unausbleibliche Folge sind dann Fehden, wo der stärkere Stamm den schwächeren entweder aufreibt oder verdrängt, in welchem letzteren Falle dieser wiederum verdrängen oder ausrotten muss. Starke Jägerstämme können sich daher wohl ausbreiten, nicht aber sich verdichten.

Ein Wachstum der Gesittung, wenn es nicht durch Ankunft der Europäer unterbrochen worden wäre, konnte in Amerika nur dann stattfinden, wenn die Ernährung durch Feldfrüchte mehr und mehr die Ernährung durch Jagdbeute ersetzt hätte. So weit die Polargrenze des Mais in Nordamerika reicht, nämlich bis zum und über den Lorenzstrom und bis zu den grossen Seen, ja nördlich von diesen, wenigstens auf dem Gebiete der Huronen[1]), finden wir auch hoffnungsreiche Anfänge von Ackerbau bei den Jägervölkern. Gänzlich mangelt der Feldbau nur auf den Hudsonsbaigebieten östlich von den Felsengebirgen bei den meisten Atabaskenstämmen, die aber auch an Roheit tief unter den südlicher wohnenden Völkern stehen. Die Natur gewährte selbst auf dem Waldgebiete einige freiwillige Nahrungsmittel, nämlich ausser Beeren und Wurzeln den Wasserreis *(Zizania aquatica)* an den kanadischen Seen und am oberen Mississippi, den Zuckersaft der Ahornbäume im Frühjahr, endlich die Früchte wilder Pflaumen und wilder Reben. Mais, Bohnen, Kürbisse und Tabak werden ausdrücklich von Cartier[2]) als Ackerfrüchte kanadischer Irokesen bei Montreal erwähnt, und im allgemeinen lässt sich aussprechen, dass beim Fortschreiten von höheren zu niederen Breiten der Ackerbau in Nordamerika immer vorwiegender die Bedürfnisse der Eingeborenen deckte. Auf der Stufe aber, wo Ackerbau, Jagd und Fischfang sich gegenseitig ergänzen, sind die Rothäute so lange stehen geblieben, als Zeit verstrichen sein mag von der Errichtung der ältesten Schanzwerke bis auf die Ankunft der Europäer. Dass sie noch nicht zum reinen

[1]) Rau im Archiv für Anthropologie. Bd. 4. 1870. S. 8.

[2]) Voyage de Jacques Cartier au Canada en 1534. (Erste Reise.) ed. Michelant et Ramé. Paris 1867. S. 39.

Ackerbau sich erhoben hatten, darf uns nicht verleiten, ihnen jede Anlage zu höherer Gesittung abzusprechen. Man übersieht nur allzuhäufig, dass auch die Jagd die geistigen Kräfte der Völker entwickelt, aber zugleich aufzehrt. Zur Meisterschaft im Waidmannsgewerbe gehört eine genaue Kenntnis des Wildes und seiner Sitten. Der rote Mann besass die innigste Bekanntschaft mit seinen Jagdgründen und ihrem Wildstand, es gelang ihm leicht, auch die schlauesten Tiere noch zu überlisten, und durch seine scharfen Beobachtungen wie durch seine glücklichen Deutungen der kleinsten Lebenszeichen in der freien Natur hat er noch immer die sinnesstumpfen Kinder der Zivilisation in tiefes Erstaunen gesetzt. Aus unbedeutenden Spuren den Zusammenhang und die Einzelheiten irgend einer Begebenheit der Wildnis zu enträtseln, dazu hat es ihm nie an Scharfsinn gefehlt, aber aller Scharfsinn wurde auch nur zur Verfolgung eines Wildes oder eines Feindes verwendet. Sicherlich sind auch bei jenen Völkern so häufig wie bei uns Männer von ungewöhnlicher Begabung aufgetreten, allein es wurden daraus weder Religionsstifter, noch Weltweise, noch Ordner der Gesellschaft, sondern immer wieder nur gefeierte Jäger, glückliche Anführer oder geschätzte Redner bei Volksversammlungen. Dazu gesellt sich noch, dass die Erbeutung von Wild mit einem hohen Lebensgenuss verbunden ist, und für die Aufregungen und Reize der Jagd der Ackerbau keine Entschädigung zu bieten hat.

Suchen wir nun nach dem ursächlichen Zusammenhang zwischen den Ländergestalten und den Gesittungsstufen, so müssen wir die Frage lösen, warum wir bei den Bewohnern der Steppen und Wälder Nordamerikas eine grössere Reife der Gesellschaft wahrnehmen als in Südamerika. Allerdings betrieben auch dort alle Stämme der Steppen und der Wälder mit äusserst spärlichen Ausnahmen, wie etwa die Muras am Amazonenstrom, neben Jagd und Fischfang auch den Ackerbau. Ihre angebauten Feldfrüchte waren sogar mannigfaltiger als im Norden, denn zum Mais gesellt sich noch die Maniokwurzel, die eine sorgfältige Auspressung des giftigen Saftes verlangt, ehe sie geniessbar wird. Ausserdem müssen wir der einheimischen Palmenzucht gedenken. Da nun die Palmen viel später Früchte tragen als ein- oder zweijährige Gewächse, so zeigt ihr Anbau eine Vorsorge für ferne Zeiten und zugleich einen Verzicht auf das Wanderleben. Obendrein hat sich ergeben, dass die Pupunhabäume *(Guilelma speciosa)* auf einigen Gebieten nur kernlose Früchte trugen, folglich mussten diese schon seit einem hohen Alter unter der Zucht des Menschen gestanden und die kernlose Spielart

nicht anders als durch Wurzelschösslinge vermehrt worden sein. Wenn also die südamerikanischen Jägerstämme inbezug auf den Ackerbau den Nordamerikanern nicht nachstanden, durch ihre Baum- und Haustierzucht sich sogar über sie erhoben, so blieben sie doch in anderen Leistungen weit hinter jenen zurück.

Die rohesten Stämme der Hudsonsbaigebiete stehen immer noch höher als etwa die Botokuden Brasiliens, die in der neuen Welt auf dem niedrigsten Teilstrich der Gesittung haften geblieben sind. In ganz Südamerika (natürlich immer die Kordillerenvölker ausgenommen) war eine starke oder auch gänzliche Entblössung bald des einen, bald des anderen, bald beider Geschlechter die Regel, in Nordamerika ist sie nur Ausnahme. Auch ist es kein Vorzug für die Südamerikaner, dass wir bei ihnen Gespinste und Gewebe aus Baumwolle antreffen, denn erstens trugen zu De Sotos Zeiten die Frauen der Eingeborenen Georgiens weisse Gewänder, verfertigt aus dem Bast von Maulbeerbäumen [1]), wie die Spanier meinten, dann aber war von jeher die dortige Zubereitung des Leders eine meisterhafte und seine Verarbeitung zu Kleidern, die mit Federn reich geschmückt waren, weiss man sogar noch jetzt zu schätzen. Auch darin unterscheiden sich die Nordamerikaner nicht nur von allen Stämmen ihres gleichen, sondern von vielen Kulturvölkern, dass sie eine Fussbekleidung, nämlich ihre Mokassin oder Halbstiefeln tragen [2]). Der Gebrauch von Schneeschuhen dagegen ist vielleicht nicht älter als das Auftreten der Eskimos, die wahrscheinlich zuerst diese Erfindung aus Asien nach der neuen Welt gebracht haben.

Bei den Jägerstämmen in Südamerika hat man keine Spur von Bergbau getroffen. Dagegen fanden die ersten Entdecker bei den Eingeborenen der Vereinigten Staaten eine Menge kupferner Zierraten und Geräte. Kupfer wurde östlich vom Mississippi an verschiedenen Orten abgebaut, wie in Alabama [3]), allein die wichtigsten Gruben lagen am Erie-See. Einige Altertumsfreunde haben etwas vorschnell geschlossen, dass dort ein uraltes Kulturvolk, völlig verschieden von den Jägerstämmen der modernen Zeit, gesessen haben solle. Doch unterschätzte man beständig die Leistungen der alten Nordamerikaner. Selbst die rohen Atabaskenstämme haben auf Kupfer gegraben, denn im 18ten Jahrhundert pflegten sie solche Erze nach Fort Churchill, dem äussersten westlichen Posten der Hudsonsbaigesellschaft, zu bringen, und hauptsächlich um die Lager-

[1]) Oviedo, Historia general. lib. XVII. cap. 25. Bd. 1. S. 556.

[2]) Die Patagonier bedienen sich indessen ebenfalls des Schuhwerkes. Musters, Unter den Patagoniern. S. 174. Catlin, Rambles. S. 259.

[3]) Herrera, Historia de las Indias occidentales. Dec. VII. lib. 2. cap. 1.

stätte dieses Metalls aufzuspüren unternahm Samuel Hearne[1]) 1770 seine Wanderungen, die zur Entdeckung des Kupfergruben-Flusses und seiner Ausmündung ins Eismeer führten. Der Eigentümer der Grubengebiete am Erie-See war ein Häuptling der Fond du Lac-Horde, und nach der Zahl seiner Ahnherren, die er namhaft machen konnte, reichte sein Stammbaum bis zum Anfang des 12ten Jahrhunderts zurück[2]).

Ein deutscher Bergmann, der eine der dortigen Grubenbauten als Direktor geleitet hatte, belehrt uns[3]), dass die alten Rothäute durch Feuersetzen und Besprengen mit Wasser das Gestein mürbe machten, von den Blöcken des gediegenen Metalls aber Stücke mit Steinhämmern lösten und ihnen durch Beschneiden mit Feuersteinmessern und mit Hammerschlägen ihre Formen gaben, denn „ein Schmelzverfahren hatten die Alten nicht gekannt". Wenigstens war dies nicht am Oberen See nachweisbar, denn andererseits wird behauptet, dass gelegentlich auch gegossene Kupfergeräte entdeckt worden sein sollen[4]). Es besteht also nicht die mindeste Nötigung, den alten Irokesen, auf deren Gebiet die berühmten Kupfergruben lagen, jene bergmännischen Leistungen abzusprechen und sie mit den Azteken Mexikos in einen abenteuerlichen Zusammenhang zu verweben. Wohl ist uns nicht unbekannt, dass Klingen aus Obsidian in Gräbern östlich vom Mississippi und sogar am Ontario-See gefunden worden sind, und jenes Mineral dorthin nur aus Mexiko gelangt sein kann. Allein jene Obsidianstücke beweisen so wenig eine Wanderung der Azteken, als man aus dem Fund von Münzen mit kufischer Schrift auf einen Besuch Islands durch die Araber schliessen darf. Sind doch selbst zur Rentierzeit schon bei Schussenried Nephritgegenstände getroffen worden, die aus grosser Entfernung stammten und uns beweisen, dass der Handel schon damals seine Hand weit ausstreckte. Wollte man aus dem Funde von Obsidianklingen in den Vereinigten Staaten auf innigere Beziehungen mit aztekischer Kultur schliessen, so liesse sich mit gleicher Berechtigung ein Einfluss der alten Bevölkerung Polens auf die Franzosen der Rentierzeit behaupten, weil man in den Höhlen der letzteren Hörner der Saiga-Antilope ausgegraben hat[5]).

[1]) Reise zum Eismeer. Berlin 1797. S. 4, 14.

[2]) Schoolcraft, Indian Tribes. Bd. 1. S. 95.

[3]) Ausland. 1866. S. 424.

[4]) Doch hat Rau (Archiv für Anthropologie. Bd. 5. 1871. S. 3—7) neuerdings wieder sich verbürgt, dass die alten Bewohner der Vereinigten Staaten die Kunst des Kupfergusses nicht gekannt haben.

[5]) Vgl. oben S. 38, 213.

Die Ueberlegenheit der Gesittung bei den Jägerstämmen des nördlichen Festlandes im Vergleich zu denen im südlichen zeigt sich am stärksten durch ihre gesellschaftlichen Gliederungen. Im Norden ist es den Ethnographen geglückt, durch Sprachenvergleiche die Stämme zu Völkern zu vereinigen und die Sitze dieser Völker abzugrenzen. In Brasilien, Guyana und Venezuela lässt sich eine solche Aufgabe gar nicht streng lösen, weil wir Völkern dort überhaupt nicht begegnen, sondern nur Banden, und erst künstliche Namen geschaffen werden müssen, um sprachverwandte Horden als Gruppen zu bezeichnen. In Nordamerika dagegen wohnten in geschlossenen Gebieten die Algonkinvölker, in die sich die Irokesen am Westabhange der Alleghanies hineingeschoben haben. Geschichtlich treten solche Völkerschaften bereits zu Konföderationen vereinigt auf, die Krieg und Frieden, sowie Staatsverträge schliessen. Ja bisweilen gelingt es, wenn auch nur auf kurze Zeit, sämtliche Jägerstämme zu einem grossen Bündnis gegen die europäischen Bedränger aufzubieten. Auch wurden von allen Stämmen gewisse völkerrechtliche Satzungen beobachtet, wie z. B. dass ewiger Frieden auf dem geheiligten Gebiete der Brüche des roten Pfeifensteins herrschen sollte. Endlich, und dies ist in unseren Augen das höchste, bemerken wir bei den Nordamerikanern Anfänge von Gedankenmitteilung durch eine Bilderschrift. Lesbar waren diese Aufzeichnungen freilich nur für diejenigen, denen der Sinn der Bilder und ihre Beziehungen auf eine bestimmte Begebenheit bekannt war. Immerhin dienten solche Urkunden zur Auffrischung des Gedächtnisses. Von ähnlichen Anfängen gewahren wir aber in Südamerika, östlich von den Kordilleren, nicht das mindeste, und es lässt sich daher nicht bestreiten, dass die Bewohner des nördlichen Festlandes (abgesehen von ihren Kulturvölkern, für die übrigens auch das nämliche gilt) eine weit höhere Gesittung sich errungen hatten, als die Bewohner Südamerikas. Somit erwächst uns die Aufgabe, zu ermitteln, inwiefern etwa die Ländergestalt auf die ungleiche Verteilung der Gesittung Einfluss geübt habe.

Darin aber erkennen wir die grössere Bevorzugung Nordamerikas, dass es der alten Welt näher liegt als Südamerika, so dass Pflanzen, Tiere und Menschen, die über die Beringsstrasse wanderten, zunächst im nördlichen Festlande sich ausbreiten mussten, wenn sie das südliche erreichen sollten. So gut wie die Eskimos aus Asien in einer späteren Zeit einwanderten und so gut wie nautische Fertigkeiten von Kamtschatka aus über die Alëuten an der Westküste von Nordamerika sich verbreiteten, ebenso sind eine Anzahl anderer Erkenntnisse und Erfindungen aus Asien zu den

Stämmen des nördlichen Festlandes gelangt. Im Sinne unserer Lehre, dass Amerika von Asien aus über die Beringsstrasse bevölkert wurde, erscheint das nördliche Festland als die ältere Heimat der Amerikaner, von der aus Südamerika gleichsam als eine neue Welt erst entdeckt werden sollte, und zwar muss dies so gedacht werden, dass es durch schwächere Horden geschah, die von stärkeren aus der nördlichen Hälfte verdrängt wurden. Auch war das nördliche Festland, als das früher bewohnte, weit dichter bevölkert als das südliche.

Im Osten der Anden des südlichen und der Rocky Mountains des nördlichen Festlandes haben Wald und Steppe keine sehr merklichen Unterschiede zwischen ihren Bewohnern ausgebildet. Höchstens lässt sich behaupten, dass die Dakota oder Sioux der Prärien Nordamerikas, deren Wohnsitze mit dem Verbreitungsgebiet des Bison annäherungsweise zusammenfallen, viel roher erscheinen als ihre Nachbarn östlich vom Mississippi, und ganz deutlich ergiebt sich aus Cabeza de Vacas Erlebnissen, dass die Urbewohner von Texas sowie von Chihuahua bis zur pazifischen Wasserscheide ungleich tiefer standen als selbst die Dakota.

Vergleichen wir aber die gesellschaftliche Entwickelung der Jägervölker im südlichen und nördlichen Festland unter einander, so wird auf beiden Gebieten eine Besserung fühlbar, je mehr wir uns den Ufern der mexikanischen und karibischen Golfe nähern, oder mit anderen Worten: in Südamerika sind die Völker, die nördlicher wohnen, in Nordamerika die Völker, die südlicher wohnen, durchschnittlich gesitteter. Die rohesten Stämme Südamerikas, wie die Botokuden, Koroados, Puris, Lenguas, gehören sämtlich Südbrasilien an, am Amazonas dagegen stiessen Spix und Martius auf wichtige Fortschritte in den gesellschaftlichen Zuständen; ja wenn wir Berichten der ersten Entdecker unter Orellana volles Vertrauen schenken dürfen, war der obere Lauf des grossen Stromes mit volkreichen Ortschaften besäumt, es waren dort Tempel und in den Tempeln Götzenbilder, die sich auf Rädern bewegten, zu sehen. Von solchen Dingen haben spätere Besucher freilich nichts wahrgenommen, und selbst wenn sie vorhanden waren, ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass sie Stämmen angehörten, die aus dem Kulturreiche der Inkas vertrieben worden waren. Nördlich vom Amazonas sitzen die sanften Arowaken, bei denen das Weib bereits im Haus eine würdevolle Stelle einnimmt[1]) und deren Priester

[1]) Schomburgk, Reisen in Britisch Guiana. Bd. 1. S. 227. Bd. 2. S. 314.

die Geschichte der Stämme zum Unterricht der Jugend aufbewahren. Neben und unter ihnen bis zu dem nach ihnen benannten Golf hatten sich die Kariben ausgebreitet, die ihre Felder mit Hilfe künstlicher Wasserleitungen benetzten, ihre Pflanzungen mit Baumwollenschnüren abgrenzten und Märkte hielten, auf denen das Salz die Stelle des Geldes vertrat. So bessern sich dort beständig in der Richtung von Süd nach Nord die äusserlichen Zustände der menschlichen Gesellschaften.

Umgekehrt folgen im nördlichen Festland von Nord nach Süd auf die rohen Atabaskenstämme der Hudsonsbaigebiete zunächst die ackerbautreibenden Algonkinvölker, von denen wiederum die südlicher sitzenden Irokesen durch ihre Bergbauten am Erie-See, sowie in Michigan und Indiana durch die sorgsame Anlage ihrer Felder, von den Archäologen als Gartenbeete *(gardenbeds)* bezeichnet, sich günstig erheben, auch gehören ihrem Gebiete bereits Reste verschanzter Dörfer an, die besonders dicht und zahlreich am Ohio werden. Gegen Süden hatten die Irokesen als Nachbarn die sogenannten appalachischen Völkerschaften, von deren Zuständen wir durch Hernando de Sotos Freibeuterzug das älteste Gemälde erhalten haben. Bei ihnen stiessen die Spanier auf Tempel, die etwas besseres gewesen zu sein scheinen als die sogenannten „Medizinhütten" der nördlichen Rothäute. Ihre Häuptlinge genossen ein weit grösseres Ansehen als bei den übrigen Jägerstämmen, und in Süd-Karolina oder Georgia herrschte sogar eine Frau, mit der die Spanier wie mit einer Monarchin verkehrten, ein Umstand, der uns klar beweist, dass die Häuptlingswürde in den Familien erblich geworden war und die Frauen bereits nicht mehr zu häuslichen Lasttieren niedergedrückt wurden. Bei den Seminolen der Halbinsel Florida fanden die Spanier befestigte Flösse, die als Brücken zur Ueberschreitung der Lagunen dienten, und wirkliche Brücken[1]) werden im Lande Appalache, also in Georgien oder Süd-Karolina erwähnt. Es hat also nichts überraschendes für uns, wenn in Florida auch Reste alter Strassen entdeckt worden sind, denn wo Brücken angetroffen werden, muss schon ein starker Verkehr das Land belebt haben.

Weiter westlich am Ohio liegen die Reste alter ringförmiger Umwallungen der Indianerortschaften oft sehr dicht neben einander. Etwas übereilt hat man daraus geschlossen, dass ehemals das Ohiothal sehr stark von Ackerbauern bevölkert gewesen sein müsste, die

[1]) Herrera, Indias occidentales. Dec. VII. lib. I. cap. 12.

vor Ankunft der Europäer durch wilde Jägerstämme vertilgt worden sein sollten. Doch haben andere Altertumsforscher zu bedenken gegeben, wie oft kindliche Völkerschaften ihre Wohnsitze teils aus Gespensterfurcht, teils wegen des Ausbruchs einer Krankheit aufzugeben pflegen[1]). Wurden also auch sicherlich nicht alle bereits aufgefundenen alten Schanzdörfer gleichzeitig bewohnt, so ergiebt sich immerhin, dass die heutigen Südoststaaten der nordamerikanischen Union ehemals viel dichter bevölkert waren als zur Zeit, wo die europäischen Einwanderer von jenen Gebieten Besitz ergriffen, d. h. so dicht wie die Spanier etwa um 1540 unter Hernando de Soto das Land bevölkert sahen. Es gab nämlich damals nicht blos Dörfer, sondern wirkliche Städte. Die grösste darunter scheint Mavila, das heutige Mobile, gewesen zu sein. Es war von einer hölzernen mit Lehm beworfenen Mauer umgürtet und von Türmen, wahrscheinlich nur Gerüsten mit Brustwehren, geschützt. Innerhalb der Mauer standen 80 grosse Häuser oder vielmehr Kasernenbauten, die je 1000 Köpfen Obdach gewährt haben sollen, und von deren flachen Dächern oder Söllern herab die Spanier mit Geschossen überschüttet wurden. Hernando de Soto hatte dort mit seiner Vorhut ein neunstündiges Gefecht zu bestehen und die Schlacht wurde erst entschieden, nachdem das Hauptheer, damals noch 600 Streiter stark, eingetroffen war. Die Berichte der Spanier sprechen von 11 000 Feinden, die durch Schwert und Feuer umkamen, während die Eroberer 45 Rosse und 83 Soldaten teils sogleich, teils infolge der Verwundungen verloren. Wo bereits solche volkreiche Ortschaften wie Mavila erwachsen waren, kann von einem Jägerleben nicht mehr die Rede sein, denn Jägerstämme haben nie Städte gebaut.

Konnten wir uns also überzeugen, dass nach den Rändern des mexikanisch-karibischen Doppelgolfes hin die Bevölkerung auf beiden Festlanden sich verdichtete und dem Jägerleben halb und halb entsagt hatte, so ist es die Begünstigung des Ackerbaues durch ein milderes Klima, zugleich mit der Nähe der See, welche jenen wichtigen Uebergang zu höheren Zuständen erleichterte. Wäre daher die Ankunft der Europäer in der neuen Welt um ein oder zwei Jahrtausende verzögert worden, so möchten die Kulturvölker Mexikos und Yukatans mit den appalachischen und karibischen Nationen in Verkehr getreten sein, und sich vielleicht in der neuen Welt Gesittungen entfaltet haben, die mit denen an unserem Mittelmeer etwa zu Herodots Zeiten hätten verglichen werden dürfen.

[1]) Gumilla, Orinoco ilustrado. Bd. 1. S. 14, 143.

c. Die Kulturvölker Nordamerikas und ihre Stammesangehörigen.

Bei dem Ueberblick über die Jägervölker Nordamerikas blieben die Stämme Oregons, Kalifórniens, Neu-Mexikos und Mexikos unberücksichtigt. Eine Aufzählung trockener Namen, die viel besser auf einer Völkerkarte eingesehen werden, beabsichtigen wir auch dieses Mal nicht. Wohl aber müssen wir eines wichtigen Ergebnisses gedenken, zu welchem Buschmann durch seine Forschungen gelangt ist. Er vereinigte nämlich eine grosse Anzahl von Sprachen Neu-Mexikos zu einer von ihm sonorisch genannten Familie. Besonders untersuchte er die Lautsysteme, die Zahlwörter und die Grammatik des Tarahumara, Tepeguana, Kora und Kahita[1]). Alle diese Sprachen zeigen gemeinsame Familienzüge, alle haben mehr oder weniger einen Wortschatz aus dem Nahuatl oder dem Altmexikanischen aufgenommen. Dies gilt auch von der Sprache der Moqui, welche sechs von den berühmten „sieben Städten" (Dörfern) nordwestlich von Zuñi bewohnen. Sprachverwandt sind der sonorischen Familie die Utah, Pah Utah, die Digger Kaliforniens und die Schoschonen oder Schlangenindianer, welche letzteren vormals, ehe sie von den Schwarzfüssen verdrängt wurden, diesseits der Felsengebirge sassen, jetzt jenseits an dem nach ihnen benannten Snake River hausen. Fügen wir hinzu, dass in die nämliche Gruppe die Komantschen gehören, jetzt gefürchtete Räuberstämme Nord-Mexikos. Nach Maillard beobachten sie eine Jahresteilung von 18 Monaten zu 20 Tagen; sie befinden sich also im Besitze des mexikanischen Kalenders. Ob wir in den sonorischen Sprachen, die übrigens unter sich wieder weit aus einander gehen, die fortentwickelten Zweige eines gemeinsamen Stammes, einer nahuatlakischen Ursprache, zu erkennen haben, lässt Buschmann noch unentschieden, aber sicher ist es, dass sie alle Spuren eines innigen Verkehres mit den Altmexikanern zeigen. Das Nahuatl, die Sprache der letzteren, trat unverwischt nur in dem und um das Seengebiet des Hochlandes von Mexiko auf. Wie aber die aztekischen Ortsnamen bezeugen, waren nahuatlakische Sprachinseln ausserordentlich weit ausgestreut. Sie ziehen sich in der Nähe der Südsee durch Guatemala, sie treten auf zugleich mit alten Tempelruinen mexikanischen Stiles in Honduras und reichen südwärts bis an und in den Nikaragua-See. Sie hören dagegen gänzlich auf in Kostarika. Nach Norden zu sind sie verbreitet über das heutige mexikanische Reich, jedoch mit Ausnahme von Kohahuila. Sie treten aber wieder auf

[1]) Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften. Berlin 1863. S. 369. 1867. S. 23. 1869. S. 66, 131 f.

in Texas und endigen in Neu-Kalifornien unter dem 37.° n. Br.[1]), abgesehen davon, dass versprengte Namen selbst noch bis zum 50. Parallel sich verirrt haben. Sogleich wollen wir hier bemerken, dass weit binnenwärts unter dem 35.° n. Br. beim heutigen Zuñi in Neu-Mexiko, Cibola oder das „Land der sieben Gemeinden" gesucht werden muss, das von einem Mönche Fra Marco aus Nizza entdeckt, kurz nachher im Jahr 1540 von dem Spanier Francisco Vasquez de Coronado besucht und beschrieben worden ist. Er fand dort kleine Ortschaften mit steinernen Häusern, zwei oder drei Stockwerke hoch, festungsartig ohne Eingang erbaut, so dass die Söller auf beweglichen hölzernen Sprossenleitern erstiegen werden mussten. Die Einwohner bauten Mais und Bohnen, züchteten Truthühner, kleideten sich in Zeuge, deren Fäden aus einer anderen Pflanzenfaser als Baumwolle gesponnen waren, und trugen eine Kopfbedeckung genau wie die Azteken in Mexiko[2]). Die nämliche Bauart hat sich noch heute bei den sogenannten Pueblos-Indianern erhalten und ist zuletzt von Möllhausen[2]) beschrieben und abgebildet worden. Die Sprache der Pueblos-Indianer steht jedoch in keinem näheren oder entfernteren Zusammenhang mit dem Nahuatl. Aehnlich wie ihre Gebäude waren wohl die südwärts gelegenen sogenannten *casas grandes* in der Nähe des Gila und in Chihuahua, über deren Bewohner so viel geschrieben worden ist, weil wir noch nichts von ihnen wissen. Es sassen also Kulturvölker im Norden des heutigen Mexiko bis zum 35. Parallel.

Die teilweise Gemeinschaft des Sprachschatzes der Nahuatlaken und der heutigen Schlangenindianer verlockt zu der Annahme, dass die ersteren vorzeitlich den Schoschonen geglichen haben mögen, denn entweder haben sich die Schoschonen nach ihrer Berührung mit den Nahuatlaken in südlichen Räumen nach Norden gewendet, oder die Nahuatlaken sassen mit den Schoschonen ursprünglich im Norden, bevor sie nach Mexiko auswanderten. Für die letztere Annahme spricht wenigstens, dass wir von einigen nahuatlakischen Stämmen mit Sicherheit wissen, dass sie aus dem Norden kamen. Als die Macht der ihnen verschwisterten Tolteken zerfallen war, brachen beständig Barbarenhorden vom 11ten bis zum 14ten christlichen Jahrhundert nach Mexiko herein. Unter diesen befanden sich auch die nahuatlakischen Tlaskalteken und die nahuatlakischen Azteken. Beide kamen vom Norden, d. h. nicht etwa aus dem Norden des Festlandes, sondern zunächst nur aus dem Norden des

[1]) Buschmann, Aztekische Ortsnamen. Berlin 1853. S. 11.
[2]) Coronado in Ramusios Navigationi et viaggi. Bd. 3. fol. 302.
[3]) Möllhausen, Reise nach der Südsee. S. 215.

heutigen Mexiko, doch genügt es schon, dass ihre Wanderung südwärts gerichtet war. Bei ihrem ersten Auftreten in Mexiko sollen sie im Vergleich zu den verfeinerten Tolteken noch sehr roh gewesen sein, doch beweist dies nur, dass jene Nahuatlaken nicht aus ihrer nördlichen Heimat schon ihre höchste Gesittung mitgebracht haben, sondern sie erst im Süden entfalteten, obgleich sie schon beim Einbruche eine Kulturstufe erreicht haben konnten, wie etwa die Bewohner der *casas grandes* am Gila oder die Stadtindianer von Cibola im Jahr 1540.

Es lässt sich dagegen nicht entscheiden, ob die Tolteken im heutigen Mexiko, oder in Guatemala, oder in Honduras, oder in Nikaragua zuerst ihre Sitze aufgeschlagen haben. Doch ist für Nikaragua wohl noch niemand eingetreten, da die dortigen aztekischen Ortsnamen wahrscheinlich von einer späteren Kolonisation herrühren, was auch von Honduras gelten mag. In Guatemala, wo einer der ältesten Brennpunkte zu suchen ist, finden wir neben den aztekischen Ortsnamen und Sprachinseln ein anderes Kulturvolk, die Kitsches (Quiché), welche wiederum linguistisch verwandt sind mit ihren Nachbarn auf der Halbinsel Yukatan, den Majas. Die gesellschaftliche Entwickelung der Yukateken und der Kitsches zu Zeiten der Entdeckung stand auf der nämlichen Höhe wie in Mexiko. Die Kitsches und die Majas mochten auch, als die Tolteken sie mit ihrer Kultur bereicherten, sich selbständig schon auf eine höhere Stufe der Gesittung gehoben haben. Auf die Nahuatlaken, wenn sie von Norden kamen, muss daher die Berührung mit so gesitteten Völkern, wie die Majas und Kitsches jedenfalls gewesen sind, befruchtend gewirkt haben. Bemerken wir nebenbei, dass aztekische Ortsnamen in Yukatan vollständig fehlen, woraus sich mit einiger Sicherheit ergiebt, dass die Majavölker ebenbürtig in Kulturfortschritten den Nahuatlaken gewesen sein müssen, denn Ansiedelungen werden immer mit Vorliebe unter niedriger stehenden Völkern begründet werden.

Im Reiche Mexiko selbst wurden neben dem Nahuatl völlig verschiedene Sprachen von den Otomi, den Mixteken und Zapoteken, den Matlazinken und Tarasken gesprochen[1]).

In Südamerika sitzen alle Kulturvölker entweder auf den Hochebenen zwischen den Kordillerenketten oder am Gestade des stillen

[1]) Orozco y Berra hat zu seiner Geografia de las lenguas de Mexico (Mexiko 1864) eine Sprachenkarte Mexikos entworfen, das einzige Verdienst des ganzen Buches, dessen Verfasser offen bekennt, die Sprachen linguistisch nicht untersucht zu haben, und auch unbekannt ist mit den Forschungen Buschmanns, so dass er längst widerlegte Irrtümer von neuem wieder verbreitet.

Meeres. So entwickelte sich auf dem Hochlande von Bogotá am rechten Ufer des Magdalenenstromes der Staat der Muyskas oder richtiger der Tschibtschas (Chibchas). Weiter nach Süden, immer auf den Rücken der Hochebenen bis nach Chile, sassen Völker, die verwandte Sprachen redeten, nämlich in Quito und Peru die sogenannten Kitschua-(Quichua-)Stämme, und um den Titikaka-See die Kolla, heutigen Tages besser gekannt unter dem Namen Aymara, der ihnen irrtümlich beigelegt worden ist[1]). Vormals wurden diese letzteren als das älteste Kulturvolk angesehen, ihre Sprache sollte die sogenannte Hofsprache der Kaiser in Peru[2]) und die Sonnentempel am Titikaka-See sollten die frühesten Bauwerke der Kulturstämme Südamerikas gewesen sein. Jetzt jedoch müssen wir den Ursitz in Kuzko selbst suchen. Die Karas oder Bewohner von Quito, die ebenfalls eine Kitschua-Mundart redeten, waren angeblich den Rio Esmeraldas heraufgestiegen und hatten sich der Hochebene bemächtigt[3]). Sie verfertigten künstliche gegossene Arbeiten aus Gold[4]), aber auch Werkzeuge aus Bronze, und beobachteten den Eintritt der Sonnenwenden wie die Peruaner an weithin sichtbaren Steinsäulen[5]). Völlig verschieden von den Kitschuavölkern sind die Junkastämme, welche die Küstenflüsse am Westabhang der Anden bewohnten, sich aber landschaftlich in getrennte Staaten absonderten. Sie haben unzählige geräumige Baureste von vergleichsweise hohem Kunstwert hinterlassen und hatten mit Meisterschaft ihr Land bewässert[6]). Sicherlich haben die Inkaperuaner ebensoviel von ihnen erlernt als sie ihnen mitzuteilen hatten[7]).

Der Rio Maule bildete zu den Kaiserzeiten die Grenze zwischen Peru und Chile. Von ihm angefangen gegen Süden sassen die Araukaner und die ihnen nahe stehenden Patagonier. Im heutigen Chile nannten sich diese Völker Pehuentschen oder die „Westlichen", von Valdivia bis zum Feuerland[8]) Huillitschen oder die „Südlichen", in Patagonien Tehueltschen, endlich auf den Pampas

[1]) Clements Markham im Journal of the Royal Geogr. Society. Bd 41. London 1871. S. 330 f.

[2]) Gründlich widerlegt von Markham a. a. O. S. 312 f.

[3]) Velasco Histoire du royaume de Quito. Paris 1840. Bd. 1. S. 16, 184 f.

[4]) Benzoni, Mondo nuovo. Venetia 1565. S. 168 f.

[5]) Joseph de Acosta, Historia natural y moral de las Indias. Madrid 1792. Bd. 2. S. 96.

[6]) Markham a. a. O. S. 321—324.

[7]) Alte Regentenlisten von Junkaherrschern und einen Abriss ihrer Geschichte giebt Miguel Cavello Balboa (Histoire du Pérou, ed. Ternaux-Compans. Paris 1840. S. 86—95).

[8]) Ueber die Feuerländer selbst s. oben S. 147 f.

zwischen dem Rio Negro und La Plata Pehueltschen oder die „Oestlichen“. An Sinnesart und Sitten mit ihnen aufs engste verwandt waren die alten Abiponen und die heutigen Bewohner des Gran Chaco oder der Wildnis westlich vom Paraguaystrom. Araukaner und Patagonier haben noch von dem Segen der inka-peruanischen Gesittung einigen Anteil genossen[1]); jedenfalls stehen sie den Bewohnern der Kordilleren viel näher als den Jägerstämmen Brasiliens, wenn sie auch nicht zu den Kulturvölkern selbst gezählt werden dürfen.

Betroffen über die Höhe der gesellschaftlichen Zustände im alten Mexiko und im Reiche der peruanischen Inkas, haben gar manche, weil sie die Anlagen des sogenannten roten Mannes unterschätzten, als Ausflucht angenommen: es seien die besten Keime der Gesittung aus der alten in die neue Welt auf den Flügeln des Zufalls getragen worden. Bald liess man Aegypter aus der platonischen Insel Atlantis oder zur Zeit der Umschiffung unter Neku, bald Karthager aus den Pflanzstädten an der Küste des heutigen Marokko nach Brasilien, bald Normannen auf ihren Entdeckerfahrten nach dem „guten Weinland“ (Virginien) bis nach Mittelamerika vordringen, und glaubte schon in Votan, einem Heros- oder Götzennamen der Tschiapaneken, einen altnordischen Wodan entlarvt zu haben; bald mussten malayische Polynesier, über die Südsee verschlagen, ihren Fuss an das westliche Gestade Amerikas setzen; bald schmeichelte man sich, in chinesischen Berichten von einem östlichen Lande Namens Fusang eine Schilderung von Teilen der neuen Welt zu erkennen. Alle diese flüchtigen Vermutungen waren nur so schwach zu begründen, dass sie, leicht widerlegt, nie zu ernster Geltung gelangt sind. Die Möglichkeit übrigens, dass aus der alten Welt Seefahrer bis nach Amerika verschlagen werden konnten, darf nicht bestritten werden, weil wir wenigstens einen Fall dieser Art wirklich kennen. Im Dezember 1731 gelangte nämlich nach Trinidad, bemannt mit fünf oder sechs Köpfen, eine Barke, die mit einer Weinladung auf der Fahrt von Tenerife nach einer westlichen Kanarieninsel von einem Sturm ergriffen und schliesslich vom Passatwind nach Westindien getragen wurde[2]). Nur ein selbstgefälliger Wahn ist es aber, dass irgend ein einzelner oder einzelne die Kultur ihrer Heimat als Fracht im Hohlraume eines Fahrzeuges nach fernen Welten führen können. Wenn wir Europäer uns mit dem Australier

[1]) Bis zu den Pehueltschen haben sich Ausdrücke für höhere Zahlen aus der Kitschuasprache verbreitet. d'Orbigny, L'homme américain. S. 218.

[2]) Gumilla, Orinoco ilustrado. Bd. 2. S. 327.

vergleichen, dünken wir uns Halbgötter neben Halbtieren. Ein jeder von uns träumt wohl gern, dass er, unter einen Stamm solcher Wilden geworfen, diesen einen Anteil am Segen unserer Gesittung zubringen werde, dass ihn die Beglückten dermaleinst als ihren Wohlthäter und Erlöser verehren, ja dass das Auftreten des „bärtigen Mannes“ als religiöse Sage unter ihnen fortleben und von seiner zweiten Rückkehr der Anbruch eines neuen beglückenden Weltalters erwartet werden möchte, wie die Azteken von dem Wiedererscheinen Quetzalkoatls eine Verjüngung oder Verklärung ihrer Zustände sich versprachen. Was aber in einem solchen Falle sich wirklich zuträgt, das lehren uns mit Genauigkeit die Schicksale James Morills, eines verunglückten Matrosen, der 17 Jahre unter australischen Stämmen lebte[1]). Nach Ablauf dieser 17 Jahre führten die Eingeborenen genau das nämliche Leben wie vorher, Morill aber ass wie sie Muscheln, schlief wie sie unter einer lockeren Laubhütte, hatte die Kleidung abgeworfen, fast gänzlich seine Muttersprache vergessen, und er, der Halbgott, war zum Australier herabgesunken. Auch sollte man sich nicht damit trösten, dass, wenn auch der einzelne diesem Schicksal erliegen musste, doch eine Mehrheit, die Mannschaft eines Fahrzeuges beispielsweise, das nach der neuen Welt verschlagen worden wäre, grössere Erfolge errungen hätte. Denn auch dagegen sprechen geschichtliche Beispiele. Colón liess auf seiner ersten Fahrt 40 Spanier, wohl ausgerüstet, in einer kleinen Burg unter einer gutmütigen, fast unbewehrten Bevölkerung auf Haiti zurück, und als er nach wenigen Monaten wiederkam, fand er nichts als Leichen und die Reste einer Feuersbrunst. Noch belehrender ist das Schicksal Hernando de Sotos und seiner Gefährten auf ihren Querzügen im Süden der Vereinigten Staaten. Sie landeten 1540 wohlausgerüstet, erhielten aber nie Zufuhren aus der Heimat. Ihre Rosse fielen, ihre Feuerrohre wurden nutzlos, weil es an Pulver fehlte, ihre Degen rosteten und zerbrachen, ihre Kleider und Schuhe zerrissen, und zuletzt sehen wir sie wie Indianer gekleidet und bewaffnet marschiren und fechten. Auch ist es leicht auszusprechen, warum sich höhere Gesittung nicht durch wenige übertragen lässt, denn die Fortschritte der Kultur entstehen nur unter einer verdichteten Bevölkerung durch eine fortgeführte Teilung der Arbeit, die jeden einzelnen hineinfügt in eine höchst verwickelte, aber äusserst wirksame Gliederung. Wird aus diesem Ganzen der eine oder der andere abgesondert, so erscheint er noch viel hilfloser als der Naturmensch, ja er ist nicht mehr wert als

[1]) Vgl. Ausland. 1866. S. 237.

etwa zur Teilung der Zeit das weggeworfene Rad einer zertrümmerten Uhr.

Die Kulturerscheinungen Amerikas sind also unabhängig aus eigener Kraft entsprossen, ja, was noch viel schwerer wiegt, die Gesittungen des nördlichen und des südlichen Festlandes haben sich völlig ohne gegenseitige Berührung und Befruchtung entwickelt, denn die Mexikaner wussten so wenig etwas vom Reiche der Inkas als die Peruaner von den Herrlichkeiten Tenochtitlans oder Palenques. Bis zum Nikaragua-See, aber nicht weiter, erstreckte sich die Ortskunde der Azteken, bis dorthin reichte auch noch ihre Sprache oder waren einzelne Ansiedlerschwärme gedrungen, welche das Nahuatl redeten. Andererseits soll der Inka Huaina Kapak, nach einer jedoch schwach beglaubigten Nachricht, Kunde von dem Erscheinen bärtiger Fremdlinge (unter Balboa 1513) am pazifischen Gestade der Landenge Dariens empfangen haben. Erwägt man jedoch, dass kurz vor der Entdeckung Amerikas die peruanischen Inkas das Reich Quito erobert hatten (1487), und ihrer fortgesetzten Ausbreitung keine sonderlichen Schwierigkeiten entgegenstanden, so hätte vielleicht, ohne das Zwischentreten der Europäer im 16ten oder 17ten Jahrhundert, eine Berührung der süd- und der mittelamerikanischen Kulturvölker und ein Austausch ihrer Hilfsmittel sich zutragen können. Beläuft sich der Abstand Mexikos von Kuzko auf 4660 Kilometer, während Babylon, Ninive, Athen, Sidon und Tyrus von Memphis am Nil nur 520 bis 1260 Kilometer entfernt lagen, so werden wir an dieser ungleich grossen räumlichen Trennung der beiden Brennpunkte amerikanischer Gesittung inne, dass für die Beschleunigung der Kulturfortschritte, selbst bei gleichen Begabungen der Bewohner, die neue Welt infolge ihrer Absonderung in zwei Festlande weit ungünstiger gestaltet war als die östliche Erdfeste.

Eine eigene Anziehungskraft haben in der neuen Welt die Landseen und vor allen die Hochlandseen auf ihre Kulturvölker geübt. Am Titikaka-See hat man früher, doch mit Unrecht, die ältesten Sitze der Kitschuakultur gesucht, wohl aber befanden sich unter den späteren Inkas dort die berühmten Webereien, welche das Kumbi oder die feinsten Llamatücher lieferten[1]). In den Seen Anahuaks spiegelten sich die Tempelpyramiden der Tolteken, am Guatavita-See befanden sich Heiligtümer der Tschibtschastämme, und an seine Gestade knüpft sich die Sage vom goldenen Herrn *(el dorado)*, der sich den Metallpuder beim Baden in seinen Gewässern abwusch. Die Inseln im Peten-See Guatemalas wurden nach der Zerstörung des Reiches Mayapan im Jahre 1420 von den

[1]) Acosta, Hist. natural y moral. Bd. 2. S. 284.

südwärts wandernden Itzaes als Wohnsitz erwählt[1]), und am Nikaragua-See hatte sich vor der Entdeckung eine verfeinerte Bevölkerung ausserordentlich verdichtet. Bei einer anfänglichen flüchtigen Untersuchung verspürt man daher eine grosse Neigung, den Landseen eine besondere Beförderung der gesellschaftlichen Zustände zuzutrauen. Doch bald gelangt man dahin, ihren Einfluss wieder einzuschränken. Die neue Welt südwärts vom 40. nördlichen Breitenkreise ist auffallend arm an Binnenseen, namentlich gilt dies von Südamerika, verglichen mit dem geschwisterlich so ähnlichen Afrika. Es ist daher denkbar, dass vom Anblick solcher Spiegel im Binnenland manche auf der Wanderung begriffene Kulturstämme gefesselt stehen blieben. Ein kleiner Gebirgsweiher auf dem berühmten Andenpass von Valparaiso nach dem zerstörten Mendoza, dessen erhabene Natur nie besser geschildert worden ist als von Pöppig, heisst bei den Bewohnern „das Auge des Inka“, und dieser Ausdruck scheint uns anzudeuten, dass der sogenannte rote Mann nicht völlig unberührt blieb von den Eindrücken landschaftlicher Reizmittel[2]). Seen auf Hochebenen füllen meistens flache Einsenkungen aus, an ihren Rändern werden daher Fluren sanft aufsteigen, die zum Feldbau sich vorzugsweise eignen. Die Seen selbst bieten zugleich Nahrung in ihren Fischen, die mexikanischen beherbergen sogar in ihren Schilfsäumen Millionen essbarer und schmackhafter Insekteneier von *Corixa mercenaria*, die sich zu Kuchen verbacken lassen. So mögen daher an den Gestaden solcher Binnengewässer etwas leichter als anderwärts die Bevölkerungen sich verdichten, doch wäre es völlig verkehrt, ihnen einen entscheidenden Einfluss auf die Entwickelung der amerikanischen Menschheit zuzuschreiben.

Das spätere rasche Wachstum des Inkareiches aus geringen Anfängen im Laufe von höchstens fünf, vielleicht nur von drei Jahrhunderten hat Squier[3]) sehr befriedigend erklärt. Der Keim des peruanischen Staates entwickelte sich nämlich auf den Punos oder den kahlen, 3—4000 Meter hohen Hochebenen zwischen den doppelten oder dreifachen Ketten der Anden. Zwischen dem westlichen Abhange dieser Gebirge und dem stillen Meere erstreckt sich ein schmaler Küstensaum, auf dem fast nie oder sehr selten Regen fällt, und der höchstens während sechs Monaten im Jahr von Nebeln befeuchtet wird. Nur wo von den Anden Küstenflüsse der Südsee zuströmen, ist Feldbau und Baumzucht überhaupt möglich.

[1]) Morelet, Reisen in Zentral-Amerika. Jena 1872. S. 162.
[2]) Pöppig, Reise in Chile, Peru u. s. w. Leipzig 1835. Bd. 1. S. 242.
[3]) Bulletin de la Soc. de Géogr. Paris 1868. S. 7 f.

So konnten sich entlang jenen Gewässern wohl einzelne Stämme lange Zeit getrennt und unabhängig von einander behaupten; sowie aber auf den Hochebenen der erste kräftige Staat erstand, wurden die Bevölkerungen der Küstenflüsse, getrennt und schwach wie sie waren, der Reihe nach unterworfen und durch ihren Zuwachs die Macht des Reiches auf den Hochebenen vermehrt. Da wo im Süden der regenlose Küstensaum aufhörte, nämlich bei dem heutigen Chile, erreichte auch die Herrschaft der Inkas die Grenze ihrer Ausbreitung. Ebenso wenig hat sie sich binnenwärts an dem Ostabhang der Anden durch den Waldgürtel zu den Ebenen des Amazonas herabzusenken vermocht, wo noch jetzt rohe Jägerstämme in ungestörter Wildheit umherstreifen.

Alle südamerikanische Kultur, auch die nichtperuanische der Tschibtschas auf den Hochebenen von Bogotá und Tunja am rechten Ufer des Magdalenenstromes, stand daher in strenger Abhängigkeit von beträchtlichen senkrechten Erhebungen, und ähnliches wiederholt sich, wenn auch nicht mit gleicher Genauigkeit, im nördlichen Amerika. Nun ist es leicht verständlich, namentlich für uns, die wir in der gemässigten Zone leben und die heissen Erdstriche fliehen, den Hochlanden unter den Tropen einen günstigen Einfluss auf den Gang der Gesittung zuzuschreiben. Ihre Bewohner, sagen wir uns, waren der erschlaffenden Luftwärme in den heissen Niederungen entzogen, sie mussten sich zugleich gegen rauhe Witterung durch Kleidung und Obdach schützen, sie waren, um nicht zu verhungern, frühzeitig genötigt das Feld zu bestellen und Vorräte anzuhäufen, ja sie mussten sich auch bald zusammenscharen und bürgerliche Gliederungen begründen, um leichter den höheren Anforderungen ihres Wohnortes genügen zu können. So wahr dies alles klingt, löst es doch nicht das grössere Rätsel, warum Völker freiwillig Erdräume aufgesucht haben, wo sie auf erhöhte Schwierigkeiten der Ernährung stiessen? Auch folgte in der alten Welt die Kultur stets den Niederungen. Wir treffen sie bei äusserst geringen Meereshöhen an grossen Strömen, wie am Nil, am Tigris, am Euphrat. Auch die Chinesen haben ihre Gesittung erst entfaltet, als sie aus den innerasiatischen Hochflächen zu dem Hoangho herabgestiegen waren. Die brahmanischen Arier haben sich, als sie Indien betraten, zunächst in den Gangesebenen ausgebreitet, sie erhoben sich nicht an den Abhängen des Himalaya, wohl aber verdrängten sie die älteren Ureinwohner in die Vindhyagebirge sowie in die Dschengel der Hochebene des Dekhan, wo sie noch jetzt in unzugänglichen Einöden unverändert in ihrer Lebensweise seit vielleicht drei Jahrtausenden sich forterzeugen. Ueberall bewährt sich

in der alten Welt demnach die Regel, dass die Kulturvölker, als die stärkeren, die bequemeren Niederungen aufsuchen und die schwächeren Ursassen in die Gebirge vertreiben. Dies gilt selbst noch für alle Inseln und Halbinseln Südostasiens, wo die Malayen stets die Küsten in Besitz genommen haben, während in das innere Gebirgsland die rohen Papuanen sich flüchten mussten. Gebirge treten auch sonst immer als Hindernisse der Zivilisation entgegen. Sie verstatten nicht wie die Ebenen ein engeres Zusammenrücken der Bewohner, sie verbieten oder erschweren einen regen Verkehr der versprengten Gemeinden, und steigt man in ihren engen Thälern hinauf bis zum Zentralkamm, so ist es, als näherte man sich zwar nicht dem Ende der Welt, doch dem Salbande der höheren Gesittung. Günstiger als Kettengebirge sind zwar die Hochebenen gestaltet, immerhin aber sollten wir erwarten, dass sie nur von denjenigen Völkern erstiegen worden seien, die von stärkeren aus den bequemeren Niederungen verjagt wurden. Man könnte sich nun wohl dabei beruhigen, dass auch ein schwacher Stamm in den höheren Luftschichten und in der strengen Natur wieder erstarkt sei, allein nirgends in der Geschichte der alten Welt lässt sich nachweisen, dass die Kultur von den Höhen herabgestiegen sei auf die Ebenen. Es müssen also in Südamerika absonderliche Verhältnisse die Kultur nach den Hochebenen gezogen haben.

Drei Naturprodukten der peruanischen Hochlande verdanken wir die Erziehung der südamerikanischen Kulturvölker, nämlich dem Vorkommen der Llama-Arten, der Kartoffel und der Kinoahirse *(Chenopodium Quinoa)*. Der Inka Garcilasso [1]), der uns die Gesittungsstufe im alten Peru so ausführlich beschrieben hat, bemerkt wiederholt, dass ein ausserordentlicher Mangel an Fleischnahrung dort herrschte. Nur bei den grossen Treibjagden, welche die Inkas veranstalten liessen, erhielt das unterworfene Volk Llamafleisch, wahrscheinlich weil es ausserdem verdorben wäre; an sonstigen Festtagen wurde als Leckerbissen von ihnen ein kleines Säugetier, nach Garcilassos Angabe ein Kaninchen, verzehrt, welches sie sorgsam hegten, das auch nach Spanien frühzeitig ausgeführt, dort aber wegen seiner Unschmackhaftigkeit der Aufzüchtung nicht wert gehalten wurde. Auf dem regenlosen Küstensaume vollends bestand die Fleischkost nur in dem, was der Fischfang gewährte. Dadurch gewinnen wir die Beruhigung, dass es nicht notwendig schwächliche Bewohner gewesen sein müssen, die, von stärkeren Stämmen verdrängt, auf die Punas von Peru oder Quito flüchteten, sondern dass

[1]) Comentarios Reales. Lisboa 1609. Bd. 1. S. 134.

vielmehr kühne und beherzte Männer zuerst die Kordillerenkette erstiegen haben mögen, um auf den Hochebenen die flüchtigen Llama-Arten zu jagen und zu zähmen. Doch hätten sie niemals auf jenen luftigen Ebenen Wohnsitze zu gründen und auf den Inseln des Titikaka-Sees der Sonne ehrwürdige Tempel zu erbauen vermocht, da der Mais dort nur an wenigen geschützten Stellen reift, wenn nicht die Kartoffel und die Kinoahirse selbst auf Höhen gediehen wie unsere höchsten Berggipfel. Dass übrigens nicht von der atlantischen Seite her brasilianische Jägerstämme nach dem Hochlande von Peru gekommen sind, sondern umgekehrt vom pacifischen Küstensaume aus der Puna erstiegen wurde, dürfen wir deswegen voraussetzen, weil wir in den Händen der Andesbewohner bis hinab zum Feuerlande eine ungewöhnliche Waffe finden, die kein waldbewohnender Jägerstamm jemals erfunden hat, die wir dagegen vorzugsweise bei Hirten antreffen, nämlich die Schleuder und ihre Spielarten, den Lasso und die Bolas oder die Wurfleine[1]).

Sollen wir nun entscheiden, welchem von den vier selbständigen Kulturkreisen, dem toltekisch-mexikanischen, dem yukatekischen, dem inka-peruanischen oder dem der Tschibtschas Kundinamarkas der höhere Rang gebühre, so müssen wir zunächst anführen, dass allen der Maisbau gemeinsam war, in Mexiko kam dazu noch die Kultur der Maguey und des Kakao, in Peru und Bogotá wieder die der Kartoffel, der Kinoahirse und des Kokastrauches. Künstliche Bewässerungen finden wir überall, am ausgebildetsten jedoch im Inkareich[2]) und hier allein auch rationelle Düngung, teils mit menschlichen Exkrementen oder der Losung von Llamas, teils mit Guano *(huanu)* und Fischköpfen[3]). Die Mexikaner haben den Truthahn gezüchtet, die Peruaner das Llama zum Lasttier abgerichtet. Brücken und Kunststrassen wurden von allen obengenannten Völkern erbaut, doch gebührt den mit Steinplatten bedeckten sowie von Baumalleen beschatteten[4]) Heerstrassen der Peruaner weitaus der höhere Preis[5]). Ein Postdienst war in Mexiko wie im Inkareiche eingerichtet worden[6]). Steinbauten fehlen in keinem der

[1]) S. oben S. 197.

[2]) Steffen, Die Landwirtschaft bei den altamerikanischen Kulturvölkern. S. 84—91.

[3]) a. a. O. S. 97—100.

[4]) Francisco de Xerez, Conquista del Peru, bei Barcia, Historiadores. Bd. 3. S. 191.

[5]) Vgl. die Schilderung der Kaiserstrasse von Kuzko nach Quito bei Çarate, Historia del Peru. lib. I. cap. 10.

[6]) Die Tschaski oder Schnellläufer brachten in die kaiserliche Küche zu Kuzko Seefische innerhalb 48 Stunden aus einer Entfernung von etwa 520 Kilometern. Acosta, Hist. natural y moral. lib. VI. cap. 17.

vier Kulturkreise, aber Bogen wölbten nur die Peruaner[1]). Die Tschibtschas lebten noch im Zeitalter der undurchbohrten Steingeräte. Dies darf man sogar noch von den Yukateken und Mexikanern behaupten, denn wenn sie auch Kupfer und Bronze kannten, so war doch der Gebrauch metallener Geräte noch ein sehr sparsamer, allerdings weil die glasscharfen Späne und Messerklingen aus Obsidian ihre Dienste hinreichend ersetzten. Die Waffen waren bei allen vier Kulturvölkern die nämlichen, nur fehlten den Peruanern die Holzschwerter der drei anderen Völker, wogegen wiederum nur sie Morgensterne und Lanzen mit Bronzeklingen führten. Bei den nördlichen Völkern dienten Goldstaub in Federkielen, Zinn- und Kupferbarren, endlich in Mexiko und Mittelamerika die Kakaobohnen als Geld. Die Inkaperuaner kannten dafür Wage und Gewichte und die Tschibtschas benützten obendrein goldene Scheiben als Tauschmittel. Würden wir die Musterung nicht weiter fortsetzen, so möchte das Ergebnis dahin lauten, dass die Peruaner den Tschibtschas um viele, den nördlichen Kulturvölkern um manche Fortschritte vorausgewesen seien. Allein die letzteren besassen eine Kalenderrechnung von 365¼ Tagen, während die Peruaner sich nur mit der Beobachtung der Aufgangsorte (Azimuthe) des Tagesgestirnes zur Zeit der Sonnenwenden durch Steinpfeiler begnügten. Die Mexikaner verfertigten Landkarten, aus denen die spanischen Eroberer wichtige Belehrungen schöpften, die Peruaner nur Stadtpläne in erhabener Arbeit. Weit ärmer aber waren die Peruaner darin, dass sie ausser einer Bilderschrift[2]) nur eine Quipu- oder Knotenschrift besassen, wie in Vorzeiten die Chinesen[3]) oder wie wir sie bei den Papuanen schon angetroffen haben[4]), wie sie noch in unserer Zeit ausser bei anderen nord- und südamerikanischen Indianern[5]) selbst bei den Jägerstämmen Guyanas[6]) und am Orinoko vorkommt; denn dort hinterlässt der Ehemann beim Antritt einer Reise seinem Weib eine Schnur mit so vielen Knoten, als er Tage wegbleiben will, und sie löst jeden Abend einen von ihnen auf, oder eine solche Schnur mit Knoten dient dort als Schuldbekenntnis, und der Gläubiger

[1]) Rivero y Tschudi, Antiguëdades peruanas. Wien 1851. S. 241.

[2]) Acosta, Historia natural y moral. lib. VI. cap. 8. Ein Muster solcher Urkunden hat v. Tschudi (Reisen durch Südamerika. Bd. 5. S. 284) mitgeteilt.

[3]) Whitney, Language. S. 450.

[4]) S. oben S. 360.

[5]) R. Andree, Ethnographische Parallelen. S. 187, 197, 303. Daselbst auch die genaue Abbildung eines altperuanischen Quipu aus verschiedenfarbigen und verschiedenartig verknoteten Schnüren.

[6]) Roland Bonaparte, Les habitants de Suriname. Paris 1884. S. 58.

knüpft bei jedem zurückgezahlten Stück des Darlehns einen Knoten wieder auf [1]). Die Quipuschrift ist aber wenig geeignet zur Aufbewahrung von Begebenheiten und Namen, weswegen auch die Glaubwürdigkeit der Geschichte des inkaperuanischen Reiches beträchtlichen Zweifeln ausgesetzt ist. Die Mexikaner dagegen besassen teils Schriftzeichen, die rebusartig Silben ausdrücken sollten, teils einen Vorrat von Sinnbildern, die einen Gedanken vertraten. Noch höher waren die Majas Yukatans gestiegen. Hatten sie auch ihren Kalender aus Mexiko entlehnt, so schufen sie dafür eine Lautschrift, bestehend aus 27 teilweise homophonen Buchstaben und etlichen Silbenzeichen [2]).

Die örtliche Verteilung der Gesittungsanfänge in der neuen Welt führt uns nun mit Leichtigkeit zu etlichen wichtigen Ergebnissen. Es zeigt sich mit strenger Regelmässigkeit in Süd- wie in Nordamerika, dass die atlantische Hälfte den rohen Jägervölkern, die Stirnseite nach der Südsee den Kulturvölkern gehörte [3]). Aus den abenteuerlichen Wanderungen des Spaniers Cabeza de Vaca wird sich wohl mancher erinnern, dass, sowie er, von Texas aus westlich wandernd, die atlantische Wasserscheide überschreitet, er das unbeneidete Elend der Rothäute hinter sich lässt und unter freundliche, wohlgenährte Ackerbauvölker gerät, bei denen seine schliessliche Rettung gesichert ist. Man könnte höchstens einwenden, dass in Yukatan ein Kulturgebiet, der Regel zum Trotz, einer Ostküste des Festlandes, und geographisch dem atlantischen Rand angehöre, allein den wahren Ostsaum der neuen Welt in Mittelamerika bilden doch wohl die Antillen, und man darf die karibischen und die mexikanischen Golfe als zwei Mittelmeere ansehen, deren gänzliches Zusammenströmen eben durch das Zwischentreten von Yukatan verhindert wird — eine Gliederung, welche an sich ausreichte jene Halbinsel zu einem erwählten Erdraum für eine beschleunigte Gesittung zu erheben. Der physische Grund aber, weshalb die Westhälfte Amerikas ausschliesslich den Kulturvölkern gehörte, ist in ihrer vergleichsweise grösseren Trockenheit zu suchen. Ein Uebermaass von Regen ergiesst sich auf die Westküsten der beiden Festlande nur unter hohen Breiten, und vom reichlichen Regen wird immer die Bildung geschlossener Waldungen abhängen.

[1]) Gumilla, Orinoco ilustrado. Bd. 2. S. 505.

[2]) Diego de Landa, Relation des choses de Yucatan. Paris 1864. S. 316—322. v. Hellwald im Ausland. 1871. S. 243.

[3]) Das gleiche hat schon früher für Zentral-Amerika nachgewiesen v. Frantzius in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde. Berlin 1868. S. 290 f.

Grosse zusammenhängende Wälder füllten dagegen die Räume des Ostens aus, in Brasilien so gut wie in den Vereinigten Staaten.

Auf dem pazifischen Abhang Amerikas lässt sich ferner beobachten, dass die Zustände der Bewohner bei Annäherung und Ueberschreitung der Wendekreise sich merklich bessern, was sich selbst bei den Jägerstämmen noch bewährt und übereinstimmt mit den geschichtlichen Erfahrungen in der alten Welt. Warme Länder bei ausreichender Bewässerung werden immer den Feldbau am reichsten belohnen, und nur bei einer grösseren Fülle leicht erworbener Nahrungsmittel werden die Bewohner dicht auf engen Räumen zusammenzurücken vermögen. Erst wenn unter niederen Breiten schon eine gewisse Beherrschung über die Natur durch menschlichen Scharfsinn und gesellschaftliche Gliederung gewonnen worden ist, vermag die Kultur auch in rauhere Erdstriche vorzudringen. Wichtig war es auch, dass Mexiko dort liegt, wo sich das nördliche Festland sehr rasch nach einem Isthmus zu verengert. Da sich die Völker selbst im reifen und noch mehr im Jugendzustand der Kultur zur Aenderung ihrer Wohnsitze leicht entschliessen, so mussten, da vom nördlichen Festlande nach Süden zu kein anderer Raum offen stand als jene Verschmälerung des Festlandes, dort viel häufiger als anderwärts die Völker auf einander drängen. So fehlte es in Mexiko nie an Zuströmen von frischem Blute, wie ja auch eine Verjüngung der gealterten Toltekenherrschaft durch die Wanderungen jugendlicher Nahuatlvölker von Norden her erfolgte.

Die senkrechte Gliederung Nordamerikas begünstigte aber ganz ungemein Wanderzüge in der Richtung der Mittagslinien. Die Verbreitung der menschlichen Kultur zeigt so manche Uebereinstimmungen mit der Wanderung der Tier- und Pflanzenarten, dass wir auch in der neuen Welt auf eine Aehnlichkeit stossen. Die Hochlande und Hochgebirge Nordamerikas haben es Gewächsen und Tieren der kälteren Erdstriche erlaubt, sich weit nach Süden zu erstrecken. Sie führten in höheren und kühleren Luftschichten als Brücken über den Wendekreis hinüber. Südamerika besitzt keine echten Tannen oder Fichten, wohl aber haben sich von Nordamerika aus auf dem Rücken der Gebirge die Nadelhölzer bis zur mittelamerikanischen Landenge verbreiten können, und Andreas Wagner[1]) lässt daher die Tierwelt Nordamerikas dort endigen, wo Schouw die Südgrenze der Kiefernarten bestimmt hatte. Ganz ähnlich

[1]) Abhandlungen der bayerischen Akademie der Wissenschaften. München 1846. Bd. 4. S. 26. Eine scharfe Grenze würde übrigens vergeblich gesucht werden, es findet vielmehr ein Ueber- und ein Ineinandergreifen der nördlichen und der südlichen Fauna in Mittelamerika statt.

konnten auch Bevölkerungen des Nordens ihre Wohnsitze wechseln und rasch den Wendekreis überschreiten, ohne dass sie gezwungen waren nach dem heissen Fiebersaum an der Küste hinabzusteigen, der für sie erst nach längerer Gewöhnung und einer Reihenfolge von Geschlechtern bewohnbar gewesen wäre.

Ein begünstigter Erdraum wird aber nicht blos die geistige Entwickelung seiner Bewohner beschleunigen, sondern er wird auch stets früher oder später den fähigsten Völkern zur Beute fallen, denn auf den Fähigkeiten beruht zum grossen Teile die geschichtliche Stärke. Warum aber die Nahuatlakenvölker auf ihren Wanderungen das Hochland von Mexiko als Sitz allen übrigen Gebieten vorzogen, darüber giebt uns ihre Landwirtschaft Aufschluss. Sie bauten, wie alle Amerikaner, die einzige Halmfrucht der neuen Welt, den Mais, der zwar äusserst reiche Ernten in Mexiko trägt, doch aber auch vielfach anderwärts mit gleichem Erfolge gewonnen werden konnte. Dagegen gesellt sich zum Mais auf den dortigen Hochebenen die Maguey *(Agave mexicana)*, aus deren Blütenknospen in staunenswerten Mengen ein Saft gezapft wird, den die alten Mexikaner in ihr Lieblingsgetränk, das Metl (Pulque) verwandelten [1]). Ausserdem lag hart zu ihren Füssen der heisse Küstenstrich, der sie mit allen Früchten der Tropen versah, unter anderen mit dem Kakao, den sie bereits mit Schoten der Vanille zu mischen verstanden.

So ist es uns also erklärlich, warum auch von den vielen Stämmen, die jemals nach einander Mittelamerika durchzogen haben, die begabtesten sich das Hochland von Mexiko erwählten, wo sie zugleich in günstige Berührung traten mit den Majas und den Kitsches der Halbinsel Yukatan und Guatemalas. Die Ortslage der jugendlichen Kulturen in beiden amerikanischen Weltteilen war also keine zufällige, sondern sie war durch die senkrechte wie wagrechte Gestaltung und Stellung der Länder, sowie durch die von ihnen abhängige Verbreitung von Tieren und Pflanzen gegeben und bis zu einem gewissen Maasse ein unabänderliches Verhängnis, als die ersten Asiaten den Nordwesten der neuen Welt erreichten.

[1]) Alphonse de Candolle (Ursprung der Kulturpflanzen, S. 191) betrachtet Mexiko als die botanische Heimat jener Agave. Die Verbote des Trinkens von Pulque und die harten Strafen, die auf Trunkenheit im späteren Aztekenreich erfolgten, beweisen besser als alles andere, wie verführerisch dieses Getränk gewesen sein mag (Prescott, Mexico. Bd. 1. S. 137, 157). Vielleicht ist es ein übermässiger Genuss des Metl gewesen, welcher die Kraft der alten Tolteken zerrüttete.

IV.

Die Dravidas oder Urbewohner Vorderindiens.

Vorderindien und Belutschistan wurden vor dem Einfall der brahmanischen Arier von einer Rasse bewohnt, die jetzt allgemein die der Dravidas genannt wird. Ihre Haut ist meistens stark gedunkelt, oft geradezu schwarz. Darin würden sie den Negern gleichen, doch fehlt ihnen der widerliche Geruch der letzteren. Vor allem aber haben sie langes schwarzes, niemals büschelförmiges, auch nicht straffes, sondern krauses oder gelocktes Haar. Dadurch lassen sie sich leicht von den mongolenähnlichen Völkern trennen, zumal bei ihnen auch das Bart- und Leibhaar reichlich sprosst. Grobe wie feine, edlere und unedlere Gesichtsbildungen kommen untermischt vor. Die wulstigen Lippen erinnern an die Neger, aber die Kiefer sind nie vorspringend[1]). Alle Kenner des indischen Altertums sind einig, dass, wenn auch die Kastengliederung in der Zeit der Hymnendichtung schon bestand[2]), doch erst später die Zwischenheiraten streng verboten wurden. Mischungen mit der Urbevölkerung müssen vorher vielfach stattgefunden haben und finden zwischen männlichen Brahmanen und Sudrafrauen noch jetzt im südlichen Indien reichlich statt. Daher unterscheiden sich auch die hohen Kasten, bei denen wir das arische Blut noch am reinsten suchen müssen, durch keine strengen Merkmale von der Urbevölkerung. Der Brahmanenschädel, bemerkt Barnard Davis[3]), gestützt auf zahlreiche Messungen, zeigt keine Verschiedenheit von den übrigen Hinduschädeln. Zu dem nämlichen Ergebnisse gelangte Welcker[4]), der für hohe wie niedere Kasten einen Breitenindex von 74 ermittelte (während Davis 75 fand) und eine dieser Breite

[1]) H. v. Schlagintweit, Indien und Hochasien. Bd. 1. S. 546.
[2]) Haug, Brahma und die Brahmanen. München 1871. S. 13, 22.
[3]) Thesaurus craniorum. S. 149.
[4]) Kraniologische Mitteilungen. S. 157. Vgl. Tabelle I unseres Anhangs.

völlig gleiche Höhe. Die Inder gehören also noch unter die Schmalschädel von mittlerer Höhe. Neuerdings hat auch Isidor Kopernicki[1]) die Maasse von 83 Hindu- mit 15 Zigeunerköpfen verglichen und uns Ziffern vorgelegt, die mit den obigen übereinstimmen. Die Bewohner Indiens bilden also jetzt nur eine einzige Rasse und die Abtrennung der Bevölkerungen zwischen dem Himalaja und Vindhyagebirge von den Dravidas des Dekhan gründet sich nur darauf, dass erstere, auch wenn sie nicht ursprünglich Arier waren[2]), Töchter- oder Enkelsprachen des Sanskrit reden.

Die nicht arisch redenden Bewohner der Halbinsel und Belutschistans zerfallen sprachlich in die Dravidas im engeren Sinne und in einige Bevölkerungen des Inneren der Halbinsel, vom unteren Ganges südwestwärts bis nach Dekhan, welche letzteren wir mit Friedrich Müller den Munda-Stamm oder mit George Campbell die Kolarische Familie nennen dürfen, unter diesem Namen die Santál, Wundári, Kolh und andere kleinere Stämme zusammenfassend, welche allein im Westen von Kalkutta ein grösseres Gebiet (quer über den Wendekreis) bewohnen, sonst nur geringfügige Enklaven südwärts bis gegen den 18. Breitengrad, westwärts bis an den oberen Tapti einnehmen[3]). Ihre Abtrennung rechtfertigt sich dadurch, dass ihre Sprachen, unter sich verwandt[4]), einer ganz anderen Gruppe wie der dravidischen angehören[5]). Diese sogenannten Dschengelstämme nähren sich vom Ertrage der Jagd und des Ackerbaues und bedienen sich noch vielfach der Steingeräte. In Sinbonga verehren sie einen gütigen Schöpfer, opfern aber auch bösen Mächten. Ausserdem glauben sie an Zauberei, daher auch Hexenprozesse und gottesgerichtliches Verfahren bei ihnen im Brauch sind. Obendrein hat sich auch noch der Schivadienst eingeschlichen[6]).

Zu den Dravidas im engeren Sinne gehören die Brahus, im südöstlichen Belutschistan, während die Belutschen selbst zu den Iraniern zählen[7]). Die Sprache der ersteren, das Brahuî, welches schon längst von Christian Lassen den dravidischen beigezählt

[1]) Archiv für Anthropologie. Bd. 5. 1872. S. 285.

[2]) Cust, Sketch of the modern languages of the East Indies. London 1878. S. 10.

[3]) Cust a. a. O. Karte 1.

[4]) Jellinghaus (Zeitschrift für Ethnologie. 1871. S. 328) bemerkt, dass die Sprache der Santál und die der Munda Kolh sich noch näher stehen als das Hoch- und das Plattdeutsch.

[5]) Whitney, Language and the study of language. S. 327.

[6]) Jellinghaus a. a. O. S. 329, 335, 337.

[7]) Spiegel, Erânische Altertumskunde. Bd. 1. S. 333.

wurde[1]), jedoch keineswegs als rein dravidisch betrachtet werden kann[2]), reicht von Shal im Norden bis nach Jalavân im Süden und von Kohak im Westen bis Harrand im Osten. Die Brahus sind ein roher, abgehärteter und unverdorbener Stamm, dabei gastfreundlich und von unerschütterlicher Treue. Von ihnen räumlich weit geschieden, ganz im Süden der vorderindischen Halbinsel, entwickelten sich fünf dravidische Kultursprachen[3]), noch gegenwärtig von dreissig bis vierzig Millionen Menschen geredet[4]). Am Saume der Westküste treffen wir zuvörderst das Tulu oder Tuluva, welches nur noch um Mangalore von etwa 150 000 Bewohnern gesprochen wird, dann angrenzend auf einem schmalen Küstenstrich bis nahe an das Kap Komorin das Malayalam oder Malabarische und von ihm ostwärts, nordöstlich bis Madras, das Tamil, die Sprache der Tamulen, welcher auch noch die Nordhälfte von Ceylon angehört. Sie wird von 10 Millionen gesprochen und besitzt eine reiche alte Literatur, wurde doch schon nicht lange nach Beginn unserer Zeitrechnung in Madura unter einem Könige des Pandscha-Reiches eine tamulische Akademie gestiftet[5]). Das Auftreten Tiruvalluvers, des Dichterkönigs der Tamulen, fällt dagegen in die Zeit von 200 bis 800 n. Chr. Sein Hauptwerk, der Kural oder „Kurzzeiler“ mit vier- und dreifüssigen Strophen, Anfangsreimen und Alliterationen in der Mitte, ist ein gnomonisches Gedicht, mit Sprüchen über die sittlichen Ziele des Menschen, voll zarter und wahrer Gedanken, aber krankend an dem Wahn der Wiedergeburt, von der auf buddhistischem Wege eine Erlösung angestrebt werden soll[6]). Die vierte dravidische Kultursprache, das Telugu, wird von 14 Millionen gesprochen und behauptet sich im östlichen Dekhan nördlich vom Gebiete des Tamil bis auf das linke Ufer des Godavery hin. Vom Telugugebiet gegen Westen breitet sich die fünfte Dravidasprache, das Kannadi oder Kanaresische, die Sprache Karnatas, über 5 Millionen Köpfe aus. Nur mundartlich von ihm verschieden ist die Sprache der Tudas, eines kleinen Stammes in den Nilagirigebirgen unter dem 12. Breitengrade. Ferner gehören noch zu den Dravidavölkern die Gond in Gondwana und die Khond in Khondistan, beide nordöstlich vom Telugugebiet und letztere traurig berühmt wegen der Menschenopfer, die sie jährlich der göttlich gedachten

[1]) Zeitschrift für Kunde des Morgenlandes. Bd. 5. S. 408.
[2]) Cust a. a. O. S. 41 f.
[3]) Cust a. a. O. Karte 1.
[4]) Whitney, Leben und Wachstum der Sprache. S. 259.
[5]) Graul im Ausland. 1855. S. 1160.
[6]) Graul, Bibliotheca Tamulica. Leipzig 1856. Bd. 3. S. XIII.

Erde darbrachten. Einem britischen Offizier, Kapitän Campbell, gelang es jedoch, in der Zeit von 1837 bis 1852 durch feierliche Verträge einen Stamm nach dem anderen zur Entsagung dieses grauenvollen Gottesdienstes zu vermögen[1]). Endlich schliessen sich noch an die vorigen die Paharias an, welche als die nördlichsten aller indischen Dravidas im engeren Sinne einen kleinen Bezirk zwischen dem Wendekreis und dem unteren Ganges, den erst genannten Santál dicht zur Seite, einnehmen, nämlich den Gebirgszug bei Radschmahal.

Alle diese dravidischen Sprachen und Mundarten stehen sich geschwisterlich nahe, während das Singhalesische oder Elu, welches auf der südlichen Hälfte der Insel Ceylon im Inneren herrscht, ihnen fremdartig gegenübertritt. Es hat nämlich weder die Fürwörter noch die Flexionselemente mit den Dravidasprachen gemeinsam und behauptet somit eine vereinzelte Stellung, wenn auch der Sprachtypus kein wesentlich anderer ist, die Verbindung der einzelnen Satzglieder vielmehr ganz ähnlich wie in jenen erfolgt[2]). Somit besteht, zumal sich die Körpermerkmale nicht ändern, keine Nötigung, die Singhalesen Ceylons zu einer besonderen Rasse zu erheben.

Die Dravidasprachen, in hohem Grade vielsilbig, dabei sehr sanft und wohlklingend anzuhören, begrenzen den Sinn der Wurzel durch angehängte Lautgruppen und beobachten dabei Gesetze der Lautharmonie[3]), die von den Vokalen des Suffixes auf den Vokal der Stammwurzel zurückwirkt, also umgekehrt sich äussert wie in den altaischen Sprachen. Wenn trotzdem wegen der übereinstimmenden Verfahrungsweise bei der Wortgestaltung die Dravidavölker unter die Glieder einer „turanischen" Familie haben gezählt werden sollen, so ist dieser gewagte Schritt schon von Sprachkennern[4]) gemissbilligt worden, eine Völkerkunde aber, welche den Körpermerkmalen das entscheidende Gewicht beilegt, kann nur vor diesem Irrtum warnen. In den Dravidasprachen stossen wir bereits auf Keime zur Unterscheidung eines grammatischen Geschlechtes, insofern nämlich die Hauptwörter in solche einer „hohen" und in solche

[1]) Er selbst erzählt uns alle Vorgänge in einem umfangreichen Werke, Thirteen years service amongst the wild tribes of Khondistan by John Campbell, London 1864. Was er über den Frauenraub unter den Khond berichtet, wurde bereits oben S. 235 mitgeteilt.

[2]) Fr. Müller, Reise der Fregatte Novara. Anthropologischer Teil. Bd. 2. S. 218.

[3]) S. oben S. 122.

[4]) Whitney, Language and the study of language. S. 327.

einer „niederen Kaste" zerfallen. Alle Wörter, die höhere Wesen, Menschen, Götter oder Geister bezeichnen, gehören in die hohe, alle anderen, die Tiere, sonstige sichtbare Gegenstände und Begriffe ausdrücken, in die niedere Kaste[1]). Die männliche Form wird durch die Endsilbe *án*, *on*, *ón*, zusammengezogen aus *avan* dieser, die weibliche durch die Endsilben *ál*, *al*, zusammengezogen aus *aval* diese, gebildet, es heisst daher *magan* der Sohn, *magal* die Tochter, *illán* der Hausherr, *illál* die Hausfrau[2]).

[1]) **Graul**, Tamil Grammar § 11. Biblioth. Tamulica. Bd. 2. S. 17.
[2]) **Fr. Müller** a. a. O. S. 85.

V.

Hottentotten und Buschmänner.

In den südlichen Teilen Afrikas, der atlantischen Küste nahe, vom indischen Ozean nach Westen verdrängt, zum Teil in Horden verstreut, sitzt eine Menschenrasse, die in zwei Abteilungen zerfällt, in die Hottentotten und in die Buschmänner. Der eine Name bedeutet Stotterer und wurde ersteren zur Verspottung ihrer Schnalzlaute von den Holländern gegeben, gegenwärtig ersetzt man ihn durch Koi-koin, was die Menschen heisst, und womit die Hottentotten sich selbst bezeichnen. Der Ursprung des Namens Buschmänner ist gleichfalls bei den Niederländern, den frühesten Kolonisten der Kaplande, zu suchen, welche auch den Orang Utan *boschman* oder *bosjesman* zu nennen pflegen [1]; von den Hottentotten werden jene Sân (Plural von Sâb) geheissen. Gemeinsam ist beiden Abteilungen die büschelförmige Verfilzung des Haares, die aber auch bei den anderen Südafrikanern, wenn auch minder scharf ausgeprägt, mehrfach auftritt. Von diesen trennt sie zunächst die ledergelbe oder lederbraune Farbe der Haut, welche letztere durch frühe und starke Runzelung auffällt. Auch sind ihre Fingernägel nie hell gefärbt wie bei den Bantu-Negern [2].

Die Frauen dieser beiden Abteilungen zeichnen sich durch Steatopygie aus [3], eine Eigentümlichkeit, die darin besteht, dass die Fettpolster des Gesässes oben treppenartig vorspringen, dann aber allmählich in die Schenkel übergehen, also umgekehrt [4]) wie bei

[1]) Merensky, Beiträge zur Kenntnis Südafrikas. Berlin 1875. S. 65.

[2]) Fritsch, Eingeborene Südafrikas. S. 264, 279.

[3]) Theophilus Hahn erzählt jedoch, dass auch bei Männern im Jugendalter diese Fettbildung auftritt. Globus. Bd. 12. 1867. S. 322.

[4]) Nach dem Sektionsbefund der Afandy, die 1866 als Leiche nach Tübingen gelangte. Archiv für Anthropologie. Bd. 3. S. 307.

allen übrigen Menschenrassen gestaltet sind. Ein weniger gutes Merkmal ist die Verlängerung der *labia minora* und des *praeputium clitoridis* (Hottentottenschürze) bei Frauen, da ähnliche Abweichungen nicht blos in Afrika, sondern auch in Amerika vorkommen[1]). Der Bart keimt nur spärlich und die andere Haarbekleidung des Körpers grenzt an Kahlheit. Nach den Welckerschen Messungen beträgt das Breitenverhältnis der Köpfe nur 71, und ihre Höhe bleibt selbst noch hinter der so geringen Breite zurück, so dass also diese Völker zu den niederen Schmalschädeln gehören. Die Kiefer drängen in der Regel nach vorwärts, doch hält sich der Prognathismus innerhalb mässiger Grenzen. Auch die Jochbogen treten seitlich hervor. Die Lippen sind zwar sehr voll, aber nie so wulstig wie bei südafrikanischen Negern. Die Zähne sind bei weitem nicht so gross wie bei den letzteren, zeichnen sich vielmehr durch Zierlichkeit und durchscheinenden Schmelz aus. In der Gegend der Nasenwurzel heben sich öfters die Nasenknochen fast gar nicht über ihre Umgebung hervor, so dass die aufgestülpte Nase erst kurz über dem Munde hervortritt. Die Augen sind schmal geschlitzt, aber nicht schief gestellt, wie Barrow[2]) behauptet hat, der sich wahrscheinlich dadurch täuschen liess, dass die Koi-koin zum Schutze gegen das blendende Sonnenlicht[3]) ihre Brauen zusammengezogen halten. Die Buschmänner, die alle diese Merkmale mit den Koi-koin gemein haben, unterscheiden sich von diesen wieder durch Besonderheiten zweiter Ordnung. Ihre Grösse ist beträchtlich geringer als die der Koi-koin[4]), doch werden die Horden westlich vom Ngami-See als stattlicher beschrieben. Der Prognathismus ist noch mässiger als bei jenen, die lichtere Hautfarbe fällt mehr ins Aschgraue[5]). Sie unterscheiden sich auch darin von den Hottentotten, dass die Geschlechtsmerkmale zweiter Ordnung bei ihnen mit einziger Ausnahme der Steatopygie fast völlig fehlen. Die Männer überragen

[1]) Ploss in der Zeitschrift für Ethnologie. 1871. S. 381.

[2]) Travels into the interior of Southern Africa. London 1801. Bd. 1. S. 157.

[3]) Fritsch a. a. O. S. 289.

[4]) Barrow giebt als Maxima der Leibeshöhe unter einer Horde Buschmänner nahe am Orange River 1447 Millimeter für die Männer und 1321 Millimeter für die Frauen an. Travels into the interior of Southern Africa. Bd. 1. S. 277. Mit der ersteren Angabe stimmt das Mittel, welches Gustav Fritsch aus der Messung von 6 erwachsenen Buschmännern zog (1444 Millimeter), sehr gut überein, für die kolonialen Hottentotten bestimmt derselbe hingegen die Mittelhöhe der Männer auf 1604, der Weiber auf 1442 Millimeter.

[5]) Fritsch in der Zeitschrift für Ethnologie. 1880. S. 299.

wenig durch ihre Grösse die Frauen und die beiderseitigen Becken sind zum Verwechseln ähnlich, ja selbst die übrigens schwache Entwickelung der Brustdrüsen gleicht sich bei beiden Geschlechtern der Buschmänner in auffallender Weise [1]).

Buschmänner und Koi-koin bilden eine gemeinsame Rasse, sie sind, wie Theophilus Hahn bemerkt, Geschwister einer Mutter. Sprachlich allerdings haben sie nur die Schnalzlaute gemein, die durch ein Anlegen der Zunge an die Zähne oder an verschiedene Stellen des Gaumens und durch ein rasches Zurückschnellen hervorgebracht werden. Einen dieser Schnalzlaute gebrauchen Europäer, um ihren Verdruss auszudrücken, einen anderen hören wir bei Fuhrleuten, die ihre Rosse ermuntern. Ausser den Schnalzlauten besteht zwischen den Sprachen der Sân und Koi-koin keine Aehnlichkeit [2]), abgesehen von wenigen Worten, die beiderseitig ausgetauscht worden sind [3]). Die Mundarten der Buschmänner weichen wie bei allen Jägervölkern stark aus einander, doch bleibt eine gewisse Verwandtschaft noch immer kenntlich [4]). Auf welche Art sie aber bei der Wortgestaltung verfahren, darüber fehlt uns noch jede Belehrung [5]).

Die Sprache der Koi-koin ist dagegen eine grosse Merkwürdigkeit der Völkerkunde. Der Missionar Moffat war der erste, welcher entdeckte, dass sie Aehnlichkeit mit der altägyptischen zeige. Dies war auch die Ansicht von Lepsius [6]), welche er sogar zu einer weiteren unannehmbaren Mischungstheorie ausgesponnen hat [7]). Selbst Max Müller hat die Behauptung verfochten [8]) und sogar Whitney sie wiederholt [9]). Bleek endlich giebt zwar zu, dass die Hottentottensprache in den Lautzeichen für die Geschlechter mit dem Altägyptischen und Koptischen inniger übereinstimme als mit anderen Sprachen, dass sich aber auch wieder Anklänge an semitische Formen

[1]) Fritsch, Eingeborene Südafrikas. S. 407, 415.

[2]) Theophilus Hahn im Globus. 1870. 2. Sem. S. 84.

[3]) Fritsch, Drei Jahre in Südafrika. S. 253 f.

[4]) Theophilus Hahn, Beiträge zur Kunde der Hottentotten. (Anhang zum VI. und VII. Jahresbericht des Vereins für Erdkunde zu Dresden. Dresden 1870.) S. 71.

[5]) Eine Sittenschilderung der Buschmänner wurde schon auf S. 145 f. gegeben.

[6]) Morton, Types of mankind. Philadelphia 1854. S. 233.

[7]) Nubische Grammatik. S. LXV—LXIX.

[8]) Science of language. London 1864. Bd. 2. S. 11.

[9]) Language and the science of language. S. 341.

finden [1]). Gegen die Verwandtschaft haben sich Hans Konon v. d. Gabelentz, Pott, Friedr. Müller, Theophilus Hahn und Steinthal [2]) ausgesprochen, und wir wären zu dieser so gut wie erledigten Streitfrage nicht zurückgekehrt, wenn sich nicht deutlich aus ihr ergäbe, dass die Mundarten der Koi-koin eine sehr hohe Entwickelung haben müssen und zwar eine so hohe, dass ein Sprachforscher wie Martin Haug ihre höheren und feineren Bestandteile „nur durch Berührung mit einem zivilisirten Volke“ sich erworben denken kann, ob dieses Volk das altägyptische gewesen sei, müsse vorläufig unbeantwortet bleiben [3]). Für eine solche Berührung spricht jedoch bis jetzt keine einzige Thatsache. Ehe daher nicht strenge Beweise für solche Vermutungen beigebracht werden, müssen wir vielmehr darauf bestehen, dass Sprachen auch durch solche Völker verfeinert werden können, welche ohne Berechtigung Wilde genannt worden sind. Die gesellschaftlichen Zustände unserer Vorfahren zu Tacitus' Zeiten waren nur wenig besser als die der Koi-koin, und dennoch besass ihre Sprache schon damals arische Hoheit.

Das Nama und die anderen Mundarten der Koi-koin befestigen die stark abgeschliffenen Formlaute am Ende der Wurzel. Aus *koi* Mensch wird *koi-b* Mann, *koi-s* Weib, *koi-gu* Männer, *koi-ti* Weiber, *koi-i* Person, *koi-n* Leute. Wir wählen dieses Beispiel, um hinzuzufügen, dass aus *koi* Mensch, *koi-si* freundlich, *koi-si-b* Menschenfreund und *koi-si-s* Menschlichkeit entsteht [4]). Da sehr viele lieblose Anthropologen den altertümlichen Volksstämmen vorgeworfen haben, dass sich in ihren Sprachen keine Ausdrücke für Abstraktionen oder kein Wort für Gott oder Moral finde, so wollen wir daran mahnen, dass die Hottentotten, einst auf die tiefste Stufe gestellt, das obige Wort für Humanität besitzen.

[1]) Reinecke Fuchs in Afrika. Weimar 1870. S. XXVIII. Bleek hält noch immer an der gemeinsamen Abkunft der Hottentotten- und der semito-hamitischen Sprachen fest. Journ. Anthrop. Inst. S. LXXIX.

[2]) Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. Bd. 12. S. 357 f. Gewiss mit Recht wird hier die vermeintliche Uebereinstimmung zwischen der hottentottischen und der hamitischen (ägyptischen wie nubischen) Bezeichnung des grammatischen Geschlechts als eine „zufällige, weil äusserliche“ angesehen. Das Femininum des Hottentottischen kann allerdings durch sein Suffix *s* an den nämlichen Laut der angehängten Personalendung des altägyptischen Femininums erinnern, das Maskulin-Suffix *b* aber höchstens an das adjektivische Maskulin-Suffix *b* im Bedscha-Nubisch, nicht an das *p* des Altägyptischen, welches vielmehr der dem maskulinen Substantiv präfigirte Artikel ist.

[3]) Anthropol. Korrespondenzblatt. 1872. S. 31.

[4]) Th. Hahn im Anhang zum VI. und VII. Jahresbericht des Vereins für Erdkunde zu Dresden. S. 32.

Weil sie seit etlichen Jahrhunderten schon mit Europäern und Mischlingen verkehren, werden wir uns über ihre Sitten und Gewohnheiten besser durch die älteren Schilderungen unterrichten, und unter diesen ist die wertvollste jedenfalls die von Kolbe aus den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts.

Die Hottentotten waren Rinderhirten zur Zeit, als sie die Portugiesen zuerst zu Gesicht bekamen[1]), betrieben aber keinen Ackerbau, sondern begnügten sich mit den wild wachsenden Früchten und Wurzeln, welche letzteren nicht eher ausgegraben werden durften, als nachdem die reifen Samen ausgefallen waren[2]). Als Obdach diente ihnen ein niedriges, halbkugelförmiges Gestell aus Stäben, die in die Erde gesenkt, gebogen, zusammengebunden und mit Binsenmatten gedeckt wurden. Lederne Schürzen und Mäntel bildeten die Bekleidung, auch gehörten die Hottentotten zu den Sandalenträgern, und es bedeckten sich beide Geschlechter, die Frauen aus Schamhaftigkeit, den Kopf mit einer Fellmütze. Speere, Wurfstöcke *(kiri)* und Fechterstäbe zum Pariren waren ihre Waffen, und da sie jagten, führten sie auch Bogen und Pfeile, welche letztere vergiftet wurden. Wie alle Afrikaner verstanden sie Eisenerze auszuschmelzen und das Metall zu verarbeiten. Ebenso war das Abrichten der Reitochsen von alters her bei ihnen gebräuchlich. Gekocht wurde in Thongeschirren. Aus Honig bereiteten sie ein berauschendes Getränk, wie denn ihr starker Hang zu solchen Genussmitteln das Branntweintrinken später bis zu einem nationalen Laster hat ausarten lassen. Dazu gesellte sich schon seit langer Zeit das schädliche Rauchen von Dacha oder Hanf, welches sie mit den Bantu-Negern gemein haben. Durch ihre Unreinlichkeit haben sie sich wohl am meisten die Geringschätzung der Europäer zugezogen. Der unglaublich klingende Gebrauch, dass beim Abschluss einer Heirat der Schamane das Brautpaar mit seinem Urin besudelt, soll wirklich bei dem Namastamme noch jetzt fortdauern[3]). Vergessen wir jedoch nicht, dass die Neapolitaner und Iren sowie die Zigeuner trotz ihrer Unsauberkeiten zu den Gliedern der arischen Völkerfamilie gehören, sowie dass dem brahmanischen Hindu als Reinigung von allerhand Sünden das Trinken von Rinderharn vorgeschrieben worden war. Rachsucht, geringe Ehrfurcht vor den Eltern und das Aussetzen der Altersschwachen in Einöden sind

[1]) Die Angra dos Vaqueiros oder der Landungspunkt des Bartholomeu Dias (Barros, Da Asia. dec. I. livro III. cap. 4) war die heutige Algoabai.

[2]) Kolbe, Vorgebirge der guten Hoffnung. S. 460.

[3]) Kolbe a. a. O. S. 453. Th. Hahn im Anhang zum VI. und VII. Jahresbericht des Vereins für Erdkunde zu Dresden. S. 9.

ebenfalls Flecken im Charakter der Hottentotten: Ihr Hang zur Freiheit oder deutlicher gesprochen zum Müssiggang hat ihre Kopfzahl stark vermindert, und ihr gänzliches Aussterben wird sich schwerlich abwenden lassen. Sie lebten in Horden unter Häuptlingen, die ihr Ansehen mit den Aeltesten einer Gemeinde teilten. Bisweilen haben wohl auch die einzelnen Horden Bündnisse zur Abwehr gemeinsamer Feinde geschlossen. Noch jetzt nennen sich die Kei-χhous oder das „rote Volk" einen königlichen Stamm[1]), woraus vielleicht geschlossen werden darf, dass ehemals die Koi-koin, wenn auch nur kurze Zeit, zu einer Nation von einem begabten Herrscher vereinigt waren. Die Vielweiberei ist verstattet, aber selten. Kolbe rühmt, dass nie eine Frau misshandelt werde[2]), doch bestätigen neuere Beobachter nicht das gleiche. Vielleicht, dass die besseren alten Sitten durch das schlechte Beispiel der Boeren verdorben worden sind. Wie die benachbarten Bantu-Neger zeigen sich die Koi-koin bei öffentlichen Gerichtsverhandlungen in allen forensischen Künsten bewandert. Die Pflichten der Blutrache sind nicht völlig erloschen, doch begnügt man sich meistens mit Entrichtung von Wergeldern.

Ueber die Religionsschöpfungen dieser merkwürdigen Bevölkerung herrscht noch grosse Dunkelheit. Gewiss ist nur, dass die Koi-koin den männlich gedachten Mond verehren. Ihren Glauben an eine Fortdauer der Entschlafenen bezeugt vielleicht die Sitte, dass sie den Leichen bei der Beerdigung eine Stellung wie im Mutterschoosse geben, auch brechen sie ihren Kraal sogleich nach jedem Todesfall ab, um sich aus der Nähe des Grabes zu entfernen. Ahnendienst ist streng nachgewiesen worden bei der Koranahorde, welche im Tsui-χoab einen grossen Häuptling früherer Zeiten verehrt[3]). Weit schwieriger ist es zu entscheiden, ob der hottentottische Heitsi-Eibib ein geschichtlicher Held gewesen sei. Zu seinem Andenken werden Steine auf Steine zu Grabhügeln zusammengetragen und ihm zu Ehren Tänze aufgeführt, so dass die Namaqua von Stammesgenossen sagen „sie tanzen noch" oder „sie tanzen nicht mehr", je nachdem sie ein Verharren im Heidentum oder eine Bekehrung zum Christentume ausdrücken wollen. Wenig Aufschluss gewähren die Fabeln, welche über Tod und Thaten dieses rätselhaften Wesens erzählt werden[4]). Mehr als einmal soll er gestorben und wieder geboren

[1]) Fritsch, Eingeborene Südafrikas. S. 361.
[2]) a. a. O. S. 552.
[3]) a. a. O. S. 338.
[4]) Bleek, Reinecke Fuchs. S. 59—64.

worden sein, so dass viele ihn mit der Mondgottheit für eins halten [1]). Unter den Hottentotten gab es auch Schamanen, die über Regen und Sonnenschein Gewalt ausübten und die Geister der Krankheiten austrieben. Natürlich fand sich auch der Glaube an Zaubermittel vor, doch stiftete die Hexenverfolgung lange nicht so viel Unheil an wie bei den Bantu-Negern.

Wer die hohe Entwickelung ihrer Sprache zu würdigen versteht, wer ausserdem zu schätzen weiss, dass die Hottentotten fremde Sprachen leicht erlernen und tadellos sprechen, wer nach den Mustern im Reinecke Fuchs von Bleek ihre Gabe bewundert Tierfabeln fremden Ursprungs für afrikanisches Verständnis umzugestalten, der wird nicht länger dulden, dass die Koi-koin zu den niedrigsten Menschenrassen gezählt werden, ja er wird ihnen sogar unter den Halbkulturvölkern eine möglichst hohe Stellung zuerkennen. Gewiss besassen sie für gesellschaftliche Verbesserungen alle Anlagen, aber die Wasserarmut Südafrikas, welche seine Bewohner zwingt, immer wieder zu wandern, hat ihr Sesshaftwerden verhindert und damit war auch eine grössere Verdichtung der Bevölkerung ausgeschlossen.

Ehe wir diesen kurzen Abriss schliessen, möchten wir noch auf ein merkwürdiges Zusammentreffen absonderlicher Aehnlichkeiten zwischen den Koi-koin und den Fidschipapuanen aufmerksam machen. Nicht nur ist die büschelförmige Verfilzung des Haares bei beiden ähnlich, sondern wie die Fidschi-Frauen zur Trauer über Tote sich Fingerglieder abschneiden, so kommt diese Verstümmelung auch bei den Koi-koin vor und zwar in der Regel vorzugsweise beim weiblichen, seltener beim männlichen Geschlecht. Seltsam ist aber geradezu das Zusammentreffen der Sagen über die Sterblichkeit des Menschengeschlechtes. Zwei Götter, erzählen die Fidschileute, stritten darüber, ob nicht den Menschen ein ewiges Leben zukommen solle. Ravula, der Mond, wollte uns einen Tod gönnen wie den eigenen, das heisst, wir sollten eine Zeit lang verschwinden und dann erneuert wiederkehren. Rakalavo, die Ratte, jedoch verwarf den Vorschlag. Die Menschen sollten vielmehr sterben wie die Ratten sterben, und Rakalavo behielt Recht [2]). Die Koi-koin dagegen haben nach Andersson [3]) die Sage folgendermaassen gestaltet. Der Mond trug dem Hasen die

[1]) Theophilus Hahn, Die Nama-Hottentotten. Globus. Bd. 12. 1867. S. 276.

[2]) Williams, Fiji and the Fijians. Bd. 1. S. 205.

[3]) Lake Ngami. London 1856. S. 342.

Botschaft an den Menschen auf: wie ich sterbe und wieder erneuert werde, so sollt auch ihr sterben und wieder lebendig werden. Der Hase richtete die Botschaft jedoch verkehrt aus, denn er gebrauchte die Worte: wie ich sterbe und nicht wieder geboren werde. Als er dem Monde seinen Missgriff gestanden hatte, schleuderte dieser ergrimmt einen Stecken nach dem Hasen, der diesem die Lippen aufschlitzte. Auch ergriff der ungetreue Bote die Flucht und streift noch heute scheu auf der Erde[1]).

Wie verführerisch ist es nun, das Zusammentreffen wenigstens eines und zwar seltenen Körpermerkmals, sonderbarer Sitten und sogar einer eigentümlichen Sage entweder dadurch zu erklären, dass die Koi-koin und papuanischen Fidschis von gemeinsamen Voreltern der Urzeit abstammen oder mindestens, dass sie ehemals so nahe neben einander sassen, um Sitten und Sagen auszutauschen. Dennoch ist weder das eine noch das andere glaubwürdig. Bei schärferer Untersuchung unterscheiden sich die Koi-koin durch die Farbe der Haut, durch Kleinheit des Wuchses, durch die geringe Höhe ihrer Schädel hinreichend von den Fidschis. Das Abschneiden der Fingerglieder wird bei den Koi-koin in der Jugend vollzogen und scheint irgend ein abergläubisches Schutzmittel gewähren zu sollen[2]), kommt übrigens auch bei Polynesiern und auf den Nikobaren vor[3]). Somit bleibt nur die übereinstimmende Verknüpfung des Mondes mit der Unsterblichkeitshoffnung übrig. Allein sie bestätigt blos den alten Satz, dass derselbe Gedanke bei den verschiedenen Spielarten unseres Geschlechtes in verschiedenen Räumen und zu verschiedenen Zeiten durch die nämlichen Gegenstände angeregt worden sei. Das psychische Einerlei der Menschennatur sollte also fernerhin nicht mehr bestritten werden.

Anhangsweise seien hier noch die sogenannten Zwergvölker Afrikas berührt, da man sie wegen ihrer geringen Körpergrösse und wegen des unsteten Jägerlebens der meisten gern den Buschmännern anzureihen pflegt. Schon Herodot erwähnt am Saum der Sahara im westlichen Sudan ein Volk kleiner Menschen „von nicht

[1]) Eine andere Wendung des Unsterblichkeitsmythus findet sich bei den Bantu-Negern. Casalis, Les Bassoutos. S. 255.

[2]) Bei Maclean, Kafir laws and costums, S. 93, wird derselbe Gebrauch von Kaffern berichtet. Auch die Buschmänner sollen die vorderen Glieder der Finger, vom kleinen an der linken Hand angefangen, bei Erkrankungen opfern, in der Meinung, dass mit dem abrinnenden Blute die Krankheit sich entfernen werde. Barrow, Travels. Bd. 1. S. 289.

[3]) Tylor, Anfänge der Kultur. Bd. 2. S. 402.

einmal mittlerer Grösse" und dunkler Hautfarbe[1]), desgleichen an der Westküste des tropischen Afrikas kleine Menschen, die vor dem Schiff des Persers Sataspes scheu in die Berge geflohen seien[2]), beide aber bezeichnet er als Stadtbewohner. Mit bemerkenswerter Bestimmtheit versichert Aristoteles, indem er auf das alte griechische Märchen vom Kampf der Kraniche mit den Zwergen im fernen Süden am ozeanischen Rand der Erdscheibe anspielt, dass es in der That um die grossen Nilseen herum zu seiner Zeit Pygmäen, d. h. einen absonderlich kleinen Schlag von Menschen, gegeben habe[3]). Seit dem vorigen Jahrhundert haben sich nun die Nachrichten über derartige Völker beträchtlich vermehrt, und ihr Vorhandensein ist jetzt gegen alle Zweifel geschützt. Zwar bedürfen die Berichte über die Doko südlich von Kaffa[4]) noch sehr der näheren Bestätigung, jedoch gerade durch die vom Aequator geschnittene Mitte des afrikanischen Tropengürtels, wohin uns eben Aristoteles wies, sind Zwergvölker gefunden worden von der südwestlichen Wasserscheide des Nils bis nahe an die atlantische Küste. Schweinfurth[5]) beschrieb uns die höchstens bis anderthalb Meter grossen Akkâ von licht kaffeebrauner Haut, teils im Land der Montbuttus, hauptsächlich aber südlich davon wohnend, kaum einen Grad vom Gleicher entfernt, Du Chaillu[6]) und Lenz[7]) die hell schokoladenfarbenen Abongo im Ogoweland, und Stanley ergriff ein zitterndes Männlein der nämlichen Hautfarbe von 138 cm Höhe im Dickicht am Ufer des mittleren Kongos, einen Vertreter des allem Anschein nach zahlreichen Zwergvolkes der Watwas, westlich vom Lumami[8]). Die Betsân an dem freilich noch von keinem Forscher erreichten Liba-See (ungefähr östlich von der innersten Nische des Guinea-Busens), über welche der englische Missionar Kölle[9]) Nachrichten einzog, würden diesen Zug der kleinsten Menschen quer durch Afrika noch etwas vervollständigen. Auch die Kimos von Madagaskar[10]) wird man nicht ins Fabelbuch schreiben dürfen; das verbietet schon die

[1]) Lib. II. cap. 32.
[2]) Lib. IV. cap. 43.
[3]) Aristoteles, Hist. animalium. lib. VIII. cap. 12.
[4]) Krapf, Reisen in Ostafrika. Stuttgart 1858. Bd. 1. S. 76—79.
[5]) Im Herzen von Afrika. Bd. 2. S. 136—142, 148—153.
[6]) Ashango-Land. S. 316—320.
[7]) Skizzen aus Westafrika. S. 105—116.
[8]) Stanley, Durch den dunkeln Weltteil. Bd. 2. S. 189 f., vgl. auch S. 111—116, 240.
[9]) Kölle, Africa polyglotta. London 1854. S. 11 f.
[10]) Petermanns Mitteilungen. 1871. S. 142—148. Postel in L'Exploration. Bd. 18. Paris 1884. S. 414—421.

genaue Schilderung, welche der französische Naturforscher Commerson von einer diesem seltsamen Volksstamm angehörigen Frau entwarf, die er im Jahre 1770 als Sklavin in Madagaskar kennen lernte und deren Grösse er auf wenig über 116 cm bestimmte. Um jene Zeit soll das (jetzt wahrscheinlich ausgestorbene) Zwergvolk der Kimos ein durch hohe Gebirge geschütztes Hochthal im Innern der Südhälfte Madagaskars, etwa unter dem 22. Breitengrad friedlich und in geordneten Verhältnissen unter einem Stammesoberhaupt bewohnt, seine Freiheit aber gegen alle fremden Eindringlinge stets sehr tapfer mit Wurfgeschossen verteidigt haben. Die Kimos werden uns als Reisbauer, besonders jedoch als Viehzüchter beschrieben, im Durchschnitt kaum über 1 m (111 cm) hoch, von sehr lichtbräunlicher Hautfarbe, kurzem wolligen Haar, auffallend langen Armen, die bis unter die Kniescheibe herabreichten, im übrigen aber von wohlgebildetem Körper, nur dass die Brüste der Weiber fast gänzlich unentwickelt blieben, so dass die Säuglinge oft mit Kuhmilch ernährt werden mussten.

Alle Zwergstämme des festländischen Afrikas gewähren den Eindruck einer versprengten Urrasse, die mitten unter sesshaften Negervölkern weder Ackerbau noch Viehzucht, sondern hauptsächlich Jagd, daneben gelegentlich auch Fischfang treibt. Hierin gleichen sie allerdings ganz den Buschmännern, mit welchen sie ausserdem die Furchtsamkeit des ewig Gescheuchten, die affenartige Lebendigkeit des Mienenspiels und der Gesten, die Grausamkeit gegen Tiere gemein haben [1]). Dreierlei bringt sie auch in ihren Körpermerkmalen den Buschmännern auffallend nahe: ihre Hautfarbe, die stets lichter befunden wurde als diejenige der Negervölker um sie her, dann die Zierlichkeit ihrer Hände und Füsse, vornehmlich aber die Kleinheit ihres Wuchses, der bis 1235 mm und wahrscheinlich noch tiefer herabsinken kann [2]). Abweichend indessen vom Buschmannstypus erscheint der weit ärgere Prognathismus, die nicht zur Runzelung neigende Haut, der wenigstens den Watwas und Kimos nicht ganz fehlende Backenbart, die überhaupt oft starke Behaarung [3]) und der, wie es scheint, meist sehr schmale Schädel [4]).

[1]) Schweinfurth a. a. O. S. 152 f. Stanley a. a. O. S. 190.

[2]) Schweinfurth a. a. O. S. 147. Stanley a. a. O. S. 189. Vgl. auch oben S. 83.

[3]) Johnston, Der Kongo. Leipzig 1884. S. 369.

[4]) Lenz betont (a a. O. S. 112) die starke Dolichocephalie der Abongo ganz besonders, jedoch ohne Maassangabe. Marno redet von Mesocephalie seiner beiden Akkâ, die von ihm mitgeteilten Zahlenwerte ergeben bei dem nicht er-

Demnach verbleibt künftiger Forschung noch das Rätsel zu lösen, ob die afrikanischen Zwergvölker den Buschmännern oder den Negern näher verwandt oder etwa gar als eine selbständige Spielart unseres Geschlechtes anzusehen sind. Das Wenige, was wir bis jetzt über ihre Sprachen wissen, würde eher für letztere Möglichkeit stimmen, denn sie unterscheiden sich stets gründlich von den Negersprachen ihrer Nachbarschaft und besitzen keine Schnalzlaute.

wachsenen Mädchen einen Breitenindex von 76, bei dem erwachsenen aber den eigentlich schon brachycephalen von 83 (Reise in der Egyptischen Aequatorial-Provinz. Anhang. S. 141 f.).

VI.

Die Neger.

Die Neger bewohnen Afrika vom Südrande der Sahara angefangen bis in die andere Halbkugel zu dem Gebiete der Hottentotten und Buschmänner, sowie vom atlantischen Meere bis zum indischen Ozean, nur dass der äusserste Osten daselbst von eingedrungenen Hamiten und Semiten ihnen abgerungen worden ist. Die meisten Neger tragen hohe und schmale Schädel. Die mittleren Prozentsätze der Breite beginnen nach Welcker bei 71 und erheben sich bis 74, sinken in einzelnen Fällen unter 63 [1]) und steigen in anderen bis 78 hinauf. Die Schwankungen geniessen einen solchen Spielraum, dass Barnard Davis [2]) unter 18 Köpfen des äquatorialen Afrikas nicht weniger als vier Breitschädel fand. Bei der Mehrzahl gesellt sich dazu ein Vortreten des Oberkiefers und eine schiefe Stellung der Zähne, doch giebt es wiederum ganze Völkerschaften, die völlig mesognath sind. Einer gehässigen Schule von Völkerkundigen war der Neger zum Inbegriff alles Rohen und Tierartigen geworden. Jede Entwickelungsfähigkeit suchte sie ihm abzustreiten, ja seine Menschenähnlichkeit in Zweifel zu ziehen. Der Neger, wie ihn das Lehrbuch erforderte, vereinigte mit einem eirunden Schädel, einer flachen Stirn und einer Schnauzenform wulstige Lippen, eine breit gequetschte Nase, kurzes gekräuseltes Haar, fälschlich Wolle genannt, schwärzliche oder schwarze Hautfarbe, lange Arme, dünne Ober-, wadenlose Unterschenkel, allzu stark verlängerte Fersenbeine und Plattfüsse. Den vollen Zubehör dieser Hässlichkeit besitzt wohl kein einziger afrikanischer Stamm [3]). Die Hautfarbe durchläuft viel-

[1]) Buchta fand bei den Kitschnegern am oberen Teil des Weissen Nils ein Minimum des Breitenindex von 62,8. Petermanns Mitteilungen. 1881. S. 84. Vergl. oben S. 52.

[2]) Thesaurus craniorum. S. 210.

[3]) Der typische Neger, sagt Winwood Reade (Savage Africa, S. 516), ist selbst unter Negern eine seltene Spielart.

mehr alle Stufen von Ebenholzschwärze, wie bei den Jolofen, bis zur hellen Mulattenfarbe bei den Wakilema, während Barth [1]) kupferrote Neger in Marghi fand, Stanley [2]) und Johnston [3]) braunrote oder rötlichbraune am unteren Kongo. Bereits anderthalb Jahrtausende vor Christi Geburt bildeten die Aegypter auf ihren Denkmälern die Neger sowohl schwarz als dunkelbraun ab [4]). Die mit Ausnahme der Nase körperlich wohlgebildeten Bafiote erfreuen sich gut geformter Waden, die sie den Bauch des Beines nennen, und verspotten Wadenlosigkeit [5]), welche mindestens im atlantischen Litoral des äquatorialen Südafrikas überhaupt nicht zu den rassenmässigen Körpermängeln zählt [6]). Am Schädel verschwinden bei vielen Stämmen wie bei den erwähnten Jolofen die vorstehenden Kiefer samt den wulstigen Lippen [7]). Die Nasen sind bei manchen Horden zugespitzt [8]), gerade oder gebogen [9]), man spricht sogar von „griechischen Profilen“, von einem schönen Ebenmaass des gesamten Körperbaus, der, verbunden mit Kraftfülle, vollkommen an griechische Statuen erinnert [10]), und Reisende äussern betroffen, dass sie unter Negern „nichts vom sogenannten Negertypus“ wahrnehmen können [11]).

Nach den Untersuchungen Paul Brocas [12]) sind die oberen Gliedmaassen des Negers verglichen mit den unteren viel kürzer, demnach minder affenartig als beim Europäer, und wenn auch der Neger durch die Länge der Speiche sich den Affenverhältnissen mehr nähert, so entfernt er sich von diesen wieder durch die Kürze des Oberarmbeines mehr als der Europäer. Vorherrschend ist bei den Negern allerdings der schmale, mehr oder weniger hohe Schädel. Als beharrliches, allen gemeinsames Merkmal lässt sich eine mehr

[1]) Nord- und Centralafrika. Bd. 2. S. 465.

[2]) a. a. O. Bd. 2. S. 471.

[3]) Johnston, Der Kongo. S. 373, 385.

[4]) Brugsch-Bey in den Verhandlungen der XI. Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie zu Berlin. 1880. S. 135.

[5]) Pechuel-Lösche in der Zeitschrift für Ethnologie. 1878. S. 20.

[6]) Buchholz, Land und Leute in Westafrika. Berlin 1876. S. 28.

[7]) Mungo Park, Reisen. Berlin 1799. S. 14.

[8]) Bei den Batonga zwischen Kamerun und dem Gabun. Reade, Savage Africa. S. 515.

[9]) So bei den Kisamana-Negern in Angola (Hamilton, Journ. of the Anthropol. Institute. London 1872 Bd. 1. S. 187) und bei den Wasongora (Stanley a. a. O. Bd. 1. S. 424).

[10]) Johnston a. a. O. S. 370, 393.

[11]) z. B. Hugo Hahn bei den Ovakuengama und Ovambo. Petermanns Mitteilungen 1867. S. 291.

[12]) Anthropological Review. Bd. 7. London 1869. S. 199 f.

oder weniger starke Dunkelung der Haut, nämlich schmutzig-bronzegelb, kupferrot, olivenfarbig, dunkelbraun bis ebenholzschwarz angeben. Fast immer übersteigt die Farbe eine südeuropäische Bräunung. Dazu gesellt sich das meistens kurze Haar, elliptisch im Querschnitt, häufig der Länge nach gespalten und stark gekräuselt. Besonders bei Kaffern und Betschuanen verfilzt es sich büschelförmig, wenn auch nicht so stark wie bei den Hottentotten[1]); büschel- oder inselartig gruppirter Haarwuchs wird indessen auch von den Bafiote[2]) und von den Bari-Negern[3]) berichtet. Das Haar ist schwarz, nur in höherem Alter grau oder weiss, ausnahmsweise giebt es auch Neger mit roten Haaren, roten Brauen und roten Wimpern[4]), ja Schweinfurth schätzt die Zahl graublonder Monbuttu-Neger auf nicht weniger als 5 Prozent[5]). Leibhaar und Bartwuchs sind vorhanden, wenn auch nicht reichlich, Backenbärte selten, wenn auch nicht ganz unerhört[6]). Stanley[7]) bildet uns einen Neger-Häuptling mit einem Kinnbart ab, der als dicke Haarflechte bis zu Hüftenhöhe herabfällt. Die Haut fühlt sich wegen bedeutender Dicke der Cutis derb und doch zugleich sammtartig elastisch, im Freien stets kühl an, da bei der steten und heftigen Transpiration dauernd Verdunstungskälte erzeugt wird. Von der stark öligen Hautausscheidung rührt jener spezifische Negergeruch her, welchen ein ausgezeichneter neuerer Beobachter[8]) für das sicherste Merkmal zur Unterscheidung dieser Rasse hält, obwohl er hinzufügt, dass Reinlichkeit das Widerliche dieses Hautduftes ganz zu tilgen vermag; auch giebt es ganz unzweifelhaft der Negerrasse angehörige Völker, denen jeder widrige Hautgeruch fehlt, so die Bajansi am mittleren Kongo[9]).

Die Neger bilden nur eine einzige Rasse, denn die vorherrschenden wie die beharrlichen Merkmale kehren in gleicher Weise in

[1]) S. oben S. 97.

[2]) Falkenstein in Güssfeldt, Falkenstein, Pechuel-Lösche, Die Loango-Expedition. Bd. 2. Leipzig 1879. S. 36.

[3]) Buchta in Petermanns Mitteilungen. 1881. S. 85.

[4]) z. B. am Gabun, vgl. Walker im Journal of the Anthropological Society. London 1868. Bd. 6. S. 42.

[5]) Im Herzen von Afrika. Bd. 2. S. 107.

[6]) S. oben S. 100. Rohlfs, Reise von Kuka nach Lagos. Petermanns Mitteilungen. Ergänzungsheft Nr. 34. S. 15. Stanley a. a. O. Bd. 2. S. 89. Johnston a. a. O. S. 370, 385. Falkenstein erklärt 1/3 der Loango-Neger für bärtig (a. a. O. S. 40).

[7]) a. a. O. Bd. 2. S. 100.

[8]) Falkenstein a. a. O. S. 36.

[9]) Johnston a. a. O. S. 370.

Südafrika so gut wieder wie in Mittelafrika, es war daher ein Missgriff, die Bantu-Neger als eine besondere Rasse abzutrennen. Wohl aber kann man der Sprache nach die Südafrikaner sehr streng als eine grosse Familie von den Sudan-Negern absondern.

1. Die Bantu-Neger.

Ihnen gehört Südafrika, die hauptsächlich von Nord gen Süd sich ausdehnende südliche Hälfte des Erdteils, nur bewohnen sie nicht die Kalahari nebst deren südlicher und westlicher Umgebung, reichen auch im Nordosten nicht ganz bis zum Aequator. Ihre Sprachen kennen wir bereits[1]) nach ihren eigentümlichen sinnbegrenzenden Präfixen, ausserdem aber ist ihnen eine grosse Anzahl von Wurzeln gemeinsam[2]). Desgleichen beobachtet man in Verfassung und Sitten mancherlei Verwandtschaft. Der allen Negerreichen gemeinsame Despotismus zeigt sich hier durch einen patriarchalischen Zug gemildert. Unter dem Reichsoberhaupt steht oft eine Vielzahl von Unterhäuptlingen, welche jenem nur zu Heeresfolge und ziemlich in ihr Belieben gesetzten Tributen verpflichtet sind[3]), ausserdem findet sich öfters neben diesem weltlichen Adel eine Art Priesterkaste von Schamanen. Wohl steht dann einem solchen Oberherrn der Vasallen der Kaisertitel in unserem mittelalterlichen Sinn einigermaassen zu, so dem Muata Jamwo (Oberkönig) des Negerreiches im Quellgebiete des Kassaï oder dem Kabaka (Kaiser) von Uganda am Nordufer des Viktoria-Njansa. Dabei verfährt der Kabaka von Uganda mit einem missliebigen Vasallenfürsten genau wie ein Kaffernkönig[4]): er sendet einen Getreuen aus um jenen „aufzuzehren" oder „aus Land und Namen wegzuzehren", worunter zu verstehen ist, dass er ihn aus all seinem Besitz und seinen Gerechtsamen verdrängen und mit seinem Lehnsfürstentum sogar seinen Eigennamen übernehmen soll[5]). Die Sitte zur Mannbarkeit heranreifende Jünglinge gruppenweise einem Alten zur Beschneidung

[1]) S. oben S. 123 f., 126.

[2]) Vgl. die Vokabulare bei Stanley a. a. O. Bd. 2. S. 536—542, bei Johnston a. a. O. S. 417—432 und die noch reichere Wörtersammlung Emin Beys aus der Sprache von Uganda und Unjoro in der Zeitschrift für Ethnologie. 1879. S. 259—280.

[3]) Vgl. z. B. Pogge, Im Reiche des Muata Jamwo. Berlin 1880. S. 226 f.

[4]) Alle auf die südliche Abteilung der Bantuvölker Bezug nehmenden Angaben sind, wo nicht andere Quellen angegeben, dem klassischen, hier schon vielfach angezogenen Werk von Gustav Fritsch über die Eingeborenen Südafrikas entnommen.

[5]) Stanley a. a. O. Bd. 1. S. 423 f.

zu überliefern, worauf dieselben, mit kreidiger Erde über und über eingerieben, in Gras- und Blätterschürzen Umzüge halten, wird uns in der nämlichen Weise vom unteren Kongo[1]) wie aus dem Lande der Kaffern berichtet. Hoch über dem Zauberkram des Fetischwesens steht der Glaube an einen alleinigen Gott wenigstens bei einigen dieser Völker. Den Betschuanen in Transvaal konnten unsere Glaubensboten den Christengott unter dem einheimischen Namen Modimo predigen[2]), das ist wohl dasselbe Wort wie Molemo, womit die Marutse am mittleren Zambesi in allgemeinerer Umschreibung die Gottheit bezeichnen, um nicht das heilige Wort Njambe für „Ihn da oben", für den allmächtigen Gott im Himmel zu profaniren[3]), welches nach Sinn und Laut offenbar wieder mit dem Nsâmbi der Bafiote[4]) zusammenhängt.

Demnach offenbart sich die Zusammengehörigkeit der südafrikanischen Neger nicht allein in ihren wohllautenden, vokalreichen Sprachen, wonach ihnen zuerst der Sprachforscher Bleek den Namen der Bantu[5]) beilegte. Für die Körpermerkmale gebricht es uns freilich im tropischen Anteil noch an umfassendem Vergleichsmaterial, und eben hier wechselt der Typus ausserordentlich, fast in Extremen von Schönheit und Hässlichkeit. Die Körperhöhe scheint im ganzen eine mittlere zu sein, für die Südostvölker gelangte Gustav Fritsch ungefähr zu demselben Mittelmaass von 1700 mm wie Falkenstein[6]) für die Bafiote; der reichlich 1800 mm messende Kabaka Mtesa[7]) gestattet doch noch keinen sicheren Schluss auf wesentlich bedeutendere Körperhöhe der rotbraunen Waganda. Die Kleidung besteht bei einer Vielzahl von Bantuvölkern in Fellen gezüchteter oder erlegter Tiere, was mit den im südafrikanischen Hochland oft so rasch sich vollziehenden Wärmeabstürzen zusammenhängen wird. Auch der dichte Hausbau mit Hilfe schlechter Wärmeleiter aus dem Pflanzenreiche ist sichtlich dieser klimatischen Eigentümlichkeit angepasst. Die Behausungen sind im ganzen Osten kreisrund, bei den Kaffern als vorwiegenden Viehzüchtern ebenfalls kreisförmig um einen

1) Stanley a. a. O. Bd. 2. S. 501. Johnston a. a. O. S. 377–380.

2) Merensky, Beiträge zur Kenntnis Südafrikas. S. 115.

3) Holub, Sieben Jahre in Südafrika. Wien 1880 u. 1881. Bd. 2. S. 337.

4) Ueber die religiösen Anschauungen der Loangoneger steht Pechuel-Lösche im Begriff, uns wertvolle Mitteilungen zu gewähren im 3. Bd. des bereits genannten Werkes über die Loango-Expedition.

5) Mit diesem Ausdruck benennen sich einige Kaffernvölker selbst, er bedeutet überhaupt Männer (*bán-tu*, Singular *um-ntu*) und kehrt selbst in der Sprache von Unjoro und Uganda wieder.

6) a. a. O. S. 27.

7) Stanley a. a. O. Bd. 1. S. 213.

freien Platz geordnet, der nachts als Viehhof (Kraal) des Dorfes dient. Am Kongo jedoch beginnt unter völligem Ausschluss der Rinderzucht von Manjema abwärts der bis zur atlantischen Küste verfolgbare rechteckige Grundriss der Häuser mit Giebeldach, die zu geradlinigen Dorfgassen an einander gereiht sind, während die Strasse bei den Kannibalenstämmen der Kongo-Hyläa mit einer Doppelreihe von Schädeln verzehrter Menschen ausgelegt wird[1]).

Ueber die Verwandtschaftsgruppen dieser Völker sind wir nur hinsichtlich des südlichen Teiles genauer unterrichtet. Die südöstlichsten unter ihnen pflegt man noch heute Kafir (Ungläubige) oder Kaffern zu nennen, wie sie die Araber im Mittelalter schon bezeichneten, weil sie den Islam nicht annahmen. Es sind die streitbaren Küstenstämme der Amaχosa und Amazulu[2]), welche sich mit ihren Assegaien südwärts Bahn brachen, von den verdrängten Hottentotten einige Schnalzlaute (z. B. das χ) aufnahmen und seit dem 17. Jahrhundert von Osten her ins Kapland erobernd einbrachen. Von den Zulus, die Natal und das weitere Küstenland bis gegen die Delagoa-Bai bewohnen, trennten sich um 1820 die jetzt so genannten Matabele ab, zunächst nur ein Heerhaufen unter Umselekazi, der sich ins Innere warf und gegenwärtig den Raum zwischen Limpopo und Zambesi beherrscht. Das hauptsächlichste Binnenvolk dieser Südgruppe bilden, nördlich bis zum Ngami und durch die Basutos südöstlich bis zur Katlambakette reichend, die Betschuanen, den eigentlichen Kaffern auch sprachlich nächst verwandt[3]), berühmt durch gewerbliche Geschicklichkeit, erfahrener in Herstellung als in Führung der Waffen. Die weidearme Kalahari spaltete den Strom der Bantuwanderung, so dass die Hereró (oder Ovahereró) im Norden derselben westwärts zogen und die Bienenkorbform der Kaffernhütte bis ins westliche Küstenland brachten. Noch weniger dem Ackerbau zugethan als ihre östlicheren Verwandten zersplitterten die Hereró (auch Dámara genannt) in eine Menge geringzähliger Horden, wurden eine zeitlang seitens der Nama-Hottentotten geknechtet, von denen die Männer Bogen und Pfeil, ihre Weiber die nationale Fellhaube[4]) annahmen, sind jedoch zur Zeit das dominirende Volk in dem nach ihnen benannten Land[5]). Zwischen dem Matabelestaat und

[1]) Cameron, Quer durch Afrika. Bd. 1. S. 303 f. Stanley a. a. O. Bd. 2. S. 85, 147, 157 f., 172, 186 f., 191, 252, 263, 276.

[2]) *Ama* ist Pluralpräfix gleich *aba* oder *ba*, *ova* oder *va*. Amazulu also so viel wie „die Zulus“ (*z* als weiches *s* zu sprechen).

[3]) Merensky a. a. O. S. 93 f.

[4]) Vgl. oben S. 175.

[5]) Petermanns Mitteilungen. 1878. S. 310.

dem bereits ins Kongogebiet gehörigen Kalundastaat unter dem Muata Jamwo begegnet uns zu beiden Seiten des mittleren Zambesi das jetzt vereinigte Reich der Marutse und Mabunda, wie die beiden herrschenden der 18 zu diesem grossen Reich verbundenen Stämme heissen. Emil Holub[1]) hat uns die sprachgeschichtlich merkwürdige Thatsache überliefert, dass die Makololo, ein vom oberen Orangefluss in diesen fruchtbareren Norden neuerdings eingedrungener Basutozweig, nachdem sie ihre Zwingherrschaft über die Reiche der Marutse und der Mabunda kaum begründet hatten und der zweite Herrscher aus ihrer Mitte den Thron eben bestiegen, durch den Aufstand der Marutse so gut wie vertilgt wurden, ihre Sprache aber, also das Sesuto, in geringfügiger Vermischung mit dem Serutse nun die allgemeine Verkehrssprache dieser umfassenden Gruppe von Zambesivölkern geworden ist, obgleich ausser Frauen und Kindern blos zwei Männer der Makololo dem Blutbad entkamen. Von der Sansibarküste ab spürt man bereits den umbildenden Einfluss, welchen die Araber auf die ostafrikanischen Bantu geübt haben, da sie seit Alters die Erleichterung der Segelfahrt zwischen diesen Küsten und dem Osten ihres Vaterlandes durch den jahreszeitlichen Wechsel von Nordost- und Südwestwind zu Handelszügen ausnutzten. Selbst der Name der sansibarischen Suáheli ist arabisch und bedeutet Küstenbewohner[2]). Diese mit Semitenblut vermischte Bantugruppe reicht bis zum Kenia und zum Tanafluss, die dortigen Wakamba, Wataita und Wanika sind zwar noch gleich den Wapokomo (am Tana selbst) dolichocephal, zeichnen sich indessen durch wenig negerhaftes Profil, nur schwach gekräuseltes Haar und Mangel stark riechender Ausdünstung aus[3]). Lauter Völkernamen mit dem *wa*-Präfix bemerken wir im äquatorialen Südafrika bis auf das linke Kongoufer, wo das grosse Volk der Warua haust. Von seinem ersten Uebertritt über den Gleicher ist der Kongo von Völkern umwohnt, deren Name das *ba*-Präfix trägt[4]); zu ihnen zählt auch das angeblich aus Nordosten mit Bogen und Pfeil eingedrungene hellbraune Kannibalenvolk der Bakumu von edlerem Gesichtsschnitt, welches frühere Stromanwohner auf die Inseln der Stanley-Katarakte

[1]) a. a. O. Bd. 2. S. 171—174 und in den Verhandlungen der Ges. für Erdkunde zu Berlin. 1880. S. 457.

[2]) Fr. Müller, Allg. Ethnographie. 2. Aufl. S. 182.

[3]) Hildebrandt in der Zeitschrift für Ethnologie. 1878. S. 349. Denhardt in Petermanns Mitteilungen. 1881. S. 16 f. nebst Karte.

[4]) Indessen hörte Cameron auch am Südende des Tanganika-Sees die Vorsilbe *wa* in *ba* verwandeln (a. a. O. Bd. 1. S. 239). Johnston berichtet übrigens (a. a. O. S. 372), dass umgekehrt am Kongo das *ba*-Präfix dialektisch zu *wa*, selbst zu *a* entartet.

verscheucht hat[1]). Am Gabun treffen wir auf den stattlichen, sangeslustigen Volksstamm der Mpongwe, deren nächste Verwandte sich über das Delta des Ogowe ausbreiten[2]), im äussersten Nordwesten schliessen die Duallas am Kamerunfluss und dem gleichnamigen vulkanischen Gebirge[3]), endlich die ganz nackten Adija der Insel Fernanda Po[4]). Hier sind auch noch die merkwürdigen Fan-Neger[5]) zu erwähnen, welche vor nicht langer Zeit aus dem Innern des äquatorialen Afrikas und zwar aus Nordosten bis an die Küste des Gabun-Busens vordrangen; sie sind ihren nunmehrigen Nachbarn, den übrigen Negerstämmen am Gabun, körperlich wie geistig überlegen und sprachlich stark von ihnen unterschieden, sie fröhnen noch bei gewissen Festlichkeiten insgeheim dem Kannibalismus, verfertigen gezackte Wurfeisen wie die Njamnjam[6]) und zählen vielleicht wie die letzteren, denen sie in mancherlei wichtigen Beziehungen gleichen, bereits zu der folgenden Abteilung.

2. Die Sudan-Neger.

Der Sudan, „das Land der Schwarzen", empfing nach seiner dunkelfarbigen Bevölkerung von den Arabern seinen Namen. Man meinte bis vor kurzem, hier wohnten eigentlich allein die „echten" Neger. Indessen die sprachliche Analyse förderte das überraschende Ergebnis zu Tage, dass die Bantu-Neger eine geschlossene Völkergruppe von viel geringerer Beimischung fremden Blutes darstellen als die Sudan-Neger, deren breite Nordgrenze fremden Eindringlingen stets offen lag und deren unter einander auffällig verschiedenartige Sprachen in der That einen Mischcharakter zwischen den strengen Präfix-Sprachen der Bantu und den Suffix-Sprachen der Hamiten Nordafrikas verraten[7]). Seitdem gelten uns vielmehr die Mundarten der Bantu für reiner und altertümlicher, und wenn auch die hamitischen Einmischungen mitunter den Typus des Sudan-Negers, z. B. des Hausa, unverändert liessen, folglich gewiss nur von gering-

[1]) Stanley a. a. O. Bd. 2. S. 241, 251, 271.

[2]) Hübbe, Ethiopien. Hamburg 1879. S. 135 f.

[3]) Buchholz, Land und Leute in Westafrika. S. 22 f.

[4]) Sie wurde wie alle atlantischen Inseln Afrikas mit Ausnahme der Kanarien von den Portugiesen unbewohnt gefunden. Die Adija dagegen stammen aus dem Gabungebiet, von wo sie durch die Mpongwe verdrängt wurden. Reade, Savage Africa. S. 63. Der Name Adija soll indessen nur Dorfbewohner bedeuten. Bastian, San Salvador. Bremen 1859. S. 317.

[5]) Das *n* nasalirend zu sprechen.

[6]) Du Chaillu, Explorations and adventures. London 1861. S. 79. Lenz, Skizzen aus Westafrika. S. 71—92. Hübbe a. a. O. S. 190—208.

[7]) Lepsius, Nubische Grammatik. S. XIX.

zähligen Scharen ausgingen, so leiten doch jene linguistischen Fährten auf die Erkenntnis eines viel umfassenderen Verkehrs sprach- und kulturüberlegener Nordvölker nach dem Sudan als die geschichtliche Ueberlieferung bisher uns vermuten liess. Gerade wenn wir den Negersprachen eine absonderliche Neigung zu lautlicher Veränderung, ja gänzlicher Umformung beimessen wollen[1]), kann es uns desto weniger bedeutungslos erscheinen, dass noch jetzt der Hausaneger beispielsweise das Zahlwort Vier *(fudû)*[2]) fast genau so bildet wie einst die Altägypter *(fetu)* oder die heutigen Bêdschanubier *(fadüg)*[3]), während wieder das nämliche Zahlwort bei den Bari und Dinka am Weissen und Gazellen-Nil als *unuan* deutlich anklingt an das *uana* oder *oana* Südwestafrikas[4]).

Wir beginnen die Aufzählung am Niger und schreiten nach Westen fort, um uns dann hufeisenförmig nach dem Gebiet des Weissen Nil zurück zu wenden[5]). Im unteren Laufe des Niger wird die Ibo-, vom Benue aufwärts die Nuffisprache geredet, von denen erstere wenigstens in lautlichen und grammatischen Eigentümlichkeiten den nahen Bantusprachen noch ziemlich ähnelt[6]). Westwärts folgt die Ewesprache. die als Mundarten das Joruba, das Dahome und das binnenwärts von diesem auftretende Mahi umfasst und sich schon weiter von den Bantusprachen entfernt, indem die Präfixe bereits ganz zusammengeschmolzen sind, dafür Suffixe auftreten. Linguistisch verwandt sind den vorigen die Neger an der Goldküste, welche das Odschi reden, wie die Aschanti, Akim, Akwapim, Akwambu, sowie die Akra. An der Zahn- und Pfefferküste sitzen eine Menge Horden, unter denen die Kru am Kap Palmas wegen ihrer heroischen Körpergrösse und ihrer Seetüchtigkeit am bekanntesten sind. Sprachlich stehen sie den Aschanti und Fanti näher als den Mandingo, von denen sie indessen viele Worte entlehnt haben. Das Mande oder die Sprache der letzteren zerfällt in eine Menge Mundarten. Zu diesen gehört die der schriftkundigen Vei[7]) sowie das Soso und Bambara. Diese letztèren Sprachen ge-

[1]) Lepsius a. a. O.

[2]) Fr. Müller, Grundriss der Sprachwissenschaft. Bd. I. Abt. 2. S. 230.

[3]) Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle. 1879. S. 55.

[4]) Fr. Müller a. a. O. S. 55, 74, 261. Buchner im Ausland. 1883. S. 446.

[5]) Vergl. hierzu die grosse Sprachenkarte Afrikas in Cust, The modern languages of Africa. 2 Bde. London 1883. Dieselbe deckt sich freilich mit der hier gegebenen Darstellung nicht ganz, namentlich weil der Verf. noch an der wenig empfehlenswerten Zusammengruppirung der „Nuba-Fulah“ festhält, zu welcher er sogar die Tubus rechnet.

[6]) Lepsius a. a. O. S. XXXIII.

[7]) Kölle, Outlines of a grammar of the Vei language. London 1854. S. 11.

stalten das Wort nur noch durch Wurzelansätze, und zwar treten ihre Suffixe zum Teil noch selbständig auf, so dass sich aus ihrem Gebrauch die Bedeutung ihrer Sinnbegrenzung erklären lässt[1]). Die Mandeneger verbreiten sich über das östliche Senegambien vom 11. Parallelkreis bis dahin, wo der 15. den Senegal schneidet. Niedersenegambien dagegen zwischen Gambia und Senegal sowie wohl auch, teilweise mit Berbern und Arabern gemischt, das rechte Ufer des letzeren Stromes[2]) bewohnen die Jolofen oder Wolofen, tief schwarze Neger von guter Gesichtsbildung[3]), in lärmender Festfreude, Trunk- und Putzsucht rechte Urbilder ihrer Rasse und mit einer der Klassenpräfixe ebenfalls ganz entkleideten Sprache. Auf dem kleinen Raum zwischen dem Gambiastrom und Scherboro sind die gliederreichen Sprachen der Sererer oder Sarar- und Fulupfamilie zusammengedrängt, bei denen Präfixe ähnlich wie bei den Bantu-Negern auftreten[4]).

Begeben wir uns nun binnenwärts in die Länder, die zum Gebiete des Nigerstromes gehören, so stossen wir sogleich auf einen rätselhaften Volksstamm, der erobernd bis tief in das Innere vorgedrungen ist. Es sind die Fulbe (Singular Pulo), von den Mandingo Fulah, von den Hausa Fellani, von den Arabern Felata genannt. Der Name Fulbe bedeutet die „Gelben" oder „Hellbraunen" und sollte den Gegensatz zu schwarzen Negern ausdrücken[5]). Mungo Park[6]), der sie im Westen sah, rühmte ihre helle Farbe und ihr seidenglänzendes Haar. Eine wohlgebildete Nase und feine Lippen werden ihnen allgemein zugeschrieben, ja unvermischte Fulbe sollen in ihrem edlen Gesichtsschnitt, ihrem schlanken Gliederbau, ihrer ruhig vornehmen Haltung sich ebenso stark von den Negern um sie her unterscheiden als sich den Europäern aufs engste nähern[7]). Jedoch bemerkt Barth[8]), dass schon im Alter von 20 Jahren „ein affenartiger Ausdruck ihre kaukasischen Gesichtszüge verwische". Durch Würde, Schliff, strenge Achtung des Eigentums sowie Kunst-

[1]) Steinthal, Die Mandenegersprachen. Berlin 1867. S. 67.

[2]) Bérenger-Féraud, Les peuplades de la Sénégambie. S. 64.

[3]) Vgl. die Abbildungen bei Lenz, Timbuktu. Bd. 2. S. 328 f.

[4]) Kölle, Polyglotta africana. London 1854. fol. 1.

[5]) Kölle, Polyglotta africana. fol. 18.

[6]) Reisen im Innern von Afrika. S. 14. Aehnlich beschreibt uns Bérenger-Féraud (a. a. O. S. 131 f., 321) die Fulbe Senegambiens als von oft ganz europäischem Gesichtsschnitt, schlichtem oder einfach gelocktem Haar, bisweilen nur licht bronzefarbigem Teint und ganz ohne negerhaften Hautgeruch.

[7]) Lenz, Timbuktu. Leipzig 1884. Bd. 2. S. 256. Vgl. auch die Abbildung ebenda S. 254.

[8]) Nord- und Zentralafrika. Bd. 2. S. 544.

geschmack und ausdauernde Thatkraft unterscheiden sich die Fulbe sehr günstig von den Sudan-Negern, unter welche sie vom Senegal bis Adamaua im Süden und bis Dar For im Osten (namentlich aber im Nigergebiet) eindrangen und über welche sie zufolge dieser ihrer Ueberlegenheit grossenteils die Herrschaft erlangten, die sogenannten Felatastaaten gründend. Durch Boshaftigkeit steht andererseits ihr Charakter hinter dem gewöhnlich gutmütigen Wesen des Negers zurück [1]). Ihr Typus hat übrigens durch Mischung mit Negerfrauen seine Reinheit in manchen Gegenden längst eingebüsst, ihre Haut dadurch oft negerhaftes Dunkel angenommen. Immerhin fand Rohlfs [2]) im mittleren Teile des Reiches Sokoto, also tief im Innern, unter den Fulbe noch etliche von gelber, fast weisser Farbe und „europäischer Gesichtsbildung", jedoch das Haar war „glänzend schwarz und kraus" [3]). In Bornu, Adamaua und den dazwischen liegenden Landschaften scheinen die Fulbe tief schwarze Hautfarbe zu besitzen; hier sollen sie auch etwas kleiner und fleischiger sein als ihre braunen, mehr wie wir selbst aussehenden Brüder weiter im Westen, dabei aber gleich diesen sich durch lebhaften Verstand auszeichnen [4]). Das Fulfulde, die Sprache der Fulbe, ähnelt zwar in den Grundzügen manchen der benachbarten Negersprachen, ganz besonders derjenigen der Jolofen, namentlich was die Zählweise und die Zahlen betrifft [5]). Es ist aber eine ausgeprägte Suffix-Sprache, die wunderbarer Weise des öfteren mit dem Suffix des Hauptwortes in der Mehrzahl auch dessen Anlaut und zugleich den des zugehörigen Eigenschaftswortes wandelt. Aus *Pul-o* wird *Ful-be*, weil man damit Menschen bezeichnen will; bezöge sich das Wort hingegen auf andere Dinge, so würde es nicht das Suffix *o* führen und den Anlaut *p* nicht verändern, einen etwaigen Anlaut *f* dann umgekehrt in der Mehrzahl mit *p* vertauschen. Obwohl das Fulfulde trotz dieser scharfen Unterscheidung von Wortkategorien den grammatischen Ausdruck des Geschlechts nicht kennt, scheint ihm doch ein hamitischer Kern innezuwohnen, der sich später in eigentümlicher Weise weiterbildete und von den Negersprachen, nament-

[1]) Barth a. a. O. S. 505.
[2]) Ergänzungsheft Nr. 34 zu Petermanns Mitteilungen. 1872. S. 45.
[3]) Caillié (Voyage à Tembouctou. Paris 1830. Bd. 1. S. 328) sagt das nämliche von den Fulbe in Futa-Djallo, bei deren Frisirkünsteleien aber die natürliche Beschaffenheit des Haares kaum deutlich zu erkennen sein möchte. Vgl. Bérenger-Féraud a. a. O. S. 321 f.
[4]) G. A. Krause, Ein Beitrag zur Kenntnis der fulischen Sprache in Afrika. 1. Heft der Mitteilungen der Riebeckschen Niger-Expedition. Leipzig 1884. S. 8.
[5]) Faidherbe, Essai sur la langue Poul. Paris 1875. S. 70 f.

lich aus dem Hausa, viele Worte aufnahm[1]). So wie die Sprache weist auch manche Ueberlieferung der Fulbe auf die Herkunft von Norden, ohne dass ihre ursprüngliche Rassenzubehör vor dem Eindringen ins Negerland bis jetzt zur Genüge aufgehellt wäre. Jedenfalls haben sie sich erst seit den Zeiten des Mittelalters als begeisterte Mohammedaner vom Senegal und oberen Niger weiter gen Ost und Südost verbreitet, ohne selbst heute irgend einen Teil des Sudans für sich allein zu besitzen. In unserem Jahrhundert stieg die Macht der Fulbe durch Eroberung der Hausaländer höher als je und noch gegenwärtig dauern ihre politischen und religiösen Eroberungskriege fort. Sie sind fast alle der arabischen Sprache mächtig, einer ihrer geistvollsten Fürsten hat aber jüngst auch das Fulfulde (in Sokoto und Gando) zur Schriftsprache erhoben, ja eine Sprachlehre des Fulfulde verfasst[2]).

Die Völker des mittleren Sudan, welche dem Südrande der Sahara zunächst sitzen, haben ihre Sprachen ersichtlich in Berührung mit Berbern und Arabern entwickelt und sich am weitesten dabei von der Eigenart der Bantu losgesagt. Das Berberische wirkte übrigens in diesem Sinne ungleich stärker als das Arabische[3]). Die mächtigste Nation am mittleren Lauf des Niger sind die Sonrhay. Zwischen dem Niger und Bornu wohnen die bereits erwähnten Hausa, tüchtig in gewerblichen Leistungen und merkwürdig durch ihre wohlklingende, formenreiche Sprache, welche nicht nur wie die verwandten Idiome der Logone und Wandala südlich von Bornu deutliche Uebereinstimmung mit hamitischen in Zahl- und Fürwörtern verrät, sondern sogar einen lautlichen Ausdruck für das grammatische Geschlecht besitzt[4]). Ein schwieriges Rätsel war uns lange Zeit die Sprache im Negerreich Bornu westwärts vom Tsade.

[1]) G. A. Krause a. a. O. S. 11 f., 107 f.

[2]) a. a. O. S. 22.

[3]) Barth, Centralafrikanische Vokabularien. Gotha 1862. S. XXVIII f.

[4]) Fr. Müller a. a. O. S. 215, 235 f. Lepsius a. a. O. S. XLIX f. Bedauern muss man nur, dass beide Forscher, gestützt auf die gänzlich ungerechtfertigte Ansicht Heinrich Barths von der Identität der Hausa mit den alten Ataranten, zu unstatthaften historischen Schlussfolgerungen sich verleiten liessen. Das Hausa-Wort *tara* (versammeln) missbrauchte Barth, um in den Ataranten als „Versammelten“ (Eidgenossen) die vor Jahrtausenden in der Sahara gesessenen Hausa wiederzuerkennen auf Grund von Herodot, lib. IV. cap. 184. Herodot sagt indessen an dieser Stelle keineswegs, Ataranten hiesse Gesamtheit, sondern die Ataranten führten „diesen Namen insgesamt, ohne dass der Einzelne sich eines Eigennamens bediene“, ähnlich wie jeder Duallaneger den Namen seines Stammes als den seinigen führt, allerdings noch mit Beifügung eines besonderen Namens (Buchholz a. a. O. S. 23).

Letztere, Kanuri genannt, zeigt nämlich, wie zuerst Barth[1]) entdeckte, die intimsten Verwandtschaftsbeziehungen zu der Sprache der nur irrtümlich von manchen zur Neger-Rasse gezählten Tubu, welche den weiten Raum der Sahara im Nordosten von Bornu bewohnen. Gustav Nachtigal erklärt jedoch diese Sprachverwandtschaft völlig vertrauenswürdig daraus, dass sich das Kanuri im wesentlichen aus der Tubusprache entwickelte[2]). Denn die Kanuri Bornus sind nicht reine Neger, sondern eine Mischbevölkerung vieler noch heute nicht überall mit einander ganz verschmolzener Elemente, unter denen sich auch das der Tubu nachweisen lässt; sie sind im ganzen ein hässliches Volk von mittlerer Grösse und grauschwarzer oder rötlichschwarzer Hautfarbe[3]).

Das Bagrimma in Bághirmi am Schari und eine Sprachenfamilie in Wadaï, das Maba[4]), schliessen sich sehr nahe an das vorher berührte Logone und Wandala an[5]). Im Gebiet des Gazellenstromes und des weissen Nils folgt sodann die Sprachengruppe der Bongo, Schillûk, Bari, ausgezeichnet durch das hamitische Merkmal der Geschlechterunterscheidung[6]), nebst der Dinkasprache, welche zwar dieser Eigentümlichkeit entbehrt, aber im übrigen dem Bari sich geschwisterlich zugesellt[7]). Die Schillûk sollen von den Ufern des Sobât an den Nil erobernd eingebrochen sein, dessen Inseln und linkes Ufer sie in einem Landstreifen von einigen Stunden Breite abwärts von der Einmündung des Bachr el Ghasal früher bis über den 12. Parallelkreis hinaus bewohnten, den fischreichen Strom in Einbäumen aus Tamarinde befahrend[8]). Jetzt reichen sie nicht mehr ganz so weit nordwärts und selten auf das rechte Nilufer hinüber, wo die Dinka wohnen, welche auch einen ansehnlichen Teil des nordöstlichen Gazellenstromgebietes inne haben, als Grenznachbarn der an der sumpfigen Zusammenflussstelle jener Gewässer mit dem Nil hausenden kriegerischen und ihnen nicht sprachver-

[1]) **Barth**, Vokabularien. S. LXVI—XCIV.

[2]) **Nachtigal**, Sahara und Sudan. Bd. 2. Berlin 1881. S. 195. **Nachtigal** in den Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. 1880. S. 424—435.

[3]) **Nachtigal**, Sahara und Sudan. Bd. 2. S. 424 f.

[4]) **Nachtigal** in Petermanns Mitteilungen 1871. S. 328.

[5]) **Fr. Müller**. a. a. O. S. 174—184. **Lepsius** a. a. O. S. LII f.

[6]) **Lepsius** a. a. O. S. LVI f.

[7]) **Fr. Müller** a. a. O. S. 81—84. Vgl. die Sprachenkarte von **Schweinfurth** und seine zugehörigen Bemerkungen im Globus. Bd. 22. 1872. S. 75.

[8]) **Zöppritz**, Pruyssenaeres Reisen im Nilgebiete. 1. Hälfte. Ergänzungsheft Nr. 50 von Petermanns Mitteilungen. 1877. S. 4. **Schweinfurth**, Im Herzen von Afrika. Bd. 1. S. 67 f.

wandten Nuêr[1]). Gestaltlich sind sich diese drei Völker des fetten Alluvialbodens auffallend ähnlich: lang und schlank der Wuchs, ganz schwarz die Haut, die Gliedmaassen dürr und langschüssig, auf einem langen Hals ein kleiner, schmaler Kopf[2]). Die Barineger von 5° 30' bis 4° am weissen Strom, wo er arabisch Bachr el Gebel genannt wird, haben tiefbraune Haut, sind zwar auch hochgewachsen, jedoch nicht von solchem Missverhältnis zwischen Rumpf und überlangen Extremitäten[3]). Während alle diese Nilvölker aus Rinderhirten bestehen und jederlei Kleidung als weibisch verachten[4]), treffen wir plötzlich beim Fortschreiten gen Südwest auf eine Völkerreihe ohne jegliche Rinderzucht[5]) auf dem rötlichen Boden des Raseneisensteins, von untersetzterem Körperbau bei ungefähr 1700 mm. Höhe, von nicht mehr schmalem, sondern mässig brachycephalem Schädel und durchweg wenigstens mit Verhüllung der Scham, wenn nicht noch mehr verhüllender Kleidung. Das sind die erdig rotbraunen Bongo, als Ackerbauer und Schmiede einen Streifen von ungefähr 300 Kilometer Breite jenseits der Dinka sehr undicht (nur 1 Bewohner auf 5 Quadratkilometer) füllend[6]), dahinter die schokoladenbraunen Njamnjam, die sich selbst Sandeh nennen, auf der Wasserscheide des Gazellennilgebietes gegen den vermutlich den Schari mitbildenden Uëlle, und an dessen Ufern selbst (in einer Dichte von reichlich 4 auf je einem Quadratkilometer) die Monbuttu mit einer Hautfarbe wie gemahlener Kaffee. Die letzteren beiden, durch Georg Schweinfurth[7]) zuerst genauer bekannt geworden, sind noch gegenwärtig Kannibalen, worauf auch das dem Dinka entlehnte Scheltwort Njamnjam d. h. Fresser, deutet, dabei aber sehr kunstfertig, zumal die Monbuttu im Schmiedehandwerk. Sie überlassen wie die Fan den geringen Plantagenbau den Weibern und sind der Jagd ergeben. In der Form ihrer zierlichen Sitzschemel, ihrer Trogtrommeln und anderer Geräte erinnern sie an die von Stanley uns erschlossene Welt der Kongovölker. Im Monbuttuland hebt auch bereits der rechteckige Hüttenbau mit abgeschrägtem Dach an statt des sonst im Sudan üblichen Tokul-Rundbaus mit kegelförmiger Be-

[1]) Schweinfurth a. a. O. S. 127.

[2]) a. a. O. S. 128, 287. Vgl. oben S. 83.

[3]) Buchta in Petermanns Mitteilungen. 1881. S. 85.

[4]) a. a. O. und Schweinfurth a. a. O. S. 322.

[5]) Schweinfurth (a. a. O. Bd. 2. S. 69) bildet zwar eine „Rindviehrasse bei den Monbuttu“ ab, jedoch muss statt „Monbuttu“ Maoggu gelesen werden, wie ebenda S. 90, 93 zeigt und auf S. 265 der Ausgabe 1878 in der That auch steht.

[6]) a. a. O. Bd. 1. S. 281 f.

[7]) a. a. O. Bd. 2. S. 1—130.

dachung, und die Hütten bilden, wie es in der Westhälfte des Bantu-raumes Brauch ist, langzeilige Weiler[1]). Das verknüpft wieder die Monbuttu näher als die Njamnjam mit den Fan, desgleichen die aus weichgeklopfter Baumrinde verfertigte Kleidung, die indessen von den Waganda aus überhaupt weit ins innere Südafrika getragen wird. Der Gesichtsausdruck will uns nach Schweinfurths Bildern oft wenig negerhaft erscheinen, besonders bei den Monbuttu trägt dazu die edlere Nasenbildung bei, doch ihnen wie den Njamnjam kommen dicke Lippen und ganz negerartig eng gekräuseltes Haar zu, dessen üppiger Wuchs übrigens zu mannigfachen Frisirkünsten Anlass giebt, zu lang herabhängenden Flechten, bei den Monbuttu in beiden Geschlechtern zu hohen Chignonbauten mit Hilfe von Rohrgestellen, wie es bei ähnlicher Haarfülle auch die Schönen Manjemas zu halten pflegen[2]). Leider ist die Sprache dieser Kannibalenstämme noch fast so wenig ergründet wie jene der Fan[3]), doch scheint auch in ihnen ein hamitisches Element zu walten[4]).

Bewegen wir uns schliesslich gegen Nubien und Abessinien vorwärts, so erliegt zuletzt der Negercharakter nicht nur der Sprache, sondern auch des Körpers fast ganz dem hamitischen. Die selbst in den Sudan-Idiomen sonst treu bewahrte Wortfügung der Bantu, das Zeitwort stets in die Mitte von Subjekt und Objekt zu stellen, vermisst man schon im Maba Wadaïs, ebenso in dem weit über Dar For und Kordofan verbreiteten Kondschara und den (bis auf die Nichtbezeichnung des Geschlechts) fast so gut wie hamitisirten Sprachen der Nuba und Barea[5]). Südlich von Kordofan und im kordofanischen Gebirge wohnen noch heute die Nuba als echte, fast nackt einhergehende schwarzbraune oder ganz schwarze Neger, dolichocephal und prognath[6]); am nubischen Nil werden uns die Nuba mit wesentlich derselben Sprache[7]) als hamitische Barâbra begegnen. Auf ihre unter einander verwandten Mundarten sind noch wenig

[1]) a. a. O. S. 129.

[2]) Stanley a. a. O. Bd. 2. S. 91.

[3]) Vgl. jedoch das Wörter- und Satzverzeichnis aus der Njamnjam-Sprache bei Schweinfurth, Linguistische Ergebnisse einer Reise nach Centralafrika. Berlin 1873. S. 36—53.

[4]) So dürfen wir wohl ihre Einreihung unter die „nubisch-libysche Gruppe" durch Schweinfurth deuten, der sich hierbei (freilich nur in Betreff weniger Monbuttu-Worte) auf das sachkundige Urteil von Leo Reinisch beruft (Zeitschrift für Ethnologie. 1873. S. 16).

[5]) Lepsius a. a. O. S. LXXXIII, LXXII.

[6]) Hartmann, Skizze der Nilländer. Berlin 1865. S. 291. Rüppell, Reisen in Nubien, Kordofan etc. Frankfurt 1829. S. 153.

[7]) Lepsius a. a. O. S. LXXIV.

untersucht die südöstlich von Kordofan wohnenden rüstigen Fundsch (oder Fundj) und Berthât[1]), die man den Nuba anzureihen sich gewöhnt hat. Beide vereinigen mit tiefbrauner bis schwarzer Hautfarbe einen athletischen Körperbau, jedoch mangelt die Wadenfülle. Jene, etwas mesocephal, bauen jetzt friedlich ihre Tokule vom blauen Nil bis Fassogl und westwärts von diesem Flusse, wissen aber ihre Waffen, darunter auch den Trumbasch (das zackige Wurfeisen) tapfer zu führen und haben in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, wahrscheinlich mit Schillûk verbündet, das grosse Reich Sennâr gegründet, welches erst 1822 von den Aegyptern erobert ward; auch die Berthât haben dem Andringen der Aegypter lange heldenmütig widerstanden, sie sind ein zahlreiches streithaftes Bergvolk, ausgebreitet von Fassogl bis an den Jabos[2]). Schwanken kann man, ob man die Barea[3]) noch mit unter die Neger rechnen soll. Sie nennen sich selbst nicht Barea, sondern nach den zwei Gauschaften, welche sie am nordwestlichen Gebirgsrande Abessiniens ausmachen, Nera und Mogoreb[4]). Seit undenklichen Zeiten bestellen sie dort das Feld, die Waffen nur zur Verteidigung gegen die benachbarten Nomaden vom Stamm der Beni Amr gebrauchend, und zahlen nun an den Khediw wie an den Negus von Habesch Tribut. Ihre Hautfarbe zeigt höchstens ein schmutziges Schwarzgrau, die vom Neragau haben helle Gesichtsfarbe; man findet nicht selten grosse gebogene Nasen, und das kurze, dabei aber weiche Haupthaar streift bisweilen ans Rote.

Gegenwärtig kann es nicht mehr verfrüht erscheinen, zu untersuchen, in welchem Maasse die wagrechte und senkrechte Gliederung Afrikas seinen Bevölkerungen zum Segen oder zum Verhängnis gereicht habe, da die weissen Flecke von der Afrikakarte je näher an unsere Zeit um so rascher eingeschränkt worden oder verschwunden sind. Zwar hat noch manchen Raum des dunklen Weltteils keines Forschers Fuss betreten, jedoch selbst der grösste dieser Hohlräume unserer Afrikakunde, derjenige in der Westhälfte des äquatorialen Gürtels, ist durch die Grossthat Henry Stanleys, die kühne erste Befahrung des Kongostroms, sehr erwünscht eingeschrumpft. Er liegt nun in seiner Verkleinerung zu kaum noch 1,4 Mill. Quadratkilometern nur auf dem rechten Ufer des Kongo und auch fast nur diesseits

[1]) Hartmann a. a. O. S. 270 f., 283 f.
[2]) Marno in Petermanns Mitteilungen. 1872. S. 454.
[3]) Reinisch, Die Barea-Sprache. Wien 1874. S. 3—14.
[4]) Vgl. die Karte zu v. Heuglin, Reise nach Abessinien. Jena 1868.

des Aequators zwischen jenem an Wasserfülle fast dem Amazonas gleichenden Riesenstrom, dem Nil-, Schari-, Nigergebiet und der westlichen Küstenlandschaft. Immerhin liessen sich auf dieser weiten Fläche die Mittelmeerlande Südeuropas bequem zusammenrücken, von dem ganzen afrikanischen Festland aber beträgt sie trotzdem noch nicht voll $^1/_{20}$. Manches Seebecken, mancher Flusslauf mag uns daselbst durch die weiter dringende Forschung noch entschleiert werden, ja die höchsten Berge des Erdteils könnten uns noch dort verborgen sein, indessen umwälzende Ueberraschungen für die afrikanische Völkerkunde stehen uns von da aus wohl nicht bevor, so dass wir unsere allgemeine Betrachtung schon wagen dürfen.

Unwegsamkeit ist der Grundzug des afrikanischen Weltteils. So ungelenk sind seine wagrechten Umrisse zugeschnitten, dass es nicht blos gänzlich an Halbinseln, sondern auch an ein- und ausspringenden Winkeln fehlt. Das Horn der Ostküste bei Dschardhafun, dem Vorgebirge der Gewürze, wie es in der alten Erdkunde heisst, ist die einzige Halbinsel, der offene Meerbusen von Guinea das einzige, was man einen ozeanischen Golf nennen könnte, und die beiden flachen Syrten die einzigen grossen Küsteneinschnitte Afrikas.

Sind die ozeanischen Umrisse schon ungünstig, so fehlt es auch an aufschliessenden Strömen wie etwa der Amazonas, denn selbst dessen Gegenstück an Wasserfülle, der gewaltige Kongo, setzt der Befahrung vom Meere aus den echt afrikanischen Widerstand einer ganzen Staffelreihe von Katarakten entgegen und auch sein Mittellauf, wo er sich ein erstes Mal dem Gleicher nähert, ist durch eine kürzere Reihe von Katarakten arg behindert. Als Verkehrsmittel haben alle Ströme Afrikas einen verhältnismässig sehr niedrigen Rang, selbst den Nil nicht ausgenommen. Der Niger durchströmt ähnlich dem Zambesi dicht bewohnte Gebiete, und dennoch belebt keinen von beiden eine redenswerte Schiffahrt. Von den grossen Seespiegeln des tropischen Inneren ist es ausser dem Tsade[1]) nur der Viktoria-Njansa, auf dem sich kleine Flotten grösserer Boote bewegen; zwar sind gerade die machtvollsten seiner Uferbewohner, die Waganda, vielleicht weil sie als Neulinge unter schon länger dort ansässigen Völkerschaften auftraten, wasserscheu, dafür bauen die schwarzen Sesse-Insulaner im Nordwestwinkel des Sees, sonst als schmutzige Heloten verachtet, gute Kanoes und dienen dem Kabaka als Matrosen wie einst die Ionier dem persischen Grosskönig[2]).

[1]) Nachtigal, Sahara und Sudan. Bd. 2. S. 372.
[2]) Stanley a. a. O. Bd. 1. S. 234.

Dass ferner der an Fischen und essbaren Mollusken überreiche Kongostrom mit seinen grossen Nebenflüssen tüchtige Taucher und Bootfahrer erzogen hat, versteht sich von selbst; an der Aruwimi-Mündung bestand Stanley den Angriff einer ganzen Flussflottille von 54 Kanoes, deren grösstes von 80 Ruderknechten und 8 Steuermännern bedient wurde und zusammen 108 Mann trug[1]). Inbezug auf nautische Leistungen zur See stehen aber die Bewohner keines anderen Weltteiles, von Australien abgesehen, so tief wie die Afrikaner, weil keinem von ihnen so wenige küstennahe Inseln beschieden sind[2]). Die Kru-Neger an der Körnerküste sind die einzigen seetüchtigen Schwarzen, die sich willig als Matrosen auf europäische Schiffe verdingen. Da in allen Strömen Afrikas, mit Ausnahme des Nordens und des äussersten Südens, Krokodile hausen, so sollte man vermuten, an allen volkreicheren Ortschaften Fährboote anzutreffen. Diese Erwartung wird jedoch vielfach getäuscht, um so häufiger hat sich der Afrikaner zum Bau von Brücken bequemt. Ob es zu Cäsars oder Tacitus' Zeiten Brücken nicht-römischen Ursprungs in unserer Heimat gegeben habe, möchten wir fast zweifeln. In Afrika sind sie eine gemeine Erscheinung. Livingstone gedenkt ihrer wiederholt auf seinen Märschen, Cameron beschreibt uns eine kunstvoll und dauerhaft aus Lianentauen und Rutengeflecht hergestellte Hängebrücke über den breiten Luindi[3]), ferner zwei von den Eingeborenen des binnenländischen Benguela aus eingerammten Pfählen mit übergebundenen Latten und Zweigwerk erbaute Brücken, von denen die eine mehr als 30 Meter lang und etwa 4 Meter breit war[4]).

Zu der nautischen Verschlossenheit Afrikas gesellt sich noch als Verschärfung die Unwegsamkeit grosser Binnenräume. Der Wüstengürtel, der sich vom atlantischen Meer quer durch den Norden des Festlandes selbst über den Nil hinweg bis zum arabischen Golf verbreitet, scheidet den Weltteil für die Gesittungsgeschichte in zwei streng gesonderte Hälften, denn während der nördliche Saum für alle Segnungen des mediterraneischen Bildungsganges empfänglich war, blieb die südliche Hälfte mehr auf sich selbst angewiesen. Zur Zeit der römischen Ansiedlungen überschritt eine einzige geographische Unternehmung die Sahara, und Zweifel sind noch jetzt jedermann verstattet, ob sie bis zum Sudan selbst oder nur bis zu einer

[1]) a. a. O. Bd. 2. S. 298 f.

[2]) Die Ausnahme der Bischagos bestätigt nur die Regel. Vergl. oben S. 210.

[3]) Quer durch Afrika. Bd. 1. S. 314.

[4]) a. a. O. Bd. 2. S. 208.

der grossen Oasen vordrang[1]). Die Schwierigkeiten einer Ueberschreitung der Sahara waren ehemals viel grösser, da erst nach Beginn unserer Zeitrechnung das Kamel als Lasttier in den Berberlanden eingeführt wurde — eine denkwürdige Neuerung und für das grosse Festland ähnlich folgenschwer wie für uns der Beginn des Eisenbahnbaues. Selbst die Gewächse werden von Wüsten in ihren Wanderungen viel wirksamer zurückgehalten als von schmalen Meeresarmen, denn während die Floren des nördlichen Afrikas und der Mittelmeerländer Südeuropas aufs innigste übereinstimmen, tritt jenseits der Sahara eine neue, der nordafrikanischen entfremdete Pflanzenwelt auf. Diesen Schwierigkeiten und Schranken begegnete auch die Gesittung, wenn wir darunter alle durch menschliches Nachsinnen der Natur abgerungenen Vorteile, die Veredelung ihrer Gaben, den leichteren Erwerb und die Verbesserung der Nährstoffe, die Erfindungen zur Abkürzung der Arbeit, die Einrichtungen zu einem geordneten Beisammenleben, endlich die höchsten Güter des Menschen, die Erkenntnis unserer selbst, das Streben nach höherer Würde, nach idealen Vorbildern, mit einem Worte die Religion, zusammenfassen. Andererseits aber nötigt uns auch eine richtige Schätzung gerade jener absondernden Gewalt der Wüsten, dass wir sehr viele, wenn auch nicht alle günstigen bürgerlichen und sittlichen Erscheinungen, deren neuere Reisende im Sudan gedenken, als eigene Schöpfungen der dortigen Afrikaner gelten lassen, und danach, wie dies von Gerhard Rohlfs geschehen ist, unser Urteil über die Entwicklungsfähigkeit der Negerstämme gerechter als bisher bemessen.

Der Wert eines Weltteils als Schauplatz menschlicher Gesittung richtet sich aber nicht blos nach seiner eigenen Gestaltung, sondern er steigt und fällt mit seiner Nähe oder seiner Entfernung von anderen besonders bevorzugten Erdräumen. Afrika ist in diesem Sinne eine Halbinsel der östlichen Erdfeste. Dürften wir uns vorstellen, dass die Landenge von Suez eine Meerenge wäre und dass ganz Afrika um etwa zehn Grad südlicher und westlicher in den Ozean hinausgerückt läge, so dass es als Inselweltteil seines Zusammenhanges mit der alten Welt beraubt gewesen wäre, so würden dort Zustände herrschen müssen, die noch viel unerquicklicher wären als die jetzigen, viel näher denen, die uns Australien zur Zeit seiner Entdeckung gewahren liess. Durch seine trockene Ver-

[1]) Vivien de Saint-Martin (Le Nord d'Afrique. S. 222). Doch erwähnt Ptolemäus (Geogr. lib. I. cap. 8) das Nashorn in Agisymba, daher dieses Land wohl schon dem Sudan angehört haben muss.

knüpfung mit Asien, seine Annäherung an Arabien wie an Südeuropa genoss Afrika Vorzüge, die der amerikanischen Menschheit gänzlich versagt blieben. Es stand wenigstens durch seinen Nordrand und seine östlichen Gestade einer günstigen Einwirkung asiatischer Gesittung offen.

Als eine Wirkung dieser bevorzugten terrestrischen Lage dürfen wir es wahrscheinlich betrachten, dass durch den ganzen Weltteil hindurch die Kenntnis vom Ausschmelzen der Eisenerze und ihrer Verarbeitung zu Werkzeugen und Waffen sich verbreitet hat. Wo immer Reisende ins Innere gedrungen sind, haben sie die Afrikaner mitten im sogenannten Eisenzeitalter angetroffen. Keinem der Stämme, auf deren Gebiete Eisenerze brechen, ist die Erfindung fremd, durch einen einströmenden Luftstrom eine Kohlenglut bis zur Hitze der Lötrohrflamme zu steigern. Der afrikanische Blasebalg besteht aus einem Paar ausgehöhlter Holztrommeln, oben mit ledernen Beuteln geschlossen unten in eine thönerne Röhre endigend, aus welcher die Luft durch abwechselndes Emporziehen und Einstossen der Beutel herausgepresst wird. Das Metall, im Holzkohlenfeuer ausgeschmolzen, ist von vorzüglicher Güte, so dass sehr viele Neger mit Recht ihre eigenen trefflichen Eisengeräte den englischen Einfuhren aus unreinem Metall vorziehen.

Da wo die Natur einem frühen Reifen der menschlichen Gesellschaft hilfreich entgegenkam, sehen wir auch die ältesten Kulturherde entstehen. Für die alte Welt lag ein solcher Brennpunkt in der wie durch gütige Vorsicht angelegten Planetenstelle zwischen den geschwisterlichen Strömen Mesopotamiens und dem Nil. Mit der Entfernung von dieser Lichtquelle hätten sich in Afrika die Zustände verschlimmern sollen, und die wirklich beobachteten Erscheinungen bestätigen auch diese Voraussetzung im grossen Ganzen, denn am Nil bis zu den ersten Naturhindernissen treffen wir in den ältesten Zeiten die höchsten Verfeinerungen, an der Südspitze des Festlandes die niedrigsten Stufen menschlicher Gesellschaft.

So lange die Weltmeere nicht durch gesteigerte Seetüchtigkeit überwältigt worden waren, was doch erst seit wenigen Jahrhunderten als völlig gelungen betrachtet werden darf, sassen die alten Bewohner der atlantischen Ränder Afrikas ohne Nachbarn im Rücken am Ende der Welt, oder wenigstens an der Grenze des Unbetretbaren. Im allgemeinen bewährt es sich daher, dass im Innern Afrikas weit bessere Zustände gedeihen als an der atlantischen Küste. Erst seit etwa zwei Jahrhunderten haben stärkere und begabtere Binnenstämme sich nach dem Meere vorgedrängt. Die Portugiesen fanden in ganz Guinea nur sehr rohe Horden, während binnenwärts

am Niger bereits grosse Reiche zertrümmert worden und auf ihren Trümmern verjüngte entstanden waren. Noch jetzt gilt für die atlantische Seite Afrikas durchschnittlich der Satz, dass der Binnenafrikaner höher steht als der Küstenafrikaner. Bezüglich des Sudan brauchen wir nur an Rohlfs' lebendige Schilderungen zu erinnern[1]), aber auch in Südafrika wiederholt sich die gleiche Erscheinung. Die Negerreiche von Urua, des Muata-Jamwo, der Marutse-Mabunda liegen alle weit binnenwärts. Gehen Reisende den Nil aufwärts und liegt Khartum ihnen im Rücken, dann bewegt sich ihr Fahrzeug nur durch nackte und rohe Negerstämme an beiden Ufern. Man sollte nun freilich nach Obigem erwarten, dass mit dem weiteren Vordringen nach Süden und nach Westen, also besser ins Innere, die Zustände noch tiefer sinken würden, allein es überrascht die Staatsordnung des Kaisertums der Waganda am Njansa sowie westwärts die achtungswerte Einrichtung mohammedanischer Halbkulturstaaten im mittleren Sudan. Indessen welche polaren Gegensätze bildete durch Jahrtausende das pharaonische Nilthal und das Land der Buschmänner, bildet noch heute Aegypten gegenüber Marokko!

Vergleichen wir das transsaharische Afrika mit den beiden amerikanischen Festlanden vor Ankunft der Europäer, so entdecken wir eine Reihe grosser Verschiedenheiten zwischen ihren Gesittungen. In beiden amerikanischen Weltteilen stossen wir auf eine Mehrzahl von Horden, die ausschliesslich von der Jagd oder vom Fischfang leben, dann auf Stämme, die neben der Jagd Ackerbau treiben, endlich auf reine Ackerbauvölker in Mexiko, Yukatan, den Isthmusstaaten, in Peru und auf der Hochebene von Bogotá. So niedrig stehenden Beispielen der Menschheit, wie einige Atabaskenhorden in den Hudsonsbaigebieten oder in Südamerika die Botokuden, Koroados, Puris oder die Feuerländer, begegnen wir in Afrika nicht. Andererseits aber hat sich weder ein Neger-, noch ein Kaffer- oder noch weniger ein Hottentotten-Stamm auf eine gleiche Höhe gehoben wie die Nahuatlvölker Mexikos, die Yukateken, die Peruaner. Wir begegnen bei ihnen keinen selbständigen Versuchen, das gesprochene Wort durch Bilder oder Lautzeichen zu befestigen. Im Sudan suchen wir vergebens nach Denkmalen, die sich auch nur entfernt messen könnten mit der Treppenpyramide von Cholula, den überschwenglich verzierten Bauwerken in Yukatan, den steinernen Strassen der Inkas oder den Ruinen der Sonnentempel am Titikaka-See. An geistigen Anlagen ist die mongolenähnliche Rasse der neuen Welt den transsaharischen Afrikanern weit überlegen gewesen, zu-

[1]) Petermanns Mitteilungen. Ergänzungsheft Nr. 25. S. 60.

mal alle Kulturleistungen in Amerika von dem Verdacht fremder Anleitung völlig befreit sind.

Dafür war in Afrika die Entwickelung viel gleichförmiger, denn überall treffen wir dort Ackerbau und Viehzucht, ja nicht blos Viehzucht, sondern recht eigentliche Milchwirtschaft. Als Halbinsel der alten Welt war Afrika für diese Fortschritte in der Ernährungsweise vor Amerika begünstigt. Dieses besitzt als eigene Getreideart nur den Mais, in Afrika finden wir mindestens vier alteinheimische Getreidearten, und von den beiden wichtigsten, der Durra *(Sorghum vulgare)* neben dem Duchn *(Pennisetum distichum)*, scheint wenigstens die erstere in Afrika zuerst zur Kulturpflanze veredelt zu sein, falls es sich nämlich bestätigt, dass die hochaufschiessende Sorghumart in den Savanen Sennârs deren Wildform ist[1]). Das tropische Amerika hat ferner an essbaren Wurzeln die Mandioka und in den kühleren Teilen die Kartoffel. Afrika teilt längst mit anderen Tropenländern den wertvollen Besitz der Jams und Bataten als mehlreicher „Brodwurzeln" und mit Südamerika ausserdem die Erdmandel *(Arachis hypogaea)*, eine feldmässig gebaute Leguminose mit Samenkörnern voll köstlichen Oeles in der beim Reifen in den Boden dringenden Hülse. Inbezug auf die Fruchtbäume halten sich beide Erdteile ungefähr das Gleichgewicht, wenn nicht Amerika für bevorzugt gelten darf. Doch gehören Afrika die Dum- und die Oelpalme sowie der Butterbaum *(Bassia Parkii)*, alle drei wildwachsend und vom Menschen mühelos ausgenutzt. Sollten auch die Neger keine ihrer einheimischen Getreidearten zuerst veredelt haben, so griffen sie doch bereitwillig nach allen Kulturgeschenken, die Fremde ihnen boten. Mögen sie aus Aegypten oder Abessinien die erste Aussaat empfangen haben, rasch ist sie durch den ganzen Weltteil gewandert, gerade so wie jetzt der Mais und der Tabak, die Maniokwurzel, der Weizen, die Gerste, das Zuckerrohr u. a. sich weit ins Innere schon verbreitet haben. Selbst dort, wo Europäer zuvor noch nicht gesehen worden waren, am Zambesi, gewahrte Chapman[2]), dass die Eingeborenen auf wilde Obstbäume Edelreiser gepfropft hatten.

Von Viehzucht gab es in der neuen Welt nur dürftige Anfänge, fast durch ganz Afrika finden wir dagegen Ziegen, Schafe und Rinder verbreitet. Sollten Ziegen und Schafe nicht zuerst in Afrika bezähmt, sondern schon als Haustiere den Negern übergeben worden sein, so würde also auch hierin wieder eine Begünstigung Afrikas

[1]) Hartmann, Die Nigritier. Berlin 1876. Bd. 1. S. 121 f.
[2]) Travel into the interior of South Africa. Bd. 2. S. 202.

durch seine Halbinselverbindung mit der alten Welt fühlbar werden. Hingegen ist es uns neuerdings wahrscheinlich gemacht worden, dass Afrika die Heimat des Hausrindes und der Neger dessen Bezähmer gewesen[1]). Im heissfeuchten Waldland des tropischen Westafrikas vermissen wir zwar die Rindviehzucht, aber wo im Sudan und in Ostafrika Wälder und Grasfluren wechseln, sehen wir das Rind von Sudan-Negern, östlichen Bantu und Hottentotten eifrig gepflegt. Schweinfurth hat uns ein eindrucksvolles Bild eines Murachs, d. h. Viehparks, der Dinka entworfen und die ausserordentliche Bedeutung besonders der Rindviehzucht für dieses grosse Negervolk am Gazellennil geschildert[2]), die Nuêr erweisen sogar dem perlengeschmückten Leitstier eine Art von Kultus wie die Aegypter einst dem Apis[3]). Den afrikanischen Elefanten haben dagegen die Neger niemals gezähmt, sondern immer nur gejagt[4]).

Die Ernährungsweise im Sudan und in Südafrika entspricht ziemlich genau dem, was die Landesnatur erwarten lässt. Der Sudan, von der senkrechten Sonne beschienen und von den tropischen Regen bewässert, ist ein Wald- und Kornland, dort herrscht also vorwiegend Feldbau neben Viehzucht, die Bevölkerung vermag sich beträchtlich zu verdichten, und die Form der Regierung ist eine strenge Alleinherrschaft. Grosse Reiche und grosse Städte entstehen und vergehen wieder in jähem Wechsel, weil jeder Despotismus nur so lange währt als die Tüchtigkeit der Despoten, diese aber sich nicht immer auf das nächste, höchst selten auf das dritte Glied vererbt. Ausserdem bedroht die Vielweiberei die Sicherheit der Thronfolge und erzeugt beständig Prätendentenkriege. Einen wichtigen erziehenden Einfluss hat jedoch auf die Neger des Sudan der Islâm geübt. Südafrika, soweit es bisher erforscht worden ist, lässt sich als ein Hochland schildern mit Rändern, die nach beiden Ozeanen zu aufgerichtet sind. Der Ostrand hemmt das tiefere Eindringen der passatischen Regen vom indischen Ozean, die sich zu-

[1]) A. v. Frantzius im Archiv für Anthropologie. Bd. 10. 1878. S. 129 f. Bedeutsam erscheint es, dass R. Hartmann (a. a. O. S. 132) die Grundformen aller von Indien bis nach den britischen Inseln gezüchteten Spielarten des Hausrindes in Afrika wiedererkennt.

[2]) Schweinfurth, Im Herzen von Afrika. Bd. 1. S. 175—180.

[3]) Zöppritz, Pruyssenaeres Reisen im Nilgebiete. 1. Hälfte. S. 6.

[4]) Dass der afrikanische Elefant ebenso gut wie der indische gezähmt werden kann, haben unsere Tierbändiger oft genug erprobt und wissen wir aus sicheren Zeugnissen des Altertums. Neuerdings hat sich der afrikanische Elefant zusammen mit seinem asiatischen Gattungsgenossen bei ostafrikanischen Expeditionen als tüchtiger Lastträger voll bewährt. Vgl. Petermanns Mitteilungen 1878, S. 405 f. und 1880, S. 309.

meist an den östlichen Küstenterrassen entladen. Ehe wir in das von der atlantischen Küste aus wieder reich befeuchtete Wäldergebiet des Kongostromes gelangen, finden wir daher im östlicheren Raum Südafrikas wenig geschlossenen Hochwald, mehr parkartige Landschaft, vorzugsweise Viehzucht und weniger Ackerbau. Infolge dessen sind seine Bevölkerungen nicht streng gegliedert, sondern lockerer zusammengefügt, der Kraal vertritt dort häufig das Dorf mit Pfahlwerk oder die Städte, wie sie dem Sudan eigen sind. An Despoten von grosser räumlicher Macht, aber kurzer Regierungsdauer fehlt es zwar nicht, dennoch entbehrt Südafrika einer fortlaufenden Geschichte, wie sich die Negerreiche im Süden der Sahara einer solchen rühmen dürfen.

Das Fetischwesen in Mittelafrika, der Vorfahrendienst der Bantu-Neger, das Treiben ihrer Schamanen und ihre Gottesgerichte haben uns schon an früheren Stellen beschäftigt[1]). Ebenso hatten wir schon Gelegenheit, von den Kaffern zu rühmen, dass sie das Wergeld an ihre Häuptlinge entrichten. Hier müssen wir noch hinzufügen, dass von allen Halbkulturstämmen die Neger am eifrigsten das bürgerliche Recht ausgebildet haben. Afrikanische Gerichtsverhandlungen ziehen obendrein die Neugierigen eben so mächtig an wie bei uns ein Theaterstück, und an dramatischer Spannung sowie an Aufwand von Beredsamkeit oder von Schlauheit ist bei den streitenden Parteien kein Mangel[2]). Meisterhaft verstehen die Bantu durch Kreuz- und Querfragen einen Gegner in Verwirrung zu setzen[3]). Hat doch Bischof Colenso in Natal versichert, dass er erst durch die Einwände seiner Kaffernzöglinge zum Zweifler an der mosaischen Schöpfungsgeschichte geworden sei. In bürgerlichen Streitigkeiten kann gegen die Entscheidung des Dorfrichters der Rechtsfall zunächst an den Distriktshäuptling und von diesem wieder an das Oberhaupt gebracht werden[4]). Die Urtel werden gefällt durch einen Rat alter rechtskundiger Männer nach dem Herkommen und nach den Grundsätzen, die bei früheren Sprüchen beobachtet wurden. Gleicht der Fall keinem älteren, so wendet man sich um Belehrung an die Rechtskundigen in anderen Stämmen. Es hat sich sogar zugetragen, dass bei einer schwierigen Rechtsfrage auch die fremden Richter keinen Präzedenzfall kannten, und es wurde schliesslich der Urtelsspruch gänzlich versagt, um nicht einen

[1]) S. oben S. 258 f., 272 f., 278 ff.
[2]) Casalis, Les Bassoutos. S. 242 f.
[3]) Ausland. 1863. S. 1044.
[4]) Maclean, Kafir laws and customs. S. 143.

neuen vielleicht irrigen Grundsatz zur Geltung zu bringen[1]). Ein geschärftes Rechtsverständnis der Bantu-Neger offenbart sich darin, dass sie die Abtreibung der Leibesfrucht für strafbar halten[2]) und auch den Arzt, der dabei behilflich war, mit einer Busse bedrohen. Bei Verleumdungen muss dem Verletzten eine Entschädigung gezahlt werden, denn „guter Ruf gehöre zum Vermögen" [3]).

Rührend ist bei Negerkindern ihre Elternliebe, die sich jedoch nur wenig dem Vater zukehrt. Die Herero schwören „bei den Thränen ihrer Mutter" [4]). Aus dem Munde eines Mandingoburschen hörte Mungo Park[5]) die Worte: „Schlage mich, wenn Du willst, nur schmähe meine Mutter nicht." „Auch verdienen", fährt der genannte Reisende fort, „Mandingomütter diese Liebe, denn sie sorgen streng für das sittliche Gedeihen ihrer Kinder. Der höchste Preis aus dem Munde einer solchen Mutter lautet: Niemals hat mein Sohn gelogen! Ihre Dichter und Barden brauchen nie zu hungern, denn die Mandingo beschenken sie reichlich für Gesänge, in denen sie die Thaten des Volkes verherrlichen[6])." An Sprichwörtern voll goldener Lebensregeln ist bei Sudan- und Bantu-Negern kein Mangel. In Joruba sagt man zur Bezeichnung eines Schwachkopfes: er weiss nicht, wie viel neun mal neun ist[7]). Der Mandingo ersehnt nichts heisser als dort zu sterben, wo er geboren wurde; kein Wasser dünkt ihm so süss wie daheim, kein Schatten so erquicklich wie der des Tabbabaumes in seinem Dorfe. Stirbt ein Neger der Goldküste auswärts, so trachtet man danach, seine Leiche am Geburtsort zu beerdigen[8]). Wenn auch manche Stämme durch Trägheit unser Missfallen erwecken, so führt Otto Kersten[9]) Beispiele von afrikanischen Negern an, um zu zeigen, dass sie freiwillig durch Fleiss ihre Zustände zu bessern suchen. Ihre Geduld und ihre Geschicklichkeit zeigen die Bewohner der Goldküste bei Anfertigung von Ketten aus dem feinsten Golddraht, die, wie Bosman[10]) richtig bemerkt, kaum in Europa nachgeahmt werden können. Stählerne Ketten der Monbuttu erklärt wiederum Schweinfurth ebenbürtig

[1]) Fr. Müller, Reise der Fregatte Novara. 3. Abteilung. S. 108.
[2]) Maclean a. a. O. S. III.
[3]) Ausland. 1863. S. 1069.
[4]) Andersson, Reisen in Südwestafrika. Bd. 1. S. 247.
[5]) Reisen im Innern von Afrika. S. 237.
[6]) Mungo Park a. a. O. S. 249.
[7]) Tylor, Anfänge der Kultur. Bd. 1. S. 240.
[8]) Mungo-Park a. a. O. S. 261. Bosman, Guinese Goud-, Tand- en Slavekust. Bd. 2. S. 15.
[9]) v. d. Deckens Reisen in Ostafrika. Bd. 2. S. 302 f.
[10]) Guinese Goud-. Tand- en Slavekust. S. 123.

allen dergleichen Erzeugnissen in Europa[1]). Im Sosolande, einem südlichen Gebiete des Reiches Sokoto, pflastern die Neger das Innere ihrer Höfe mosaikartig[2]). Wenn Ladislas Magyar von Steinschlossgewehren spricht, die in Bihé von den Eingeborenen verfertigt werden, so hat Hamilton[3]) bei den Kisama-Negern ebenfalls Flinten gesehen, die nach portugiesischen Mustern gearbeitet worden waren, während in Bambara, in Bambuk und in Bornu die Neger Schiesspulver erzeugen und sich den Salpeter dazu im Lande zu verschaffen wissen[4]). Fügen wir noch hinzu, dass die Hausa (und Fulbe) in Sokoto sowie die Jolofen aus einem Absud von Erdnüssen, gemischt mit einer Lauge von Holzasche, brauchbare Seife erzeugen[5]). Die scharfsinnigste That irgend eines Negers ist aber die Schöpfung einer eigenen Schrift durch einen Vei, teils aus Silben-, teils aus einfachen Lautzeichen bestehend. Der Erfinder wurde zwar in seiner Jugend von Europäern erzogen und konnte lesen, immerhin blieb ihm doch übrig, seine eigene Sprache zunächst alphabetisch zu zergliedern, ehe er die Schriftsprache erdenken konnte[6]).

Die Neger besitzen in hohem Grade die Gabe und Neigung, sich fremde Gesittungsschätze anzueignen. In München erzogene acht- bis zehnjährige Negermädchen lernten in 10 Monaten nicht nur deutsch sprechen, sondern lesen, rechnen und sehr schön schreiben, weit schneller als die deutschen Schulkinder, freilich ohne später ebenso glücklich fortzuschreiten[7]). Dagegen sind die Neger arm an eigenen Erfindungen. Während Reisende in anderen Weltteilen von fremdartigen Werkzeugen zu berichten wissen, sind sie in Afrika sehr schweigsam. Fast alle Geräte im Haushalt der Neger kommen auch anderwärts vor. Wir wüssten zum Beleg der Erfindungsgabe bei Negern nichts anderes aufzuzählen als die Marimba, ein Musikwerkzeug aus hohlen Kürbissen, die abgestuft nach der Grösse auf einen Reifen befestigt werden, den der Künstler an einem Riemen trägt. Mit Hammerschlägen setzt er die Schalen in Schwingung und entlockt, wie man schon erraten haben wird, den grösseren Holzbechern tiefere, den kleineren höhere Töne[8]). Selbst die Ab-

[1]) Im Herzen von Afrika. Bd. 2. S. 117.

[2]) Rohlfs in Petermanns Mitteilungen. Ergänzungsheft Nr. 34. S. 72.

[3]) Journal of the Anthropological Institute. London 1872. S. 191.

[4]) Waitz, Anthropologie. Bd. 2. S. 97. Barth, Nord- und Centralafrika. Bd. 3. S. 245.

[5]) Rohlfs a. a. O. S. 56. Mungo Park a. a. O. S. 305.

[6]) Die Kenntnis dieser merkwürdigen Thatsachen verdanken wir dem Leut. Forbes, vgl. Kölle, Grammar of the Vei-language. S. V.

[7]) Th. v. Bischoff, Das Hirngewicht des Menschen. S. 168 f.

[8]) Livingstone, Reisen in Südafrika. Bd. 1. S. 332. Johnston a. a. O. S. 403. Vgl. die Abbildung bei Holub a. a. O. zu Bd. 2. S. 344.

richtung der Ochsen zum Reiten ist nicht notwendig eine Erfindung der Neger, sondern viel eher den Gallas oder anderen Völkern hamitischer Abkunft am Nil zuzuschreiben. Vergessen wir indessen nicht, dass die nur noch von Australien übertroffene Armseligkeit der Ueberlieferung über die Geschichte des transsaharischen Afrikas uns allzu leicht verführt asiatisch-afrikanisches Gemeingut an alten Kulturerrungenschaften grundlos aus Asien abzuleiten, die hochwichtige Zähmung des Rindes aber z. B., wie wir gesehen haben, vielleicht eher den Negern als den Indern zum Verdienst anzurechnen oder doch jenen selbständig gelungen ist, wie möglicherweise sogar die Erfindung des Eisengewinnens durch Zusammenschmelzen des Eisenerzes mit Holzkohlen [1]).

Nach allem Mitgeteilten den Neger einer Erhebung auf höhere Zustände für unfähig zu erklären, wäre bare Willkür, allein für die niedrigen Stufen der bis jetzt vorhandenen Gesittung einzig nur die Natur des Festlandes anzuschuldigen, hiesse gänzlich die Verschiedenheit in der Begabung der Menschenrassen verkennen. Afrikas Vorzüge bestanden nach Obigem hauptsächlich darin, dass es von der alten Welt aus, wenn auch mühsam, erreichbar blieb. Von dort aus haben die Neger sicher vieles bezogen, was ihre Zustände besserte. Könnten wir uns denken, dass diese Menschenstämme in Australien aufgetreten wären, schwerlich hätten sie sich dort aus eigenen Kräften über die Zustände australischer Eingeborener erhoben. Daher müssen wir sie bei Abschätzung der Anlagen weit tiefer stellen als die Urbewohner Amerikas, die völlig aus sich selbst zu grosser geistiger Reife gelangten. Wäre dagegen Afrika zierlicher gestaltet, wäre es so aufgeschlossen gewesen wie Europa, so würden auch die Neger viel früher sich gehoben haben und möchten jetzt vielleicht gesellschaftliche Verbesserungen geniessen wie etwa die Mongolen Hinterindiens.

[1]) R. Andree, Die Metalle bei den Naturvölkern. Leipzig 1884. S. 36.

VII.

Die mittelländische Rasse.

Blumenbach hatte den Völkern, mit denen sich vorzugsweise die alte und die neuere Gesittungsgeschichte des Abendlandes beschäftigt, den Namen Kaukasier erteilt, der aber wieder aufgegeben werden musste, weil er zu Missverständnissen verleitete. Da für Blumenbachs Kaukasier gegenwärtig die Bezeichnung mittelländische Völker Anklang gefunden hat, so wollen auch wir sie beibehalten. Zur mittelländischen Rasse gehören fast alle Europäer, soweit sie nicht mongolenähnlich sind, alle Nordafrikaner, soweit sie nicht der Negerrasse angehören, und sämtliche Vorderasiaten nebst den Iraniern und den Hindus.

Die vorherrschenden Schädelformen sind die mesocephale und die brachycephale. Die Höhe des Schädels steht fast immer hinter dessen Breitenmaass zurück, und zwar meist beträchtlich, so dass wir ortho- bis platycephale Formen erhalten. Prognathismus gehört ebensosehr zu den Seltenheiten wie das Vortreten der Backenknochen. Die Farbe der Haut ist bei den nördlichen Völkern ganz hell, trübt sich in Südeuropa, wird gelb, rot und braun bis schwarz in Nordafrika und Arabien sowie bei den Zigeunern. Das Kopfhaar ist nie so lang und so walzenförmig wie bei den mongolenähnlichen Völkern, nie so elliptisch im Querschnitt und so kurz und starr wie bei den Negern, sondern geschmeidig, oft gelockt. Innerhalb dieser Rasse finden sich die bärtigsten und die überhaupt (nächst den Ainos) am besten behaarten Völker, nur die Nordafrikaner sind schwächer mit Bart- und Leibhaar ausgestattet. Die Nase hat stets einen hohen Rücken und wird nie platt- oder breitgequetscht wie bei Negern oder Mongolen. Die Lippen sind gewöhnlich schmal, nie wulstig. In keiner anderen Rasse kommen feine und edle Gesichtszüge so häufig vor, nirgends wird so oft wie

in dieser das Schönheitsideal erreicht, welches übrigens auch bei anderen Rassen hin und wieder als solches anerkannt wird, wie z. B. Rohlfs[1]) bemerkt, dass unter den Negern des Sudan eine Frau mit sogenannten kaukasischen Gesichtszügen als eine Schönheit gelte. Mit wenigen Ausnahmen sind die Sprachen aller mittelländischen Völker durch grammatische Geschlechter und einen hochentwickelten Formenbau ausgezeichnet. Die Rasse selbst zerfällt wieder in den hamitischen, den semitischen und den indogermanischen Stamm. Vereinsamt stehen die Basken sowie die als selbständiges Volk untergegangenen Etrusker, deren Sprachen nicht einmal eine Einfügung in die mittelländische Rasse fordern, und eine Sondergruppe bilden die Völker dieser Rasse im und am Kaukasus.

1. Die Hamiten.

Dieser Stamm erfüllt ganz Nordafrika bis zum Sudan sowie die Küstengebiete Ostafrikas bis jenseits des Aequators. Er teilt sich in drei Aeste, nämlich in die Berber, die Altägypter und die Ostafrikaner.

Zu den Berbern gehören, abgesehen von den ausgestorbenen Guantschen[2]) oder Urbewohnern der Kanarien, die Libyer, Mauren, Numidier und Gätuler der alten Geographen, welche letzteren bereits den rechten Eigennamen aller dieser Völker, nämlich Amaziken oder Maziken kannten. Amasigh[3]) oder Amaschigh (in der Mehrzahl Imoschagh) nennen sich manche der hierhin gehörigen Völker noch gegenwärtig. Nordafrika hat zwar viele andere Völker, vorzüglich semitische, aber auch nordeuropäische Eroberer aufgenommen, dennoch konnte sich auf dem flachen Lande weit und breit der alte berberische Menschenschlag in voller Reinheit erhalten. In Marokko nennen sich die von arabischem Blut unvermischt gebliebenen Berber noch immer Masig (Amasig) oder

[1]) Ergänzungsheft Nr. 34 zu Petermanns Mitteilungen. S. 48. Mtesa würdigte hingegen nach Stapley (a. a. O. Bd. 1. S. 336 f.) unter seinen 500 Beischläferinnen die 20, welche nach unseren Begriffen den Anforderungen an körperlicher Grazie am meisten entsprachen, durchaus nicht höher als die anderen fettleibigen und plattnasigen Weiber.

[2]) Pietschmann hat nachgewiesen, dass die Zahlworte der Guantschen hauptsächlich berberischer Abstammung sind, andererseits aber auf eine zumal über Gran Kanaria verbreitet gewesene nicht berberische Sprache hindeuten, welche von den einziehenden Guantschen zum Teil verdrängt, zum Teil aufgenommen wurde. Zeitschrift für Ethnologie. 1879. S. 377—391.

[3]) Das *gh* dieser Sprache kann ebenso gut mit *rh* wiedergegeben werden, da ein Mischlaut zwischen beiden vorliegt.

Schelnh [1]), ihre Sprache aber t-Amasight oder Schelah [2]). Zu ihnen gehören zunächst die Sanhadscha der westlichen Sahara, die Azanaguen der portugiesischen Entdecker. Das weite Mittelgebiet der grossen afrikanischen Wüste behaupten die Tuârik, die sich selbst Imoschagh, ihre Sprache t-Amâschegh (die Amaschighensprache) nennen. In Algerien gehören zu den reinen Berbern die Kabilen der Franzosen, so genannt nach dem arabischen *qâbîle*, was eigentlich nur „Stamm" bedeutet. In Tunis führen die Berber den Namen Suawua (wenigstens die aus Algerien zur Zeit der französischen Eroberung über die Grenze gekommenen, die Zouaven der Franzosen), während die Araber die dortigen Gebirgsstämme berberischer Zunge allgemein Dschebelija, d. h. Bergbewohner, nennen [3]). Berberischer Abkunft sind ferner die Bewohner von Siuah, der einstigen Ammons-Oase, sowie die der Aegypten noch näher gelegenen Oasen der libyschen Wüste, in welchen letzteren der Berbertypus noch keineswegs durch die sehr frühe ägyptische Eroberung und die mannigfachen späteren Einmischungen fremden Blutes verschwunden ist [4]). Alle diese libyschen Völker führen auf den hieroglyphischen Inschriften den Namen Tehennu, d. h. die Hellen [5]), und sind auf den ägyptischen Denkmälern kenntlich an Tätowirungen in Form eines Kreuzes, die noch jetzt bei Kabilenfrauen gebräuchlich sein sollen [6]). Den Berbern dürfen wir wenigstens an die Seite stellen die Tubu, welche den Tuârik zwar sprachlich fast gar nicht verwandt und ihnen seit Alters verfeindet sind, denselben aber in Hautfärbung, Regelmässigkeit der Gesichtszüge und aristokratischer Gestaltung ihrer Gemeinwesen ähneln [7]). Sie teilen sich in zwei dialektisch verschiedene Gruppen: die Tedâ [8]) bewohnen vor allem das Felsenland Tu (Tibesti der Araber), bilden den zahlreichsten Teil der Bevölkerung im südlichen Fessân, haben die Oase Kawâr mit ihren berühmten Salzgruben inne und reichten noch zu Anfang unseres Jahrhunderts bis in die Oase Kufra im Südosten der grossen Syrte, während die Dâsa südlich und südöstlich von Tu bis an den Tsadsee und nach dem nördlichen Wadaï wohnen. Beide Abtei-

[1]) Lenz, Timbuktu. Bd. 1. S. 358.
[2]) Rohlfs, Erster Aufenthalt in Marokko. S. 56, 62.
[3]) v. Maltzan, Tunis und Tripolis. Leipzig 1870. Bd. 1. S. 106.
[4]) Ascherson in der Zeitschrift für Ethnologie. 1876. S. 346—350.
[5]) H. Kiepert, Lehrbuch der alten Geographie. S. 210.
[6]) Recherches sur l'origine des Kabyles. Le Globe. Genève 1871. Bd. 10. S. 48.
[7]) Nachtigal, Sahara und Sudan. Bd. 2. S. 192. Bd. 1. S. 431 f.
[8]) Nachtigal a. a. O. Bd. 1. S. 421—464.

lungen haben sich endlich nicht geringzählig in das Völkergemisch von Bornu eingedrängt[1]).

Die Altägypter werden noch jetzt mehr oder weniger rein von der Bauernbevölkerung am ägyptischen Nil, den Fellachen, am reinsten von den städtebewohnenden christlichen Kopten vertreten[2]). Von den ostafrikanischen Hamiten nähern sich den Altägyptern am meisten die Bewohner des nubischen Nilthales, die sich Barâbra nennen[3]). Sie waren vormals Christen bis zum Falle ihres Nilreiches Dongola im Jahre 1320 und haben die wunderbarste Wandlung von einem Neger- in ein Hamitenvolk durchgemacht. Ihre noch jetzt echt nigritischen Stammgenossen haben wir bereits im östlichen Sudan kennen gelernt[4]), mit ihnen ist auch räumlich der Zusammenhang nicht völlig unterbrochen, denn obwohl die Barâbra ihrer Hauptmasse nach von Assuan bis gegen die Strombeuge oberhalb Hannek wohnen[5]), finden sich doch kleinere versprengte Scharen weiter südwärts, selbst noch in Dar For, von wo ein Thalweg durch das Wadi Melk zu jener Nilbiegung hinführt. Das altnubische Reich Napata macht den ältesten geschichtlichen Ruhm der Negerrasse aus. Um 1550 v. Chr. wurde dieses frühere Nubareich den Pharaonen unterthan, die Hauptstadt Napata unfern von Hannek Sitz ägyptischer Statthalter mit dem Titel „Prinzen des Südens". Waren schon ein volles Jahrtausend früher diese bis an die Schwelle Aegyptens reichenden Napata-Neger, die Uaua der alten Denkmäler, mit anderen Negerstämmen zusammen unter den Heerbann des Pharao gelegentlich entboten worden[6]), so verquickte sich nun lange Jahrhunderte hindurch dieser nubische mit dem ägyptischen Volksschlag, dessen unvergängliche Bau- und Bildwerke noch heute zu schauen sind bis an den Berg Barkal, nahe dem vierten Katarakt. Die dunkle Bronzefarbe der nunmehrigen Barâbra ist, in stereotypes Braunrot umgesetzt, bekanntlich Farbenton der Aegypter auf allen ihren bemalten Denkmälern, das nicht oft wollige,

[1]) Nachtigal a. a. O. Bd. 2. S. 211.

[2]) Hartmann, Nilländer. S. 215, 235.

[3]) Hartmann a. a. O. S. 238 f. Lepsius wünschte den Namen Barâbra oder Barâbira lieber durch den Ausdruck Nil-Nuba ersetzt zu sehen. Indessen gestand er selbst (Nubische Grammatik. S. LXXV), dass sich das Volk nun einmal mit jenem eigentlich allerdings arabischen Wort (Singular Berber d. i. Barbare) bezeichne, ohne deshalb seine Verwandtschaft mit den Nuba Kordofans zu leugnen, und uns ist die Erweiterung des nubischen Namens auf das ganze Land und Volk zwischen Aegypten, dem Sudan und Habesch schon zu geläufig.

[4]) S. oben S. 501.

[5]) Reinisch, Die Nuba-Sprache. Wien 1879. S. VI f.

[6]) Lepsius, Nubische Grammatik. S. LXXXVII f.

doch aber fein gekräuselte Haar derselben schreibt der Vater der Länder- und Völkerkunde auch den Aegyptern zu[1]). Ob Neger nicht sogar ursprünglich Aegypten bewohnten, lässt sich weder behaupten noch mit Grund verneinen, während des sekularen Bestandes pharaonischer Herrschaft hat jedoch die mächtige Aegypternation auch im eigenen Lande einer Kreuzung mit Nahasi, wie von ihr die Neger genannt wurden, nicht entgehen können. Schon viele echte Negerschädel sind den Gräbern von Theben und Memphis enthoben worden[2]), seit Alters kennen wir die Neger als Sklaven in Aegypten, der kriegerische und noch viel mehr der Handelsverkehr verknüpfte seit den frühesten Zeiten Aegypten mit Kâsch, dem Kûsch der Bibel, d. h. mit dem Süden jenseits Syene. Uns allen ist der sanfte Prognathismus, sind die schwellenden Lippen altägyptischer Profile bekannt; der nun heimgegangene Nestor der Aegyptologie versicherte, durch nichts so sehr als durch die Barâbra an den Typus der alten Aegypter gemahnt worden zu sein und fügte freimütig hinzu, dass letztere „ja auch von Anfang an einer Mischung mit urafrikanischen Völkern unterworfen waren“ [3]).

Zwischen dem oberägyptisch-nubischen Nil und dem roten Meere hausen und wandern Stämme, die von den alten Geographen Blemmyer[4]), von den axumitischen Inschriften Bugaïten, von den arabischen Geographen Bêdscha geheissen werden. Am reinsten vertreten werden sie von den Ababde[5]), Bischarin, Hadendoa und den Beni Amr, die alle, falls sie nicht das Arabische angenommen haben, noch eine ältere hamitische Sprache mit drei sogar lautlich fast ganz den altägyptischen gleichenden Geschlechtsformen, das Bedjauîe, reden[6]). Zwischen dem blauen Nil und dem Atbara bis nach Sennâr nomadisiren die Aulâd Abu Simbil und die Schukurîeh, welche letzteren, obgleich sie ein verderbtes Arabisch sprechen, nicht von Arabern abstammen[7]). Zwischen dem Nil und Kordofan wohnen als Hirten die Kababisch, und auf beiden Ufern des weissen Flusses oberhalb der Mündung des blauen sitzen die Hassanîeh. Beide werden für Araber erklärt, dennoch gehören sie ihrem Typus nach zu den ostafrikanischen Hamiten. Ferner gehören noch in

[1]) Herodot, lib. II. cap. 104. Derselbe bestätigt ebenda und in cap. 57 die dunkle Hautfarbe der Aegypter.

[2]) Hartmann a. a. O. S. 270.

[3]) Lepsius a. a. O. S. LXXIV.

[4]) Lepsius, Standard Alphabet. 2. Aufl. S. 203.

[5]) Klunzinger, Bilder aus Oberägypten. S. 245—261.

[6]) Munzinger, Ostafrikanische Studien. Schaffhausen 1864. S. 341, 344.

[7]) Hartmann a. a. O. S. 263 f.

die ostafrikanische Gruppe die Danâkil (Sing. Dankali), welche die südlichsten Gestade des roten Meeres auf der afrikanischen Seite bis zum Bab el Mandeb bewohnen. Es folgen dann teils versprengt in Abessinien, teils geschlossen im östlichen Binnenafrika, von 8° nördlicher bis 3° südlicher Breite die Gallas. Dieser Name, der soviel wie Eingewanderte bedeuten soll, ist ihnen selbst völlig fremd, sie nennen sich vielmehr Orma oder Oroma, das heisst „starke tapfere Männer“ [1]). Mit Ausnahme der südlichen Stämme treten sie und ihre Frauen, sei es auf Rossen, sei es auf Ochsen, stets beritten auf. Mit den Negern haben sie nur die Farbe der Haut gemein, doch fehlt letzterer jeder widerliche Geruch [2]). Auch lockt sich ihr langes Haar, der Bart wächst ihnen ziemlich üppig, die Gesichtszüge sind regelmässig und gefällig, nicht selten scharf geschnitten, eher europäisch als semitisch [3]). Die Gallas sind ein streitbares, männliches, kraftbewusstes, sittenstrenges und edles Volk.

Unsicherer ist die Stellung der braunen Sómal (Sing. Somâli = Schwarzer), die das Osthorn Afrikas beinahe vom Bab el Mandeb bis weit über den Juba oder Djub am indischen Meere einnehmen, indem sie mordend und plündernd neuerdings diesen ihren früheren Grenzfluss überschritten und ihre Todfeinde, die Gallas, gen West und Süd drängten, so dass seit etwa 1874 der Tana als Grenze betrachtet werden kann, und selbst bis zum Sabaki lassen sie nun ihre grossen Rinderherden weiden [4]). Ganz übereinstimmend wie Guillain [5]) die medschertinischen, beschreibt uns Otto Kersten [6]) die Sómal Barderas als hohe Gestalten (Männer 1700, Frauen 1600 mm) mit länglichen mageren Gesichtern, bartlosem Kinn, stechenden Augen und „einer 6—8 Zoll langen Wollperrücke von dichtem steifen Haar“, welches stets kraus sein soll. Guillain fügt hinzu, dass ein lockiges Haar unter den Sómal stets auf eine Kreuzung mit arabischem Blute deute. Hildebrandt hält die Sómal überhaupt für ein reichlich mit semitischem Blut durchsetztes Mischvolk, dessen sehr ungleiches Aussehen schwanke zwischen einem seltener auftretenden afrikanischen Extrem (mit breiter Stumpfnase, wulstigen Lippen, kurzem Kraushaar) und einem weit häufigeren semitischen

[1]) Krapf, Reisen in Ostafrika. Bd. 1. S. 94.

[2]) Kersten, v. d. Deckens Reisen in Ostafrika. Bd. 2. S. 374.

[3]) Brenner in Petermanns Mitteilungen 1868. S. 462.

[4]) G. A. Fischer in den Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg 1876—77. Hamburg 1878. S. 347 f. Denhardt in Petermanns Mitteilungen. 1881. S. 15 f.

[5]) L'Afrique orientale. Paris s. a. II. partie. Bd. 1. S. 412.

[6]) a. a. O. Bd. 2. S. 318—325.

(mit leicht gekrümmter Nase, feiner geschnittenem Mund, bis ½ Meter langem Lockenhaar), welchem letzteren der Bartwuchs durchaus nicht mangelt[1]). Gewiss urteilte Hildebrandt ganz richtig, dass die Zuwanderung ins Sómalland aus Südarabien bei dem uralten Handelsverkehr über den Golf von Aden herüber eine seit Alters andauernde gewesen sei und dass sich eben durch solche fortgesetzte Kreuzung die Kraft dieser Nation gehoben habe. Selbst Negerelemente scheinen in früher Vorzeit zu dieser Mischung beigetragen zu haben, wie jene seltener hervortretenden Merkmale des erstgenannten Typus und eine geschichtliche Urkunde[2]) vermuten lassen. Wichtig ist, dass Kersten uns den edlen und männlichen Charakter der Sómal rühmt, obgleich gerade die Unternehmung des Baron Klaus von der Decken blutig unter ihnen enden sollte.

Beklagen müssen wir den Mangel an Schädelmessungen innerhalb des hamitischen Stammes. Aegyptische Mumien- und Kabilenköpfe zeigen nach Welcker eine Höhe von 74—75 und eine Breite von 77—78, sie sind also mittelhoch und mittelbreit, doch steht ihre Mesocephalie der Dolichocephalie sehr nahe. Der mässige Prognathismus, den auch die jetzigen Aegypter nicht vermissen lassen, wächst, je weiter wir nilaufwärts uns bewegen. Die lichtere Bronzefarbe dunkelt allmählich mit abnehmender Breite zu dunkelem Braun. Das Haar wird gleichfalls mit Annäherung an den Aequator kürzer und der Bartwuchs spärlicher. Wie Robert Hartmann es gewiss richtig darstellt, findet daher eine Annäherung an den Negertypus statt, je weiter wir uns von den Mittelmeergestaden entfernen. „Bei genauer Beobachtung“, äussert Munzinger[3]), „weiss der aufrichtige Reisende nicht mehr, wo der eigentliche Neger anfängt, und der Glaube an die absolute Rassentrennung schwindet mehr und mehr.“

Versuchen wir es nun, die Frage zu lösen, warum unter den

[1]) Zeitschrift für Ethnologie. 1875. S. 3.

[2]) Dümichen (Die Flotte einer ägyptischen Königin. Leipzig 1868) hat uns mit der merkwürdigen Expedition der Aegypter im 17. Jahrhundert v. Chr. nach dem Land der Weihrauchbäume (Punt) bekannt gemacht. Da Hildebrandt das Sómalland als echte Heimat des Weihrauchbaumes nachgewiesen, unter den Landeserzeugnissen von Punt auch zweifellos ostafrikanische in den Schildereien von jenem Seezug an der thebanischen Tempelwand vorkommen, wie Elfenbein, gewisse Pavianarten und Giraffen, so dürfen wir wohl mit Lepsius (Nubische Grammatik. S. XCVIII) in den mitabgebildeten schwarzen neben den braunen Landesbewohnern uns Neger des heutigen Sómalgebietes vorstellen und unter Punt das letztere samt dem benachbarten Arabien verstehen. Mehrfach erwähnen die ägyptischen Inschriften „Neger (Nahasi) von Punt“. Vgl. Brugsch, Geographie der Nachbarländer Aegyptens. Leipzig 1858. S. 4. 15.

[3]) Ostafrikanische Studien. S. 540.

Gliedern der mittelländischen Rasse gerade der hamitische Stamm am frühesten eine hohe Gesittung sich erwerben und zum Lehrmeister aller Nachbarvölker werden sollte. Blättern wir zunächst in den Denkmälern von Rosellini und Lepsius, oder lassen wir diese Werke wegen ihres ungeniessbaren Formates besser bei Seite und greifen wir nach Wilkinson oder Ebers, so können wir noch immer die Altägypter bei ihren Tagewerken belauschen. Die Backsteine werden, wie noch heutigen Tages, in Formen gestrichen, in die Mauern Thüren eingesetzt, die sich in senkrechten Angeln drehen und mit Riegeln verschlossen werden. Im Innern der Wohngebäude erkennen wir alte Bekannte in den Hausgeräten wieder, den grossväterlichen Lehnstuhl [1]) sowie den Feldstuhl, der sich in Form eines griechischen Kreuzes aus einander klappen lässt. Dort drehen die Frauen die Spindel, anderwärts wird ihr Gespinst zu gestreiftem oder gewürfeltem Zeuge verwebt. Treten wir in eine Schreinerwerkstatt, so führen Meister und Gesellen Beile, Holzhämmer, Handsägen, Meissel, Glätteisen und Drillbohrer [2]). Was dort zusammengesetzt wird, bestreicht mit Firnis ein anderer Handwerksmann und in seiner Hand erkennen wir den breiten Pinsel, wie ihn noch jetzt unsere Bürstenbinder feil halten. Gehen wir weiter zu einem Goldschmied, so finden wir bei ihm nicht blos Feilen und Zangen von allen Sorten, sondern auch mit Erstaunen das Lötrohr [3]), nur der Blasebalg, der mit Füssen getreten wird, ist der Verbesserung sehr bedürftig. Steigen wir in die Keller hinab, so gewahren wir, wie Küfer, bekannt mit der Heberbewegung, durch gebogene Röhren Flüssigkeiten aus einem Gefäss in das andere abrinnen lassen [4]). Ohne Zweifel handelt es sich um Wein, denn der Rebstock wurde im alten Reiche eingeführt, im neuen fleissig gebaut [5]) und hielt sich selbst nach dem Eindringen des Islâm noch im Fajûm, wo er erst unlängst infolge der Traubenseuche zu leiden hatte [6]), aber so wenig wie im nördlichen Delta verschwunden ist. Wir belauschen weiter im Frauengemach ägyptische Damen, die vor einem Metallspiegel ihr Haar mit einem hölzernen Kamm ordnen, bemerken auch, dass schon für Perrücken und falschen Haarschmuck gesorgt ist. Den

[1]) **Ebers**, Aegypten in Bild und Wort. Bd. 2. S. 329.

[2]) **Brugsch**, Gräberwelt. S. 24.

[3]) **Wilkinson**, Manners and customs of the ancient Egyptians. London 1837. Bd. 3. S. 224. Fig. 375.

[4]) **Wilkinson** a. a. O. S. 341. Das Denkmal gehört der Zeit von 1450 v. Chr. an.

[5]) **Ebers** a. a. O. Bd. 1. S. 68.

[6]) **Rösler** im Ausland. 1867. S. 776.

vornehmen Herrn sehen wir gemächlich am Rande seines Gartenteichs sitzen und dem beschaulichen Vergnügen des Angelns obliegen. Am Nil selbst gewahren wir Fischer, die ihre Schleppnetze auswerfen, genau so wie wir es daheim gesehen haben. Ist das Glück uns günstig, so kommen wir gerade rechtzeitig zu einem Fest, bei dem sich die Fischer mit Stangen von ihren Booten hinabzustossen suchen. Jedenfalls heimelt uns dieses Fischerstechen mehr an als die Stiergefechte, die ebenfalls veranstaltet werden; hinzufügen wollen wir bei dieser Gelegenheit, dass das Herdenvieh bereits auf der Haut das eingebrannte Zeichen des Eigentümers trägt. An Zeitvertreib ist überhaupt kein Mangel. Hier lassen sich Flöten hören, begleitet von Lauten, Guitarren, Zithern und Harfen[1]). Anderswo wird Mora gespielt oder gewürfelt oder auf einem Brett mit Damsteinen gezogen. Selbst für die Kinderwelt ist hinlänglich gesorgt, erkennen wir doch sogleich den Lederball wieder, zusammengenäht aus acht Kugelsegmenten, oder im Arme zärtlicher Mädchen hölzerne Puppen oder sogar die Ziehfigur, die am Faden Arme und Beine in die Luft schlenkert, zur Beruhigung des schreienden Kindes im Schoosse der Wärterin. Was hier der hölzerne Mann am Faden leistet, wird dort in Schauvorstellungen von gymnastischen Künstlern wiederholt, bei denen die Virtuosen unserer Messbuden in die Lehre gegangen zu sein scheinen. Kurz, wohin wir uns drehen und wenden, stossen wir auf Dinge, die zu unseren ersten und ältesten Beobachtungen in der Heimat gehören, und wenn die erste Musterung vollendet ist, gestehen wir uns im Stillen, dass bis zur Zeit, wo bei uns Maschinen- und Dampfkräfte in Bewegung gesetzt wurden, die Aegypter in Bezug auf Handwerksgerät sich vor uns nicht zu schämen hatten, wir vielmehr die wichtigsten Stücke unserer häuslichen Ausstattung erst von ihnen geerbt haben.

Doch war dieser Schluss etwas zu hastig, denn auch die Aegypter hatten gar manches ihren Nachbarn in Vorderasien, einiges wohl auch denjenigen in Afrika selbst unmittelbar oder mittelbar zu danken. Zwar belehren uns die Denkmäler, dass Tauben und Enten bereits gezüchtet und die Mastgänse künstlich gestopft wurden[2]), doch wird ein spätes Kulturgeschenk des Morgenlandes, nämlich das Huhn, vermisst, welches auch Homer und Hesiod sowie das alte Testament nicht kennen, wenn auch schon Aristoteles und Diodor die künstlichen Brutanstalten der Aegypter beschreiben[3]).

[1]) Lauth, Ueber altägyptische Musik. Sitzungsberichte der Münchener Akademie. 1873. S. 529 f.

[2]) Brugsch, Gräberwelt. S. 14.

[3]) Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere. 2. Aufl. Berlin 1874. S. 277.

Selbst das Kamel und das Schaf suchen wir vergebens auf den Denkmälern des alten Reiches, und das Pferd fehlt sogar in den „steinernen Bilderbüchern“ vor dem Einfall der Hirtenkönige[1]). Das Ross bezähmt zu haben, ist nämlich das Verdienst eines weit von Aegypten entlegenen Völkerkreises. Ausserhalb Aegyptens vollzog sich auch die Erfindung des Wagens, eine hohe Verbesserung der Walzenbewegung, die ihrer Zeit einen ebenso entscheidenden Vorteil gewährte, wie in unserem Jahrhundert die Eröffnung von Eisenbahnen. Da der ägyptische Name für Wagen semitischen Sprachen entlehnt ist[2]), so wissen wir, aus welchen Händen jenes Kulturgerät nach dem Nil gelangte. Das Reiten der Pferde war in Altägypten nicht gebräuchlich, wenn auch griechische Gelehrte dorthin den Ursprung dieser Kunst verlegen[3]). Dagegen züchtete man in Aegypten schon im dritten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung drei verschiedene Rinderrassen[4]), und im Apis-Kultus sehen wir eine uralte Beziehung der ägyptischen Religion auf das Rind, dessen Heimat sicher nicht in der umgebenden Wüste, sondern, wie wir schon anführten[5]), sehr wahrscheinlich im Negerland zu suchen ist, von wo die Aegypter auf Nilbarken die seit Alters bei ihnen gehaltenen Tiere überhaupt bezogen, nämlich Rinder, Ziegen und Esel[6]), wie ihnen auch die Uaua-Neger am nubischen Nil ihren Tribut ausser in Sklaven in Rindern zu entrichten hatten[7]).

Ehrfurchtsvolles Staunen erwecken noch jetzt die Bauwerke des Nilvolkes, seine Tempel, seine Sphinxalleen, seine steinernen Riesenbilder, seine Pyramiden. Letztere betrachten wir als gute Denksteine für die frühe Reife gesellschaftlicher Zustände, denn sie setzen einen Ueberschuss von Arbeitskräften, Anhäufung grosser Mundvorräte an der Baustelle, bequeme Verkehrsmittel, Frohngesetze und geregelte Besteuerungen voraus. Dies wird mittelbar noch dadurch bestätigt, dass im neuen Reiche der Rechtsstaat verwirklicht wurde durch die Unabhängigkeit des Richterstandes, der eidlich gebunden war, das Gesetz gegen die Despotenlaune zu schützen[8]). Der Bau der ersten Pyramiden wird dem dritten Nachfolger des Mena, des Gründers

[1]) Brugsch, Histoire d'Égypte. Bd. 1. S. 25.

[2]) Ebers, Aegypten und Mose. Bd. 1. S. 222.

[3]) Nach dem Scholiasten zu Apollon. Rhod. 4, 272. 276 (Argonautica ed. Schaefer. Leipzig 1813. Bd. 2. S. 289) soll König Sesonchosis zuerst das Reiten erfunden haben.

[4]) Lenormant, Die Anfänge der Kultur. Jena 1874. Bd. 1. S. 50.

[5]) S. oben S. 509.

[6]) Archiv für Anthropologie. Bd. 10. 1878. S. 133 f.

[7]) Lepsius, Nubische Grammatik. S. XCIII.

[8]) Ebers, Durch Gosen zum Sinai. S. 543 f.

der ältesten ägyptischen Dynastie, zugeschrieben. Sie standen noch zur griechischen Zeit, und Lepsius[1]) glaubt, dass ihre Schuttreste selbst jetzt noch vorhanden sind. Eine der mässigsten Zeitberechnungen führt Mena, den Menes der Griechen, zurück bis auf 3892 v. Chr.[2]), und unter ihm waren die Aegypter längst schon Baumeister, Bildhauer, Maler, Mythologen und Gottesgelehrte. Sogar als Seefahrer treten uns die Aegypter in einem untrüglichen Steindenkmal[3]) entgegen. Wir sehen sie das rote Meer und den äussersten Nordwesten des indischen Ozeans mehr denn anderthalb Jahrtausende vor Beginn unserer Zeitrechnung auf grossen Segelschiffen befahren. dann die Schätze fremder Länder an der jetzt so herabgesunkenen Hafenstätte von Kosseir ausladen, um sie in die pharaonischen Gärten und Schatzkammern nach Theben weiterzubefördern. Wir gewahren den Schiffskapitän beim Kommando auf der Plattform seiner Kajüte. er führt den Titel *chor chent*, Oberster der Schiffahrt. Wer hätte geglaubt, dass wir den ältesten Namen von Lenkern seemässiger Fahrzeuge aus dem kontinentalen Nillande noch vernehmen sollten! Indessen lässt die Folgezeit ahnen, dass in der Kunst Seeschiffe zu bauen und sie auf hohe See zu führen die Aegypter wohl von einem Nachbarvolk abhängig waren, denn die berühmte erste Umfahrung ihres Weltteils vollführten nicht sie, sondern in ihres Königs Auftrag die Phönizier[4]).

Für ein ausserordentlich hohes Altertum der ägyptischen Gesittung bürgt am strengsten ihre Zeitrechnung. Sie gründete sich auf ein bürgerliches Jahr von 12 Monaten zu je drei Wochen von 10 Tagen, denen noch 5 Schalttage hinzugefügt wurden. Dass diese 365 Tage nicht genau das wahre Sonnenjahr ausfüllten, war den Aegyptern genau bekannt, denn sie wussten, dass es 1461 Jahre bedurfte, ehe der Sirius von Memphis aus am ersten Thoth vor Sonnenaufgang sichtbar wurde. Dieses Zusammenfallen der Frühaufgänge führte sie zu den Sothis- oder Siriusperioden von 1461 bürgerlichen Jahren. Einer dieser Zeitabschnitte endigte im Jahre 1322 v. Chr.; folglich fällt sein Beginn auf das Jahr 2782 und mindestens einmal vorher musste die Dauer einer solchen Periode festgestellt worden sein. Demnach trifft die erste Beobachtung eines Frühaufganges des Sirius am Neujahrstage spätestens auf das Jahr 4243 v. Chr.[5]).

[1]) Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertumskunde. 1870. S. 91.

[2]) Nach dem Kanon bei **Brugsch** (Histoire d'Égypte. Bd. 1. S. 287) würde vielmehr seine Regierungszeit in die Jahre 4455—4395 fallen.

[3]) **Dümichen** a. a. O.

[4]) **Herodot**, lib. IV. cap. 42.

[5]) **Lepsius**, Chronologie der Aegypter. Bd. 1. S. 165—180.

Die Vermutung, dass in jenen ältesten Zeiten die Aegypter nur der Steingeräte sich bedienten, stützt sich hauptsächlich darauf, dass die Beschneidung mit Steinmessern vollzogen wurde, wie bei den Hebräern, welche diesen Brauch den Aegyptern entlehnten. Diese Thatsache berechtigt jedoch nur zu einem anderen Schluss, nämlich dass die Beschneidung schon in der Steinzeit eingeführt worden war. Nicht gern werden nämlich die Werkzeuge bei feierlichen Handlungen gewechselt, weil diese sonst die Weihe des Altertümlichen einbüssen würden. Feuersteinmesser verwenden übrigens noch jetzt die Araber der Sinaihalbinsel zum Abkratzen der Schafe nach der Schur[1]). Schon in frühen Gräbern findet man Geräte aus Bronze mit einem Gehalt von 12 bis 14 Prozent Zinn. Reines Kupfer oder Bronzemischungen bezogen die Aegypter von semitischen Völkern, und ob sie das Zinn als reines Metall früh gekannt haben, darf bezweifelt werden[2]). Woher das Zinn nach Vorderasien gelangte und wer es dahin brachte, bleibt gegenwärtig noch völlig dunkel. Eisen und vielleicht auch Stahl, beide ursprünglich weit kostbarer als Bronze, kommen im alten Reiche nicht vor, sondern erst im neuen[3]). Wenn man behauptet, dass die Bildhauerarbeiten aus Granit, die schon unter der vierten manethonischen Dynastie aufgeführt wurden, ohne eiserne Werkzeuge sich nicht hätten herstellen lassen, so übersieht man gänzlich, dass die Inkaperuaner ebenso grosse Leistungen im Behauen und Glätten von Steinen ausgeführt haben, in völliger Unbekanntschaft mit dem Eisen[4]).

Es ist schon längst ausgesprochen worden, dass die jährlichen Ueberschwemmungen des Nils vielfach die Feldmarken verwischten, und die Aegypter dadurch frühzeitig genötigt wurden, sich in der Messkunde zu üben. Indessen dürfen wir uns ihre Leistungen hierin nicht allzu günstig vorstellen. Die Untersuchungen von Lepsius[5]) über die altägyptische Elle haben erwiesen, dass die Maasseinheit nicht streng bestimmt wurde und die Bauwerke oft grosse Ungenauigkeiten in der Quantität wahrnehmen lassen. Gleichwohl ist es nach einer Arbeit von Aloys Sprenger[6]) sehr glaubwürdig geworden, dass die Aegypter etwa 700 v. Chr. einen Erdbogen von Syene längs dem Nil gemessen haben. Wie am Beginn unseres

[1]) Ebers, Durch Gosen zum Sinai. S. 531.
[2]) Lepsius, Die Metalle in den ägyptischen Inschriften. Berlin 1872. S. 105, 114.
[3]) Lepsius a. a. O. S. 112.
[4]) Rivero y Tschudi, Antiguëdades peruanas. Wien 1851. S. 212, 231 f.
[5]) Die altägyptische Elle. Berlin 1865. S. 5 f.
[6]) Ausland. 1867. S. 1020.

Jahrhunderts deutsche Gelehrte in Paris sich die höheren Weihen holen zu müssen glaubten, so pilgerten auch wissensdurstige Hellenen nach dem Nillande. Wir wissen es von Pythagoras, Thales, Solon, Anaxagoras, Eudoxus und Herodot; erst Demokrit aus Abdera überzeugte sich, dass die Griechen von ägyptischen Geometern nichts mehr zu lernen hätten.

Aber alle aufgezählten Verdienste der Aegypter um Kunst und Handwerk, um bürgerliche Gesittung und Wissenschaften treten in den Hintergrund vor einer Erfindung, welche die Reife der Gesittung im Abendlande um Jahrtausende beschleunigen sollte. Am Ausgang des vierten Jahrtausends v. Chr. finden wir bereits hieroglyphische Inschriften des Königs Snefru, also beim Uebergang von der dritten zur vierten Dynastie[1]). Die hieroglyphischen Bilder waren bereits Vertreter teils von Lautgruppen oder Silben, teils schon eines einzigen Lautes. Erläutert wurde vielfach noch das geschriebene Wort durch ein beigegebenes Bild oder Sinnbild, das sogenannte Deutezeichen. Obgleich auch die ältesten Urkunden bereits Lautschrift enthalten, so ist es doch erlaubt, aus dem Auftreten jener Deutezeichen zu schliessen, dass in einem Zeitraum vor den ältesten Urkunden die Aegypter sich noch mit der reinen Bild- und Sinnbildschrift begnügten. Aus der Zeit der zwölften Dynastie, also vor dem Einfall der Hyksos, besitzen wir eine nach Prisse benannte Papyrusrolle mit abgekürzter, kursiv gewordener Hieroglyphenschrift, die im 14. Jahrhundert v. Chr., also vor dem Auszuge der Juden, ihre höchste Vollendung erreichte. Aus ihr entstand im 9. Jahrhundert v. Chr. das Demotische, also eine Schrift mit Buchstabenzeichen, zuvor aber hatten sich die Semiten etliche davon angeeignet, wenigstens sind 13 wenn nicht 15 phönizische Buchstaben aus dem hieratischen abzuleiten[2]).

Nun brauchen wir nur die Frage zu stellen, ob zu dieser frühzeitigen Blüte der Gesittung auch die Landesnatur hilfreich beigetragen habe, so richtet sich der Blick sogleich auf den Nil, und denkt ein jeder an dessen rhythmische Spiegelschwankungen. Nach den Beobachtungen von 1848—61 beim Nildamm an der Spitze des Deltas[3]) befindet sich der Strom im Mai in seiner tiefsten Schwäche. Zwar hat die Sonne bereits seit Februar unter 3° n. Breite die Regen erweckt, welche die Betten der Gewässer des weissen Stromes füllen, die stärksten Wasserfluten ergiessen sich jedoch

[1]) **Ebers**, Durch Gosen zum Sinai. S. 138 f.

[2]) **Ebers**, Aegypten und die Bücher Moses. Bd. 1. S. 147 f.

[3]) **Barth** in der Zeitschrift für Erdkunde. Berlin 1863. S. 114 f. und Tafel II.

erst vom April bis August. Im Unterlande beginnt der Nil in der zweiten Hälfte des Juni bis zur zweiten Hälfte des Juli erst sanft, von da ab äusserst hastig anzuschwellen. Mittlerweile haben sich nämlich die tropischen Regen auf Habesch herabgesenkt und sind der blaue Nil und etwas später der Atbara herbeigestürmt. Mitte August erreicht der Nil seinen Hochwasserstand und bewahrt ihn bis Ende der dritten Oktoberwoche, nachdem im Anfang des eben genannten Monats im Hochwasser selbst wieder ein Maximum eingetreten und wieder verschwunden ist. Ende Oktober sinkt der Spiegel fast gleichmässig, anfangs nur wenig rascher als später. Etwa das Zwanzigfache seines Wasserergusses im Mai fasst der Nil im Oktober, aber er fasst ihn nicht mehr zwischen den Uferdämmen, sondern sendet ihn links und rechts nach der Wüste. Befruchtend wirkt der Nil durch die schwebenden Bestandteile seines Wassers. Chemisch ist sein Schlamm wiederholt untersucht worden[1]), neuerdings wieder von W. Knop[2]), welcher letztere sehr wenig organische Stoffe vorfand, dafür aber bei dem ägyptischen Schlamm von allen bekannten Feinerden die höchste Absorption im Verein mit der grössten Menge aufgeschlossener Silikatbasen, demnach den höchsten landwirtschaftlichen Nutzrang antraf. Nun wissen wir, dass der weisse Nil, da er durch Seen hindurchgeht, die wie ein Filter wirken, arm an schwebenden Mineralien ist und seine grünliche Farbe nur von Pflanzenteilen herrührt. Seine Wasser dienen also nur zur Füllung des Bettes, sowie zur Benetzung in den trockenen Zeiten, aber kaum zur Befruchtung. Diese bringen vornehmlich der blaue Nil[3]) und der Atbara herbei[4]). Auch andere Ströme überfluten ihr Unterland, keiner jedoch verbreitet reicheren Segen als der Nil. Der hydraulische Mechanismus des grossen Stromes, des einzigen, welcher 37 Breitengrade durchmisst, wiederholt sich aber nicht zum zweiten Male auf der Erde. Unter dem Mikroskop gewährt der Nilschlamm den Anblick vollkommen gleichartiger Körner von $^1/_{80}$ bis $^1/_{100}$ mm Durchmesser, welche bei durchfallendem Lichte in reizenden prismatischen Farben spielen[5]). Bekanntlich nimmt

[1]) Acht verschiedene Analysen giebt Horner, Philosophical Transactions. London 1855. Bd. 145. S. 128.

[2]) Landwirtschaftliche Versuchsstationen. Bd. 15. 1872. S. 16 f. und Bd. 17. 1874. S. 65 f.

[3]) Wie Klunzinger inzwischen bestätigt hat, bedeutet auch Bachr el asrek „dunkler" oder „trüber Fluss", Bachr el abiad „heller". Vgl. Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle. 1879. S. 53 f.

[4]) Baker, Die Nilzuflüsse in Abyssinien. Braunschweig 1868. Bd. 1. S. 48, 84. Bd. 2. S. 185.

[5]) Fraas, Aus dem Orient. S. 210 f.

der Nil den Atbara als letztes Nebengewässer auf und durchströmt *S* förmig gekrümmt 14 Breitengrade, während Wüstenwinde begierig an seiner Oberfläche saugen. Auf dieser Strecke ist gesorgt, dass nicht etwa ein Nebenstrom mit grobem Gerölle die Feinerde aufs neue wieder verderbe. Von Assuan oder dem letzten Katarakt bis Kairo beträgt das Gefälle 11, von Kairo abwärts nur 4 Meter auf 100 000; ja schon von Wadi-Halfa, dem zweiten Katarakt, bis Assuan hat sich das Gefälle bereits zu 9 Zoll auf die englische Meile vermindert, daher selbst auf dieser Strecke nur wenig grober Sand noch vorwärts geschoben wird[1]). Von der geringen Geschwindigkeit[2]) hängt es aber ab, dass nur noch die kleinsten schwebenden Bestandteile, also Feinerden weiter getragen werden. Bedenken wir jedoch, dass, wenn die Geschwindigkeit des Stromes bis auf 0,5 Fuss in der Sekunde sich mindern sollte, auch die feinsten Bestandteile zu Boden sinken müssten, so würde der Nil, wenn er jemals bis zu diesem Betrage ermattete, Unterägypten nicht mehr schokoladenbraun, sondern als klares Gewässer erreichen. Einen solchen Zustand aber kann die Wissenschaft voraussehen. Mit der Minderung des Gefälles auf der letzten Strecke muss auch die Geschwindigkeit sinken. Bestände nun das Nilbett bei den Katarakten nicht aus hartem Syenit, sondern aus weichem Sandstein, so würde der Nil längst schon sein Bett vertieft und sein Gefälle bis auf das äusserste Minimum eingeschränkt haben. Die Härte der Felsarten auf der Kataraktenstrecke hat den Eintritt dieses Uebelstandes verzögert. Oberhalb Philä sieht man in der That die deutlichsten Spuren eines älteren Nilstandes 9 und mehr Meter über dem jetzigen Spiegel, und unter Amenemha III.[3]) aus der zwölften Dynastie floss der Strom wirklich noch in einem nahezu um so viel höheren Bette[4]). Die Zeit der Nilwunder ist also jedenfalls eine begrenzte.

Noch heutigen Tages wirft der Fellach vom Boot aus ohne vorherige Arbeit die Saat in den nassen Schlamm, wenn das Wasser sich streifenweise von seinen Fluren zurückzieht[5]), doch wurden schon in der Pyramidenzeit die Felder gepflügt oder mit der Hacke

[1]) Horner a. a. O. S. 117.

[2]) Die mittlere Geschwindigkeit des Nils, die freilich weniger in Betracht kommt als die höchste, beträgt eine halbe deutsche Meile in der Stunde. Sir John Herschel, Physical Geography. § 196.

[3]) Nach Brugsch (Histoire d'Égypte. S. 289) regierte er von 2653 bis 2611 v. Chr.

[4]) Lauth, Aegyptische Reisebriefe. Allgemeine Zeitung. 1873. S. 1334.

[5]) Horner, Philosophical Transactions. Bd. 148. London 1858. S. 67. v. Kremer, Aegypten. Leipzig 1863. Bd. 1. S. 180 f.

gelockert[1]), die Saat selbst aber eingetreten. Wohl wird in neuerer Zeit beim Bau von Handelsgewächsen stark gedüngt, aber im Altertum geschah es sicherlich nicht. Gegenwärtig erntet man vom Weizen das 8. bis 20., von der Gerste das 4. bis 18., vom Mais das 14. bis 20., von der Durra *(Sorghum vulgare)* das 36. bis 48. Korn[2]). Das letztgenannte Getreide wird uns unter den Feldfrüchten im Altertum nicht genannt und fehlte vielleicht damals[3]), was die Vermutung stützen würde, dass es von den Negern der Kultur gewonnen worden sei[4]).

Was man auch sagen mag, Herodot[5]) behält Recht, dass nirgends als in Aegypten die Erde um so wenige Mühe so reichen Ackersegen gewähre. So war denn dafür gesorgt, dass sich im Delta des Nils[6]) die Menschheit zuerst aufs höchste verdichten konnte. Gesorgt war aber auch andererseits, dass jene Vergünstigung der Natur in würdige Hände falle. Würde sich nämlich der nilotische Bewässerungs- und Befruchtungsapparat an der Westküste von Südafrika befunden haben, so hätte er sicherlich wohl ebenfalls Wunder, aber nicht so hohe Wunder der Gesittung verrichtet wie in Aegypten. Der Nil nämlich mündet hart vor der Landenge, welche Asien mit Afrika verbindet. Seine Wohlthaten konnten sich also nie lange dem menschlichen Auge entziehen. Mochten Völkerbewegungen aus Afrika nach Asien gerichtet sein oder wurden Stämme aus dem bereits überfüllten Vorderasien nach Afrika gedrängt, immer gelangten sie an den Nil, und zuletzt musste demjenigen Stamm der Besitz des Unterlandes zufallen und verbleiben, der es zu einer raschen Volksverdichtung am besten auszubeuten verstand.

2. Die Semiten.

Dieser Stamm der mittelländischen Völker bewohnt Vorderasien und Teile von Ostafrika. Er besitzt alle Merkmale der anderen Rassenglieder, ist bärtiger als die Hamiten und häufiger als diese

[1]) Ebers, Durch Gosen zum Sinai. S. 468.

[2]) Stephan, Das heutige Aegypten. Leipzig 1872. S. 82.

[3]) Unger, Botanische Streifzüge. Sitzungsberichte der Wiener Akademie. Wien 1860. Bd. 38. S. 100.

[4]) S. oben S. 508.

[5]) lib. II, cap. 14.

[6]) Unter dem Delta des Nils im Sinne der heutigen Wissenschaft, also dem Aufschutt des Stromes an seiner weiter und weiter nordwärts vorgerückten Mündung (R. Credner, Die Deltas. Ergänzungsheft Nr. 56 von Petermanns Mitteilungen. 1878. S. 8) haben wir uns den ganzen ägyptischen Nil- oder Dunkelboden (Kemi der Altägypter) vorzustellen. Dass die Ausbildung des von

mit ausdrucksvollen Gesichtszügen, schmalen Lippen, hohen, meist gebogenen Nasen und scharf gezeichneten Brauen ausgestattet. Die Hautfarbe schwankt zwischen einer leichten Dunkelung bis zum tiefen Braun. An Schädelmessungen herrscht grosser Mangel. Nach Welcker stehen die Juden an der Grenze der Brachycephalie, gehören aber noch unter die niedrigen Mesocephalen. Die Araber umgekehrt nähern sich der Grenze der Schmalschädel, zählen aber gleichfalls doch noch zu den Mesocephalen und zwar zu denen von ziemlicher Schädelhöhe, die Abessinier endlich mit einem Breitenindex von 71 und einem Höhenindex von 76 besitzen hohe negerartige Schmalschädel. Wer freilich bürgt uns, dass Schädel aus Habesch Abkömmlingen von echten unvermischten semitischen Einwanderern angehören?

Kenner des Altägyptischen wie Kenner der semitischen Sprachen haben längst die Vermutung geäussert, dass in einer der Forschung vorläufig entzogenen Vorzeit Hamiten und Semiten in gemeinsamen Ursitzen ihre Sprachen wenigstens bis zu den Stämmen der Fürwörter und Zahlwörter entwickelten. Das alte Testament hat uns ausserdem den Entwurf einer Abstammungstafel für die mittelländischen Völker in einer älteren und einer jüngeren Fassung[1]) erhalten, wobei es in der naiven Sprache der patriarchalischen Zustände Länder-, Völker- oder Städtenamen auf künstlich geschaffene Stammväter überträgt. So leiten ihren Stammvater Eber die Juden als Enkel von Arphakschad ab, Arphakschad aber ist die Landschaft Arrhapachitis bei Ptolemäus, in der Nähe des Ararat gelegen und jetzt noch Albak genannt[2]).

Zur Zeit, als die Völkertafel der Genesis entstand, konnte man vielleicht viel besser als jetzt noch Aehnlichkeiten zwischen Volksstämmen erkennen, die sich später mehr verwischten. Wenn daher die Kuschiten von Ham abgeleitet werden, die Kanaaniter aber als Nachkommen des Kusch galten und die phönizische Stadt Sidon als der älteste Sohn Kanaans bezeichnet wird, so huldigt auch das alte Testament der Ansicht, dass semitische und hamitische Stämme sich in Vorzeiten sehr nahe gestanden seien, daher auch leicht aus Hamiten durch verwandtschaftliche Mischung Semiten werden konnten. Doch widerspricht sich der Bibeltext mehr als einmal; unter anderem wird Havila bald zu den Kuschiten, bald wieder zu den joktanischen

den Griechen (blos gestaltlich) so geheissenen „Delta“ nur aufgefasst werden dürfe als Fortsetzung der vormals beim Katarakt von Assuan begonnenen Zuschwemmung eines spitz ins Land eindringenden Meerbusens, hat mit geographischem Scharfblick schon Herodot erkannt (lib. II. cap. 10 und 11).

[1]) Gen. cap. 10, v. 1—32. Paralip. lib. I. cap. 1.

[2]) Spiegel im Ausland. 1872. S. 1035.

Arabern gezählt[1]). Hätte nun gar der Ethnograph, oder hätten die elohistischen und jahveistischen Ethnographen der Genesis bei ihrem Lehrgebäude sich nur von der Hautfarbe leiten lassen, wie dies vielfach von den Kennern biblischer Altertümer behauptet wird, dann könnte die heutige Wissenschaft ihren Angaben keinen Wert beilegen, denn die ohnehin schwachen (nur bei den himjaritischen Südarabern zu negerhaftem Schwarz gesteigerten) Farbenabstufungen wechselten sicherlich damals wie gegenwärtig von Landschaft zu Landschaft, und innerhalb der nämlichen Horde mussten ebenfalls wieder Uebergänge die äussersten Vorkommnisse vermitteln.

Die heutige Völkerkunde kann sich bei vielen der hierher gehörigen Nationen nur an die Sprachen und die Sprachreste halten, deren Typus schon geschildert worden ist[2]). Sie verstatten zunächst eine ziemlich strenge Scheidung in nördliche und südliche Semiten. Die nördlichen Völker zerfallen wieder in Aramäer, Hebräer und Kanaanäer, Assyrier und Babylonier. Das Aramäische wurde in Syrien, Assyrien, Babylonien und dem östlichen Kleinasien gesprochen, ist aber seit dem späteren Mittelalter erloschen bis auf zwei mundartlich verschiedene Sprachinseln, welche noch jetzt bestehen. Zwischen Mosul und Diarbekr bis nordöstlich zu den Wan- und Urmia-Seen wohnen nämlich nestorianische Christen, die sich, unberechtigt ohne Zweifel, Chaldäer nennen und ein verdorbenes Aramäisch reden[3]). Die zweite aramäische Sprachinsel liegt bei Damaskus[4]), welches als der alte Brennpunkt des Aramäertums von der Bibel bezeichnet wird[5]).

Sprachlich standen die Hebräer den Kanaanitern, vorzüglich den Phöniziern so nahe, dass phönizische Inschriften mit Leichtigkeit aus dem Hebräischen sich erklären lassen[6]), und doch müssten wir gerade Kanaaniter nebst Phöniziern nach der erwähnten Einordnung derselben in der biblischen Völkertafel unter Kusch als semitisirte Hamiten betrachten[7]). In den letzten vorchristlichen

[1]) Gen. cap. 10, v. 7 u. 29.

[2]) S. oben S. 127 f.

[3]) Ritter, Erdkunde. Bd. 9. S. 679 f. Bd. 11. S. 211 f., 390.

[4]) Fr. Müller, Reise der Fregatte Novara. Anthropologie. Bd. 3. S. 194.

[5]) 2. Sam. cap. 8, v. 5 und Knobel, Die Völkertafel der Genesis. Giessen 1850. S. 226.

[6]) Whitney, Language and the study of language. S. 295—297.

[7]) Bestätigt sich des weiteren Lepsius' Ansicht (Nubische Grammatik. S. XCIV f.; vgl. oben S. 498 Anm. 1), nach welcher Punt (das Land der Puna in Südarabien und dem gegenüberliegenden Ostafrika) die Heimat der Urpunier oder der Urphönizier sein soll, so würde die biblische Ueberlieferung ebenso unerwartet gerechtfertigt erscheinen, wie die Herodots (lib. I. cap. 1), dass die

Jahrhunderten erlosch das Hebräische als Volkssprache allmählich und wurde von dem Syrischen oder Aramäischen verdrängt, während das Samaritanische, eine Mischsprache aus Aramäisch und Hebräisch, noch eine zeitlang zwischen beiden eine Brücke bildete. Christus selbst zeigt uns durch seine am Kreuz gesprochenen Worte[1]), dass zu seiner Zeit in Palästina bereits aramäisch geredet wurde. Der dritte Zweig des nordsemitischen Astes ist das Assyrisch-Babylonische, die Sprache der Keilschriften „dritter Gattung", deren Entzifferung seit der Entdeckung der erklärenden Täfelchen in Niniveh-Kujundschik festen Boden gewonnen hat. Jene Schrift ist nicht überall eine Lautschrift, und wo sie es ist, eine Silbenschrift. Sie besitzt wie die hieroglyphische und hieratische Schrift Determinativzeichen, jedoch konventionelle, nicht bilderschreibende, endlich eine Anzahl schwieriger aber jetzt schon vielfach erklärter Ideogramme[2]), wahrscheinlich als Wortbilder oder Wortsinnbilder, die durch Keilzeichen abgekürzt worden waren. Gegenwärtig sind alle Zweifel geschwunden, dass die Assyrier und Babylonier eine gemeinsame Sprache redeten, und diese zu den semitischen gehörte[3]). Sie stand dem Aramäischen ferner als dem Hebräisch-Kanaanäischen und vermittelte zugleich die nord- mit der südsemitischen Gruppe[4]).

Wenn die Völkertafel der Genesis Nimrod, den Stifter von Babel, Erech, Akkad und Chalne als einen Sohn von Kusch bezeichnet, so ist die Stelle als ein späterer Zusatz längst erkannt worden[5]). Dass sich in Babylonien einwandernde Semiten mit einer älteren hamitischen Bevölkerung gemischt haben, stützt sich nun allein auf die Angaben der Genesis und erscheint daher vor Zweifeln nicht gesichert. Die assyrischen Inschriften haben bezeugt, dass

Phönizier vom roten Meer (d. h. nach seinem Sprachgebrauch überhaupt vom Umgebungsmeer Arabiens) erst nach dem Mittelmeer gezogen seien. Die kanaanitischen Phönizier, die Kefa der Pharaonen-Denkmäler, wären dann eine im semitischen Syrien wirklich zu Semiten gewordene Abzweigung oder Kolonie der Puna, und wenn Strabo (lib. I, cap. 2, § 35) in einer seiner Quellen „Aethiopien nach Phönizien verlegt" fand, so lautet das ganz wie im biblischen Texte: Kusch und Kanaan sind Kinder von Ham, Kanaan aber zeugte Sidon.

[1]) Matthäus cap. 27, v. 46 (des griechischen Textes). Luther hat in seiner Uebersetzung diese Worte seltsamer Weise hebräisch wiedergegeben.

[2]) Schrader, Die assyrisch-babylonischen Keilinschriften. Leipzig 1872. S. 61, 83.

[3]) Schrader a. a. O. S. 24.

[4]) Schrader in der Zeitschrift d. D. Morgenländ. Gesellschaft. Bd. 27. Leipzig 1873. S. 406, 412. Ohne die Arbeit Schraders zu kennen, ist Sayce (An Assyrian Grammar. London 1872. S. VII. S. 1—15) zu dem nämlichen Ergebnis gelangt.

[5]) Knobel, Die Völkertafel der Genesis. S. 339.

mindestens schon um 900 v. Chr. die Bewohner Babyloniens Kaldi (Chaldäer) hiessen[1]). Bevor aber im 18. Jahrhundert v. Chr. die semitischen Chaldäer in Babylon ihre Herrschaft gründeten, bestand im Mündungsland des Euphrat ein Reich mit der Hauptstadt Ur, dessen Könige nicht semitische Namen führten[2]). Dort wurde die älteste Gattung der Keilschrift erfunden, von der die assyrisch-babylonische Schrift erst abgeleitet worden ist. Die Sprache jenes ehrwürdigen Volkes, der Sumerier, wie wir es am besten nennen dürfen nach seinem alten Wohnsitz im südöstlichen Deltaland des Euphrat und Tigris unfern des persischen Meerbusens[3]), ist durchaus keine semitische, sondern sie schliesst sich, was die Zahlwörter und Fürwörter betrifft, eher der finnischen Sprachengruppe an[4]). Während aber seltsamerweise die Wortbildung immer sonst durch lose Verknüpfung von Suffixen gleichwie in dem altaischen Sprachkreise erfolgt, gestaltet das Zeitwort seine Sinnbegrenzungen vorzugsweise durch Präfixe[5]), entfremdet sich also vollständig dem Typus nordasiatischer Sprachen.

Als zweiter Ast haben sich von dem gemeinsamen Stamme die südlichen Semiten abgesondert. Sie redeten in der geschichtlichen Vorzeit das Vorarabische, welches sich spaltete 1) in das Arabisch der Ismaeliten, von welchem die alte Schriftsprache und die neuarabischen Mundarten abstammen, und 2) in die Sprache der Kahtâniten (Joktaniden), welche letztere wieder zerfiel in das Himjaritische, von welchem das heutige Ehkyly Südarabiens entsprossen ist, und in das Altäthiopische (der axumitischen Inschriften), von dem das jetzt erloschene, nur noch als abessinische Kirchensprache gebrauchte Geʿes abgeleitet wird[6]). Lange vor der Eroberung Aegyptens durch die Araber hatten nämlich bereits Südsemiten aus

[1]) Schrader in der Zeitschr. der D. Morg. Ges. a. a. O. S. 398.

[2]) Lenormant, Études acadiennes. Paris 1873. Bd. 1. S. 76.

[3]) Hommel im Ausland. 1880. S. 381—386. Hiernach hat man mit Unrecht dem nördlicher gelegenen Nebenland Akkad (mit Babylon) vor Sumerien oder Sumir den Vorzug gegeben bei Benennung dieser Heimstätte der ältesten vorderasiatischen Gesittung. Ist nämlich Sumir nichts weiter als die alteinheimische Form des hebräischen Landesnamens Sinear (eigentlich Schinghar zu sprechen), so geht auch aus 1. Mose cap. 10, v. 10 hervor, dass Sumir der umfassendere Begriff war, Akkad ursprünglich wohl nur eine Stadt, dann den nördlicheren Landesteil mit einer der sumerischen verschwisterten Bevölkerung bezeichnete, den man im weiteren Sinn mit unter Sumir zusammenfasste.

[4]) Lenormant a. a. O. S. 133 f.

[5]) Oppert, Journal asiatique. Paris 1837. 7ième série. Bd. 1. S. 216 f.

[6]) v. Maltzan in der Einleitung zu v. Wredes Reise in Hadhramaut. Braunschweig 1870. S. 32 f. Ueber die sabäische und himjaritische Gruppe der Südaraber vgl. v. Maltzan in der Zeitschr. f. Ethnologie. 1873. S. 57—70.

Jemen und Hadhramaut das rote Meer überschritten und Abessinien bevölkert, wohl nicht ohne sich mit nichtsemitischen Vorbewohnern daselbst zu vermischen. Schon für den Beginn unserer Zeitrechnung ist das Dasein dieses Geʿesvolkes in Abessinien bezeugt[1]). In den folgenden Jahrhunderten, als eine zeitlang der Grosskönig von Axûm auch Teile Südarabiens mit beherrschte, war die Zuströmung der Araber über das Meer nach dem von ihnen Habesch genannten Alpenland naturgemäss eine sehr starke. Nordöstlich von Adowa sind noch altertümliche Klosterbauten erhalten, welche nicht nur im Stil die auffälligste Aehnlichkeit mit sabäischen Bauwerken zur Schau tragen, sondern deren Mauerinschriften sogar in der Zunge der Sabäer reden[2]). Die gegenwärtig fortlebenden Tochtersprachen des Geʿes sind das Tigrié in der glühenden Küstenebene, welche das Hochland vom Strande des roten Meeres scheidet, und das Tigrinja Nordabessiniens. Die Amhara-Sprache des übrigen Habesch und Schoas steht denselben nur vetterschaftlich zur Seite und trägt vielleicht auch nichtsemitische Bestandteile in sich[3]).

Wir Europäer haben wie in den hamitischen Aegyptern auch in den Semiten ältere Kulturvölker zu achten, denen wir unzählige geistige Anregungen und Hilfsmittel der Gesittung bis in die neueste Zeit verdanken. Der Einbruch der Araber verscheuchte zuerst die mönchische Finsternis, in welche Europa zu versinken drohte, und frische Helligkeit durchströmte unseren Weltteil, als die Kreuzfahrer aus Palästina Erfindungen und Wissensschätze heimbrachten. Eines der ältesten Kulturvölker Vorderasiens, die Chaldäer im Lande Sinear, gehörte nach den vorausgehenden Erläuterungen zu den Semiten. Wie die Aegypter bewohnte es eine Wüste, wie diese den Nil benutzte es die Hochwasser der mesopotamischen Ströme, des Euphrats vorzugsweise, zu künstlichen Bewässerungen. Im oberen und mittleren Laufe besitzt dieser Strom so starke Geschwindigkeiten, dass die schlauchgetragenen Flösse (Kellek) noch jetzt wie im Altertum die mit Fellen umkleideten Rundboote[4]) nur zur Thalfahrt benutzt, am Ziele angelangt aber auseinandergenommen, stückweise auf Lasttiere geladen und wieder zum Oberlauf zurückgetragen werden. Weiter gen Südosten beruhigt sich der Euphrat und zieht als stiller aber tiefer Strom dem persischen Golfe zu. Jetzt tritt er im April über sein rechtes Ufer, um in den Boden-

[1]) Dillmann, Ueber die Anfänge des axumitischen Reiches. Abhandlungen der Berliner Akademie aus dem Jahre 1878. Berlin 1879. S. 195.

[2]) a. a. O. S. 206, 234, 236.

[3]) v. Heuglin, Reise nach Abessinien. S. 264.

[4]) Herodot, lib. I, cap. 194; vgl. auch Ritter, Erdkunde. Bd. 11. S. 64.

senkungen Lachen und Sümpfe zu hinterlassen, aus denen speerhohe Schilfe aufsprossen. Von Mai bis November wölbt sich über Sinear ein eherner Himmel, die Luftwärme steigt auf 49° C., selbst hinter dicken Mauern noch auf 37,5°, ohne dass, so wenig wie in Aegypten, Indien und in Yukatan, die Denkkraft der Bewohner unter diesen Temperaturen erschlafft wäre. Von November bis Dezember fallen wieder leichte Regenschauer. Baumwuchs ist nur auf die Ufersäume beschränkt und besteht aus Tamarisken, Akazien, Pappeln, Granatbäumen mit ihren Feuerblüten sowie aus Palmen, beladen mit Trauben bernsteingelber Datteln. Auf grossen Strecken ist der einstmals so frohlockende Euphrat jetzt beängstigend still. Der Wind hebt mit seinen Fittigen Staubwolken empor, um den fetten Marschboden zu ersticken, ohne dass ihm jemand wehrte. Weit über das flache Land hin ragen seltsam gestaltete Hügel, die bei besserer Annäherung als ungeheuere Trümmer von Backsteinen erkannt werden. An Lehm zu Luftziegeln fehlte es nirgends, einen trefflichen Mörtel aber lieferten die noch jetzt fliessenden Erdpechquellen bei Hît[1]). Jene Trümmer gehören den ältesten und ersten Städten an, welche die Verfasser der Genesis kannten, nämlich dem chaldäischen Ur, jetzt Mugheir, Erech, jetzt Warka, Nipur oder Kalneh in der Sprache der Bibel, jetzt Niffer, endlich Bab-ili oder Babel, jetzt Hillah mit Borsippa, dem „Turm der Sprachen“[2]).

Diese Städte entstanden unter dem zweiten Herrscherhause des Berossus, welches, freilich mit künstlichen Ergänzungen einer lückenhaften Chronologie, in die Zeit von 2286 v. Chr. gesetzt wird[3]). Die grossen Bauwerke von Ur erhoben sich terrassenartig. Ihre Mauerflächen schmückten blauer Schmelz, polirte Achate, Alabaster, Marmorstücke, Mosaikarbeiten, Kupfernägel und Goldbleche. Balken aus Palmenholz trugen die Dächer, doch zeigten sich frühzeitig schon Versuche von Bogenwölbungen. Steigen wir in die Gräber hinab, so stossen wir auf Särge, das heisst auf zwei zusammengeklappte thönerne Schalen, und neben den Toten auf geschliffene Feuersteingeräte sowie Bronzewerkzeuge, goldene Ohrringe und eherne Armspangen. Zu den ältesten Urkunden aber zählt das walzenförmige Petschaft des uralten Königs Uruch, weniger weil es die damaligen Hoftrachten[4]) uns noch aufbewahrt, sondern weil das

[1]) Pauline v. Nostiz, Helfers Reisen. Bd. 1. S. 256. Černik, Studien-Expedition durch die Gebiete des Euphrat und Tigris. 1. Hälfte. Ergänzungsheft Nr. 44 von Petermanns Mitteilungen 1875. S. 23.

[2]) Oppert, Inscription de Nabuchodonosor. Reims 1866. S. 13 ff.

[3]) Rawlinson, Great monarchies. Bd. 1. S. 153.

[4]) S. oben S. 182.

Siegeln selbst auf das Vorhandensein einer Schrift hinweist. Gehörten auch die Erfinder dieser ältesten Schriftgattung, die Sumerier, einem nicht semitischen Völkerkreise an, so bleiben den Chaldäern doch ihre Verdienste um die Metrologie unbestritten, obgleich wir die Chaldäer auch in ihren mathematisch-astronomischen Studien von ihren sumerischen Vorgängern und Lehrmeistern gewiss abhängig denken müssen. Noch jetzt verkündigt uns der Anblick jedes Zifferblattes chaldäische Weisheit[1]). Das erste metrische Gewicht wurde am Euphrat bestimmt, denn das babylonische Talent entspricht genau einem babylonischen Kubikfuss Wasser bei der mittleren Landestemperatur[2]). Die Teilung des Jahres in Monate und Wochen, die Namen unserer sieben Tage verdanken wir den Chaldäern. Sie sind es gewesen, die den Kreis in 360 Grade und jeden von diesen in 60 Bruchteile zerlegten. Ihre Ziffern reichten zwar bis hundert, doch besassen sie auch besondere Zeichen für 60 oder einen Sossos, sowie für das Quadrat des Sossos oder den Saros. Thontäfelchen, die bei Senkareh gefunden worden sind, enthalten sogar die Anleitung, Einer und Sossos durch die Stellung von rechts nach links zu unterscheiden, also die Erfindung des Stellenwertes der Zahlen, ja die Chaldäer besassen sogar eine Schreibweise, die wesentlich unseren Ausdrücken für Dezimalbrüche glich. Fügen wir noch hinzu, dass die Babylonier mit ihrer Sexagesimalteilung die Talente, Minen und Seckel, also die Valuta Vorderasiens geschaffen haben. Freilich waren es nur Barren aus Silber und Gold, die beim Verkehr abgewogen und auf Feinheit geprüft werden mussten. Dem Gelde einen leicht erkennbaren Wert gegeben, Silber und Gold in Münzen ausgeprägt zu haben blieb dagegen den kleinasiatischen Griechen vorbehalten, während die Semiten und ihre Tochtervölker noch lange nach dieser Erfindung beim Barrenverkehr ausharrten.

Anderen semitischen Völkern als den Chaldäern verdankt das Abendland seine religiöse Erziehung. Haben diese Schöpfungen bereits früher ihre Würdigung gefunden, so bleibt uns nur zu untersuchen übrig, welcher Anteil dem Sprachentypus an der Begründung des Monotheismus zukomme. Die alten Arier benannten Naturerscheinungen oder Naturkräfte nach den sinnlichen Eindrücken, die sie hinterliessen, und da sehr bald die radikalen und bedeutsamen Lautbestandteile in jenen Sprachen sich verwischten, so geschah es.

[1]) Brandis, Münz-, Maass- und Gewichtssystem. Berlin 1866. S. 20.

[2]) Brandis a. a. O. S. 33 f. Nach Oppert (Journal asiatique. Paris 1872. 6ième série. Bd. 20. S. 157) besass der babylonische Fuss 315 Millim. Länge.

wie wir bereits früher zeigten[1]), dass der Name unverständlich und dadurch der Keim zu endlosen Mythen geweckt wurde. Die Semiten dagegen gaben ihren Göttern Namen, die sich auf abstrakte Eigenschaften bezogen, wie El der Starke, Bel oder Baal der Herrscher, Belsamin Herr des Himmels, Moloch König, Eliun der Höchste, Ram oder Rimmon der Erhabene[2]). Im Typus der dreikonsonantischen Sprachen lag es, dass die entscheidenden Laute unversehrt von der Abschleifung blieben, und sie mahnten daher den Semiten unaufhörlich an die Ableitung des Wortes. Dennoch wurden auch die semitischen Götternamen, obwohl anfangs nur Eigenschaftswörter, später persönliche Benennungen, so dass die verschiedenen Bezeichnungen eines Wesens in Bezeichnungen verschiedener Wesen sich verwandelten. Hätten die Juden die Bedeutung von El dem Allmächtigen nicht vergessen, so würden sie Baal den Herrn nicht als eine andere Gottheit neben ihm verehrt haben. Somit schützten selbst die semitischen Sprachen nicht vor den Verirrungen in Vielgötterei, wenn auch bei ihnen die Versuchung seltener sich einstellte. Dass aber von vornherein alle Semiten ihren Göttern abstrakte Namen beilegten, dazu nötigte sie nicht sowohl ihre Sprache als vielmehr der Trieb, alles zu vergeistigen.

In die ernste Untersuchung unserer Zeit, ob nämlich vor der strengen typischen Ausbildung ihrer Sprachen die Semiten mit den Indogermanen eine engere Heimat bewohnt und einen Schatz einsilbiger Wurzeln gemeinsam besessen haben, darf eine Völkerkunde heutigen Tages sich noch nicht einmischen, so sehr sie auch ein bejahendes Ergebnis herbeiwünschen mag. Selbst der neueste Versuch dieser Art[3]), der sich durch eine strenge Methode vor den früheren auszeichnet, hat noch keine Entscheidung herbeigeführt, sondern nur abermals die Hoffnung belebt, dass der völlige Beweis einer vorzeitlichen Sprachgemeinschaft der drei grossen, sich so nahe stehenden Stämme mittelländischer Rasse früher oder später noch gelingen werde.

3. Europäische Völkerstämme von unbestimmter Stellung.

Unter den Bewohnern Europas gehören mehrere Völker ihrer Körpermerkmale wegen jedenfalls zu der mittelländischen Rasse,

[1]) S. oben S. 267 f.

[2]) Max Müller, Essays. Leipzig 1869. Bd. 1. S. 310—318.

[3]) Friedr. Delitzsch, Studien über indogermanisch-semitische Wurzelverwandtschaft. Leipzig 1873.

müssen aber wegen ihrer Sprachen abgesondert aufgezählt werden. Es sind dies namentlich die Basken und fast alle Stämme Kaukasiens, dieser vom „Gebirge der tausend Gipfel“ durchzogenen Schwelle von Asien zu Europa.

a. Die Basken.

So nennen wir jetzt die Bevölkerung eines kleinen Landstücks im Nordosten Spaniens und im Südwesten Frankreichs, die Küstengegend zwischen Bilbao und Bayonne[1]). Durch die neuzeitliche Massenauswanderung nach dem Laplata etwa auf eine halbe Million Köpfe zusammengeschwunden, sprechen diese Basken das Euskara und nennen sich selbst Euskaldunak. Bei den Geographen des Altertums hiessen sie Iberer und bewohnten das südwestliche Frankreich und den grössten Teil der iberischen Halbinsel, nur dass frühzeitig in den Norden und Nordwesten derselben Kelten eingedrungen waren, mit welchen die Iberer auch im Kern der Halbinsel das Mischvolk der Keltiberer bildeten. Grosser Meinungszwiespalt herrscht über die Grössenverhältnisse ihres Schädels. Nach Paul Brocas[2]) Ermittelungen würden die spanischen Basken zu den gemischten Halbschmalschädeln gehören, während unter den französischen Basken die Breitschädel das Zahlenübergewicht besässen, doch scheidet die politische Grenze natürlich die Schädelgestalt keineswegs scharf, und es finden sich in echten Baskendörfern sogar echte Schmalschädel, nur pflegt der Hinterkopf bei den Basken gewöhnlich den Vorderkopf an Breite zu überragen. Da auch sonst das körperliche Aussehen ein recht verschiedenes ist, ganz Brünette und ganz Blonde vorkommen, so wird man davon abstehen müssen, die Basken für einen unvermischten Volksschlag anzusehen, zumal die baskischen Fischer gar oft fremde Weiber nehmen. Das Euskara steht altertümlich vereinsamt unter den Sprachen Europas und hat nur Aehnlichkeit in der Wortgestaltung mit dem amerikanischen Typus, insofern es eine Menge pronominale Beziehungen dem Zeitwort einverleibt und zugleich Bruchstücke als Vertreter von Wörtern zusammensetzt. Doch geht bei ihm der volle Satz nicht in einem einzigen Worte auf, auch erleiden seine Hauptwörter eine Inflexion, die nichts mit dem amerikanischen Verfahren gemein hat[3]). Die Basken müssen wir vorläufig unter allen heutigen Europäern für die ältesten Bewohner unseres Weltteiles halten.

[1]) Reclus, Nouvelle Géographie universelle. Bd. 1. Paris 1876. S. 860 f.
[2]) Anthropological Review. Bd. 7. London 1869. S. 382 f.
[3]) Whitney, Language and the study of language. S. 354.

b. Kaukasus-Völker.

Neben zerstreuten Stämmen im oder am Kaukasus, die bereits dem türkischen Zweige zugezählt wurden oder noch dem indogermanischen Stamm hinzuzufügen sind, stossen wir auf Völker der mittelländischen Rasse, deren Sprachen völlig geschwisterlos bis jetzt dastehen. So bewohnen Daghestân oder den nördlichen Abhang des östlichen Kaukasus die Awaren, Kasikumüken (nicht zu verwechseln mit den türkischen Kumüken), die Akuscha, die Kürinen und die Uden, welche sämtlich von den Georgiern Lekhi, von den Armeniern Lêk und von uns Lesghier genannt werden. Ihre Nachbarn gegen Westen, welche die Daghestâner Misdcheghen heissen, nennen sich selbst Nachtschuoi. Zu ihnen zählen als Stamm die Tschetschenzen, welche unter dem Emir Schamyl hartnäckig für ihre Unabhängigkeit kämpften und nach denen von den Russen die gesamte Gruppe benannt wird, während sie bei den Georgiern Kisten heissen. Die westlichen Bergvölker zerfallen in die Abchasen, welche beide Abhänge des Kaukasus und den grössten Teil des Küstensaumes vom Ingur bis zum Kuban inne haben, und in die Adige oder Tscherkessen, welche westlicher und nördlicher sassen, der russischen Herrschaft über ihr Heimatsgebirge sich jedoch durch Auswanderung in die Türkei entzogen haben.

Zwischen dem Kaukasus und dem nördlichen Absturz des armenischen Hochlandes wohnen Völker mit verschwisterten Sprachen. Es sind dies im Südwesten grösstenteils auf türkischem Boden die Lasen, im Küstenlande am schwarzen Meere die Mingrelier, dann im Längenthal des Ingur, südlich von den Pässen, die zum Elbrus führen, die rohen, fast noch unabhängigen, von Freshfield so trefflich beschriebenen Suanen, endlich als Binnenvölker im Gebiete des oberen und mittleren Kur die Georgier, die sich selbst Karthuhli heissen, von den Russen aber Grusiner genannt werden[1]).

4. Der indogermanische Stamm.

Die Sprachverwandtschaft dieser hohen Völker, längst vorher geahnt, ist zuerst von Franz Bopp bewiesen und seitdem immer schärfer erkannt worden. Uebertrieben allerdings war das darauf flugs gegründete Urteil einer nahen vetterschaftlichen Blutsgenossenschaft sämtlicher Glieder dieser Stammes womöglich bis auf den

[1]) Vgl. die kartographische Darstellung der Bevölkerung Kaukasiens nach Rittich im Ergänzungsheft Nr. 54 von Petermanns Mitteilungen (1878) oder diejenige v. Seidlitz' auf Taf. 15 von Petermanns Mitteilungen (1880).

einzelnen herab. Als wenn nicht die romanischen Nationen uns das historisch vollbeglaubigte Zeugnis vor Augen hielten, dass die Nachkommen von Iberern und Thraziern, Kelten und Italikern, also einander ursprünglich recht fern stehenden Stämmen, nach teilweise völligem Vergessen der Vätersprache als Spanier und Rumänen, Franzosen und Italiener einen sprachlich innig geschlossenen Bruderbund im Lauf der Zeiten gebildet und treu bewahrt hätten, allein infolge der gewaltigen Nachwirkung altrömischer Staatskraft. Heutzutage scheint es selbst den Sprachgelehrten zweifelhaft, ob die Vorfahren der Indogermanen jemals eine völlig einheitliche Ursprache redeten, als sie noch eine engere Heimat umschloss[1]). Indessen dürfen wir gleichwohl von einer wirklichen Familienverwandtschaft wenigstens eines grösseren Teiles der heute vom Ganges bis San Franzisko ausgestreuten Völker reden, von einer wesentlich gleichsprachlichen Brüderschaft von Ur-Indogermanen.

Man hat deren Wiege wahrscheinlich im südwestlichen Asien zu denken, muss aber gänzlich davon absehen, jemals genauer festzustellen, ob sie am westturkistanischen Terrassengelände des Pamir-Plateau, am Fusse des sagenberühmten Ararat oder am Kaukasus gestanden habe. Wird durch Ausscheidung der allen Gliedern gemeinsamen Wurzeln der alte Sprachschatz der indogermanischen Urzeit neu hergestellt, so gewinnen wir zwar ein ungefähres Bild von den gesellschaftlichen Zuständen jener Völker im höchsten Altertume. Wir erfahren dadurch, dass sie bereits den Acker bauten, ihn mit Rindern pflügten, Wagen mit Rädern gebrauchten, Milchwirtschaft trieben und Wasserflächen mit Ruderbooten, nicht mit Segelkraft befuhren[2]). Da gemeinsame Wurzeln in der Bezeichnung der verschiedensten indogermanischen Sprachen für Schnee und Winter vorliegen, so dürfte man das alte Heimatland auch wohl nicht in die Afrika nächsten Teile Asiens mit einer milden Regenzeit an Stelle des Schneewinters rücken. Wenn man aber dasselbe nun weiterhin tiergeographisch zu bestimmen versuchte, etwa auf Grund davon, dass der Löwenname der Griechen auf eine ganz andere Wurzel zurückführe als derjenige der Inder, und dass sich die Erinnerung an den Kampf mit so heroischen Raubtieren wie Löwe oder Tiger in der Spache niemals ganz hätte verwischen können, ihre Namen wenigstens in irgend einer anderen Bedeutung erhalten geblieben sein müssten beim Auszug in ferne Lande, falls diese

[1]) **Delbrück**, Einleitung in das Sprachstudium. Leipzig 1880. S. 136.

[2]) **Pictet**, Les origines indo-européennes. Paris 1859 und 1863. Bd. 1. S. 271, 333. Bd. 2. S. 25, 75, 94, 108 f., 179.

nicht wie jener Ursitz solche Tiere besassen, so begab man sich doch auf den schwankenden Boden der Trugschlüsse. Dergleichen kann, aber muss nicht geschehen. So wurde dasselbe Wort, mit welchem das Sanskritvolk den Löwen bezeichnete, nämlich *singha*, bei den Armeniern, die es zu *ints (indz)* umformten, der Name für den Leoparden[1]; *kyrsa*, wie noch heute bei den Mongolen der Steppenfuchs heisst, wurde bei den Jakuten, als sie die südlichen Steppen verlassen und sich bis zur nordischen Tundra ausgedehnt hatten, die Bezeichnung des Eisfuchses[2]. So blieb ferner der aus der Urheimat mitgenommene Name für die weissrindige Birke, *bharga* d. h. Lichtbaum, den Nordeuropäern wie dem Sanskritvolk gemein, wogegen die Lateiner, in birkenlose Landschaft eingezogen, den nämlichen Wortstamm in geringer Abänderung zu *frag* auf die Esche bezogen, von deren dunkelgrünen Fiederblättern das Hellgrau der Rinde auch so leuchtend absticht[3]. Andererseits wird z. B. niemand das Deutschtum der Friesen anzweifeln, deren Vorfahren also gewiss mit denen der übrigen Deutschen durch die tiefen Wälder Osteuropas hindurchgezogen und lange in ihnen sesshaft gewesen sind, aber den Friesen auf den baumlosen Halliginseln West-Schleswigs sind die deutschen Baumnamen spurlos aus ihrer Sprache entschwunden[4]. Sodann hat uns ein neuerer Sprachforscher[5] kritisch gewarnt, nicht voreilig aus gewissen Verwandtschaftszügen der Sprachen ohne weiteres deren Stammbaum zu entwerfen, wie es der sonst so verdiente August Schleicher mit den indogermanischen Sprachen gethan hatte[6]. Gar vieles im Wortschatz, in der Bildungsweise und Abwandlung der Worte hängt vom langwierigen nachbarlichen Verkehr der Völker ab, nicht von ihrer ursprünglich näheren Verwandtschaft. Die Worte ackern, mähen, mahlen, Salz stimmen blos in der europäischen Gruppe unseres Sprachenkreises überein, nicht mit der asiatischen[7]. Wer dürfte daraus folgern,

[1] Briefliche Mitteilung von Heinrich Hübschmann in Strassburg. Die Bezeichnung des Tigers stimmt im Armenischen *(vagr)* und im Sanskrit *(vyághra)* wurzelhaft überein; Tournefort sah den Tiger noch im vorigen Jahrhundert am Ararat, und die Römer nannten Armenien sogar vorzugsweise das Tigerland. Vgl. Ritter in der Zeitschrift für Erdkunde. Berlin 1856. S. 97.

[2] v. Middendorff, Reise in den äussersten Norden und Osten Sibiriens. Bd. 4. S. 1548.

[3] v. Wolzogen in der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. Bd. 8. Berlin 1875. S. 8.

[4] Kirchhoff in Aus allen Weltteilen. 9. Jahrgang. Leipzig 1878. S. 229.

[5] Johannes Schmidt, Die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen. Weimar 1872.

[6] Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft. Weimar 1863.

[7] J. Schmidt a. a. O. S. 3.

dass die Voreltern beider Volksgruppen in ihrer unfindbaren asiatischen Heimat noch nicht Brot gebacken und noch nicht mit Salz gewürzt hätten? Je näher an Asien die Europäer wohnten, desto asiatischer erhielten sich ihre Sprachen, und zwar nicht allein in der Anzahl mit den asiatischen Nachbarn gemeinsamer Worte, sondern auch hinsichtlich der Grammatik. Das Slavische teilt manche Eigentümlichkeit mit dem Iranischen, nicht zugleich mit dem Sanskrit, wobei sich jene häufig nicht einmal auf das so innig verschwisterte Litauische, geschweige denn auf das Germanische fortsetzt. Der Aorist ist dem Slavischen, nicht dem Litauischen, ist dem Griechischen, nicht dem Italischen eigen. Ebenfalls das Keltische weist in seinen Analogien zum Deutschen so gut wie zum Italischen offenbar viel mehr auf die geographische Lage seiner Entwickelungsstätte als auf die Geschichte seiner Abstammung[1]). Wie eine grosse, in sich selbst zurücklaufende Kette erscheint uns die Sippe indoeuropäischer Sprachen: an das nächst vereinte Indisch-Iranische fügt sich der Ring des Letto-Slavischen, an diesen reiht sich das Germanische und so ferner das Keltische, das Italische, bis sich der Ring der griechischen Mundarten wieder durch einige uns fast ganz verloren gegangene Mittelglieder mit dem Indisch-Iranischen verknüpft[2]).

Immerhin dürfen wir so viel mit einiger Sicherheit vermuten, dass sich der indogermanische Stamm in früher Vorzeit zunächst in die asiatischen und die europäischen Arier schied. Zu der asiatischen Hälfte oder der arischen im engeren Sinn gehören als Hauptäste die brahmanischen Inder und die Iranier. Aus dem Sanskrit der brahmanischen Hindus sind als Töchter die neuindischen Sprachen hervorgegangen: das Bengali und Orija in Bengalen und Orissa, das Nipali und Kaschmiri in der unteren (nicht mongolisch redenden) Stufe von Nipal und in Kaschmir, im zentralen Vorderindien das reine Hindi sowie das mit vielen fremden Stoffen, namentlich mit persisch-arabischen stark vermengte Urdu oder Hindustani (die allgemeinste Verkehrssprache des heutigen Vorderindiens), das Pendschabi und Sindhi im Fünfstromland und am unteren Indus, ferner das Marathi oder die Mahrattensprache im nordwestlichen Dekhan[3]). Zu diesem Aste gehören ferner die Sprache der Siaposch oder Schwarzbekleideten in Kafiristan[4]) sowie die der rätselhaften

[1]) a. a. O. S. 15, 21, 25.

[2]) Delbrück a. a. O. S. 133.

[3]) Vgl. die Karte Nr. 1 zu Cust, A sketch of the modern languages of the East Indies.

[4]) Trumpp, Sprache der Kaffern, in Zeitschrift der D. Morg. Gesellschaft. Bd. 20. S. 391.

Zigeuner, die nicht vor dem Jahre 1000 n. Chr. Indien verliessen, in Griechenland unseren Weltteil betraten, 1322 auf Kreta, 1346 auf Korfu und um 1370 in der Walachei nachgewiesen worden sind[1]).

Der zweite Ast der asiatischen Arier umfasst die Völker, welche das Zend, die Sprache des Avesta oder der altpersischen heiligen Schrift sowie der Keilinschriften erster Gattung persischer Grosskönige vormals geredet haben oder zu ihnen in geschwisterlicher Beziehung stehen. Gemischt mit semitischen Stoffen ging aus dem Zend das Pehlewi, aus diesem das Neupersische hervor. An die Zendgruppe schliessen sich die Karduchen der älteren, die Kurden der neueren Geographen[2]) auf dem Randgebirge Irans gegen Mesopotamien sowie auf den Höhen Armeniens, und die Iron oder Osseten des Kaukasus, welche an der einzigen natürlichen Querstrasse wohnen, die das grosse Gebirge gerade in seiner Mitte tief durchschneidet, ferner die Belutschen in Belutschistân, endlich die Afghanen Afghanistâns, die sich Puschtaneh, ihre Sprache aber das Paschto nennen[3]). Zum Schluss sind noch die Tadschiks von edlem Gesichtsschnitt und reichlichem Bartwuchs zu nennen[4]), teils auf dem Hochlande von Pamir wohnhaft[5]), teils als ackerbautreibende, der Türkenherrschaft verfallene, aber noch iranisch redende Bevölkerung in den ösbegischen Chanaten Chiwa und Bochara, sowie in dem nun russischen Samarkand und Kokand, mit welcher auch die sogenannte Turkbevölkerung Kaschgariens[6]) oder Ostturkistans körperlich die meiste Aehnlichkeit zeigt, obgleich ihre türkische Sprache auf Rassenkreuzung hindeutet.

Die armenische Nation nimmt räumlich und vor dem Richterstuhl der Sprachvergleicher eine bemerkenswerte Mittelstellung ein zwischen den bis hierher aufgezählten arischen und den europäischen Bevölkerungen. Unter ersteren reiht sie sich sprachlich aufs engste an die persische, von der sie sich namentlich durch ihre frühzeitige Annahme des Christentums andererseits stark abhebt; unter letzteren steht ihr in jener Beziehung keine näher als die slavische, was natürlich nicht erst seit 1829, nämlich seit dem Vorrücken der russischen Grenze an den Ararat sich begeben hat, sondern ein ver-

[1]) Miklosich, Zigeuner Europas. Wien 1873. Heft III. S. 7.

[2]) Die Namen der einzelnen Horden giebt Schläfli in Petermanns Mitteilungen. 1863. S. 62.

[3]) Hübschmann in der Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung. Bd. 24. Berlin 1879. S. 391 ff.

[4]) Ujfalvy, Le Syr-Daria. Paris 1879. S. 33 f.

[5]) Vgl. v. Ujfalvy, Aus dem westlichen Himalaja. Karte I.

[6]) S. oben S. 402.

schwundenes Bindeglied in Südrussland voraussetzt, vielleicht die Sauromaten in der kaspischen, die Skoloten in der pontischen Steppe[1]). Dabei erscheint das Armenische keineswegs der Stammbaumtheorie zu Liebe als die neutrale Gabelungsstelle des indogermanischen Völkerbaumes in den asiatischen und den abendländischen Ast, sondern nimmt kräftig und entschieden Anteil an nicht allen, aber doch manchen entwickelungsgeschichtlichen Vorgängen in seiner Umgebung, welche es von beiden Seiten, bald von Südosten, bald von Norwesten berührten gleich ausschwingenden Wellenkreisen, die von verschiedenen Störungszentren aus die Ruhe eines stehenden Gewässers stören, einmal weiter hin, ein andermal weniger weit[2]). Nach ein paar überlieferten Worten zu schliessen, verbrückte sich das Armenische einstmals auch mit dem längst untergegangenen Phrygischen im westlichen Kleinasien. Die Phrygier reihen sich ferner dadurch in die armenische Verwandtschaftsgruppe, dass sie den ursprünglichen Namen für die oberste Gottheit, *Djaus*[3]), preisgaben und ihn *Bagäus* formten, was sich mit dem altpersischen *baga* und dem slavischen *bog* für Gott aufs innigste berührt[4]).

Die europäischen Arier teilten sich zunächst wieder in Nord- und in Südeuropäer. Unter Nordeuropäern sind hier der lettoslavische und der germanische Ast zu verstehen. Die Lettoslaven verzweigten sich als Letten und Slaven, die Letten wieder in reine Letten und in Litauer, welchen letzteren auch die sprachlich verschwundenen Preussen angehörten. Unter den Slaven wiederum müssen Ost- und Südslaven von den Westslaven getrennt werden. Unter die Ostslaven gehören die Russen, mundartlich geschieden in Grossrussen, Weissrussen, Kleinrussen oder Ruthenen, wie sie in Galizien heissen[5]). Zu den Südslaven dagegen zählen die slovenischen Bewohner der Südostalpen in Oesterreich, ferner die Bewohner Kroatiens, Serbiens und Bosniens mit der Herzegowina. Während geringe Sprachunterschiede diese ebengenannten Bevölkerungen trennen, hat sich das Bulgarische der Donaubulgaren ihnen stärker entfremdet. Sprachlich stehen sich Südslaven und Ostslaven einander näher als beide den Westslaven. Zu letzteren gehören, abgesehen von den deutsch gewordenen Slaven des nordöstlichen Deutschlands zunächst die Wenden,

[1]) Müllenhoff in den Monatsberichten der Berliner Akademie aus dem Jahre 1866. Berlin 1867. S. 549—576.

[2]) Hübschmann, Ueber die Stellung des Armenischen. Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung. Bd. 23. Berlin 1877. S. 5 f.

[3]) S. oben S. 269.

[4]) J. Schmidt a. a. O. S. 15, 46.

[5]) Vgl. Taf. 18 in Petermanns Mitteilungen. 1878.

welche in der Lausitz eine rasch abmagernde Sprachinsel bilden[1]), dann die Polen in Posen, in dem ehemaligen Königreich Polen und im westlichen Galizien, drittens die Tschechen in Böhmen und Mähren, endlich die Slovaken in den nördlichen Grafschaften Ungarns.

Der andere Ast der Nordeuropäer, der germanische, verzweigte sich als Goten, Nord- und Südgermanen. Die gotische Sprache ist längst verklungen und nur bewahrt in Ulfilas' Bibelübersetzung. Die altnordische Sprache der Skandinavier hat sich dagegen auf Island und den Färöern noch lebendig erhalten, in der festländischen Heimat aber das Dänisch-Norwegische und das Schwedische erzeugt. Die Sprache der Südgermanen zerfällt in die nord- oder niederdeutschen Mundarten, wie das Friesische, Sächsische, Angelsächsische, Plattdeutsche, Holländische und Vlämische und in das Mittel- und Oberdeutsche, welches seit der Reformation als Schriftsprache in Deutschland zur Herrschaft gelangt ist.

Eine eigentümliche Mittelstellung zwischen Nord- und Südeuropäern nehmen die Albanesen ein, die sich selbst Schkipetaren nennen und sehr wahrscheinlich von den alten Illyriern abstammen. Obgleich sie nämlich die Balkan-Halbinsel bewohnen und zwar die Gegenden von der bulgarischen Morawa bis zum Skodrasee und von da aus südwärts bis nach Epirus, zerstreut auch im Königreich Griechenland gefunden werden (in Böotien, Attika, Argolis, wo sie zur Zeit einer rasch fortschreitenden Hellenisirung unterliegen), so zeigt dennoch ihre Sprache einen engeren Anschluss an die germanische und lettoslavische Gruppe als an das Lateinische und Griechische; Wortverwandtschaften mit dem Griechischen fehlen freilich nicht, beruhen aber vorwiegend auf späterer Entlehnung[2]).

Aehnlich gliederreich wie die nordeuropäischen Indogermanen erscheinen auch die südeuropäischen. Zu ihnen zählen zunächst die Altgriechen, deren Sprache im Neugriechisch noch gut erhalten fortlebt, obwohl die seit dem Mittelalter erfolgte Vermischung mit Slaven in der Verbreiterung des Schädels sich kund thut[3]). Zu nördlichen Nachbarn hatten die alten Bewohner von Hellas ausser den Illyriern die Thrazier, deren Sprache jetzt verschwunden ist, in deren uns aus dem Altertum überlieferten Namen indessen irani-

[1]) Das Zusammenschwinden dieser Sprache seit 1550 und 1750 hat Richard Andree (Das Sprachgebiet der Lausitzer Wenden. Prag 1873) auf einer lehrreichen Karte zur Anschauung gebracht.

[2]) Gustav Meyer in Bezzenbergers Beiträgen zur Kunde der indogermanischen Sprachen. Bd. 8. Göttingen 1884. S. 194 f.

[3]) Vergl. Tabelle I des Anhangs.

sche Wortwurzeln erkannt worden sind[1]). Als zweiter Ast der Südeuropäer sind die Italiker zu nennen, welche die umbrischen. lateinischen und oskischen Mundarten redeten. Die Etrusker gehören nicht zu ihnen, ihre Abkunft ist noch immer ein ungelöstes Rätsel[2]). Die Römer erhoben zur Sprache ihres Weltreiches das Lateinische, als dessen Töchter das Portugiesische, Spanische, Katalanische, Provenzalische, Nordfranzösische, Italienische und die romaunschen wie ladinschen Mundarten in den schweizer und tiroler Alpen, ferner das stark mit keltischen Stoffen gemischte Friaulische in Friaul und im Venetianischen, endlich in Siebenbürgen, etlichen ungarischen Grafschaften sowie in Rumänien das Rumänische aufgeblüht ist. Den dritten Ast der Südeuropäer vertreten die Kelten, welche ehemals die Alpenländer und Süddeutschland bewohnten, in Frankreich die Basken weit zurückdrängten, Teile der nordwestlichen Pyrenäen-Halbinsel in Besitz nahmen und die britischen Inseln bevölkerten. Fast überall sind sie vertrieben oder teils romanisirt, teils germanisirt worden. Nur im äussersten Norden und Westen ihres Gebietes hat sich in der Westhälfte der Betragne und in derjenigen von Wales die kymrische Mundart erhalten, während in den westlichen Grafschaften Irlands, auf der Insel Man, in der Nordwesthälfte Schottlands, auf den Hebriden und dem kleinen einsamen Eiland St. Kilda noch zahlreichere Bevölkerungen die gälische Mundart reden[3]).

Die Indogermanen besitzen die Rassenmerkmale der mittelländischen Völker in höchster Vollkommenheit, mit Ausnahme jedoch der Hindus, die durch starke Blutmischungen mit Dravidas ihre Reinheit verloren haben[4]). Die Gestalt des Schädels schwankt in Europa von der Mittelform bis zu hohen Breitenindices[5]). Bei

[1]) Tomaschek, Zur Kunde der Hämus-Halbinsel. Wien 1882. S. 65—72.

[2]) Corssens Versuch, das Etruskische als eine indogermanische Sprache und zwar als eine solche der italischen Gruppe zu deuten muss als gescheitert betrachtet werden. Dies zeigte Deecke, Corssen und die Sprache der Etrusker. Stuttgart 1875.

[3]) Unvermischt gesprochen wird das Gälische ausser auf den schottischen Nebeninseln nur noch an der Nordwestecke von Schottland, vermischt mit Englisch dagegen nordwestlich von einer Linie, die vom Moray Firth, gegen Südosten gewölbt, nach dem Clydebusen führt. Vergl. R. Andree, Sprachenkarte von Schottland und Irland für das Jahr 1871 im Globus. Bd. 37. 1880. S. 279 und 329. Ravenstein, On the celtic languages in the British Isles im Journal of the Statistical Society. Bd. 42. London 1879. S. 579—635. Peschel-Krümmel, Europäische Staatenkunde. Leipzig 1880. Bd. 1. S. 344 f.

[4]) S. oben S. 471 f.

[5]) S. oben S. 54—56.

Nordeuropäern waren blondes Haar und blaue Augen sehr häufig, selbst bei den Kelten Galliens, wie sie uns noch im Altertum beschrieben werden, während ihre Nachkommen, die Franzosen, uns den Beweis liefern, wie vergänglich jene Merkmale sind.

Die geistigen Vorzüge und die bürgerliche Entwickelung der indogermanischen Völker zu schildern, ist eine Aufgabe, welche die Geschichtschreiber längst zu lösen begonnen haben. Uns fällt nur die Ermittelung zu, welchen günstigen oder ungünstigen Einfluss die Natur des Wohnortes und vor allem Europas auf die frühe Reife unserer Gesittung ausgeübt habe.

So ausdrucksvoll haben sich aber Land und Meer in unserem Erdteil abgesondert, dass schon Strabo[1]), der doch die nächsten Festlande noch so unvollständig kannte, Europa als das am reichsten gegliederte (πολυσχημονεστάτη) gepriesen hat. Unser Weltteil, selbst eine halbinselartige Verlängerung Asiens, hat alle seine Umrisse wieder halbinselartig ausgebildet, denn im Süden tritt er mit drei solchen Gestaltungen in das Mittelmeer, im Norden berühren sich nahezu Skandinavien und die kimbrische Landzunge, ja selbst die britischen Königreiche lassen uns noch erkennen, dass, bevor der seichte Aermelkanal vom Meer ausgefurcht worden war, auch sie als vorspringende Landmassen mit dem Hauptkörper vereinigt waren. Infolge dieser zahlreichen rhythmischen Vorsprünge unseres Festlandes tritt das Meer immer mehr oder weniger golfförmig in das Festland herein.

Meerengen, die durch Annäherung des Festen an das Feste entstehen, sind ebenso selten als bedeutungsvoll. Missachtet musste daher dasjenige Festland am längsten bleiben, das keine besitzt, nämlich Australien. Amerika wiederum erhielt seine ersten Bewohner höchst wahrscheinlich über die Berings-Enge. Europa kann endlich nicht nur sein Kattegat mit dem Sund und den beiden Belten aufweisen, sondern es bildet mit Afrika und Asien die Meerengen von Gibraltar, von Sizilien und den Hellespont samt dem Bosporus, welche das Mittelmeer in drei gesonderte Becken trennen. An jede dieser drei Zusammenschnürungen knüpfen sich zeitenverändernde Weltbegebenheiten. Dort, wo Sizilien sich dem Saum von Afrika nähert, musste die grösste Seemacht des Altertums entstehen, denn von dort liessen sich beide Becken des Mittelmeeres um so strenger beherrschen, als in früheren Zeiten der Schiffer aus Verzagtheit nie das Gestade aus dem Gesicht zu verlieren wagte. Dort an jener Stelle erstand, wuchs und fiel Karthago. Die andere

[1]) Geogr. lib. II. cap. 5. § 18.

Meerenge führt ihren heutigen Namen vom Dschebel-Tarik, dem Tarikfelsen, weil Tarik dort mit den Arabern aus Afrika nach Spanien übersetzte, ein Unternehmen, das bei den damaligen schwachen Leistungen der Schiffahrt wohl nie versucht worden wäre, wenn statt einer Enge ein geräumiger Meeresarm die beiden Festlande getrennt hätte. Mit den Arabern aber kam damals das reifere Wissen morgenländischer Völker, ja zum Teil auch von neuem die verschollene Gelehrsamkeit des griechischen Altertums nach Europa. An die dritte Meerenge knüpft sich die Jahreszahl 1453, der Fall von Konstantinopel, der durch eine wundersame Fügung zum Segen uns ausschlagen sollte, denn, von den Osmanen verscheucht, brachten Byzantiner nicht blos längst vermisste literarische Schätze der hellenischen Blütezeit in das mittelalterliche Europa, sondern es wurde auch durch sie die griechische Sprache ein Gemeingut der Gelehrten, und aus diesem Quell strömte das neue Licht des 16. Jahrhunderts. Noch jetzt drohen diese Meerengen den Bewohnern Europas mit neuen Prüfungen. Im Hintergrunde der modernen Begebenheiten ist ein ziemlich hochbegabtes Volk zum russischen Reich erstarkt und möchte sich vorwärts drängen nach dem offenen Weltmeer. Seine Ufer liegen aber nur an zwei Binnenmeeren, die sich mit Kammern vergleichen lassen, zu denen andere Völker die Schlüssel besitzen. Im Winter gefriert die Ostsee und Schweden wird dann fest mit den dänischen Inseln, so dass die Schiffahrt eingestellt bleibt. Der Pontus dagegen fliesst durch ein doppelt so enges Thal ab, dass sich jede Stelle unter ein Kreuzfeuer von Artillerie bringen lässt. Jedes Volk von gleichem Wuchse wie die Russen würde nach einem offenen Meere sich vorzuarbeiten suchen, und darum, so oft der Gefangene ungeduldig am Gitter seines geographischen Kerkers rüttelt, wird es den westlichen Völkern um ihren Frieden bange.

Wegen seines Gliederreichtums besitzt unser Weltteil die grösste Küstenlänge im Vergleich zu seiner Oberfläche. Nun verdichtet sich, wie die höchst lehrreiche Karte von Ernst Behm[1]) über die Verteilung der Bevölkerung Europas es offenbart hat, in unserem Festlande mit wenigen Ausnahmen stets die Bewohnerzahl am Meeresgestade im Vergleich zu den rückwärts liegenden Binnenstrichen. Jene Karte lehrt uns weiter, dass höhere Bodenerhebung der Bevölkerungsdichte entgegenzuwirken oder sie gleichsam aufzulockern pflegt. Es ist demnach von tiefer Bedeutung, dass von allen Weltteilen Europa wiederum die geringste mittlere Höhe

[1]) Ergänzungsheft Nr. 35 von Petermanns Mitteilungen 1874. Taf. 2.

besitzt[1]) und Reichtum an Niederungen. Eine räumliche Annäherung der Menschen an die Menschen ist aber die unerlässliche Vorbedingung zur Erhöhung der Kulturstufen.

Zu unseren glücklichen Uferumrissen gesellen sich meteorologische Begünstigungen, wie sie von Sachverständigen kaum besser hätten ausbedungen werden können. Durch das tiefe Eindringen des Meeres werden alle schroffen Gegensätze abgestumpft und die Wärme über die Jahreszeiten so gleichmässig verteilt, dass erträgliche Sommer auf milde Winter folgen, und noch im Süden Irlands Myrten, Lorbeeren, Kamellien und Orangen das ganze Jahr im Freien ausharren. Die rasche Musterung von Weltkarten mit Doveschen Isanomalen genügt auch vollständig, um uns zu überzeugen, dass von allen Erdteilen Europa allein durchweg wärmere Sommer und mildere Winter geniesst, als den entsprechenden Erdräumen unter gleicher Polhöhe jeweilig zukommen. Auch einer gleichmässigen Verteilung der Niederschläge ist die peninsulare Schlankheit und die Richtung der grossen Achse unseres Weltteiles aufs höchste förderlich. Wo sich Küsten von Süden nach Norden erstrecken und die regenbringenden Seewinde unmittelbar an den Abhängen hoher Gebirge wie an der Ostküste Australiens oder an der Westküste Nordamerikas ihre Feuchtigkeit absetzen, da folgt hinter ihren Kämmen ein regenarmer Gürtel wie in den angegebenen Fällen. Nichts derartiges kann sich in Europa zutragen, wo die atlantischen Regenwolken oft zu unserem Verdruss ganz Nordeuropa bis nach Russland einhüllen, ohne dass quer vorliegende Bodenerhebungen die gleichmässige Verteilung zum Schaden der Binnenräume störten[2]). Unsere Hauptgebirgszüge, die Alpen mit ihren östlichen Verlängerungen, verschärfen vielmehr die Absonderung unseres Weltteiles in zwei klimatische Hälften: in Nordeuropa und in Südeuropa, in einen Gürtel, wo im Herbste das Laub fällt und in einen mediterranen Küstensaum mit immergrünen Sträuchern und Gewächsen, der eine bewohnt von Völkern, die Bier brauen und Butter bereiten, der andere von Völkern, welche die Trauben keltern und die Früchte des Oelbaumes pressen. Erst in den östlichen Fernen des Weltteiles, an den Gestaden des Pontus und des kaspischen Meeres entwickelt sich ein dritter Gürtel mit anderen Lebensbedingungen, nämlich die Steppe, anfangs eine schmale Zunge.

[1]) Leipoldt, Ueber die mittlere Höhe Europas. Plauen i. V. 1874. S. 138. Krümmel, Morphologie der Meeresräume. Leipzig 1879. S. 105 f.

[2]) Vgl. die ebenso übersichtlichen als gründlichen Karten über Luftdruck und Luftströmungen bei Supan, Statistik der unteren Luftströmungen. Leipzig 1881.

später an Raumgrösse rasch anwachsend. Solche scharfe Uebergänge zu klimatischen Gegensätzen mussten frühzeitig einen Völkerverkehr erwecken, weil die Bewohner des Nordens wie des Südens Erzeugnisse zu bieten hatten, welche die Begierde schon durch den Reiz des Fremdartigen erweckten.

Die Vorteile höherer Gliederung äussern sich aber einfach darin, dass verschieden begabte Völker bequemer das Beste austauschen können, was sie erworben haben. Die besten Erzeugnisse des Menschen sind aber seine glücklichen und beglückenden Gedanken, die, einmal gedacht, befruchtend oder tröstend fortwirken von Geschlecht zu Geschlecht durch Jahrtausende. Zu den beglückenden Gedanken gehören die Religionsschöpfungen, zu den glücklichen unter anderen solche Erfindungen, die über unseren Haushalt und unsere Tagesgewohnheiten eine strenge Herrschaft behaupten. Was wir unter Zivilisation, Kultur, Gesittung verstehen, ist nichts anderes als eine Summe heller Gedanken, grösstenteils von uns ererbt und asiatischen oder ägyptischen Ursprungs. Kein Kulturvolk steht hoch genug, dass es nicht irgend etwas Neues selbst von sogenannten wilden Völkern sich aneignen könnte, oder schon angeeignet hätte. Der Gebrauch der Gabeln beim Genuss der Speisen hat sich beispielsweise in Nordeuropa erst im 17. Jahrhundert verbreitet und wurde anfangs als eine sittenverderbliche Neuerung angesehen[1]). Hätten uns dieses Tischgerät nicht schon die Völker des Altertums hinterlassen, oder würden wir, wie die Chinesen, noch heutigen Tages uns der Essstäbchen bedienen, so hätten unsere Seefahrer von den anthropophagen Fidschi-Insulanern die Gabel als eine Neuigkeit nach Europa bringen können. Durch den Umgang mit den Kelten Galliens war gar mancherlei für die Römer zu erlernen, denn von ihnen empfingen sie zuerst die Seife[2]) und erfuhren sie, wie sich metallene Geschirre verzinnen und versilbern liessen[3]). Vom keltischen Adel erlernten sie die Hetzjagd im freien Feld und unsere deutschen Vorfahren die Falkenbeize[4]). Die alten Bewohner Britanniens dagegen hatten zuerst bei der Landwirtschaft mineralischen Dünger, nämlich den Mergel, angewendet und, zufolge einer etwas dunkeln Beschreibung bei Plinius, das Getreide schon mit Maschinen und mit Pferdekraft geschnitten[5]). Umgekehrt sollten

[1]) Lubbock, Prehistoric Times. 2. Aufl. London 1869. S. 443. Vgl. oben S. 171.

[2]) Ausland. 1866. S. 139.

[3]) Mommsen, Römische Geschichte. Bd. 3. 6. Aufl. S. 232.

[4]) Hehn, Kulturpflanzen. 2. Aufl. S. 324.

[5]) Plinius, lib. XVII. 4, lib. XVIII. 72.

erst nach Tacitus' Zeiten die kühnsten Seefahrer der Welt, die Normannen, mit dem Gebrauche der Segel bekannt werden[1]).

An unsere wichtigsten narkotischen Genussmittel sind wir erst vor drei oder vier Jahrhunderten durch fremde Völker gewöhnt worden: an den Thee durch die Chinesen und an den Kaffee durch fromme Araber. Die erste Schokolade tranken spanische Eroberer aus der Hofküche des mexikanischen Kaisers Montezuma[2]), und als im Jahre 1492 spanische Kundschafter aus dem Innern von Kuba zurückkehrten, erzählten sie dem Entdecker der neuen Welt, dass die harmlosen Indianer der Insel zusammengerollte Krautblätter, welche sie Tabakos nannten, in den Mund steckten, um von dem anderen entzündeten Ende her den Rauch einzuschlürfen. Waren auf den Antillen Zigarren in Gebrauch, so sahen Europäer bei den Rothäuten Nordamerikas den Tabak aus steinernen Pfeifen rauchen und im alten Peru[3]) sowie anderwärts in Südamerika ihn schnupfen.

Das Schlafen in aufgeknüpften Netzen ist eine Erfindung der neuen Welt und unser Ausdruck Hängematte eine Uebersetzung und zugleich Lautnachahmung des Wortes *hamaca*, welches das Französische als *hamac* noch treu bewahrt hat und das aus der Sprache der Insel Haïti stammt. Die Verwendung künstlicher Insekten beim Fischfang mit der Angel und die Wahl dieser Phantome je nach der erwünschten Fischart, der Jahreszeit oder dem Wetter haben die Engländer zuerst den Indianern an den Flüssen Guyanas abgelauscht und von den rohen Naturkindern Brasiliens wurden Portugiesen in der Zubereitung der Tapioka unterrichtet[4]). Das einfachste und zugleich ein ungemein malerisches Männergewand, nämlich der Poncho, welcher im spanischen Amerika heutzutage allenthalben getragen wird, war die Volkstracht der tapferen Araukaner[5]). Selbst im Bau von Fahrzeugen konnten wir erst in unseren Tagen von fälschlich missachteten Völkern, wie den Eskimos, etwas lernen, denn ihre Kajaks wurden die Muster zu unseren Lustgondeln mit geschlossenen Räumen am Schnabel und Stern.

Wenn also selbst bei unseren reifen Zuständen ein Umgang mit jugendlichen Stämmen immer noch Nutzen trägt, wie entscheidend

[1]) Germania, cap. 44. Die Suionen des Tacitus, welche ihre Flotten noch ohne Segel lenkten, sind die germanischen Süd-Skandinavier, also die Schweden.

[2]) **Prescott**, Conquest of Mexico. Bd. 1. S. 135, 155.

[3]) **Prescott** a. a. O. S. 140.

[4]) S. oben S. 443.

[5]) **Waitz**, Anthropologie. Bd. 3. S. 510.

musste es für uns gewesen sein, als unsere Lehrjahre begannen, dass die Zugänglichkeit und Aufgeschlossenheit unseres Weltteils den Zutritt der geistig bereicherten Völker Asiens und Afrikas erleichterte! Ein Misskennen der Kulturgeschichte aber wäre es, wollte man schliessen, dass die Europäer, weil sie einen reich gegliederten Weltteil bewohnten, notwendig durch ihre Leistungen zu allen Zeiten hätten hervorleuchten sollen. Für jene Franzosen, welche in den Höhlen der Dordogne hausten, mit Steinwerkzeugen das wilde Pferd um seines Fleisches willen jagten, zu einer Zeit, wo der vorweltliche Elefant noch Nordeuropa durchschritt, war es völlig unerheblich, ob ihr Weltteil halbinselförmig gestaltet sowie mit Sunden und Golfen reich gesegnet war. Auf den niedrigsten Stufen unserer Entwickelung, wo die Sorge für den täglichen Unterhalt fast den ausschliesslichen Lebenszweck bildet, wo das einzige nicht tierische Bedürfnis, merkwürdiger Weise ein ästhetisches, vorläufig nur darin Befriedigung sucht, dass etwa hübsche Muscheln, an eine Schnur gereiht, den Hals oder die Knöchel zieren sollen, haben weder wagrechte noch senkrechte Gliederungen oder andere geographische Charakterzüge irgend einen Wert zur Besänftigung der rohen Menschennatur besessen.

Bestand die Gunst der Gliederung Europas in seiner Zugänglichkeit für fremde Kultur, so sind auch seine Bewohner, so weit unser geschichtliches Wissen zurückreicht, bis auf vier oder fünf Jahrhunderte rückwärts noch immer der empfangende Teil geblieben. Aus diesem Grunde war es wichtig, dass Europa als asiatische Halbinsel der alten Welt angehörte, denn geräumige Ländermassen sind vorzugsweise reich an solchen Tier- und Pflanzenarten, die zu den Bewohnern in irgend eine gesellige Beziehung treten können, und wirklich stammt mehr als die Hälfte dessen, was den Gestaden des Mittelmeeres ihre landschaftlichen Zierden gewährt, aus dem Morgenlande. Nur der Weinstock, der Feigenbaum, der Lorbeer des Apoll (*Laurus nobilis*), der Oleander, werden bereits fossil in der Provence angetroffen [1]). Die immergrüne Eiche, die Myrte und die Pinie gehörten ebenfalls wohl unter die einheimischen Gewächse. Der Oelbaum dagegen, der auf der griechischen Insel Santorin unter einer sehr alten Lavaschicht angetroffen wird, kam erst mit hellenischen Ansiedlern 600 v. Chr. zu Schiff nach Italien. Die Rebe, welche den südlichen Feuerwein spendet, wanderte von den Südabhängen des Kaukasus über Thrazien ein, ihr folgte der Fasan von den Ufern des Phasis und die Aprikose aus Armenien. Aus

[1]) Charles Martins in der Revue des deux Mondes. Bd. 85. S. 633.

Persien kam die Platane, die Pfirsiche, die Rose und die Lilie, während Melonen, Gurken und Kürbisse, lauter Steppenfrüchte, erst spät durch die Hände der Slaven aus Turkistan nach dem Abendlande gelangten. Dattelpalmen sahen die Hellenen zuerst in Phönizien, als unzertrennliche Begleiter der Araber wanderten sie in das eroberte Spanien und landeten mit sarazenischen Piraten an dem gefeierten Gestade zwischen Genua und Nizza. Aus dem semitischen Asien stammt auch die Zypresse, der Paradiesapfel, Kümmel und Senf, während Nordeuropa die Linse den Römern, die Erbse den Griechen verdankt. Von italienischen Gärtnern lernten unsere Vorfahren ihre wilde Schlehe durch Aufsetzen von Damaszener Reisern zur Zwetsche veredeln und zu dem wilden Süsskirschenbaum kam von Kerasus am Pontus die Weichsel. Der Haushahn wanderte aus Indien über Persien zunächst nach Griechenland, und den Pfau brachten die hiramsalomonischen Indienfahrer aus Ophir, dem Ahhira an der Indusmündung[1]). Es waren also die östlichen Ländergebiete, welche ihr Füllhorn hauptsächlich über Südeuropa umstürzten, und im Vergleich zu ihren Gaben konnte die neue Welt nur wenig mehr hinzufügen: eine einzige Getreideart, den Mais, eine einzige Knollenfrucht, die Kartoffel, als häufige Zierde südlicher Landschaften noch die Agave und die Feigendistel.

Aber nicht blos Gaben der Ceres, nicht blos die stillen Zierden unserer Gärten oder Haine, die lockenden Früchte unserer Obstreviere mussten erst aus dem Morgenlande nach dem Mittelmeere wandern, auch die höchsten geistigen Schätze schlugen denselben Weg ein. Die Kunst, das gesprochene Wort in seine einzelnen Laute zu zerlegen, und diese Laute durch Symbole sichtbar werden zu lassen, empfingen die Griechen zuerst aus Kleinasien. Durch ägyptische und assyrische Muster wurden sie zuerst angeregt, den Stein zu Bild- und Bauwerken zu beseelen. Endlich verbreiteten sich aus dem Orient, aus der Wüste zumal, wo Sonne und Gestirne durch reine Luft beständig ungetrübt strahlen und funkeln, fromme Begeisterung sich häufiger regt und Sehergabe leichter sich entzündet, verklärtere Religionen und durch sie eine merkliche Milderung der Sitten. Selbst vor wenig länger als tausend Jahren brachten uns noch die Araber aus Indien die scharfsinnigste Erfindung nach der Lautschrift, nämlich unsere neuen Zahlzeichen und die Kunst, ihren Rang in der Dezimalordnung durch den Stellenwert zu bestimmen.

[1]) Näheren Aufschluss gewährt Hehn, Die Kulturpflanzen und Haustiere. Berlin 1874.

Während wir das Morgenland als die Mutter der höchsten Erfindungen, aller freundlichen Verbesserungen des häuslichen Daseins, aller geistigen Verklärungen verehren müssen, blieben dagegen bis auf den heutigen Tag seine Völker auf niedrigen Stufen der menschlichen Gesellschaft stehen, nämlich auf der Herrschaft der Einzelwillkür, mehr oder weniger gemischt und gemildert durch Theokratie, nie befreit von dem Unsegen der Vielweiberei, bei welcher Geschwisterliebe nie zu keimen vermag und Haremsumtriebe und Palastrevolutionen einen beständigen Wechsel der Herrscherhäuser nach sich ziehen. Diesem Mangel gegenüber war vorauszusehen, dass, wenn in einer anderen Völkerfamilie, wenn bei den Ariern die Fähigkeit schlummerte, der menschlichen Gesellschaft eine bessere und würdigere Gliederung zu verleihen, früher oder später notwendig die höchsten Entwickelungen ihren Sitz verlegen mussten.

Unter allen arischen Völkern leuchteten unbedingt die Römer durch staatsmännische Begabung am hellsten. Wie ein Gemeinwesen durch Gesetze zu ordnen, wie ein Heer zu schulen, wie im friedlichen Verkehr die Zweifel über Eigentum und Leistungen nach gesunder Auffassung des Rechten und Billigen zu schlichten seien, verstand niemand besser als sie. Im Orient entstanden nur Despotien auf den Trümmern von Despotien, bei den Ariern des Abendlandes entwickelten sich die ersten Keime einer bürgerlichen Gesellschaft. Zum Heil für die Menschheit hatten aber gerade die Römer auf einer mittleren Halbinsel ihre Heimat gefunden, denn, wie schon Strabo einsah, beruhte auf der zentralen Lage Italiens die lateinische Weltherrschaft. So kam es, dass kurz vor dem Beginn unserer Zeitrechnung zum erstenmal der Schwerpunkt der Gesittung von den Südufern des Mittelmeeres nach dem nördlichen Rande, von seinem äussersten Osten nach der Mitte und obendrein vom levantischen Becken in das abendländische verlegt wurde.

Würdigen wir den Gang der Geschichte von dem entlegenen Standpunkte der Erd- und Völkerkunde, so gilt uns als die höchste Verrichtung des Römerreiches die langsame Bekämpfung Spaniens, die rasche Eroberung Galliens sowie der britischen Inseln und das teilweise Vordringen nach Deutschland. Unscheinbare und alltägliche Leistungen der Römer sind es, die wir in diesem Sinne am höchsten stellen müssen; sie errichteten Strassen, Meilensteine und Posten, sie lehrten, wie unsere Sprache es bezeugt, die ersten steinernen Häuser erbauen und vereinigten sie durch Gräben und Brustwehr zu einem Ring. Durch ihre Städtegründungen wurden zum erstenmal die Bewohner in eine bürgerliche und eine ländliche Bevölkerung geschieden und gleichzeitig die erste Anleitung erteilt,

wie solche Gemeinden sich verwalten lassen. Bei den gallischen und britischen Kelten war dieser Umschwung schon vorbereitet, aber der längere Genuss der Römerherrschaft musste dort mit dem Verluste der einheimischen Sprache gebüsst werden, so dass sich nur in den unzugänglichen Gebirgen, in den abgelegenen Landschaften Aquitaniens das Baskische, in der Bretagne, in Wales, in Schottland und in Irland das Keltische längere Zeit behaupten konnte. Dass die germanischen Stämme ihre Sprache retteten, verdankten sie der grösseren Rauheit ihres Klimas, der Unwegsamkeit des Flachlandes, der kürzeren Dauer der Römerherrschaft, ihrer mannhaften Gegenwehr, aber auch dem Schutze ihrer mächtigen Gebirge, denn während in das offene und heitere, darum auch einer zeitigeren Gesittung erschlossene Gallien das Lateinische bequem einzog und sich ausbreitete, konnte es nicht auf dem nächsten Wege, nämlich von Süden herauf, sondern es musste zuvörderst aus dem Südwesten und aus dem Westen, also auf Umwegen, nach Deutschland eindringen, so dass wir es der Unzugänglichkeit der deutschen Alpen mit zu verdanken haben, wenn unsere Sprache sich siegreich behaupten durfte.

Mit dem Wachstum bürgerlicher Gesittung in Nordeuropa veränderten sich allmählich Wert und Würde der geographischen Gliederungen. Die Ströme wirkten städtebildend, Gewerbe und Handel blühten und die nördlichen Mittelmeergestade erhielten jetzt, was sie vorher nur schwach besassen, ein staatswirtschaftliches Hinterland. In dieser Zeit erneuert sich die Blüte von Marseille, wird Barcelona ein Platz ersten Ranges, erhebt sich etwas später Sevilla und entsteht die Seemacht von Genua, welche nach Ueberwältigung Pisas die Herrschaft auf dem Mittelmeer anstrebt. Um aber alle diese Schöpfungen zu verdunkeln und alle Nebenbuhler zu überleben, war in unvergleichlicher Lage, nämlich in der Vertiefung des adriatischen Golfes, als dessen verlängerte Achse wir das rote Meer, den ältesten Seeweg nach Indien, betrachten dürfen, Venedig gegründet worden, dem zuletzt das Uebergewicht zur See verblieb.

Wenn damals der Südrand Europas als die am meisten bevorzugte Gliederung des Erdkreises erschien, so sollten die italienischen Seemächte selbst eine Wendung herbeiführen, welche die kulturgeschichtliche Bedeutung der Umrisse Europas gänzlich verändern musste, ja wir können sogar die Zeit streng bezeichnen, in welcher der Glanz der Mittelmeerufer zu erbleichen begann. Im Jahre 1318 brachten zuerst venetianische Galeeren indische, das heisst morgenländische Waren auf dem Seeweg durch die Meer-

enge von Gibraltar nach dem Markte von Antwerpen. Wohl waren einzelne Fahrzeuge früher diesen Weg gezogen, allein wegen der See- und Piratengefahr musste bis dahin kaufmännisch die Verfrachtung zu Lande dem Seewege vorgezogen werden. Mit jenem nautischen Fortschritt wurden die Schiffer hinausgeführt in den atlantischen Ozean. Fast unmittelbar erfolgte darauf die Wiederentdeckung der Kanarien und das Auffinden der Azoren, letztere auf zwei Fünfteln des Weges nach Amerika gelegen. Nicht unbemerkt zogen Mittelmeer-Seefahrer an Portugal vorüber, welches für ozeanische Verbindungen unvergleichlich günstig gelegen war. Lissabon erhob sich zu einem Seeplatz ersten Ranges; die anfangs verzagten Portugiesen und Spanier übten sich an den afrikanischen Küsten für Fahrten auf der hohen See; eine neue Welt im Westen, ein ozeanischer Weg nach Indien wurden gefunden, und während das Mittelmeer erst langsam, dann immer rascher hinabsank zum Charakter eines Binnensees, genossen die höchsten geographischen Vergünstigungen fortan diejenigen Völker, welche an den Weltmeerufern Europas sassen und deren nautische Anlagen nur eines Weckers bedurft hatten. Je wichtiger seitdem mit jedem Jahrhundert die überseeischen Gebiete wurden, als ein verjüngtes und verdoppeltes Europa, desto höher stieg der Rang der ozeanischen Küsten.

So oft wir diese Lehren der Geschichte fest ins Auge fassen, vermögen sie uns immer aufs neue in Staunen zu versetzen. Wir erkannten zuvor, dass zur Rentierzeit die Umrisse unseres Welteiles noch tote Vergünstigungen für seine Bewohner waren, wir überzeugten uns später, dass der älteste Aufschwung zu höherer Gesittung sich dort zutrug, wo unweit der Berührung von Afrika und Asien der Nil strömte, dass ferner zur Aufnahme morgenländischer Kultur der Südrand Europas durch seine geographischen Gliedmaassen und Gefässe vorsorglich ausgestattet worden war, dass aber diese Verrichtungen aufhörten, als durch eine Steigerung menschlicher Leistungen der Wert der gegebenen Naturverhältnisse sich änderte. Höher demnach als alle Umrisse von Land und Meer, als das Höchste sogar müssen wir die That verehren.

Diese geschichtlichen Erkenntnisse predigen uns den Satz von der Vergänglichkeit aller geographischen Vergünstigungen. In der Kette der Gesittungsgeschichte war das Mittelmeer blos ein Glied, welches der hellste Glanz nur eine begrenzte Zeit umfloss. So wird auch Europa selbst nur vorübergehend der Schauplatz der höchsten Leistungen des Menschengeschlechtes bleiben können. Die alten Hellenen, als Bewohner von Inseln, scharf geschnittener Halbinseln,

Landengen, durch Gebirge streng abgeschiedener Thäler und Landschaften genossen alle Reize und Vorzüge der politischen Kleinwirtschaft, günstig für Entfaltung geistiger Mannigfaltigkeit, hinderlich aber für grössere nationale Leistungen. So versanken sie in geschichtliche Vergessenheit, als die Zeit abgelaufen war. Ganz ähnlich ist Europa jetzt der schicklichste Erdraum zur Ausbildung von Völkern mit scharf ausgeprägter Persönlichkeit. Es konnte kaum anders kommen als dass Spanien, die britischen Inseln, Skandinavien, Italien, die Balkan-Halbinsel, dass Frankreich mit natürlichen Grenzen auf drei und Deutschland mit natürlichen Grenzen auf zwei Seiten geschlossene Staaten oder Gesellschaften bilden sollten, selbst das europäische Russland hat sich uns als ein bis auf den Westen gut abgesonderter und in sich mehr als mit dem Ausland verbundener Landraum bewährt. Nur regt sich die Besorgnis, ob die Entwickelung einer Mehrzahl stark individualisirter Völker nicht bald so kleinlich erscheinen möchte wie das Sonderleben von Athen, von Lakedämon, Korinth und Böotien erschien, als die Zeit für grössere geschichtliche Schöpfungen eingetreten war.

Im Westen von uns in einer Welt, der eine alte und alternde gegenübersteht, auf Gebieten zwischen zwei Ozeanen gelegen, erfüllt ein junges Völkergemisch bald den Raum eines Festlandes, das leicht die gesamte Bewohnerzahl der jetzigen Erde, nämlich 1460 Millionen, ernähren könnte, wächst eine neue Gesellschaft auf, alle Jahrzehnte ihre Kopfzahl um ein Drittel vermehrend, so dass sie das zwanzigste Jahrhundert sicher mit weit über 100 Millionen antreten wird. Wenn dermaleinst auf jenem Schauplatz höhere Aufgaben gelöst werden, dann müssen die Völker Europas aus dem geschichtlichen Vordergrund zurücktreten. Sobald bei uns die Sonne im Mittag steht, röten ihre ersten Strahlen die Küstenlandschaften der neuen Welt. So ist es auch mit der menschlichen Kultur. Europa liegt jetzt unter dem Scheitel ihrer Bahn und drüben dämmert bereits der Morgen. Die Sonne aber rückt weiter, sie steht nicht gefesselt wie auf Josuas Geheiss, und wie die Gliederungen unseres Weltteiles, geologisch aufgefasst, nur eine flüchtige Erscheinung sind, so wird auch ihr sittengeschichtlicher Wert dem Lose alles Vergänglichen sich nicht entziehen können.

ANHANG.

Welckers Schädelmessungen.

(Archiv für Anthropologie. Bd. 16. 1885. S. 1 ff.)

I. Gruppirung nach Völkern.

Zahl der gemessenen Schädel	Völker	Verhältnis der Länge (= 100) zur Breite	Höhe	Abweichung des Höhen- vom Breiten-Index	Kapazität (in Kubikzentim.)
	I. Mittelländische Rasse.				
	a. Indogermanen.				
	1. Germanen.				
20	Breisgauer aus der Gegend von Freiburg	83.4	73.0	—10.4	1512
15	Schwaben aus der Gegend von Tübingen	82.2	73.6	— 8.6	1485
17	Unterfranken aus der Gegend von Würzburg	83.0	73.3	— 9.7	1432
20	Altbaiern	83.0	73.7	— 9.3	1530
24	Deutschösterreicher	81.8	75.0	— 6.8	1462
20	Hessen aus der Gegend von Giessen	81.9	72.5	— 9.4	1503
20	Thüringer aus der Gegend von Jena	79.6	71.9	— 7.7	1432
60	Umwohner von Halle a. S.	82.5	73.9	— 8.6	1460
11	Hannoveraner	79.3	71.7	— 7.6	1494
14	Rheinfranken aus der Gegend von Bonn und Köln	82.2	72.6	— 7.6	1476
24	Schleswig-Holsteiner	79.8	71.3	— 8.5	1467

Zahl der gemessenen Schädel	Völker	Verhältnis der Länge (= 100) zur Breite	Höhe	Abweichung des Höhen- vom Breiten-Index	Kapazität (in Kubikzentim.)
	Oberdeutsche (Mittel aus obigen 96)	82.2	73.5	— 8.7	1484
	Mitteldeutsche (Mittel aus obigen 100)	81.3	72.8	— 8.5	1465
	Niederdeutsche (Mittel aus obigen 49)	79.8	71.8	— 8.0	1479
	Deutsche (Mittel der 245)	81.1	72.7	— 8.4	1478
16	Holländer (verschiedener Gegenden)	77.4	70.8	— 6.6	1478
10	Nordholländer (Oostzan und Zaandam)	78.8	71.8	— 7.0	1485
15	Zuidersee-Insulaner	79.1	69.8	— 9.3	1414
10	Dänen (7) und Norweger (3)	78.6	71.3	— 7.3	1432
20	Schweden	77.2	71.2	— 6.0	1426
3	Isländer	79.1	71.1	— 8.0	1440
15	Engländer	78.9	73.1	— 5.8	1531
4	Schweizer von Emmetten (Sion-Typus)	77.5	72.4	— 5.1	1440
5	Schweizer aus dem Beinhaus zu Disentis	87.0	76.9	—10.1	1427
12	Schweizer aus verschiedenen Kantonen	84.4	75.2	— 9.2	1543
	2. Kelten.				
12	Schotten	78.8	72.5	— 6.3	1503
13	Irländer	75.4	71.1	— 4.3	1450
	3. Romanen.				
20	Altrömer (aus Pompeji, Veji etc.)	76.6	71.3	— 5.3	1406
23	Altrömer (vom Rhein, aus Thüringen etc.)	75.7	72.2	— 3.5	1387
13	Venetianer	81.8	76.7	— 5.1	1432

Zahl der gemessenen Schädel	Völker	Verhältnis der Länge (= 100) zur Breite	Höhe	Abweichung des Höhen- vom Breiten-Index	Kapazität (in Kubikzentim.)
20	Italiener (von Genua, Toscana etc.)	81.6	74.0	— 7.6	1460
7	Portugiesen	79.0	74.9	— 4.1	1467
11	Spanier	77.3	73.0	— 4.3	1472
28	Franzosen	82.2	75.0	— 7.2	1498
10	Rumänen	83.3	76.6	— 6.7	1408
	4. Griechen.				
12	Altgriechen	77.1	73.6	— 3.5	1494
10	Neugriechen	80.0	74.5	— 5.5	1458
	5. Slaven.				
6	Serben	81.6	76.2	— 5.4	1485
8	Kroaten	85.1	78.4	— 6.7	1525
36	Grossrussen	82.0	76.6	— 5.4	1461
18	Kleinrussen	81.8	75.4	— 6.4	1407
6	Ruthenen	83.0	77.5	— 5.5	1485
18	Polen	82.1	74.4	— 7.7	1472
36	Tschechen	84.2	76.0	— 8.2	1506
6	Slovaken	84.1	76.3	— 7.8	1489
	6. Vorderindische Völker.				
68	Hindus verschiedener Kasten .	73.9	73.9	± 0	1316
14	Zigeuner	78.2	74.6	— 3.6	1364
	b. Semiten.				
20	Juden	81.8	71.4	—10.4	1451
4	Juden vom Blutacker zu Jerusalem	73.2	70.4	— 2.8	1322
15	Araber	76.9	75.4	— 1.5	1476
4	Abessinier	71.3	75.6	+ 4.3	1258
	c. Hamiten.				
23	Altägypter	77.1	74.4	— 2.7	1347
13	Neuägypter	73.6	76.1	+ 2.5	1343
5	Kabilen	77.7	75.3	— 2.4	1400
14	Guantschen.	78.2	73.3	— 4.9	1401

Zahl der gemessenen Schädel	Völker	Verhältnis der Länge (= 100 zur) Breite	Höhe	Abweichung des Höhen- vom Breiten-Index	Kapazität (in Kubikzentim.)
	II. Dravidas.				
5	Singhalesen	76.3	77.2	+ 0.9	1331
	III. Mongolen.				
	1. Finnotürken.				
12	Lappen	85.5	73.3	—12.1	1400
17	Finnen	80.3	74.6	— 5.7	1464
11	Esten	77.1	73.6	— 3.5	1371
16	Magyaren	81.9	76.2	— 5.7	1440
10	Tataren	79.8	75.8	— 4.0	1432
13	Baschkiren	83.0	75.9	— 7.1	1440
23	Türken	83.3	77.4	— 5.9	1452
	2. Nordöstliche Mongolen.				
8	Buräten	85.1	76.4	— 8.7	1489
5	Tungusen	83.6	70.9	—12.7	1410
22	Kalmüken	83.0	73.6	— 9.4	1466
7	Mongolen aus Kurganen bei bei Sarepta	87.2	72.7	—14.5	1457
	3. Südöstliche Mongolen.				
8	Japaner	80.2	78.0	— 2.2	1385
54	Chinesen	79.1	78.0	— 1.1	1444
13	Tibeter	75.3	74.5	— 0.8	1322
24	Siamesen (vom Verbrennungsplatz zu Bangkok)	84.3	82.7	— 1.6	1471
3	Birmanen	77.5	79.2	+ 1.7	1352
	IV. Malayen.				
	1. Asiatische.				
4	Nikobaren	77.4	78.1	+ 0.7	1387
22	Sumatraner	81.8	78.9	— 2.9	1455
37	Javanen (vom östlichen Java)	82.3	79.4	— 2.9	1437
7	Sundanesen (vom westlichen Java)	84.6	81.0	— 3.6	1386
19	Maduresen	85.7	82.1	— 3.6	1419
10	Balinesen	79.0	77.2	— 1.8	1390

Zahl der gemessenen Schädel	Völker	Verhältnis der Länge (= 100) zur Breite	Höhe	Abweichung des Höhen- vom Breiten-Index	Kapazität (in Kubikzentim.)
23	Dajaken	77.7	77.3	— 0.4	1373
18	Bugis	82.0	79.0	— 3.0	1379
15	Makassaren	81.8	78.7	— 3.1	1424
4	Menadoresen	82.9	81.0	— 1.9	1352
20	Amboinesen	79.1	78.0	— 1.1	1421
	2. Polynesier (und Mikronesier).				
7	Karolinen-Insulaner	71.1	74.3	+ 3.2	1434
14	Maoris	76.4	77.0	+ 0.6	1384
2	Chatham-Insulaner	78.7	78.7	± 0	1425
9	Taïtier	77.1	79.6	+ 2.5	1350
7	Insulaner von Nukuhiwa	76.4	77.0	+ 0.6	1267
9	Insulaner von Uahuka und Fatuhiwa	77.3	76.0	— 1.3	1441
14	Hawaiier	79.7	81.0	+ 1.3	1487
	V. Papuanen.				
20	Insulaner von Mysore (nördlich von der Geelvinksbai)	72.7	74.9	+ 2.2	1372
2	Neu-Kaledonier	72.0	76.6	+ 4.6	1463
	VI. Australier.				
20	Australier	73.3	74.9	+ 1.6	1321
	VII. Neger.				
7	Neger aus Nieder-Guinea	74.0	74.8	+ 0.8	1340
12	Aschantis	71.8	75.2	+ 3.4	1313
6	Donko-Neger (nördlich von Aschanti)	72.1	75.6	+ 3.5	1294
5	Neger vom westlichen und mittleren Sudan (Timbuktu, Tsad-See)	73.1	76.1	+ 3.0	1387
5	Neger vom östlichen Sudan (3 von Sennâr, 2 von Dar For)	71.4	72.5	+ 1.1	1294
5	Maravi-Neger	70.9	74.4	+ 3.5	1322
7	Mozambique-Neger	73.5	75.6	+ 2.1	1359

Zahl der gemessenen Schädel	Völker	Verhältnis der Länge (= 100) zur Breite	Höhe	Abweichung des Höhen- vom Breiten-Index	Kapazität (in Kubikzentim.)
	Mittel aus obigen 7 Gruppen .	72.4	74.9	+ 2.5	1330
38	Neger verschiedener Herkunft	73.5	74.0	+ 0.5	1320
20	Kaffern	72.3	73.4	+ 1.1	1336
	VIII. Koi-Koin.				
10	Hottentotten	71.1	70.6	0.5	1369
10	Buschmänner	71.1	69.4	— 1.7	1240
	IX. Amerikaner.				
	1. Eskimos.				
29	Grönländer	77.2	74.1	+ 1.9	1452
6	Eskimos aus Labrador	71.7	74.2	+ 2.5	1378
	2. Nordwestamerikaner.				
11	Nordwestamerikaner (darunter 2 von der St. Lorenz-Insel, 2 von Unalaschka, 2 von Sitka, 1 von Kadiak)	81.7	76.3	— 5.4	1405
	3. Nordamerikanische Indianer.				
26	Indianer aus dem Unionsgebiet	78.9	75.4	— 3.5	1440
6	Indianer aus Mexiko	78.3	78.2	— 0.1	1397
	4. Südamerikanische Indianer.				
10	Kariben	81.7	73.9	— 7.8	1232
8	Botokuden	77.0	76.6	— 0.4	1359
6	Puris und Quarapavaner (Brasiliens)	73.9	74.6	+ 0.7	1416
5	andere Indianer Brasiliens . . .	75.8	75.3	— 0.5	1322
4	Peruaner	80.1	79.9	— 0.2	1335
8	Araukaner und Patagonier . .	80.1	76.6	— 3.5	1402

Anhang II und III s. die Tabelle am Schlusse des Bandes.

NAMEN- UND SACHVERZEICHNIS.

Die grossen Zahlen bezeichnen die Seite, die kleinen die Anmerkung.

Berichtigung.

S. 95. Z. 19 v. oben lies Haarfarben (statt Hautfarben).

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

elbreite.

Breiten index		Koi-Koin	Neger	Amerikaner
71		71.1 Busch-männer u. Hottentotten	70.9 Maravi-Neger	
72			71.8 Aschantis 72.1 Donko-Neger 72.3 Kaffern	71.7 Eskimos v. Labrador 72.2 Grönländer
	er		73.1 Neger des westl. und mittl. Sudan 73.5 Mozambique-	

cephalen

			Brachycephalen
Hypsicephalen	Abe Mar Don Asc Pap Kar		**Hoch und breit** (Hypsibrachycephalen) — 1.0 bis — 3.9 Siamesen — 1.6 Menadoresen — 1.9 Sundanesen — 3.6 Maduresen — 3.6
Orthocephalen	Grö Aus Kaf Sing Tib	ukaner u. Pata- onier — 3.5 uner — 3.6 ren — 4.0 ugiesen — 4.1 nier — 4.3 ntschen — 4.9	**Mittelhoch und breit** (Orthobrachycephalen) — 4.0 bis — 6.9 Ruthenen — 5.5 Türken — 5.9 Rumänen — 6.7 Kroaten — 6.7
Platycephalen		n — 7.7 ben — 7.8 sche — 8.4 ersee-I. — 9.3 n — 10.4	**Flach und breit** (Platybrachycephalen) — 7 bis — 16 Baschkiren — 7.1 Kalmüken — 9.4 Slovaken — 7.8 Lappen — 12.2 Tschechen — 8.2 Tungusen — 12.7 Buräten — 8.7 Mongolen aus Kurganen — 14.5

chädellänge.